

Die romanische und gothische Baukunst

Gesamtanordnung und Gliederung des „Handbuches der Architektur" (zugleich Verzeichnis der bereits erschienenen Bände, bezw. Hefte) sind am Schlusse des vorliegenden Heftes zu finden.

HANDBUCH

DER

ARCHITEKTUR.

Zweiter Teil:

DIE BAUSTILE.

HISTORISCHE UND TECHNISCHE ENTWICKELUNG.

4. Band:

Die romanische und die gotische Baukunst.

Zweites Heft:

Der Wohnbau des Mittelalters.

ZWEITE AUFLAGE.

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG.
1908.

DIE

BAUSTILE.

HISTORISCHE UND TECHNISCHE ENTWICKELUNG.

DES

HANDBUCHES DER ARCHITEKTUR

ZWEITER TEIL.

4. Band:

Die romaniſche und die gotiſche Baukunſt.

Zweites Heft:

Der Wohnbau des Mittelalters.

In 1. Auflage bearbeitet von

Geheimen Rat Direktor † Dr. **Auguſt von Eſſenwein.**

Zweite Auflage.

Von

Profeſſor **Otto Stiehl,**

Magiſtratsbaurat und Privatdozent an der Techniſchen Hochſchule in Berlin.

Mit 459 in den Text eingedruckten Abbildungen, ſowie 17 in den Text eingehefteten Tafeln.

LEIPZIG

ALFRED KRÖNER VERLAG.

1908.

Redaktion:
Geheimer Baurat Profeffor Dr. phil. und Dr.-Ing. EDUARD SCHMITT
in Darmftadt.

Druck von BÄR & HERMANN in Leipzig.

Handbuch der Architektur.

II. Teil:

BAUSTILE.

4. Band, Heft 2.

(Zweite Auflage.)

INHALTSVERZEICHNIS.

Die mittelalterliche Baukunft.

3. Abfchnitt.

Die romanifche und die gotifche Baukunft.

Der Wohnbau.

Seite

Verzeichnis
der in den Text eingehefteten Tafeln.

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE.

Die in der erſten Auflage dieſes Heftes von *A. von Eſſenwein* gegebene Bearbeitung des mittelalterlichen Wohnbaues bildete für ihre Zeit einen außerordentlichen Fortſchritt und eine ſehr bedeutſame kunſtgeſchichtliche Leiſtung. Bot ſie doch zum erſtenmale eine zuſammenhängende Schilderung und zuſammenfaſſende Geſichtspunkte für ein umfangreiches Gebiet, deſſen Behandlung ſich bis dahin auf weithin verſtreute Einzelaufſätze, beſtenfalls auf die der Vertiefung des Studiums ungünſtige Zuſammenſtellung ſolcher zu wörterbuchartigen Schlagwortſammlungen beſchränkt hatte. Ihre anregende Kraft iſt infolgedeſſen überaus groß geweſen. Seither hat aber das Studium der profanen Bauwerke mit verſtärkter Kraft eingeſetzt, genährt von dem wachſenden Verſtändnis für den hohen Wert deſſen, was gerade dieſe volkstümlicheren Kunſtzweige uns in ihren Werken hinterlaſſen haben. In umfangreicher Einzelbetätigung iſt die Menge des Beobachtungsſtoffes außerordentlich angewachſen; neue Gedankenverbindungen haben ſich geöffnet, und neue Grundanſchauungen teils geſchichtlicher, teils künſtleriſcher Art machen ſich tiefeingreifend geltend.

So war es bei Vorbereitung der vorliegenden Neuauflage nicht mehr möglich, das Werk *Eſſenwein*'s etwa durch ergänzende Überarbeitung dem heutigen Stande der Forſchung anzupaſſen; es mußte vielmehr eine vollſtändige Neubearbeitung an ſeine Stelle treten. Die dem erſten Bearbeiter gebührende Hochſchätzung iſt dabei Veranlaſſung geweſen, daß wenigſtens einzelne geeignete Stücke, vor allem die friſche Schilderung des Nürnberger Kaufmannshauſes (S. 161—163) und das in ſich abgeſchloſſene Kapitel über die Hauskapellen möglichſt unverändert wieder in die Darſtellung eingereiht wurden.

Bei einer Arbeit, die ſich wie die vorliegende das Zuſammendrängen eines weitverzweigten Wiſſensgebietes auf engen Raum zum Ziele ſetzt, iſt es unvermeidlich, daß das Typiſche, durchſchnittlich Wiederkehrende vor allem betont werden muß, um die großen Züge der Entwickelung klar herauszuſtellen. Dieſer Notwendigkeit zuliebe muß es denn ſchon in den Kauf genommen werden, wenn das, was ſo als Regel aufgeſtellt wird, nicht mit jedem Einzelfall einer ſo wechſelreichen Erſcheinung ſich deckt, wie ſie das behandelte Gebiet an ſich, vor allem aber die Entwickelung des mittelalterlichen Städteweſens darſtellt. Aus wohlerwogenen Gründen habe ich an der ſchon in meinem Buche „Das deutſche

Rathaus des Mittelalters" (Berlin 1905) vertretenen Anschauung festgehalten, daß die zugleich Ackerbau und Handel treibende Stadt für die Gestaltung des bürgerlichen Wohnbaues die bestimmende Siedelungsform gewesen ist. Gegenüber den hierzu erhobenen Einwänden sei den an den betreffenden Abschnitten gemachten Bemerkungen an dieser Stelle kurz hinzugefügt, daß auch die Geschichte der als reine „Marktansiedelung" gegründeten Städte mir den Satz zu bekräftigen scheint, daß im Mittelalter dauernder Wohlstand eines Gemeinwesens nur durch den nutzbaren Besitz von Grund und Boden gesichert werden konnte. Denn diese Siedelungen haben sich den ursprünglich vielleicht fehlenden Ackerbesitz doch durchgängig später erworben; so manche von ihnen haben sich auf diesem Wege allmählich in reine Ackerbürgerstädte verwandelt. Da zudem das Wohnwesen dieser stark in der Minderzahl befindlichen Städte irgend welche Besonderheiten nicht erkennen läßt, so können wir der frühesten Form ihrer Verfassung keine große Wichtigkeit für unsere Darstellung zusprechen.

Bemerkt sei schließlich noch, daß die vorliegende Arbeit in ihrem allgemeinen Teil im Dezember 1906 abgeschlossen wurde. Einige wertvolle Neuerscheinungen des vorigen Jahres sind soweit angängig noch während der Drucklegung berücksichtigt worden.

Berlin-Steglitz, im Februar 1908.

O. Stiehl.

B. Der Wohnbau.

Von OTTO STIEHL.

Einleitung.

a) Allgemeines.

Der Wohnbau des westeuropäischen Mittelalters beruht wie die ganze Kultur dieser Zeit auf einem Zusammenwirken recht verschiedener Einflüsse. Vor allem wird er bestimmt dadurch, daß die naturgemäß sehr schlichten Grundlagen, welche die naturfrischen Völker Germaniens aus ihrer Waldheimat mitbrachten, sich verschmolzen mit den Ergebnissen der höchstverfeinerten, ja überreifen antiken Kultur, die an sich ebenfalls schon aus recht vielgestaltigen Bestandteilen zusammengesetzt war. Die reiche und in ihrer Art vollendete Wohnungsausbildung der Antike erscheint auf den ersten Blick dem Bestande germanischen Wohnwesens unendlich überlegen. Aber sie hat dennoch den ganz anders gearteten Anschauungen gegenüber, welche die neuen Herren der Welt mitbrachten, nur eine mehr nebensächliche Rolle gespielt. Naturgemäß ist die Mischung der obenberührten verschiedenen Einflüsse nicht überall in gleichartiger Weise erfolgt. Ob sich in der großen Umwälzung der Völkerwanderung Reste der alten Bevölkerung in bedeutender Stellung erhalten hatten, oder ob unter der neuen Herrschaft sich ihre Art mehr verlor, danach ist das Endergebnis der baulichen Verschmelzung sehr verschieden. Aber man kann durchgehends feststellen, daß in den Ländern, die in der Politik wie in der Baukunst führend auftraten — dies sind vor allem die Gebiete nördlich der Alpen, sowie Oberitalien — der Einfluß germanischen Wesens für die Gestaltung des Wohnbaues weitaus überwiegt.

1. Vorherrschaft germanischer Einflüsse.

Unendlich vieles, was städtische Kultur anscheinend für immer errungen hatte, ging in den dauernden Kriegszeiten durch Feuer und Schwert zugrunde; die Lockerung aller staatlichen Zusammenhänge erzeugte eine solche Unsicherheit für Leben und Besitz, daß auch für Erneuerung des Vernichteten auf lange hinaus die Bedingungen nicht vorhanden waren. Zieht man in Betracht, daß schon in der Zeit des ausgehenden Römertumes unerträglicher Steuerdruck, Elend und Verwirrung die Länder alter Kultur bedrückt hatten, so kann es nicht wundernehmen, daß auch der Untergrund dauernder Überlieferung, die Übung volkstümlicher Wohnungskunst, in den Wirren der Völkerwanderung gründlich verdorrte und daß nur kümmerliche Reste in die neue Zeit hinübergerettet wurden. Es sind im wesentlichen handwerkliche Fähigkeiten, insbesondere die Kunst, steinerne Häuser zu bauen und Gewölbe zu errichten, in welchen die südliche Kultur den Nordländern überlegen bleibt; und selbst für diese hatte man im Wohnwesen nicht allzu oft Verwendung, da man im allgemeinen am Holzbau, dem von alters her gewohnten, festhielt. Auf die Ausgestaltung des Wohnwesens

hat damals die antike Überlieferung den Einfluß für Jahrhunderte verloren, in viel höherem Grade wie auf die kirchliche Baukunſt. Erſt in ſpäterer Zeit begannen die im Süden beſtehen gebliebenen Reſte antiker Bauweiſe wenigſtens in Bezug auf techniſche Fertigkeiten wieder kräftig die Wohnweiſe der nordiſchen Völker zu beeinfluſſen, nachdem die Geſamtanordnung der Wohnungen ſich bei dieſen ſchon zu feſten Geſetzen frei entwickelt hatte.

Wie ſtark dieſe Vorherrſchaft germaniſchen Geiſtes war, können wir vielleicht am klarſten daran ermeſſen, daß ſelbſt eine Einrichtung, die ſo völlig auf orientaliſchen Grundlagen beruhte wie das Mönchsweſen, bald nach ihrem Eindringen nach Süd- und Weſteuropa vom germaniſchen Gedanken des Gemeinſchaftslebens durchdrungen und ihrem ganzen Weſen nach umgeſtaltet wurde. Und dies führt andererſeits wieder dazu, daß ſich durch klöſterlichen Einfluß bis in die dem germaniſchen Weſen anſcheinend ferngelegenen Gegenden hin die aus uralter deutſcher Volksſitte ſtammenden Baugewohnheiten mit den von der Antike her überlieferten Gedankengängen verflechten. Es iſt daher für das Verſtändnis der ſpäteren Entwickelung notwendig, ehe wir in die Schilderung des im engeren Sinne mittelalterlichen Wohnbaues eintreten, uns über die Urformen und Grundlagen Klarheit zu verſchaffen, welche die Germanen bei ihrem Eintritt in die Weltgeſchichte mitbrachten. Sie ſind durchweg ſehr ſchlichter Art und führen uns auf die Grundbedingungen zurück, unter denen die Menſchen überhaupt zum Wohnbau ſchritten. Wohl gerade durch dieſe entwicklungsfähige Einfachheit iſt ihre Einwirkung bis in die ſpäteſte Zeit des Mittelalters in Kraft geblieben, und haben ſie ſo die größte Bedeutung für das mittelalterliche Bauweſen erhalten.

b) Vorbedingungen.

2. Urſprung des Wohnungsbedürfniſſes.

Es kann kaum zweifelhaft ſein, daß das älteſte Wohnbedürfnis der Menſchen allenthalben dem Streben entſprang, ſich gegen feindliche Gewalten zu ſchützen. Solange die Erde noch unendlich ſcheinenden Raum darbot, auf welchem die ſpärliche Menſchheit ſich weithin verteilen, Leben und Unterhalt gewinnen konnte, ohne ſich gegenſeitig zu ſtören, werden wir unter dieſen feindlichen Gewalten allerdings mehr die Unbilden der Witterung, Hitze, Kälte und Näſſe, ſowie die Gefahren, die von wilden Tieren drohten, zu verſtehen haben, als feindlich geſinnte Menſchen. Denn unter dieſen Umſtänden, wie wir ſie am erſten Anfange jeder Kultur vorfinden werden, fehlt noch ebenſo der Widerſtreit der Beſtrebungen, wie auch die zuſammenfaſſende Gliederung gegenſätzlich gerichteter Stammverbände, welche die Vorbedingung menſchlicher Feindſchaften bilden. Erſt nachdem ein Ringen um den ſpärlich gewordenen Erdenraum begonnen, dazu eine gewiſſe Kultur Werte geſchaffen hatte, welche die Begier der nähergerückten Nachbarn reizten und für die Gefahren von Überfall und Raubkrieg einen entſprechenden Entgelt verhießen, konnte die Nötigung aufkommen, auf Abwehr menſchlicher Angriffe dauernd Bedacht zu nehmen. Aber ſelbſt dann iſt die erforderliche Wehrhaftigkeit nicht immer in der Anlage der Wohnungen geſucht worden, ſondern kraftvolle Völkerſchaften vertrauten auch dann noch lange auf die lebendigen Mauern, die von den Leibern tapferer Kämpfer um Haus und Herd gebildet wurden. Es iſt wohl nicht ſo ſehr Furcht vor menſchlichen Feinden geweſen, was die älteſten Menſchen der Urzeiten in die natürlichen Höhlen entlegener Berggegenden trieb; ſondern der Umſtand, daß dort Schutz gegen die Kälte und die Tierwelt am bequemſten zu finden war. Die Gewöhnung an ſolches Leben in lichtarmen Höhlen hat zwar in Bezug auf die Beleuchtung lange

noch, wie wir sehen werden, die Art der Wohnungsanlage beeinflußt; eine Fortbildung zu reicheren Wohnformen konnte doch erst eintreten, nachdem diese urtümliche Wohnungsweise anderem, künstlichem Gebrauche gewichen war.

So steht am Anfange jeglicher Wohnungsentwickelung nicht die befestigte Burg oder die sichere Höhle, sondern das bewegliche Zelt des Nomaden und die Hütte des friedlichen Ansiedlers. Vom Nomadenzelt sind uns für die Gebiete der nordisch-mittelalterlichen Kunst allerdings kaum sichere Anhaltspunkte erhalten geblieben. Der oft wiederholte Versuch, solche in den Formen mancher vorhistorischen Graburnen zu finden, liegt nahe, weil diese zweifellos Nachbildungen von Wohnbauten darstellen. Er führt aber im einzelnen nicht zu einem sicheren Ergebnis, weil die Formgebung dieser uralten Kunsterzeugnisse durch die Bedingungen urtümlicher Töpfertechnik und die Unbeholfenheit der Ausführenden so unbestimmt ausgefallen ist, daß man sehr verschiedene Folgerungen aus ihnen ziehen kann. Ob wir in einigen dieser uralten Zeugen der Vorzeit wirklich noch Nachbildungen von Nomadenzelten zu erblicken haben, erscheint daher recht unsicher; es ist für unsere Zwecke auch ohne großes Gewicht, da das Nomadenzelt eine erkennbare Einwirkung auf die spätere Art zu wohnen, nicht hinterlassen hat. Dies mag damit zusammenhängen, daß, wie schon *v. Essenwein* anführte, das Wort „wohnen“ ursprünglich nicht nur bedeutete „in einem bestimmten Raume schlafen, essen, trinken und etwa arbeiten; sondern verwandt mit den Worten Gewohnheit und gewöhnlich, bedeutete es ursprünglich das dauernde, sowohl im Aufenthalt, als im Leben, das gewöhnliche Leben, die Lebensgewohnheiten und deren Vollziehung.“ 3. Nomadenzelt.

Den Ausgangspunkt für die „Wohnung“ in diesem Sinne bildet die feste Ansiedelung in der einfachsten Behausungsform: in Hütten. Für diese können wir einiges aus den Aschenurnen mit ziemlicher Sicherheit schließen. Gegenüber der vielverbreiteten Ansicht, daß die kreisrunde Gestalt die Urform der Hütten bilde, ist durch manche von ihnen die viereckige Grundform aus ältester Zeit sicher belegt. Wir ersehen weiter, daß ein Loch zum Abzug des Rauches, mindestens manchmal in der Spitze des vierseitig abgewalmten Daches, angebracht wurde, daß ferner ein Türverschluß schon bekannt war, der aus quervorgestecktem Balken bestand. 4. Vorgeschichtliche Hütte.

Von der Anlage solcher Hütten und ihrer Ausstattung sind durch neuere Ausgrabungen nicht nur Abbilder, sondern mehrfach wirkliche Reste aufgedeckt worden, die uns einen überraschenden Eindruck davon geben, bis zu welcher verhältnismäßig großen Behaglichkeit schon am Schlusse der Steinzeit die Wohnung des wohlhabenden Besitzers ausgestattet worden ist. Die bedeutendsten Funde dieser Art sind diejenigen zu Großgartach bei Heilbronn[1]). Dort hat sich eine größere Ansiedelung von etwa 90 steinzeitlichen Wohnstellen gefunden, alle von grundsätzlich gleicher, nur in den Abmessungen und in Einzelheiten verschiedener Anlage. Sie sind durchweg um einen halben bis einundeinviertel Meter in das Erdreich eingesenkt und sind nach Jahrtausenden für uns kenntlich geblieben dadurch, daß die spätere Ausfüllung dieser Gruben sich scharf von dem unberührten, gewachsenen Boden abgrenzt. Das ansehnlichste dieser Gehöfte zeigt der Grundriß nebst den Querschnitten in Fig. 1.

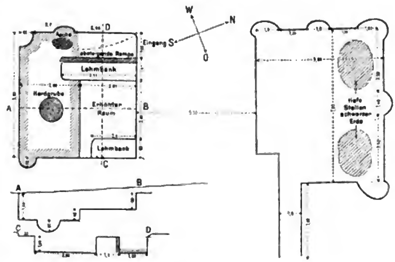
Es besteht aus zwei Teilen, einem größeren, ganz schlichten Stallgebäude und einem Wohnhause. Beide Gebäude sind durch absteigende Rampen bequem zugänglich; beim Wohnhaus von etwa quadratischem Grundriß ist dieser Zugang durch eine Scheidewand in Form eines Eingang-

[1]) Vergl.: Schliz, A. Das steinzeitliche Dorf Großgartach. Stuttgart 1901.

flures oder Windfanges vom Hauptraum abgetrennt. Von dieſem Eingang betrat man zuerſt den eigentlichen Wohnraum, in deſſen Mitte ſich die Herdgrube befindet. Der abgeſonderte Schlafraum ſchloß ſich im geſchützteſten Teile der Hütte ſeitlich an, um 40 cm erhöht, ſo daß ſein Fußboden gleich als Sitz für den Herdraum dienen konnte. Weitere Sitzbänke, aus dem gewachſenen Lehm geſchnitten, liegen an beiden Schmalſeiten des Schlafraumes. Sie werden ebenſo wie der als Lagerſtätte dienende Fußboden dieſes Raumes urſprünglich mit Holz verkleidet geweſen ſein; ſonſt hätten ſie ihre Form nicht bewahren können; doch iſt dieſe Verkleidung vollſtändig in Staub zerfallen und ſpurlos vergangen. Die Schnitte *A B* und *C D* unſerer Abbildung zeigen die Höhenlage dieſer Teile und die Anlage der Herdgrube. In den vorgefundenen Stücken harten Lehmmörtels haben ſich Eindrücke von Hölzern gefunden, aus denen man ſchließen kann, daß die Wände aus doppeltem Geflecht von lotrechten, 5 bis 6 cm ſtarken Stangenhölzern mit etwa 3 cm ſtarken Querſtäben beſtanden, deſſen Zwiſchenräume durch Lehm, mit Häckſel gemiſcht, ausgefüllt waren. Auf beiden Seiten überzog eine Schicht reinen Lehmmörtels die Wände; aufgefundene Reſte bezeugen, daß ſie im Inneren ſauber geglättet und auf dem gelben Grunde mit aufgemaltem Zickzackmuſter aus weißen und roten, etwa 1 cm breiten Farbſtreifen verziert waren.

So bildet das Ganze eine auf ein behagliches Leben wohlberechnete Wohnanlage, die von verhältnismäßig hoher Kultur Zeugnis ablegt. Dieſer Eindruck wird verſtärkt durch die Funde ſorgſam gearbeiteter und reich verzierter Töpferwaren, die zahlreich vorhandenen, ſehr verſchiedenartigen Werkzeuge und Waffen aus Stein und Knochen, ſowie den Nachweis zahlreichen Viehſtandes, beſtehend aus Rindern, Schweinen, Schafen und Ziegen. So wird man dem Entdecker dieſer uralten Wohnbauten beiſtimmen, wenn er ſagt: „Vergleichen wir den Stand der Kultur in der Steinzeit, die wohlausgeſtatteten, nach durchdachtem Plan eingerichteten Wohnungen, den ausgebildeten Geſchmack und das Kunſtverſtändnis, das aus den Reſten des Hausrates hervorgeht, mit den Reſten ſpäterer Zeiten, ſo können wir nicht ſagen, daß der Stand der geſamten Kultur der Bauern von Großgartach, wenn wir von den im Material liegenden Beſchränkungen abſehen, zur Steinzeit ein niedrigerer war als in den ſpäteren Epochen und vielleicht auch noch heute.“

Fig. 1.



Wohnſtätte der neueren Steinzeit aus Großgartach[1]).
1/300 w. Gr.

5. Wohngruben ſpäterer Zeit. Die Großgartacher Wohnungen der Steinzeit ſind nicht gewaltſam zerſtört, ſondern freiwillig, wohl durch Fortzug der Bewohner, verlaſſen worden. Ein langer Zeitraum und eine völlige Unterbrechung des Kulturzuſammenhanges klafft zwiſchen ihnen und der ſpäteren Beſiedelung der gleichen Gegend. Um ſo wichtiger iſt die Tatſache, daß auch die ſpäteren Niederlaſſungen, von der Bronzezeit bis in die Zeit der römiſchen Herrſchaft hinab, die gleiche Grundform des Wohnhauſes, d. h. die überbaute Wohngrube zeigen. Das iſt nicht ſo ſehr zu verwundern; denn die Form dieſer halb in die Erde verſenkten Hütten iſt ſo vorteilhaft zum Schutze gegen die Witterung, daß ſie überall leicht wiedererfunden

werden konnte. Für die vergänglichen Unterkunftshütten einfacher Waldarbeiter ist dergleichen, nur unentwickelter, noch heutzutage in Deutschland im Gebrauch. *Moltke* berichtet in seinen Briefen aus der Türkei, daß die gleiche Wohnweise in der Walachei in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts allgemein üblich war, und an der Wolga soll das niedere Volk noch heutzutage vielfach dauernd in ganz ähnlichen, etwa 1^{m} tief in die Erde gegrabenen, höhlenartigen Behausungen leben.

Wichtig sind diese sehr urtümlichen Wohnungen dadurch, daß sie uns das Verständnis der ältesten Aufzeichnungen nahe bringen, die wir über das Wohnwesen der alten Germanen besitzen, nämlich der Angaben in des *Tacitus* „Germania". Er berichtet allerdings wohl nicht nach eigener Anschauung, sondern nach dem Hörensagen, und so erhalten wir von ihm über die Form und die innere Einrichtung der deutschen Häuser nur ein unbestimmtes Bild. Indessen berichtet er von der Sitte, in „unterirdischen Höhlen" zu wohnen, worunter wir recht wohl Anlagen ähnlich den Großgartacher Häusern verstehen können. Ferner erwähnt er, daß die Häuser der Germanen ohne Kenntnis von Ziegel und Mörtel und aus *Materia informi*, also wohl aus Lehm erbaut und vielfach mit bunten Erdfarben angestrichen wurden. Auch das sind Dinge, die wir bei den 2000 Jahre älteren Häusern zu Großgartach schon vorfanden. 6. Angaben des *Tacitus*.

Etwas bestimmtere Anschauungen können wir uns über den Zustand bilden, in dem das deutsche Wohnwesen sich bald nach der Völkerwanderung befand. Wir sind darüber durch verschiedene Quellen unterrichtet, insbesondere durch die etwa auf das VI. Jahrhundert zurückgehenden Niederschriften volkstümlicher Rechtssätze, wie sie uns in der *Lex salica* der Franken, den *Leges Alemannorum*, *Bajuvarorum* u. a. vorliegen. Geben sie uns natürlich auch keine Beschreibung von Haus und Hof, so lassen sie doch aus der Art der Rechtsbestimmungen ziemlich sichere Rückschlüsse auf deren Anlage zu. So ergibt sich als durchgehende Eigenheit des damaligen germanischen Hauses, daß sein Inneres einen einheitlichen, ungeteilten Raum bildete, der ohne wagrechten Abschluß bis zum Dachfirst durchging. (Es wird beispielsweise die Erbfähigkeit eines Neugeborenen daran geknüpft, daß das Kind die Augen aufgeschlagen und die vier Eckpfosten des Hauses und das geschwärzte Dach erblickt habe!). Der Fußboden ist ohne Belag; das Haus steht ohne Fundament unmittelbar auf der Erde. Bei den Franken ist es so leicht gebaut, daß es umgeworfen werden kann, was wir dadurch erfahren, daß eine Strafbestimmung eigens für diesen Fall besteht. Bei den Baiern werden eingegrabene Eckstiele (Winkelsul) und Zwischenpfosten erwähnt. Man kann zweifeln, ob dies auf eine Wandbildung in Flechtwerk mit Lehmbewurf hinweist, ähnlich wie wir sie bei angeführten vorgeschichtlichen Bauten kennen lernten, oder auf eine Art des später üblichen, regelrechten Fachwerkes mit Lehmausstakung, oder ob die Zwischenräume der Pfosten mit wagrechten Bohlen als sog. Schurzholzwände gefüllt wurden. Als Besonderheit erscheint ferner bei den Gesetzen der Baiern eine *Exterior ordo*, eine Vorhalle. Sie wird aber nicht auf diesen einen Stamm beschränkt gewesen sein; denn ihr Name kommt nahezu gleichlautend in allen Mundarten vor. Andererseits wird sie eine Auszeichnung reicherer Hausanlagen gebildet haben. Türen sind überall vorhanden, bald mit, bald ohne Verschluß. Im Inneren brennt das offene Herdfeuer inmitten des Raumes, zunächst wohl ohne daß die Herdstelle über dem Boden erhöht war; darüber befindet sich im Dach eine Öffnung zum Abzug des Rauches. 7. Folgerungen aus den germanischen Volksgesetzen; einräumiges Haus.

Aus allen diesen Zügen geht hervor, daß die Wohnweise der Germanen bei ihrem Eintritt in die Weltgeschichte noch von urtümlicher Schlichtheit war. An diesem Bilde wird auch nicht viel geändert durch einige nebenherlaufende Erscheinungen reicherer Art. So werden für vornehme Verhältnisse größere Saalbauten, „Hallen", bezeugt, deren Dach durch eine oder mehrere „Firstsäulen" getragen wurden und in denen wir sorgfältige Ausführung des Holzbaues, reichen Schmuck von Schnitzerei und farbiger Bemalung voraussetzen können. Solche Hallen mit erhöhtem Häuptlingssitz, längslaufenden Bänken für das Gefolge und dem lodernden Herdfeuer in der Mitte werden in den Heldenliedern, besonders nordisch-skandinavischer Überlieferung, oft erwähnt; sie scheinen manchmal auch mit seitlichen Öffnungen, den „Augentoren" oder „Windaugen" (*Window* noch heute im Englischen die Bezeichnung für Fenster!), versehen gewesen zu sein. Doch sind solche Öffnungen nicht als eigentliche Fenster zu verstehen, sondern als kleine Luken, welche ihren Platz dicht unter der Dachtraufe fanden und mehr dem Abzug des Herdrauches als der Beleuchtung dienten.

8. Größere Gehöfte. Genügte ein einziger Raum, wie dies bei Vornehmeren natürlich ist, den Bedürfnissen der Familie nicht, so half man sich in einfachster Weise dadurch, daß man mehrere gleichartige Häuser errichtete. So stehen in der Umzäumung des Gehöftes dann das Wohnhaus, die Halle, Schlafhäuser, Vorratshäuser usw. Als weitere Bestandteile größerer Gehöfte treten uns Badehäuser („Stuba", vielleicht vom Zerstieben des Wassers so genannt) und ferner unter verschiedenen Namen die schon von *Tacitus* angeführten unterirdischen Wohnstätten entgegen, letztere als Aufenthalt der Frauen, als Webestuben und als Vorratshäuser bezeichnet. Reste von ihrem unteren Teile, aus einer kreisrunden oder elliptischen, trichterförmig zulaufenden Grube bestehend, sind vielfach aufgefunden worden. Sie waren noch unter der Erdoberfläche durch eine Balkenlage abgedeckt, über der sich dann ein halb im Boden liegendes Gemach erhob, ähnlich wie die S. 3 u. 4 besprochenen vorgeschichtlichen Behausungen von Großgartach. So diente der untere Raum als Vorratskammer und Versteck; der obere bildete eine geschützte Wohnstätte. Ob die vorwiegende Verwendung für Handarbeiten der Frauen, vor allem für die Weberei, es unter damaligen Verhältnissen bedingte, daß durch Fensteranlagen ein reichlicheres Licht zugeführt wurde, möchten wir bezweifeln. Gegen solche Fensteranlage spricht, daß man mangels eines Fensterverschlusses die erstrebte Behaglichkeit des Raumes mindestens für die kältere Jahreszeit wieder verloren hätte; es wird auch für den einfachen Betrieb urtümlicher Weberei nicht so starkes Bedürfnis nach heller Beleuchtung angenommen zu werden brauchen, wie wir es jetzt für selbstverständlich halten. Und gerade auf behagliche Wärme hat man bei diesem Raum besonders Gewicht gelegt. Ihr diente sowohl dies Versenken in die Erde hinein, wie das schon von *Tacitus* überlieferte Einhüllen in Dünger; von diesem ist dann dem Ganzen der Name „Dunc" gekommen und für Webereiwerkstätten in manchen oberdeutschen Gegenden noch bis in die Neuzeit hinein festgehalten worden. Eine andere Bezeichnung der Anlage ist „Pensile", vielleicht abgeleitet vom Schweben (lat.: *pendere*) des Fußbodens über der unteren Vorratsgrube.

Aus dieser letzten Bezeichnung können wir darauf schließen, daß der zunächst urtümliche und nur für häusliche Verrichtungen dienende Raum eben wegen seiner Behaglichkeit eine weitere Ausbildung und Bevorzugung erfuhr; denn sein Begriff übertrug sich als „Phisel" oder „Pesel" auf den vornehmsten und reichsten Raum des Hauses, den Empfangssaal späterer Zeiten.

Die Vielheit dieſer durchweg einräumigen Baulichkeiten wird nun noch erhöht dadurch, daß es vielfach dem freien Manne als unziemlich galt, mit Dienern unter einem Dach zu hauſen, und durch die Sorge für Vieh und ſonſtige Erforderniſſe des ländlichen Wirtſchaftsbetriebes. Selbſt wenn wir annehmen, daß der größere Teil der Herden ohne beſonderen Schutz im Freien lebte, ſo werden doch für die dem häuslichen Gebrauch dienenden Tiere einige Ställe auf dem Hofe ſelbſt immer nötig geweſen ſein. So werden ſich regelmäßig auch bei ſchlichteren Verhältniſſen Stallungen, Hütten für die Knechte und Mägde, Backhaus, Vorratsſcheuern und dergl., bei Vornehmen dazu noch die „Halle“, Häuſer für Gefolge und Gäſte außer dem Wohnhauſe des Herrn vorgefunden haben, und wir werden ſehen, daß ſolches Haufwerk meiſt kleiner Gebäude noch auf lange hinaus die Grundform deutſcher Hofanlagen bildete.

9. Heutige Bauernhaustypen ſpäteren Urſprunges.

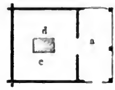
Die heutigen Typen des deutſchen ländlichen Wohnhauſes, bekannt unter dem Namen des „ſächſiſchen“ und des „fränkiſchen“ Hauſes, haben ſich in dieſer frühen Zeit noch nicht entwickelt; ihre Ausbildung gehört ſpäterer Zeit an. Man hat lange geglaubt, für das ſächſiſche Bauernhaus das Gegenteil und die Ableitung von altkeltiſchen Gebäuden annehmen zu können, die als Behauſung ganzer Sippſchaften dreiſchiffig mit zwei Reihen von Mittelſtützen erbaut waren. Dem widerſpricht aber entſchieden die Ausſage der angeführten Quellen, die auch für die Sachſen kein weſentlich anderes Bild als für die anderen deutſchen Stämme ergeben; dem widerſpricht ferner der Umſtand, daß die Angelſachſen dieſe Hausform nicht nach England übertragen haben, was ſie doch wahrſcheinlich getan hätten, wenn ſie ihren heimiſchen Gewohnheiten entſprochen hätte. Außerdem iſt die Benutzung der verſchiedenen Hausteile im keltiſchen Stammeshauſe und im ſächſiſchen Bauernhauſe recht verſchieden, ſo daß zum Vergleich nur die übereinſtimmende Grundlage des dreiſchiffigen Hauptraumes verbleibt. Dieſe aber ergibt ſich bei der Abſicht, breitere Räume herzuſtellen, ganz von ſelbſt; ſie iſt auch, ohne daß irgend ein Zuſammenhang anzunehmen wäre, ſowohl bei altrömiſchen Bauernhäuſern nach *Vitruv*'s Beſchreibung, als bei den Hallen ſkandinaviſcher Königshöfe angewendet worden.

10. Ausſtattung des germaniſchen Hauſes.

Erhalten wir ſo für die Grundrißbildung der urgermaniſchen Behauſungen ein ſehr einfaches Bild, ſo braucht man ſich deshalb die ganze Haltung und die Ausſtattung der Bauten nicht als durchweg roh und barbariſch vorzuſtellen. Wir können vielmehr eine ziemlich weitgehende künſtleriſche Durchbildung des naturgemäß herrſchenden Holzbaues vorausſetzen. Der Ärmere mußte allerdings ſein Haus ohne die Hilfe geſchulter Handwerker ſelbſt ſich bauen; er war, wie ausdrücklich bezeugt wird, Bauherr und Werkmann in einer Perſon, und wir werden an ſein Werk keinen hohen Maßſtab anlegen dürfen. Dem Vornehmen aber, der vielerlei Kräfte für ſeinen Bau vereinigen konnte, boten ſich in reichem Schnitzwerk der bevorzugten Gebäudeteile, als Türpfoſten, Firſtſäulen uſw., in lebhafter Malerei und vielleicht auch Vergoldung dieſer Zierate, ferner in der Verwendung von Pelzwerk und farbig geſtickten Teppichen zu Wandbehang und Bodenbelag reiche Mittel, ſeine Bauten anſehnlich zu geſtalten. Die Formenwelt dieſer Schmuckteile wird ſich in den Bahnen der phantaſtiſchen Linienornamente und Riemenverſchlingungen bewegt haben, die beſonders die nordiſche Kunſt bis zum XIII. Jahrhundert und noch ſpäter beherrſchen. Dazu läßt ſich die Verzierung der Giebelſpitze mit Hirſchgeweih oder mit Schnitzwerk an den ſich überkreuzenden Sparrenenden ſchon in früheſter Zeit erkennen. Von der Wirkung ſolchen Schmuckes geben die begeiſterten Schilderungen der Dichter Kunde; und noch

gewichtiger iſt vielleicht das Zeugnis jenes *Priscus*, der als griechiſcher Geſandter an *Attila*'s Königshof reiſte und von der ſorgfältigen, ihm ſichtlich Eindruck machenden Durchführung dieſer Anlage, die ſicherlich von germaniſchen Werkleuten errichtet war, eine anſchauliche Schilderung hinterlaſſen hat. Wir erfahren durch ihn, daß die Häuſer der Vornehmen nicht in rohem Blockbau, ſondern aus ſorgſam bearbeiteten Balken erbaut, mit ſchön geglätteten und geſchnitzten Brettern belegt waren. Zierliche Zäune in Kreisform, mehr zum Schmuck als zur Sicherheit errichtet, umgaben die einzelnen Gehöfte. Im Inneren von *Attila*'s Empfangshalle ſtanden ganz nach germaniſcher Sitte die Sitze der Gäſte an den Langſeiten gereiht, während in der Mitte der Schmalſeite der Königsſitz ſich befand. Hinter dieſem war das Nachtlager des Königs nur durch Schleier und bunte Vorhänge abgetrennt! Selbſt hier am Königshofe waren alſo Prunkſaal und Schlafgemach in einem Raum vereinigt; wieviel mehr müſſen wir ſolche einfache Wohnweiſe bei Geringeren vorausſetzen.

Fig. 2.



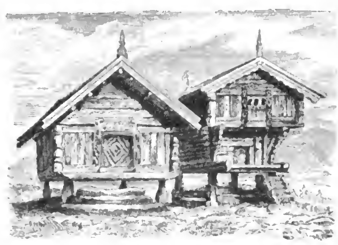
Norwegiſches Haus[2]).

a. Vorhalle.
c. Stube.
d. Herd.

11. Beiſpiele aus Norwegen.

Reſte ſo urſprünglicher Wohnweiſe ſind aus der beſprochenen Zeit nicht mehr erhalten; wir können ſie uns aber vergegenwärtigen durch alte Häuſer, die in Norwegens entlegenen Tälern die Sitten längſt vergangener Zeit bis auf verhältnismäßig junge Tage bewahrt haben. Dort hat man im ſüdlichen Teile des Landes noch einfach quadratiſche Holzhäuſer, „Bur“ genannt, mit mittlerer Feuerſtätte und offener Vorhalle gefunden (Fig. 2[2]), ganz entſprechend der Beſchreibung jener alten Geſetzbücher. Dort hatte ſich in Thelemarken auch die Sitte erhalten, die Zahl der Gebäude zu vermehren, wenn ein einzelnes der üblichen Abmeſſungen nicht mehr ausreichte. Fig. 3[2]) zeigt die Ausbildung einer ſolchen Häuſergruppe, die durchaus auf den Mitteln einfacher Holztechnik beruht und daher wohl als Fortbildung uralter Vorbilder angeſehen werden kann. Sie zeigt ferner, wie man ſolche Häuſer auf lotrechten Pfoſten (Stab) über die Erdoberfläche erhöhte, um ſie ſelbſt und ihren Inhalt beſſer gegen Näſſe, vielleicht auch gegen Tiere, zu ſchützen; endlich, wie die Anlage eines Obergeſchoſſes, Söllers, ſich mit allereinfachſten Verhältniſſen verbindet. Aber auch für die erſte Weiterbildung dieſer Grundformen finden ſich in Norwegen Beiſpiele. So wurde es anſcheinend dort allgemein Sitte, die Vorhalle zu ſchließen und zum Schutz gegen den harten Winter mit ſeitlichem Eingang als Windfang auszubilden, wobei ſich dann leicht eine Abtrennung des überſchießenden hinteren Raumteiles in Form einer Kammer ergab. Fig. 4 bis 6[3]) führen ein ſolches Haus aus Kveſte bei

Fig. 3.



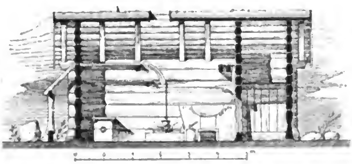
Häuſergruppe aus Thelemarken[2]).

[2]) Vergl.: HENNING, R. Das deutſche Haus. Straßburg 1882. S. 64 Fig. 36 u. S. 68, Fig. 40.
[3]) Vergl.: DIETRICHSON, L. & H. MUNTHE. Die Holzbaukunſt Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1893. Taf. F.

Saetersdal, aus dem Jahre 1668 ſtammend, vor, wobei Fig. 5 den Grundriß in dem für alle Darſtellungen dieſes Heftes gewählten Maßſtabe, Fig. 6 den gleichen Grundriß der beſſeren Überſicht halber in doppelter Größe wiedergibt.

Wir ſehen in der Mitte des Raumes den freiſtehenden Herd, über dem an drehbarem Ausleger der Keſſel ſchwebt. Eine Öffnung im Dach geſtattet den Abzug des Rauches und gewährt gleichzeitig als einzige Lichtquelle dem Hauſe ein gewiſſes, für die einfachen Bedürfniſſe ausreichendes Maß von Helligkeit. Es war üblich, ſie nach Bedarf durch einen beweglichen, mit durchſichtigem Stoff beſpannten Rahmen zum beſſeren Schutz gegen die Witterung zu verſchließen. An den drei nicht durch Türen eingenommenen Wänden des Raumes entlang laufen Bänke; dem Eingang entgegengeſetzt ſteht in ganzer Breite des Raumes ein Tiſch mit weiterer beweglicher Sitzbank, ſo daß zahlreiche Bewohner gleichzeitig Platz nehmen konnten. An den oberen Wandteilen ſind Wandbretter zur Aufnahme kleinerer Geräte angebracht; beinahe die Hälfte der Grundfläche nimmt ſodann eine in Höhe des Dachanfanges eingelegte Bühne ein, die ſozuſagen den Keim eines Obergeſchoſſes bildet und ſowohl als Vorratsraum wie als Schlafſtätte benutzt werden konnte. Ein ähnlicher Hängeboden iſt auch über dem Eingangsflur angebracht.

Fig. 4.



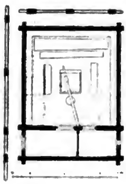
Längsſchnitt.
1 : $166\frac{2}{3}$.

Fig. 5.



Grundriß.
1/500 w. Gr.

Fig. 6.



Grundriß.
1/250 w. Gr.

Haus aus Kveſte[3]).

Abgeſehen von den beiden hochgebauten Bettſtätten, welche im Schnitt und mit punktierten Linien in den Grundriß eingetragen ſind, führt uns dieſes Haus in die urſprünglichſte Ordnung feſtgefügter Wohnſtätten zurück und enthält in Anordnung und Bauweiſe nichts, was wir nicht auch in der urgermaniſchen Behauſung eines Wohlhabenden als vorhanden annehmen können. Eine durch das norwegiſche Klima bedingte Beſonderheit bildet allerdings der ſchmale, mit Pultdach bedeckte, kunſtloſe Laubengang, der die beiden Wetterſeiten des Hauſes im Äußeren begleitet. Er diente wohl zur handlichen Aufſpeicherung des Brennholzes, das in ſolcher Weiſe ſchon vor ſeinem Verbrauch zum Warmhalten des Hauſes beitragen konnte.

12. Einfluß der antiken Bauſitten.

Es liegt nun nahe, zu glauben, daß dieſes ſchlichte Bild germaniſcher Baukunſt ſich durch die enge Berührung mit der entwickelteren antiken Sitte, wie ſie die Eroberung der weſtrömiſchen Länder mit ſich brachte, von Grund aus und durchgreifend habe umgeſtalten müſſen. Und doch iſt dies durchaus nicht der Fall, und dies erklärt ſich auch unſchwer dadurch, daß die Städte, in denen antike Bildung die Verwüſtungen der Völkerwanderung überdauert hatte, für die germaniſchen Eroberer wenig Anziehungskraft beſaßen. Daß die antike Weiſe, in kleinen, lichtloſen und höhlenartigen Gemächern zu hauſen, die um einen Säulenhof eng zuſammengeſchloſſen waren, den an freie Weiten gewohnten Germanen

nicht locken konnte, ift ohne weiteres anzunehmen. Sie zogen die heimatliche Art, in freiftehenden Hütten zu wohnen, auch weiterhin vor. So kommt die Gefamtanordnung der Höfe, wie man fie aus einer Anzahl von einräumigen Häufern zufammenzufetzen gewohnt war, nicht nur in rein germanifchen Ländern, fondern auch im eroberten Römergebiete, felbft in dem von antiker Bildung durchtränkten Süden von Frankreich zur Herrfchaft. Vor allem wird der große Saal als Hauptbeftandteil vornehmer Wohnungen auch in die füdliche Baukunft eingeführt[4]). Er tritt uns auch in dem berühmten Edikt, durch das der Longobardenkönig *Rothari* um die Mitte des VII. Jahrhunderts die Arbeitsverhältniffe der oberitalifchen Bauhandwerker, der *Magiftri comacini*, ordnete, unter dem Namen „Sala" als feftftehender, allgemein verftändlicher Begriff entgegen.

Aber im einzelnen drang doch fo manches in die Baugewohnheiten der neuen Herren ein. Naturgemäß zogen fie zur Ausführung ihrer Bauten überwiegend die Handwerker der unterworfenen Gegenden heran, und durch diefe fetzte fich der Steinbau an Stelle des gewohnten Holzbaues, zuerft im Süden, dann allmählich auch im Norden, vielfach durch. Mit ihm übernimmt der Deutfche die Namen der meiften in ihm vorkommenden Handwerksausdrücke. Es bilden fich nach römifchem Mufter, aber oft in einem bezeichnenden Wechfel des Gefchlechtes, Worte, wie die Mauer (*Murus*, männlich; bei der Übertragung weiblich nach die Wand), der Pfeiler (aus *Pilarium*, fächlich, und der Stuodil, Holzftütze); ferner der Ziegel (*Tegula*, weiblich; der Stein), der Mörtel (*Mortarium*, fächlich; der Leim), der Eftrich (*Aftricum*, fächlich; der Fleet). Ferner noch einfache Entlehnungen wie: der Kalk (*Calx*), das Pflafter (*Emplaftrum*) und die Kammer (*Kamera*[5]). Letztere zunächft nach der urfprünglichen Bedeutung des Wortes als Bezeichnung eines gewölbten Raumes, dann allgemeiner eines vornehmen Gemaches. Durch füdlichen Einfluß gewöhnte man fich ferner daran, das vornehme Hauptgebäude zweigefchoffig auszuführen. Über der unteren herkömmlichen Halle wird der „Söller" *(Solarium)* als Speife- oder Schlafraum errichtet.

Wie fchwierig das Einbürgern diefer neuen Einrichtung fich geftaltete, ift leicht erfichtlich. Schon die einfache, dauerhafte Herftellung folcher Bauten bot da, wo man nicht altgefchulte Handwerker zur Verfügung hatte, große Schwierigkeiten, und wo man fie glücklich hergeftellt hatte, fehlten Sorgfalt und Sicherheit in ihrer Unterhaltung. Wir befitzen reichlich Nachrichten von Einftürzen und fonftigen Befchädigungen derartiger Gebäude. So bricht im Jahre 586 Herzog *Beppolenus* von Angers mit Gefolge durch den Fußboden feines Söllers durch; im Jahre 876 ftürzt ein Söller unter *Karl dem Deutfchen* zufammen; noch im Jahre 1045 ereignete fich das gleiche Unglück unter Kaifer *Heinrich III.* Ein folcher Gefchoßbau verlangt auch die Herftellung von Treppen und Decken, welche man bisher nicht gekannt hatte. Es ift für die Übertragung aus der Antike bezeichnend, daß die Decke den Namen „Himilezza" oder „Gehemelze" (Himmel) von der antik überlieferten Sternverzierung erhielt. Einfach, aber für das ganze Mittelalter vorbildlich, pflegte man die Treppenanlage außerhalb des Gebäudes anzulegen, meift wohl in einem geraden Laufe anfteigend und im gewohnten Vorbau vor der Eingangstür endigend. Durch die Anlage des oberen Gefchoffes wird es ferner nötig, für das untere Gefchoß feitliche Lichtöffnungen anzulegen; der Name dafür, das Fenfter, wird gebildet nach lateinifch *Feneftra* (weiblich) und das „Augentor". Die Verglafung diefer Fenfter bleibt aber noch auf lange Zeit eine

[4]) Vergl.: ENLART, C. *Manuel d'archéologie françaife.* Paris o. J. Bd. II, S. 59.
[5]) Vergl.: HEYNE, M. Das deutfche Wohnungswefen. Leipzig 1899.

Seltenheit. Sie ist selbst in Gegenden alter Kultur reichen Kirchen und Klöstern vorbehalten. Das Glasmachen ist als „Kunst“ hochgeschätzt. Es dringt erst im VII. Jahrhundert nach England vor, und zwar ausdrücklich als „übergroße Kunst, wohlgeeignet für die Lampen der Kirchen und Klöster oder den verschiedenen Gebrauch von Gefäßen“. In die nordfranzösischen und deutschen Gegenden wird diese Fertigkeit noch viel später eingeführt worden sein. Die neue Hausform brachte dann weiter, wenn die althergebrachte Lage des Feuerplatzes inmitten des Hauses beibehalten wurde, den Nachteil, daß der Rauch nicht mehr durch eine Dachöffnung abziehen konnte und viel stärker als vordem die Bewohner belästigte.

Man hat sich damit in vielen Fällen geduldig abgefunden; in vornehmen Häusern aber findet sich statt des offenen Herdes als weitere Steigerung baulichen Aufwandes der Kamin, d. h. ein Mantel zum Auffangen und der Schornstein zum Abführen des Rauches, ein. Die enge Zusammengehörigkeit beider kommt in der eigentümlichen Vertauschung beider Begriffe zum Ausdruck; denn das spätlateinische Wort *Caminus*, das uns die Feuerstätte bezeichnet, ist zunächst der Name des Rauchrohres; unsere deutsche Bezeichnung für dieses, der „Schornstein“ ist abgeleitet von einem Bestandteil der Feuerstätte, nämlich den Kragsteinen, welche den Rauchmantel trugen. Mit der Anlage solcher Kamine ist eine bedeutsame Änderung in der Gesamtordnung notwendig verbunden. Das Feuer rückt aus der Mitte des Raumes an eine seiner Wände. Nun können wir, wieder aus späteren Verhältnissen heraus, erkennen, wie zähe man vielfach an der alten Einrichtung des Halleninneren festgehalten hat, die ja tatsächlich mit ihrer Anordnung des Ehrensitzes und der Gefolgebänke einen trefflich klaren Ausdruck für das Gefolgschafts- und Lehnswesen des Mittelalters bot. Die Notwendigkeit, diese ganze gewohnte Gruppierung der Hofgenossen um das Herdfeuer aufzugeben, wenn man über vornehmem Hallenbau ein Obergeschoß anordnen wollte, mußte die Weiterverbreitung der neuen Bauform stark hemmen. Die Anwendung des Kamines ist daher zunächst mehr für kleinere Wohngemächer in Aufnahme gekommen; in solchen aber scheint sie sich für fürstliche und klösterliche Gewohnheiten bald ziemlich verbreitet zu haben. Der Begriff der „*Caminata*“, später „Kemenate“ als derjenige eines solchen heizbaren Wohn- und Schlafgemaches gehört zu dem festen Bestande schon des Merovingischen Zeitalters. Neben solcher Beeinflussung in baulichen Einzelheiten zeigt sich sodann die Einwirkung des reicheren römischen Lebens durch die Entlehnung ganz neuer Begriffe. Es entsteht z. B. die Notwendigkeit, Speicher (lateinisch *Spicarium*) anzulegen, aus dem nach römischer Sitte allgemeiner werdenden Kornbau; man lernt nach Vorbild des „*Cellarium*“ Keller zu erbauen, zunächst durchaus als oberirdisches Vorratshaus, nicht als unterirdischen Raum im heutigen Sinne.

13. Bauten *Theodorich's*.

Alle diese Einflüsse fremdländisch vornehmen Wesens betätigen sich natürlich vor allem in den umfangreichen Hofanlagen, die sich Fürsten und Könige als Residenzen erbauten. An ihnen werden wir uns den Grad der Einwirkung am ehesten vergegenwärtigen können. Leider sind nur sehr spärliche Zeugnisse aus den ältesten Zeiten der Anpassung uns überliefert worden. Von höchster Bedeutung wäre uns jede Kunde der Zeit, in der zuerst unter dem großen Ostgoten *Theodorich* sich deutsche Herrschaft mit Italiens Kultur innig zu verschmelzen suchte, in der unter sorgsamer Schonung des Überkommenen nicht nur die römischen Verwaltungsformen und Rechtsnormen, sondern sogar die Hofetikette aufrecht erhalten wurde. Über alle diese Dinge sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet; von den Bauten aber des großen Ostgoten wissen wir wenig Greifbares.

Wohl glaubt man in umfangreichen Terraſſenbauten bei Terracina die Reſte eines großartigen *Theodorich*-Palaſtes zu erkennen; aber ſelbſt wenn dieſe Vermutung zutrifft, ſo ſagen ſie uns ſo gut wie nichts; denn alle eigentlichen Gebäude, die auf ihnen ſtanden, ſind längſt ſpurlos verſchwunden. Noch mehr in das Gebiet der Einbildungskraft gehört die Deutung mittelalterlicher Münzen und Siegel, in welchen man den Veroneſer Palaſt des *Theodorich* ſehen möchte. Dieſe Abbildungen entſtammen ſicher erſt viel ſpäterer Zeit; die Art der dargeſtellten Gebäude entſpricht völlig dem, was wir etwa aus dem XII. Jahrhundert erwarten können, und ſo bleibt als ihr einziger Zuſammenhang mit dem Gotenkönig die Wahrſcheinlichkeit, daß die Gebäude, welche in dieſen ſtark ſtiliſierten Darſtellungen abgebildet ſind, auf gleicher Stelle ſtehen, auf der vor ihnen die Burg des *Dietrich von Bern* ſich erhob. Ebenſo wenig können wir aus einem angeblichen Reſte des Ravennatiſchen *Theodorich*-Palaſtes irgend eine lebendige Anſchauung gewinnen. Schon nach der älteren Anſicht konnte er höchſtens als ein Torhaus der ganzen Palaſtanlage gelten und bot daher für die Art der letzteren kaum Anhaltspunkte. Nun iſt neuerdings durch *Ricci* ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß der ganze Bau erſt ſpäterer Zeit, etwa dem XII. Jahrhundert, entſtammt. Dazu ſtimmt die ſpätbyzantiſierende Formgebung des Baues durchaus, und wir werden ihn aus dem Verzeichnis der oſtgotiſchen Bauten wohl ſtreichen müſſen. Nicht beſſer ſteht es mit dem ſog. *Palazzo delle torre* zu Turin als Bau der Longobarden. Die in der 1. Auflage des vorliegenden Heftes enthaltene Abbildung iſt nach älteren Aufnahmen wiedergegeben; es fehlen ihr daher die mit großen, mächtigen Wölbziegeln im Rundbogen geſchloſſenen Durchfahrten, welche beweiſen, daß der Bau überhaupt kein Palaſt, ſondern ein monumentales Stadttor, ähnlich der *Porta nigra* in Trier, geweſen iſt. Seinen Urſprung können wir mit ziemlicher Sicherheit der ſpät-römiſchen Kaiſerzeit zuſchreiben.

So bleiben nur zwei Zeugen von der großen profanen Bautätigkeit *Theodorich*'s. Das eine iſt ſein Grabmal, jener immer noch in Vielem rätſelhafte Bau, aus dem wir, abgeſehen von allen ſonſt an ihn geknüpften Vermutungen das eine erkennen können, daß die italiſche Baukunſt dem Einſtrömen ungewohnter Baugedanken jedenfalls damals keinen Widerſtand leiſtete. Daraus aber können wir folgern, daß auch der Wohnbau ſich bald und ohne großes Widerſtreben den neuen Gewohnheiten der Sieger anbequemt haben wird. Dafür ſpricht auch die Abbildung, die uns in den Moſaiken von *Sant Apollinare* zu Ravenna den Ravennatiſchen Palaſt *Theodorich*'s darſtellt, und das zweite Denkmal ſeiner Zeit uns überliefert (Fig. 7[6]). Das Ganze gibt uns ein ſtiliſiertes Bild der Stadt Ravenna, auf dem Tore durch die Aufſchrift „Civitas Ravenna“ bezeichnet. Im Vordergrunde iſt der Palaſt des Herrſchers oder vielmehr in ſtiliſierender Vereinfachung deſſen Hauptgebäude, die Halle oder der „Palas“ dargeſtellt. Sie bildet eine nach der Tiefe gerichtete Mittelhalle und zwei niedrige, ſeitlich anſchließende Querhallen. Alle Räume ſind durch Bogen auf korinthiſchen Säulen nach vorn hin geöffnet. Über den niedrigen Seitenhallen ſcheint ſich ein Obergeſchoß, ein Söller, befunden zu haben. Der Umſtand, daß ſich ähnliche Anordnungen in ſpäterer Zeit wiederfinden, läßt es wohl als möglich erſcheinen, daß hier trotz der weitgehenden Stiliſierung der Einzelformen und der Umgebung die Hauptzüge eines wirklich beſtehenden Baues nach der Natur wiedergegeben ſind. Es iſt jedenfalls eine Bauform, die dem wenig älteren Palaſt des *Diokletian* in Spalato noch fremd

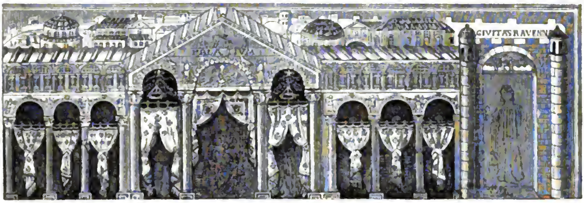
[6]) Nach: Mothes, O. Die Baukunſt des Mittelalters in Italien. Jena 1884. S. 191, 192.

war. Wir können vielleicht in ihr die antikiſierende Faſſung der alten dreiſchiffigen Häuptlingshallen ſehen.

Bald aber brauſten über Italien die wildeſten Stürme hinweg. Die vernichtenden Kämpfe, in denen die Byzantiner den Oſtgoten das Land ſtreitig machten, darauf der verwüſtende Einfall der Longobarden, ſie treffen das Leben der antiken Kultur und Kunſt ſo tief, daß nur ſpärliche Reſte alter Handwerksfähigkeit ſich hielten, gerade imſtande, die ornamentalen Antriebe, die aus Byzanz und vom ferneren Oſten her tätig waren, mühſam nachzuſtammeln, aber ſicher nicht mehr kräftig genug, neue Typen zu bilden und auszugeſtalten. Italien kommt für lange als führendes Land unſeres Zweiges der Baukunſt nicht mehr in Betracht; das Frankenreich, das ſich unter den Merowingern zwar nicht im Inneren, aber doch nach außen hin leidlicher Ruhe erfreute, tritt bald an die erſte Stelle.

Von den Hofhaltungen der Merowinger iſt die eine noch ſo weit durch Anhaltspunkte allerlei Art belegt, daß *Viollet-le-Duc* ihre Wiederherſtellung im 14. Merowingiſches.

Fig. 7.



Palaſt der Burg *Theodorich des Großen* zu Ravenna[6]).

Moſaikbild.

Bilde verſuchen konnte[7]). Das Palais de la Verberie bei Compiègne hatte ſich lange erhalten, und *Carlier*[8]) gibt auf Grund der Reſte, welche er noch geſehen, ſowie eines Erlaſſes *Franz I.*, welches das Abtragen eines Teiles der Gebäude geſtattete, eine Beſchreibung, die zwar an Klarheit zu wünſchen übrig läßt, aber doch manche ſchätzenswerte Aufſchlüſſe liefert. Insbeſondere wird auch hier der große Saalbau erwähnt, welcher als das Hauptgebäude anzuſehen war und, an einem großen Hofe gelegen, den Abſchluß des Ganzen gegen Weſten bildete. Dieſer Saalbau hieß in latiniſiertem Deutſch „Mallobergium“, ſeine Beſtimmungen als Gerichtsſtätte anzeigend. Die ganze Anlage hatte von Weſten nach Oſten eine Länge von 250 Toyſen, das ſind etwa 120^{m}; an der Oſtſeite bildete die Kapelle den Abſchluß, deren Bau *Karl dem Großen* zugeſchrieben wurde, und die noch im XIV. Jahrhundert ſeinen Namen getragen haben ſoll. Zwiſchen beiden befand ſich wohlgeordnet eine lange Reihe von Gebäuden verſchiedener Art und Größe: für Krieger und vornehme Gefolgsleute, für Handwerker und ſonſtige Hörige, für landwirtſchaftliche Zwecke. Den „Mittelpunkt“ ſoll ein pracht-

[7]) Siehe: VIOLLET-LE-DUC, E. *Dictionnaire raiſonné de l'architecture françaiſe du X. au XVI. ſiècle.* Bd. VII. Paris 1875. S. 1 ff. — Zum Teile nach: THIERRY, A. *Recits de temps Merovingiens. Recit Iier.*

[8]) In: *Hiſtoire du Duché de Valois.* Paris 1764. *Tome I, Livre II*, S. 169. Paris 1840.

volles, zweiſtöckiges Gebäude von großer Höhe eingenommen haben. Es iſt wohl anzunehmen, daß es das Mallobergium war. So finden wir hier wieder das Haufenwerk kleinerer und größerer Bauten, wie es für die älteſten Zeiten bezeichnend iſt; dazu ebenfalls im Sinne germaniſcher Auffaſſung keinerlei Befeſtigung. Aber das Ganze iſt doch dadurch, daß die beiden Hauptgebäude, Palas und Kapelle, als Endabſchlüſſe angelegt ſind, in eine ſtrengere Ordnung gebracht. Wir können darin wohl die Einwirkung antik geſchulten Geiſtes erkennen und in ſolchem Königshofe die Übertragung der antiken Villa Suburbana auf die neuen Verhältniſſe erblicken. Über die Art der Ausführung erfahren wir zwar nichts; doch läßt ſchon der Umſtand, daß ſich die Bauten ſo lange erhalten haben, auf Steinbau ſchließen.

15. Wirken *Karl des Großen.*

Mehr in das Einzelne gehend verſucht dann *Karl der Große* die Errungenſchaften antiker Bildung deutſchem Weſen zu gewinnen. In überwiegend literariſcher, daneben aber auch praktiſcher Arbeit iſt man unter ihm geſchäftig, der neuerſtandenen Würde des römiſchen Kaiſertumes den entſprechenden Glanz auch durch bauliche Tätigkeit zu verleihen. Ein gutes Glück hat Reſte der zahlreichen Bauten erhalten, mit denen er ſeine bedeutenderen Königshöfe, die Pfalzen zu Aachen, Ingelheim uſw., ausſtattete, dazu Anweiſungen und Verzeichniſſe, die er für die Verwaltung ſeiner kleineren Landgüter aufſtellen ließ. Letztere namentlich geben uns ein leidlich anſchauliches Bild deſſen, was ſolch königlicher Gutshof, den wir uns doch als einen der beſtausgeſtatteten ſeiner Gegend denken müſſen, an Gebäuden und ſonſtiger Ausrüſtung in ſich ſchloß.

16. Karolingiſche Königshöfe.

Wohl eines der größten Gehöfte ſeiner Zeit iſt der Königshof Asnapio, der uns im „Breviarium rerum fiscalium“ beſchrieben wird.

Er iſt mit einem wohlbefeſtigten Zaun umgeben, hat einen ſteinernen Torbau mit Söller darüber und enthält nicht weniger als 25 Einzelgebäude. Die königliche Pfalz *(Sala regalis)*, als vornehmſtes davon, iſt *optime* aus Stein gebaut; ſie enthält 3 *Camerae*, d. h. Staatsgemächer; ſie iſt ringsum mit Lauben umgeben und mit 11 Stuben *(Piſiles)*, wohl im Obergeſchoß, verſehen; dazu mit Vorratsraum *(Cellarium)* und 2 Vorhallen. Neben ihr ſtehen im Hofraum 17 einräumige Häuſer, ein Stall, eine Küche, ein Backhaus, 2 Kornſpeicher, 3 Pferdeſtälle. Ein kleiner Teil des Hofes iſt durch beſonderen Zaun als Wirtſchaftshof abgeteilt.

Daraus ergibt das Bild einer recht umfangreichen Anlage, die in dem mehrräumigen Hauptbau und ſeinem zimmerreichen Obergeſchoß weit über die alte Sitte hinausging. Allerdings iſt es der größte der beſchriebenen Höfe. Mehrere andere beſitzen Hauptgebäude mit nur je 2 Räumen im Unter- und Obergeſchoß; ja bei einem finden wir wieder das königliche Wohnhaus aus Holz „ordnungsmäßig“ *(ordinabiliter)* gebaut, mit nur einem Hauptraum verſehen, alſo ganz in der Weiſe errichtet, wie ſie aus urälteſten Zeiten her üblich war. Auch die Anweiſungen zur Bewirtſchaftung muten urtümlich genug an, wenn vorgeſchrieben wird, daß die Häuſer Herdfeuer haben ſollen, daß man ferner die nötigen Geräte und Werkzeuge, als Betten, Tiſchtücher, Pokale, Gefäße aller Art, Ketten und Beile, Bohrer und Schneidemeſſer, ſelbſt haben ſolle, damit es nicht nötig ſei, ſie anderwärts zu leihen. So miſcht ſich hier ſelbſt an den königlichen Reſidenzen, in der authentiſchen Schilderung klar ſichtbar der aus ſüdlichem Einfluß zu erklärende Fortſchritt, der ſich in der Einteilung königlicher Wohnungen in Einzelzimmer ausſpricht, mit der offenbar im gewöhnlichen Leben ungebrochen herrſchenden altertümlichen Schlichtheit und Ungebundenheit der ganzen Lebensverhältniſſe. Dieſe aber mußten naturgemäß in der Einzeldurchführung der geſchilderten Geſamtanlagen ihren Einfluß üben. Dies gibt uns den beſten Anhalt, nach dem wir die vielfach unklaren und rätſelhaften Reſte beurteilen können, die uns von

den Pfalzen des großen Königs überkommen ſind. Als ſolche werden Nimwegen, Ingelheim und Aachen genannt. Erſteres kann indes für unſere Betrachtung ausſcheiden, da die Anlage, durch *Barbaroſſa* gründlich erneuert, ſodann im Jahre 1794 zerſtört wurde, eine Nachprüfung der erhaltenen Zeichnungen daher nicht möglich iſt.

Die Kaiſerpfalz zu Aachen, in der ſicher das Höchſte des damaligen baulichen Könnens verkörpert wurde, iſt in den Hauptzügen ihrer Geſamtanlage dadurch bezeugt, daß die beiden Hauptgebäude, Saalbau und Palaſtkapelle, die ähnlich wie in la Verberie (ſiehe Art. 14, S. 13) die Schmalſeiten des Ganzen, und zwar der Saalbau im Norden, die Kapelle im Süden, begrenzten, in ihrer Grundform noch heute erhalten ſind. Die Palaſtkapelle bildet das Aachener Münſter, jetzt die Hauptkirche der Stadt, und iſt als bedeutendes kirchliches Bauwerk ihrer Zeit in Teil IV Bd. 3, erſte Hälfte dieſes „Handbuches“ behandelt. Der Saalbau iſt in den Grundmauern des jetzigen Rathauſes wenigſtens nach Lage und Umriß gegeben. Der zwiſchen beiden Bauten liegende Raum der ſpäter den Markt aufnahm, zog ſich vom Münſter nach dem Saalbau am Hügel hinauf. Er hatte etwa 100 m Länge und 50 m Breite und iſt als Palaſthof mit Umgängen umgeben geweſen, welche einen gegen Witterung geſchützten Verkehr zwiſchen den einzelnen Beſtandteilen der Pfalz ermöglichten. Die Fundamente dieſer Laufgänge ſind gefunden worden, und damit iſt die ganze Anlage im Grundriß ſicher feſtgelegt. Ihre Ausführung im einzelnen dagegen iſt völlig zweifelhaft, und es erſcheint wohl etwas ſanguiniſch, ſie ſich ohne weiteres als „Säulenhallen“, womöglich zweigeſchoſſiger Art, vorzuſtellen. Die wiederholten Einſtürze dieſer Hallen, die uns berichtet werden, laſſen vielmehr auf das urtümliche Holz als Baumaterial ſchließen. 17. Pfalz zu Aachen.

Um dieſen ſo eingefaßten, mächtigen Hallenhof außen herum müſſen die in den alten Beſchreibungen aufgeführten mannigfachen Gebäude für den Hofſtaat, die kaiſerliche Familie, die Leibwache, das Domſtift, dazu Bäder uſw. gelegen haben; doch laſſen ſich über die genauere Anordnung nur ſehr unſichere und deshalb für uns belangloſe Vermutungen aufſtellen[9]). Wertvoll dagegen iſt der Saalbau. Er ſteht auf dem Unterbau eines Merowingiſchen Gebäudes, welches hier eine ſchlichte, wahrſcheinlich zweiſchiffige Halle von etwa 17 × 44 m lichter Weite gebildet hatte. *Karl der Große* errichtete auf dieſem Unterbau, um etwa 3,50 m über den Pfalzhof erhöht, ein neues Hauptgeſchoß und erweiterte dieſen Saal durch den Anbau eines großen Halbrunds an der weſtlichen Schmalſeite, deſſen Mauerwerk im ſpäteren Granusturm des Rathauſes uns erhalten iſt; er fügte ferner zwei kleinere Apſiden an den Langſeiten hinzu. Er gewann ſo eine weſentliche Steigerung der Raumwirkung und zugleich in der Apſis einen feſtlichen Hochſitz von ungewohnter Feierlichkeit für ſeine eigene Perſon. Stützen aus Holz oder Stein trugen auch hier die hölzerne Decke des Saales. Ob dieſer Saalbau, das „Palatium“, ein weiteres Obergeſchoß gehabt hat, muß ſehr zweifelhaft erſcheinen. Sicher aber war dies beim Wohnhaus des Kaiſers, der „Aula“[10]), der Fall; denn von ihr erfahren wir, daß der Kaiſer durch die Fenſtergitter ſeines

[9]) Dem mit großer Liebe nach den Schriftquellen, im einzelnen mit Anlehnung an den St. Gallener Kloſterplan (vergl. Art. 26) bearbeiteten Rekonſtruktionsverſuch *Stephani*'s fügt dieſer ſelbſt die Bemerkung bei, daß neun Zehntel, oder auch mehr des Ergebniſſes, auf Phantaſie beruhten.

[10]) Dafür, daß dieſe „Aula“ nicht identiſch mit dem „Palatium“ iſt, ſpricht wohl überzeugend die von *Rhoen* (Die karolingiſche Pfalz zu Aachen. Aachen 1889. S. 73) angeführte Nachricht aus Ratsprotokollen des XVII. Jahrhunderts, daß die Grundfläche der Aula nach dem Brande von 1656 in Parzellen geteilt und darauf Wohn- und Zunfthäuſer errichtet wurden.

Söllers „alles überſehen konnte, was von Ein- und Ausgehenden geſchah“[11]). Von dieſem Wohnhauſe wiſſen wir ferner, daß es eine für jene Zeit ungewöhnlich entwickelte Grundrißanlage beſeſſen haben muß; denn es wird berichtet, daß der griechiſche Geſandte 5 Zimmer durchſchreiten mußte, bis er das Gemach des Herrſchers erreichte. Die weitere Nachricht, alle Wohnungen des Gefolges hätten über der Erde ſchwebend gelegen, ſo daß ſich unter ihnen die Beſucher des Palaſtes hätten vor ſchlechter Witterung ſchützen und doch ſich vor den Augen *Karl*'s nicht verbergen können, ſcheint mir nicht nur auf die ſchon angeführten Hofhallen zu deuten. Man kann darin wohl mit mindeſtens gleichem Rechte den Hinweis auf Bauten ſehen, deren Untergeſchoß auf je vier Holzſtützen, wie bei den älteſten Holzhäuſern Norwegens, vielleicht in etwas ausgebildeterer Form, ſich völlig frei über den Boden erhob. Damit muß allerdings eine weſentlich urſprünglichere Vorſtellung von all dem ſich verbinden, was ſich auf der Pfalz neben den monumentalen Bauten des Münſters und des Reichsſaales befand[12]).

Hiermit ſind allerdings die greifbaren Nachrichten erſchöpft; denn was die gleichzeitigen Hofſchriftſteller über die ungemeine Pracht der Ausſtattung preiſend anführen, entzieht ſich näherer Feſtſtellung. Goldene Kuppeln, köſtlicher Marmorſchmuck an Säulen und Verkleidungen, hölzernes Täfelwerk und reiche Malerei werden rühmend erwähnt. Aber ſo manches erſcheint hierbei als dichteriſche Übertreibung eines durch die vergangenen Zeiten ſicher nicht verwöhnten Sinnes. Bei anderem iſt ſchwer zu entſcheiden, ob wir es mit der Verwendung antiker Reſte, die der Kaiſer ja weither zum Schmuck ſeiner Pfalz zuſammentragen ließ, oder mit neuen Erzeugniſſen der ebenfalls zum Teile aus Italien herbeigerufenen Arbeiter zu tun haben. Daß die einheimiſchen Werkleute den Anſprüchen *Karl*'s nicht genügten, zeigt aber, daß alle berichtete Pracht keinen inneren Zuſammenhang mit der allgemein üblichen Bauweiſe des nördlichen Frankenreiches hatte.

18. Spätere Karolingiſche Bauten.

Daß die hier gegebenen Anregungen immerhin zunächſt nicht ſpurlos vorübergingen, beweiſen die Bauten *Ludwig des Frommen*. Die berühmte ſog. Vorhalle des Kloſters in Lorſch (vergl. Fußnote 46) gibt uns zu den obenerwähnten begeiſterten Schilderungen einen guten Beleg mit ihren zierlichen, wenn auch etwas ſtarren Pilaſterſtellungen und dem reichen Schmuck ihrer mehrfarbigen Marmorverkleidung. Ähnliche Einflüſſe mehr techniſcher Art erſehen wir in der ſorgfältigen Ausführung der Kirchen, welche, vom Kreiſe *Karl des Großen* beeinflußt, ſich an mehreren Orten erhalten haben. Und in anderer Beziehung zeigt der Hauptbau der Pfalz zu Ingelheim, ein Bau, der wahrſcheinlich mehr der Zeit *Ludwig des Frommen* als derjenigen *Karl*'s angehört, die Nachwirkungen der Aachener Pfalz, indem er trotz der Geringfügigkeit der erhaltenen Reſte neben einem wahrſcheinlich dreiſchiffigen Reichsſaal das Vorhandenſein eines vielräumigen Wohngebäudes mutmaßen läßt. Auch die vielfältige Verwendung ſteinerner Säulen, ſei es als Fenſterteilung, ſei es als Träger der Decken, iſt hier ſicher bezeugt, und das Gewicht ſolcher Kenntnis wird vermehrt durch die ausdrückliche Bekundung, daß der Bau von einheimiſchen Werkleuten ausgeführt wurde.

So geben uns dieſe großen Karolingiſchen Pfalzen immerhin den Eindruck, daß kraft kaiſerlicher Machtfülle an ihnen ein bedeutender Schritt über das bis dahin Übliche hinaus getan wurde. Weſentlich iſt allerdings, daß dieſer Schritt

---

[11]) Vergl. die betreffende Stelle aus der Beſchreibung des Mönches von St. Gallen in: RHOEN, a. a. O., S. 54.

[12]) Daß dieſe auf natürlichſte Verhältniſſe zurückgreifende Bauform noch in ſehr viel ſpäterer Zeit nicht etwa als unanſehnlich gegolten hat, können wir aus der Abbildung des noch am Ende des XVI. Jahrhunderts beſtehenden Rathauſes zu Nieuwſtadt im Limburgiſchen erſehen, die *M. Schweisthal* in ſeiner Schrift »*La halle germanique et ſes transformations*« (Ruxelles 1907. S. 21) wiedergibt.

nur möglich war durch Anſchluß an antike Vorbilder, daß er, ſozuſagen, den Niederſchlag einer gelehrt-literariſchen Strömung bildete. Dies mußte ſeine Einwirkung auf weitere Volkskreiſe ſehr vermindern, ja ſelbſt der Anwendung der Errungenſchaften auf die beſcheideneren kaiſerlichen Höfe im Wege ſtehen. Wir werden darauf an anderer Stelle zurückzukommen haben. So wird man die Fortſchritte der Karolingiſchen Pfalzen wohl in den kaiſerlichen und fürſtlichen Bauten ſpäterer Zeit wiedererkennen, deren Vorbilder ſie waren; aber es iſt nicht daran zu denken, daß ſie ſo bald zu allgemeiner Aufnahme in den Gebrauch der größeren Volksmaſſen gekommen ſeien. Dies iſt zum mindeſten für die entwickelungsfähigeren nördlichen Länder ſicherlich nicht der Fall geweſen. Hier hat ſich der natürliche Holzbau in einfachſten Formen weit über die vorbeſprochene Zeit hinaus lebendig erhalten, dazu auch die ſchlichte einräumige Grundrißanlage der Häuſer. Wenn trotzdem die bauliche Entwickelung dauernd fortſchritt, wenn von den ebenangeführten Neuerungen ſo manches allmählich ſich allgemeiner verbreitete; ſo geſchah dies auf einem anderen Wege, weſentlich unter dem Schutze und auf Veranlaſſung der klöſterlichen Genoſſenſchaften, welche hierin eine kulturgeſchichtlich höchſt bedeutende Rolle ſpielten. Das Bauweſen der Klöſter übernahm nach dem Zuſammenbruch der Karolingiſchen Herrlichkeit auf Jahrhunderte hinaus die Führung; es bildete das Bindeglied, das den rauheren Völkern diesſeits der Alpen aus dem Erbe der Antike ſo manche Anregung für die Anlage entwickelterer Wohnungseinrichtungen vermittelte.

I.

Anlage der Gebäude.

1. Kapitel.

Wohnbau der Klöster.

19. Anfänge des Klosterwesens. Die Neigung sich von den Enttäuschungen des Lebens in die Stille zurückzuziehen und durch fromme Beschaulichkeit oder strenge Bußübung eine nähere Vereinigung mit der Gottheit zu suchen, ist eine uralt-orientalische Erscheinung. Aus dem Orient durch Vermittelung des alten Wunderlandes Ägypten ist sie auch den abendländischen Völkern und dem Christentum überkommen. Dort bildeten sich schon im II. Jahrhundert die ersten freien Genossenschaften von frommen Einsiedlern unter der Führung des heiligen *Antonius* und verpflichteten sich zu Armut, Selbstverleugnung und ungeteilter Hingabe an Gott. Schon um das Jahr 340 gründete dann der heilige *Pachomius* in der Thebais das erste strenger zusammengefaßte Mönchskloster, das bald zu gewaltiger Größe anwuchs und von dem sich fernerhin eine große Anzahl von Tochterklöstern abzweigte. Manche von den dort aufgestellten Grundsätzen blieben dauernd bestehen; anderes findet sich in viel späterer Zeit als erneuerte Sitte wieder vor. Zu ersterer Gattung gehörte die Verpflichtung, den Lebensunterhalt durch Handarbeit selbst zu gewinnen und die Vorbereitung auf das bindende Gelübde durch eine Probezeit (Noviziat). Zur zweiten Gruppe gehört die Unterwerfung der Tochterklöster unter das Visitationsrecht des Mutterklosters und die Sitte, daß die Vorstände der Einzelklöster sich in regelmäßigen Fristen beim Hauptkloster zur gemeinsamen Beratung versammelten. Durch den Stifter des noch jetzt in der griechischen Kirche blühenden Basilianerordens, den heiligen *Basilius* (gest. 379), wurden diese Grundsätze straffer zusammengefaßt; doch blieb daneben das Treiben freiumherschweifender Mönchshaufen bestehen. Bezeichnend für diese freiere Art des ursprünglichen Klosterwesens ist auch der Umstand, daß noch das Konzil zu Chalcedon im Jahre 451 die Mönche zum Laienstande, nicht zu den Priestern rechnete.

Die Klosteranlage dieser orientalischen Mönchsorden, „Laura" genannt, steht in sichtlicher Abhängigkeit davon, daß der Ursprung dieses Klosterwesens im Einsiedlertum beruhte. Sie bestand aus einer Zusammensetzung von Einzelzellen, die sich meist um einen geräumigen Hof herumlegten. In der Mitte des Hofes erhob sich sowohl die Kirche, wie der gemeinsame Speisesaal mit Küche und Nebenräumen. Zwischen diesen beiden Bauten befand sich in der Regel der Brunnen.

Offenbar in wesentlich gleicher Form drang das Mönchswesen seit der Mitte des IV. Jahrhunderts in Westeuropa ein, befördert in Italien und Afrika durch die Kirchenväter *Athanasius*, *Ambrosius*, *Augustinus*, in Gallien durch den Bischof *Martin* von Tours und gelangte bald zu großer Ausbreitung. Aber es scheint, daß schon früh neben der freien Nachahmung orientalischer Auffassung, der

urſprüngliche Gedanke des Einſiedlertumes gemildert worden iſt durch die germaniſche Gewohnheit des Gefolgeweſens und die damit zuſammenhängende Sitte, in der großen Häuptlingshalle gemeinſam zu hauſen.

Nach verſchiedenen Anläufen erhielt dieſe Verſchmelzung zweier Grundgedanken durch die Ordensregel des heiligen *Benedikt* von Nurſia (480—543) die feſte Form, in der ſie dauernd das Kloſterweſen des Abendlandes auf das tiefſte beeinflußt hat. Sie übernahm zunächſt von den älteſten Mönchsgemeinſchaften neben dem Gelübde der Armut, der Keuſchheit und des Gehorſams die Vorſchrift des ſelbſtändigen Lebenserwerbes. Indem das ſtrenge Gebot hinzukam, das Kloſter nicht in einer Stadt, ſondern abſeits vom Menſchengetriebe anzulegen, ferner das Kloſtergebiet niemals, außer bei dringender Notwendigkeit, zu verlaſſen, führte dieſe Vorſchrift weiter zu der Forderung, daß alles, was zum Leben nötig iſt, im Kloſter ſelbſt hergeſtellt werden ſoll. Damit iſt der Grund gelegt zu der umfangreichen Ausgeſtaltung der Klöſter nicht nur mit allen Gebäuden für landwirtſchaftlichen Betrieb, Müllerei, Brauerei, und Weinwirtſchaft, ſondern auch mit gewerblichen Werkſtätten aller Art, von der Schmiede und Wagenbauerei bis zur Ausübung der Goldſchmiedekunſt, der Buchſchrift, der Miniaturmalerei uſw. Durch dieſe eindringliche Beſchäftigung mit allen handwerklichen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten wurden die Niederlaſſungen des Benediktinerordens und ſeiner Ableitungen wahre Pflanzſtätten und Mittelpunkte der Kultur und in den wilden Jahrhunderten des früheſten Mittelalters faſt die einzigen Vermittler für die Reſte antiker künſtleriſcher und baulicher Kenntniſſe. Baulich von gleicher Wichtigkeit ſind die Vorſchriften, die das Leben der Brüder im einzelnen regeln. Grundlegend iſt hier die Beſtimmung, daß die Brüder, zwar jeder in eigenem Bett, aber doch möglichſt alle zuſammen, ſonſt je 10 bis 20, unter einem Dekan, in gemeinſamem Schlafſaale ruhen, wobei der beſſeren Aufſicht halber ein Licht brennen ſoll. Die Brüder ſollen in voller Kleidung und gegürtet ſchlafen, um zum nächtlichen Gottesdienſt jederzeit bereit zu ſein. Ebenſo wird gemeinſames Mittagsmahl vorgeſchrieben, bei dem in wechſelnder Reihe die befähigteſten aus der heiligen Schrift vorleſen ſollen. Auch die ſonſtige Tageseinteilung iſt genau vorgeſchrieben. Die Arbeitszeit umfaßt in wechſelnder Anordnung 8 Stunden, nur in der Faſtenzeit 7 Stunden. Sie wird weſentlich beſtimmt durch die Anordnung der Gottesdienſte, die ſiebenmal am Tage und dazu einmal um Mitternacht die ganze Bruderſchaft vereinigen. Auch die Erholungszeit zwiſchen der Arbeit wird zum guten Teil mit dem Studium der heiligen Schrift im Schlafſaal gemeinſam zugebracht. Der in ſeiner Zelle einſam und beſchaulich lebende Mönch der volkstümlichen Vorſtellung iſt demnach in den mittelalterlichen Orden keineswegs verkörpert geweſen.

20. Benediktinerorden.

Von geringerer Bedeutung in baulicher Beziehung ſind für uns die ſtrengen Vorſchriften, die ſich auf Lebenshaltung, Eſſen und Trinken, auf die Kleidung beziehen, die das Benehmen der Brüder untereinander und ihre verſchiedenen Ämter, die Unterſtellung der Klöſter unter die Biſchöfe ihres Bezirkes, die Stellung des Abtes, ſeine Strafgewalt uſw. regeln. Wichtiger ſchon ſind die Aufnahmebedingungen; ſie waren ſehr ſtreng gefaßt. Durch eine einjährige Probezeit hatte der Eintretende die Feſtigkeit ſeines Vorſatzes zu prüfen, wodurch die Anlage von beſonderen Räumen für dieſe „Novizen“ nötig wurde. Auch leuchtet durch die ſehr diplomatiſche Faſſung des betreffenden Abſatzes deutlich hindurch, daß ſchon damals bei der Aufnahme das Einbringen eines entſprechenden Vermögens oder die Stiftung eines Betrages durch die Eltern die Regel bildete. Zu dem hierdurch

gegebenen vornehmeren Charakter der Gemeinschaft stimmt es sehr gut, daß auch das Vorhandensein von dienenden Gehülfen nebenbei wie selbstverständlich erwähnt wird, ferner daß ausdrücklich vor Mißmut gewarnt wird, falls nach den örtlichen Verhältnissen die Brüder etwa eigenhändig die Feldfrüchte einsammeln müßten. Wir dürfen daraus schließen, daß die grobe körperliche Arbeit im allgemeinen nicht Sache der Brüder war, daß diese sich vielmehr auf die Aufsicht und Verwaltungstätigkeit beschränkten. Übrigens weist die Regel des *Isidorus Hispalensis* den Betrieb des Ackerbaues und der Bauten ausdrücklich den Hörigen des Klosters zu. Trotz des recht angespannten und harten Lebens, das die obengegebene Tagesordnung bei genauer Innehaltung mit sich brachte, sind auch die Vorschriften über die Lebenshaltung in Bezug auf Tischordnung und Getränk durchaus im Sinne wohlhabender, reichlich lebender Kreise gefaßt. So ergibt sich von vornherein aus der Regel ein weiter Spielraum zur Ausbildung des Klosterwesens in aristokratischem Sinne. Und daß die Entwickelung allgemein diese Richtung eingeschlagen hat, wird des weiteren dadurch bestätigt, daß alle Reformatoren des Klosterwesens, alle Stifter neuer Orden, den oberen und zum Teil vornehmsten Kreisen des Volkes entstammten. Auch bei der unzweifelhaft gegebenen Möglichkeit, daß auch begabte Sprößlinge der niederen Stände in das Kloster eintreten und darin eine bedeutende Rolle spielen konnten, übte die Klostergenossenschaft wohl keineswegs eine wahllose Zulassung, sondern eine Auslese der Besten. Entspricht diese Auffassung der älteren Klöster als wesentlich aristokratischer Genossenschaften auch nicht ganz einer anderen volkstümlichen Anschauung, so ist sie doch nicht unwesentlich, wenn man die große Rolle, welche das Klosterwesen in der Kultur des Mittelalters gespielt hat, und die vornehme Fassung seines baulichen Ausdruckes begreifen will. Aus dem gleichen Grunde haben die Vorschriften des Benediktinerordens das Vorbild für die Satzungen der vornehmen „Kanonikerkollegien“ dargeboten, die an Dom- und Stiftskirchen sich zusammenschlossen und deren erste Regel durch Bischof *Chrodegang* von Metz im Jahre 760 erlassen wurde.

Die Regel des heiligen *Benedikt* hat ihre jahrhundertelange Vorherrschaft neben ihrem hohen sittlichen Wert sicher auch dem Umstand zu verdanken, daß sie ihrer ganzen Fassung nach sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen fähig war, indem sie dem Belieben des Abtes ziemlichen Spielraum ließ. Das ist allerdings auch die Veranlassung gewesen, daß sich unter untüchtigen Äbten sehr leicht Verwahrlosung und Zuchtlosigkeit in die Gemeinschaft einschlichen. Durch das ganze Mittelalter gehen daher immer erneute Bestrebungen, die gelockerte Zucht durch Verschärfung der Ordensregel wieder fester zu knüpfen. Am wichtigsten für unsere Betrachtung sind die aneinander anschließenden Gründungen des Kluniazenser- und Zisterzienserordens.

21. Kluniazenserorden.

Gründer des Ordens von Cluny war ein *Graf Berno von Burgund*, welcher im Jahre 910 die Leitung des schon bestehenden Klosters übernahm. Maßgebend für die Haltung der neuen Gemeinschaft bleibt die Regel des heiligen *Benedikt*; doch wurde sie verschärft durch die Vorschrift der Handarbeit neben dem Schriftstudium; dazu wurde den Mitgliedern dauerndes Stillschweigen auferlegt. Seine Bedeutung verdankt der Orden nicht diesen Verschärfungen der alten Satzung, wie auch die gleichgerichtete deutsche Bewegung, die vom Kloster Hirsau ausging, keine umfassende Wirksamkeit errang. Er kam zur Macht durch die große weltlich-politische Rolle, die ihm — sicherlich nicht nach der Absicht seines Stifters — zu spielen beschieden war, und durch politische Verwickelungen ist er auch

wieder von ſeiner ſtolzen Höhe geſunken. Von dem Einfluß, den der Kluniazenſerorden und die Hirſauer Kongregation auf die kirchliche Baukunſt ausübte, iſt an anderer Stelle dieſes „Handbuches" zu berichten; für das Kloſterweſen iſt ſein Auftreten nach zwei Richtungen hin bedeutſam. Zunächſt entzog er die einzelnen Klöſter dem Einfluß der Biſchöfe, unterſtellte die ganze Gemeinſchaft unmittelbar dem Papſte und begann, durch die Abhängigkeit vieler Klöſter vom Mutterkloſter Cluny auf eine ſtraffere Gleichmäßigkeit des Ordens hinzuwirken. Zum anderen hat er zuerſt auch eine Zahl dienender Gehülfen, Handwerker und ſonſtiger in der inneren Wirtſchaft unentbehrlicher Hülfskräfte als „Laienbrüder" in die engere Gemeinſchaft des Kloſters mit aufgenommen und dadurch erſt die ſtrenge Abſperrung des geſchloſſenen Kloſterbezirkes, der „Klauſur", von der Außenwelt ermöglicht.

In nicht allzulanger Zeit war auch er durch ſeine tätige Teilnahme an den Welthändeln verweltlicht und üppig geworden, ſodaß ziemlich gleichzeitig an zwei verſchiedenen Orten neue Reformbeſtrebungen ſich geltend machten. In Prémontré gründete im Jahre 1119 der heilige *Norbert*, der frühere Kaplan *Heinrich V.*, den Orden der Prämonſtratenſer im Anſchluß an die Regel der Auguſtiner, welche aus den Schriften des heiligen *Auguſtinus* mit vielfach ähnlichen Beſtimmungen wie diejenigen der Benediktinerregel zuſammengeſtellt war. Sein Ziel war, ſtrenge Kloſterzucht in einer Vereinigung von tätigem und beſchaulichem Leben mit Predigtamt, Seelſorge und wiſſenſchaftlicher Arbeit zu pflegen. Dieſer Orden war hier anzuführen, weil er beſonders für die Beſiedelung des Oſtens, im Elbgebiet und in den öſterreichiſchen Landen eine ziemliche Wichtigkeit erlangt hat; ausgeprägte Spuren im Kloſterbauweſen aber hat er nicht hinterlaſſen. 22. Prämonſtratenſerorden.

Wichtiger iſt der Ziſterzienſerorden geworden, der durch den Abt *Robert von Molêsmes*, einen burgundiſchen Adeligen, im Jahre 1098 in wilder Waldgegend bei Ciſtercium (Citeaux) begründet wurde. Er ſetzte ſich urſprünglich zum Ziel, die Verſchärfung der Benediktiniſchen Kloſterzucht durch harte Handarbeit, insbeſondere durch Urbarmachung wüſter Ländereien, daneben durch Verzicht auf äußeren Schmuck des Lebens zu fördern. Durch dieſe Neigung zur Erſchließung unfruchtbarer Landſtrecken, die ſich ſpäter offenbar zu beſonderer Gewandtheit in der Entwäſſerung von Sumpfländereien ausgebildet hat, iſt dem Ziſterzienſerorden eine wichtige kulturfördernde Rolle zugefallen; er hat ſich ſchnell und in unerhörtem Maße ausgebreitet, ſo daß im XIII. Jahrhundert 1800 Klöſter in Europa ihm angehört haben ſollen. Allerdings vereitelte auch bei ihm, und vielleicht bei ihm am ſchnellſten, der reiche Ertrag des neuerſchloſſenen Pfluglandes die Abſicht ſeiner urſprünglichen Gründer. Reichtum, und mit ihm Üppigkeit, zogen bald in ſeine Klöſter ein; die vornehmſten und reichſten Kloſteranlagen, die das Mittelalter uns hinterlaſſen hat, gehörten dem Ziſterzienſerorden an. 23. Ziſterzienſerorden.

Die Ziſterzienſer nahmen zur Wahrung der Kloſterzucht den uralt-orientaliſchen Brauch wieder auf, dem zufolge jedes Tochterkloſter von ſeinem Mutterkloſter abhängig war und von ihm aus beaufſichtigt wurde. Dem zufolge beſaß die älteſte Gründung, Citeaux, in Gemeinſchaft mit den vier älteſten Tochterklöſtern, La Ferté, Clairvaux, Pontigny und Morimond, eine Obergewalt über ſämtliche Klöſter des Ordens, und beim Generalabt zu Citeaux verſammelten ſich alljährlich die Äbte ſämtlicher Klöſter zur Beratung gemeinſamer Angelegenheiten. Solch ſtraffe Bindung mußte naturgemäß auf gleiche Grundſätze auch in baulichen Dingen hinwirken. So bilden die Ziſterzienſerklöſter nicht nur im Reich-

tum, fondern auch in der Gefchloffenheit des Typus einen Abfchluß für diefen Zweig mittelalterlicher Baukunft. Für ihre Anlage beftimmend ift dabei neben den Vorfchriften der Benediktinerregel der Umftand, daß der Orden von den Cluniacenfern die Einrichtung der „Laienbrüder" übernahm und nochmals den Abfchluß gegen die Außenwelt durch Verbot jeder Tätigkeit außerhalb des Klofters einfchließlich der Seelforge verftärkte.

Mit diefer Reform ift die Umwandelung Benediktinifchen Klofterwefens im wefentlichen beendet; fpätere Ordensbildungen, die auf anderen Grundlagen beruhten, werden uns an anderer Stelle noch befchäftigen.

24. Grundform des Kreuzganges.

Die baulichen Formen, in denen fich das Getriebe eines Klofters — einer kleinen Welt für fich — abfpielte, find naturgemäß nicht fertig aus dem Haupte eines Künftlers hervorgegangen, fondern haben fich allmählich aus einfachen Anfängen zufammengefchloffen. Gemeinfam ift hierbei allen entwickelten abendländifchen Klöftern, daß fich die dem „Convent", d. h. den eigentlichen Mönchen oder Nonnen, zum gemeinfamen Gebrauch zugewiefenen Räume, die man im Gegenfatz zu dem mehr öffentlichem Verkehr gewidmetem Wirtfchaftshof ufw. als „Klaufur" bezeichnet, grundfätzlich um einen viereckigen, mit Hallen umgebenen Hof, den „Kreuzgang", herumlegen. Man fieht den Urfprung diefer monumentalen Bauform darin, daß in den älteften Zeiten des abendländifchen Mönchstumes die Kleriker der Kirchen ihre Zellen an die fäulenumgebenen Vorhöfe der altchriftlichen Bafiliken (*in atriis ecclefiae*) anbauten.

Im engen Anfchluß an diefe Vorbilder hat man auch fpäter noch gelegentlich den Kreuzgang an der Weftfeite der Kirche angelegt (die uralten Stifter St. Gereon und Sta. Maria im Kapitol zu Cöln find Beifpiele dafür); aber im allgemeinen zieht man der größeren Abgefchloffenheit wegen die Lage feitlich der Kirche vor. Wann fich diefe Änderung vollzog, ift nicht bekannt; ficher ift nur, daß fie uns in den großen Klöftern der Karolingerzeit fchon als feftftehend begegnet.

25. Klofter Fontanella.

Nach genauer gleichzeitiger Befchreibung ift der Grundriß des Klofters Fontanella bei Rouen (Fig. 8) wiederhergeftellt[18]), fo wie es Abt *Anfegis* (822—33) im Abfchluß längerer Bautätigkeit fertigftellte. Unfere Abbildung gibt die in der Chronik angeführten Maße der Bauten wieder. Wir fehen den Kreuzgang an der Nordfeite der Klofterkirche in Rechtecksform erbaut. An ihm liegt im Weften der gemeinfame Schlaffaal (Dormitorium), dem in feinem mittleren Teil ein reichgefchmückter Söller aufgefetzt war. Gegenüber, „faft" bis an die Apfis der Kirche heranreichend, alfo hier entweder Raum für einen Durchgang oder für ein „Veftiarium", eine Sakriftei, freilaffend zog fich ein Flügel hin, der das Refektorium (Speifefaal) und das Cellarium (Vorratshaus) enthielt. Beide Flügel wurden verbunden durch ein großes Gebäude (Major domus), in dem die Kamera (Geräte- und Kleidervorrat), ferner die Kemenate des Abtes nebft anderen Räumen untergebracht waren. Als feierlicher Verfammlungsort der Mönche, an dem auch die täglichen Vorlefungen von Kapiteln der heiligen Schrift abgehalten wurden, diente der füdliche, an die Kirche angebaute Flügel des Kreuzganges, der danach ebenfo, wie die Verfammlung der Brüder felbft, dauernd den Beinamen Kapitel angenommen hat. Befondere Gebäude für das Archiv und die Bibliothek find ferner vorhanden; ein Turm mit 35 Fuß hoher Holzfpitze (!) fteht frei neben der Kirche. Die in der Befchreibung weiter erwähnte Bafilika des heiligen *Servatius* können wir vielleicht als Friedhofskapelle auffaffen. Von den außerhalb der

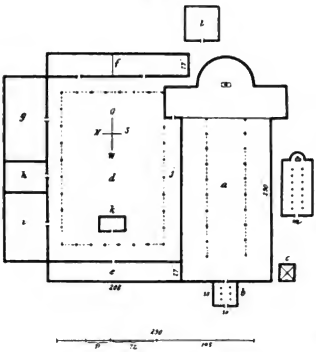
[18]) Nach: Schlosser, J. Die abendländifche Klofteranlage des frühen Mittelalters. Wien 1889. S. 29.

„Klausur“ gelegenen Wirtschafts- und Verwaltungsgebäuden erfahren wir nichts; doch ist auch ohne diese der Plan als Beispiel einer noch nicht voll entwickelten Anlage sehr bemerkenswert.

26. Plan von St. Gallen.

Zu gleicher Zeit wie die Vollendung des Klosters Fontanella wird die Anfertigung des berühmten Planes von St. Gallen angesetzt, der in Teil II, Band 3, 2. Hälfte dieses „Handbuches“ besprochen worden ist. Er entspricht wesentlich höheren und fester geordneten Verhältnissen und beweist, daß im Karolingerreiche die Entwickelung klösterlicher Anlagen sich reißend schnell vollzog. Dies stimmt durchaus zu den geschichtlichen Nachrichten, die besonders für das westfränkische Gebiet von großartigster Betätigung in Gründung und Bau neuer Klöster berichten, und bildet ein Gegenstück dazu, daß auch die Grundform des Kirchengebäudes in jener Zeit die erste kraftvolle Weiterentwickelung durch Anfügen des Chorquadrats an das Querschiff erfuhr. Der St. Gallener Plan ist unschätzbar, um die vielseitigen Anforderungen zu erkennen, die man an ein großes Kloster jener Zeit stellte. Er zeigt neben den eigentlichen Wohn- und Aufenthaltsräumen der Mönche, der Klausur, das Bild eines mit allen Einrichtungen zum selbständigen Dasein ausgerüsteten Gemeinwesens, mit Gebäuden für allerlei landwirtschaftlichen Betrieb, für handwerkliche Arbeiten jeder Art, für Erteilung von Unterricht an die Novizen des Klosters, wie an die dem Kloster zeitweilig übergebenen Zöglinge. Dazu kommt ferner ein besonderes Gebäude für die Wohnung des Abtes, notwendig, weil in jenen Zeiten häufig die Abtwürde wie ein weltliches Lehen von den Königen auch an Laien verliehen wurde. Angegeben sind ferner ein Krankenhaus mit Arztwohnung und Badehaus nebst anderen hygienischen Einrichtungen für die Mönche; dazu Baulichkeiten zum Empfang und zu gesonderter Beherbergung sowohl vornehmer Gäste wie einfacherer Reisenden und Pilger, sowie für fremde Mönche. Ferner sind in der Klausur die Ansprüche, die das entwickelte Klosterleben stellte, in einer Form erfüllt, die mit geringen Änderungen allen späteren Wandelungen der Ordensregel anzupassen war und dadurch maßgebend geblieben ist für die späteren Zeiten. So ist hier schon das Dormitorium in denjenigen Flügel des Kreuzganges verlegt, der an den Chor der Kirche anstößt und daher den bequemsten Zugang zu den nächtlichen Gottesdiensten gewährte. Weiter ist dem Refektorium schon der später immer wiederkehrende Platz gegenüber der Kirche angewiesen, den Vorrats-

Fig. 8.



Grundriß des Klosters zu Fontanella [13]).

- *a.* Kirche.
- *b.* Vorhalle.
- *c.* Glockenturm.
- *d.* Kreuzgang.
- *e.* Dormitorium.
- *f.* Refektorium mit Cellarium.
- *g, h, i.* Domus major mit Kammern und Abtswohnung.
- *j.* Kapitel.
- *k.* Bibliothek.
- *l.* Archiv.
- *m.* Friedhofskapelle.

räumen dagegen der westliche Flügel vorbehalten als derjenige, welcher dem Betriebe der Land- und Viehwirtschaft am nächsten, dem inneren Leben der Klausur am abgekehrtesten gelegen war. Auch hier wird der an die Kirche angebaute Kreuzgangflügel, wie in Fontanella, zur Zusammenkunft *(Conventus)* der Brüder als Versammlungsraum benutzt.

Die ganze Anlage ist, wenigstens in den Hauptgebäuden, Kirche mit Klausur, sowie Krankenhaus und Schule mit den dazugehörigen Kreuzgängen, dem Abtshaus und wohl auch der daneben liegenden Küche, durchaus auf Ausführung in Stein berechnet, wie aus den eingetragenen Bogengängen geschlossen werden kann. Für die übrigen Gebäude könnte man Ähnliches schließen aus der Tatsache, daß Heizeinrichtungen vielfach eingetragen sind; doch ist solcher Schluß für einfache, unentwickelte Verhältnisse unsicher. Jedenfalls bedeutet schon die Ausführung jener Hauptgebäude in Stein einen gewaltigen Fortschritt gegen den Zustand der volkstümlichen Baukunst.

27. Steinbau der Klöster.

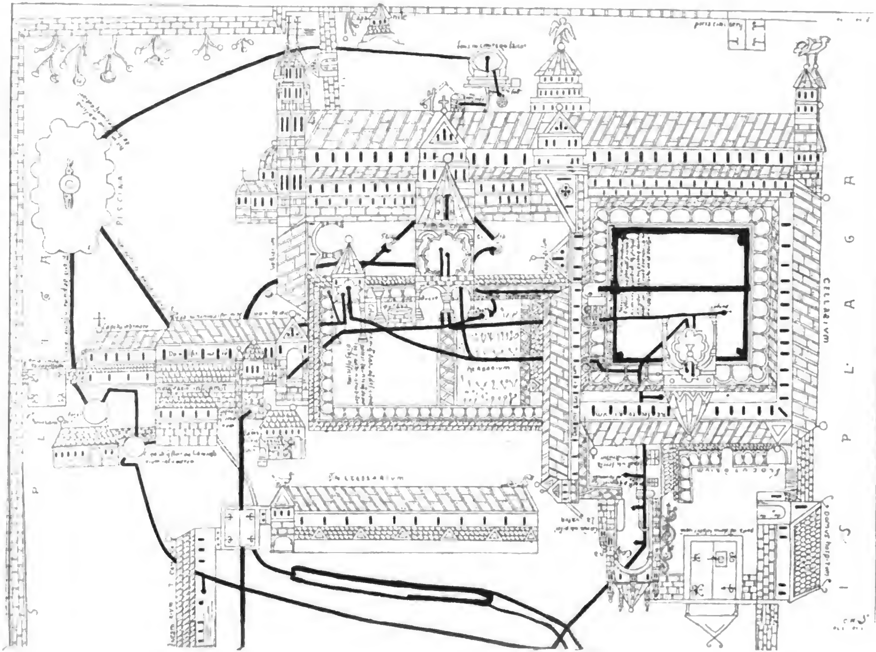
Die Bevorzugung des vornehmen Steinbaues durch die Klöster, die für ihre Stellung im Gesamtleben des Volkes ja bezeichnend ist, geht zweifellos auf die südländischen Vorbilder zurück, bei denen sie selbstverständlich war. Wir können sie schon für die ältesten Anlagen der Merowingerzeit annehmen, soweit sie auf gesichertem Boden und mit ausreichenden Einkünften errichtet wurden. An anderen Stellen kann man dagegen selbst in späterer Zeit noch starke Zweifel hegen, ob nicht die erste Anlage im landesüblichen Holzbau hergestellt wurde. Die vielfach angeführte Chronistenstelle, aus der gefolgert wird, daß *Bonifazius* seine Lieblingsgründung Fulda im Jahre 744 sofort in Steinbau durch mitgeführte Handwerker errichtet habe, besagt dies tatsächlich nicht.[14]). Sie schreibt ihm nur die Rodung des Waldes an der gewählten Stelle und die Herstellung von Einrichtungen zur Kalkbereitung zu. Da sie ausdrücklich bemerkt, daß er nach 8 Tagen schon mit seinen Werkleuten weiterzog, so ist es viel wahrscheinlicher, daß die eingeleitete Kalkbereitung nicht den Steinbau, zu dessen Ausführung hier in der Waldwildnis doch die geschulten Kräfte fehlten, sondern die Herstellung von Estrichen zum Ziel hatte. Abgesehen von solchen Einzelfällen aber sind die geistlichen Stifter jedenfalls bahnbrechend geworden für die Verbreitung des Steinbaues und haben dadurch dem Fortschritt baukünstlerischen Könnens große Dienste geleistet. Allerdings darf man die gleichzeitigen begeisterten Berichte über die Herrlichkeiten, die damals entstanden, doch nur mit gewisser Vorsicht aufnehmen. Teils spricht bei ihrer Fassung eine gewisse Genügsamkeit, eine durch die Anschauung bedeutender Bauwerke nicht verwöhnte, frische Aufnahmefähigkeit mit, teils die ungelenke Schreibweise jener Zeit, die bei jeder lebhaften Schilderung zu den stärksten Ausdrücken zu greifen gewohnt war. Bezeichnend für den Kunstbetrieb der früheren Zeiten ist dabei die Schilderung der großen Bautätigkeit, die der Abt *Desiderius* des mächtigen Klosters Montecassino bald nach 1050 entwickelte, um dieses Mutterkloster des Benediktinerordens in neuem Glanze herzustellen. Es erschien ihm nämlich als die selbstverständlich beste Vorarbeit, nach Rom zu reisen und daselbst Säulen, Basen, Kapitelle und bunte Marmortafeln aus antiken Resten zu kaufen, die dann nach Montecassino geschafft und zur Zierde der Bauten verwendet wurden.

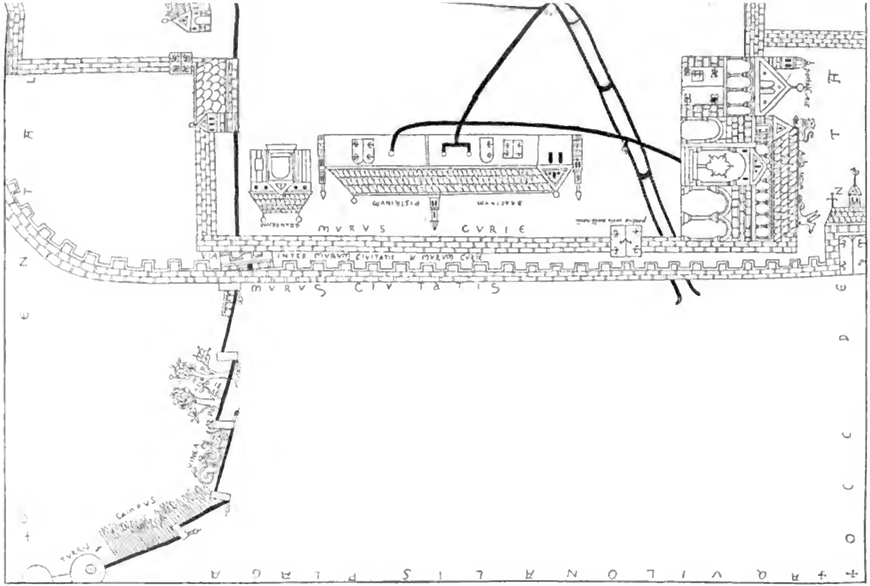
In Fig. 9[15]) sei ferner eine Darstellung der alten Kreuzganghalle von *San Gerusalemme* in Bologna gegeben, welche zeigt, bis zu welcher Formenroheit

[14]) Vergl.: RICHTER, O. Die ersten Anfänge der Bau- und Kunsttätigkeit des Klosters Fulda. Fulda 1900.

[15]) Nach eigener Aufnahme.

Zu S. 25.





Alter Plan der Abtei zu Canterbury.

Nach: *Architectural review* 1897–98.

der reiche Baugedanke ſchwerer Mauerbogen, die auf vier Zwergſäulen ruhen, herabkommen konnte. Der Bau ſtammt wahrſcheinlich von einer Wiederherſtellung des Kloſters, die auf eine Verwüſtung durch den Ungarneinfall des Jahres 903 folgte.

Die vielfachen Anhaltspunkte, die uns der Plan von St. Gallen zur Beurteilung des damaligen Wohnbaues gibt, machen ihn zu einer höchſt wichtigen Quelle der kulturgeſchichtlichen Belehrung. Um ein lebendiges Bild vom Ausſehen ſolchen Kloſters zu formen, iſt er weniger geeignet, weil er ohne Berückſichtigung örtlicher Eigentümlichkeiten mehr programmatiſch das regelrecht Erforderliche zuſammenſtellen, als gerade eine Bauvorlage abgeben will. Es iſt uns aber eine andere mittelalterliche Zeichnung aus wenig ſpäterer Zeit erhalten geblieben, in der die Anlage der großen engliſchen Abtei Canterbury in zwar naiver, aber durchaus anſchaulicher Weiſe ſo dargeſtellt iſt, wie ſie nach dem Brande von 1070 hergeſtellt worden war. Sie hat zu dieſer Zeit als Überſichtszeichnung gedient, um die Einrichtung einer ganz durchdachten Be- und Entwäſſerungsanlage einzutragen. Sämtliche Gebäude ſind in der Weiſe angegeben, daß ihre Anſichten in geometriſcher Darſtellung in die Ebene der Zeichnung niedergeklappt ſind (ſiehe die nebenſtehende Tafel[16]). 28. Abtei Canterbury.

Fig. 9.



Vom Kreuzgang des Kloſters von *San Geruſalemme* zu Bologna[15]).

Wir ſehen zunächſt das ganze Kloſter mit einfachen Umwehrungsmauern umgeben und außerdem in die Stadtmauer *(Murus civitatis)* eingeſchloſſen. Dieſe Abweichung von der Regel des heiligen ***Benedikt*** (vergl. Art. 20, S. 19) erklärt ſich hier leicht dadurch, daß die Stadt ſich unter dem Schutze des Kloſters erſt nachträglich entwickelt und das urſprünglich im freien Felde liegende Kloſter dann, wie ſo oft, in die erweiterten Mauern mit einbezogen hat. Auf dem von der Kloſtermauer umzogenen Gebiete liegt am oberen Rande unſerer Tafel, d. i. an der Südſeite der Anlage, die Kirche, ſchon mit dem für ſpätere Zeiten in England ſo bezeichnenden langgeſtreckten Chor verſehen. Ein Vierungsturm, ſowie je zwei Türme im Oſten und Weſten ſchmücken ſie; erſterer trägt auf ſeiner Spitze die Figur des vierflügeligen Erzengels Michael (die auch als Krönung eines der St. Gallener Türme erwähnt wird); die anderen ſind mit dem Bild des wachſamen Hahnes und mit geſchmiedeten Kreuzen abgeſchloſſen. Außerdem iſt aber noch auf dem ſüdlich angrenzenden Kirchhof ein niedriger Glockenturm *(Campanile)* errichtet. An den Chor der Kirche iſt nördlich das kleine *Veſtiarium* angebaut, der Raum zur Aufbewahrung der koſtbaren Gewänder, Vorhänge und Altardecken, in denen im früheren Mittelalter der Reichtum der kirchlichen Schatzkammern vor allem beſtand. Sonſt liegt dieſer Bauteil frei und iſt durch einen ſchmalen Hof von den angrenzenden Kloſterteilen getrennt. Dagegen ſchließt ſich dem Weſtteil der Kirche der Kreuzgang in ganzer Länge an. Er iſt mit rundbogigen, niedrigen Hallen umzogen; einige Öffnungen davon, an der Oſtſeite gelegen, ſind mit Gitterwerk gefüllt und als die Stelle des Sprechraumes für Fremde *(Hoſtium locutorium)* bezeichnet. Die über dem Südflügel im Obergeſchoſſe gelegenen, durch kleine Fenſter erhellten Räume ſind nicht näher benannt; ſie dürften, wie auch ſpäter meiſtens, als niedrige Dachräume untergeordneten Zwecken gedient haben. Der ganze Weſtflügel wird vom Cellarium, den Vorratsräumen, eingenommen. Im Oſtflügel befindet ſich zunächſt

[16]) Nach: Willis, R. *Hiſtory of the monaſtery Canterbury*. Abgedruckt in: *The architectural review* (London 1897–98), Bd. III, S. 154, 155.

ein mit Pultdach an das Querschiff der Kirche angelehnter Raum, der wohl als Sakristei und zur Aufbewahrung der Meßbücher usw. diente; dann folgt, als erstes Beispiel für uns, ein eigener Kapitelsaal *(Capitulum)*, der hier als Versammlungsraum an Stelle des früher dazu dienenden Kreuzgangflügels trat. Im übrigen ist dieser Flügel vom Schlafsaal *(Dormitorium)* eingenommen. Der Nordflügel endlich nimmt den Speisesaal *(Refectorium)* auf; vor ihm erhebt sich im Inneren des Kreuzganges ein gewölbtes Brunnenhaus, in dem der für die Waschungen vor und nach der Mahlzeit gebrauchte Laufbrunnen mit zwei übereinander angeordneten, vielpaßförmigen Wasserbecken sich befindet. An die Außenseite dieses Flügels legt sich im westlichen Teil eine weitere kreuzgangartige Bogenhalle, die wieder als Sprechraum *(Locutorium)* bezeichnet ist. Sie bildet sinngemäß schon den Übergang zu der Welt außerhalb des Klosters, indem sie sich nach einem Hofe öffnet, an dem das Haus für Gäste *(Domus hospitum)* sich anschließt. Nördlich von diesem Hofe liegt ein anderer, kleinerer, in dem sich der Küchenverkehr abspielt. Die Küche selbst erhebt sich in monumentaler Form an seiner Nordseite als gewölbter Zentralraum, an den Ecken mit gemauerten Rauchabzugsschloten gekrönt und an der Westseite mit Weinspalier besetzt. Ein kleiner apsisartiger Anbau ist eigens zum Waschen der Fische bestimmt *(Camera ubi piscis lavatur)*; zwischen die Küche und das Refektorium schiebt sich ein niedriger Zwischenbau, worin laut beigefügter Beischriften die Kutteln (Gedärme) gereinigt und Würste angefertigt wurden. Auf der gegenüberliegenden Seite bildet ein hölzerner Laubengang die Verbindung zwischen Küche und Speisesaal.

An diese der Klausur im engeren Sinne zugehörigen Baulichkeiten schließt sich östlich ein zweiter kreuzgangartiger Hof an, der durch einen Laubengang in zwei Teile geteilt wird. Der westliche Teil dient als Küchengarten (***Herbarium***) der Anzucht der nötigen Würz- und Arzneikräuter. Für den östlichen ist ein besonderer Zweck nicht angegeben; er mag den Insassen des Krankenhauses zur Erholung zugewiesen gewesen sein. Dieses grenzt östlich daran und ist mit eigener Kapelle, eigener gewölbter Küche und eigenem Abortbau versehen. In seiner Nähe liegen das alte und das neue Haus des Priors, dem danach die Sonderaufsicht über das Krankenhaus zugefallen sein wird. Im Norden des Ganzen erstreckt sich ferner der Wirtschaftshof, auf dem zunächst dem Dormitorium der sehr ansehnliche Abortbau (***Necessarium***) sich befindet. Er zeigt eine Anlage, wie sie auch bei der etwas älteren Beschreibung des Klosters Farfa im Sabinergebirge eine Rolle spielt. Es ist ein basilikaler Bau, an dessen gutgelüftetes Mittelschiff sich die niedrigen Zellen seitlich anreihen. In Farfa wird besonders hervorgehoben, daß jede der 45 Zellen ihr eigenes Fenster habe; hier sind solche allerdings nicht gezeichnet. Nicht weit davon finden wir das Badehaus (***Balneatorium***) mit Vorratshaus (***Camera***), am nördlichen Rande endlich Brauhaus (***Bracinum***), Backhaus (***Pistrinum***) und Kornspeicher (***Granarium***). Ferner liegt hier an einem besonderen monumentalen Eingange (***Porta curiae***) das Abtshaus (***Aula nova***), zweigeschossig, im unteren Geschoß mit vorgebautem Brunnenhaus versehen. — So gibt das Ganze ein äußerst anschauliches Bild von der Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse und der freien Sicherheit, mit denen man ihnen, bald in monumentalerer, bald in schlichterer Form, nachkam.

Auch die eingezeichneten Wasserleitungen tragen zu dem Eindruck recht entwickelter Lebenskunst bei, den die ganze Anlage macht, und seien deshalb kurz erläutert. Es sind zunächst zwei Quellen benutzt. Die eine entspringt auf dem Laienfriedhof, speist weiterhin den östlich der Kirche gelegenen Fischteich, fließt zum neuen Wohnhaus des Priors und entsendet von dort einen Strang zum Abort des Krankenhauses (***sub necessarium infirmorum***), der dann an der großen Latrine vorbei und schräg über den Wirtschaftshof zur Stadtmauer hinausführt. Ein anderer Abzweig speist das Badehaus, das Brauhaus und das Backhaus, liefert von hier einen Anschluß für das Abthaus, versorgt weiter mit einer Anzahl von Ausläßen die Küche und endet im Brunnen des Kreuzganges. Eine zweite Quelle kommt aus dem freien Lande nördlich des Klosters. Sie ist mehrmals in Becken angestaut, die zur Bewässerung des Kornfeldes, Weinberges und Obstgartens das nötige Wasser sichern. Sie ist innerhalb des Klosterbezirkes geradenwegs zur Krankenküche geführt, wendet sich von dort westlich zum Krautgarten, in dem sie einen hochstehenden Behälter (wieder in Achtpaßform gezeichnet) speist, und weiterhin zum Kreuzgang, wo sie ebenfalls mit dem Brunnen in Verbindung steht.

Aber hiermit nicht genug. Für den Fall, daß im Sommer die Quellen nicht ausreichen, sind weitere Vorkehrungen getroffen. Zunächst werden die Regenwasser vom Kirchendach (***Stillicidia***) aufgefangen und teils unmittelbar zu der Leitung geführt, die den Kreuzgangbrunnen versorgt, teils in einem zweiten, hochstehenden Becken in der Südostecke des Krautgartens gesammelt, von dem aus sie teils nach der gleichen Stelle, teils nach dem Krankenhause hingeführt werden. Für den äußersten Notfall aber hat man zwei Brunnen zur Verfügung. Der eine, deutlich als Ziehbrunnen mit steinbeschwertem Schwengel gezeichnet, steht im Friedhof und gestattet, die dort entspringende Quellenleitung zu verstärken. Der andere befindet sich im Krautgarten und hat

neben fich eine „Säule", in welche man bei Waffermangel fchöpfen und damit alle Verbrauchsftätten mit Waffer verfehen kann (*columpna in quam ductu acquae deficiente poteft hauriri aquam de puteo et adminiftrabitur omnibus officinis*), d. i. alfo ein Standrohr, das die obenerwähnten Hochbehälter zu füllen ermöglichte.

Wir haben es hier mit einer höchft zufammengefetzten technifchen Anlage zu tun, in der alle Möglichkeiten wohldurchdacht erfcheinen. Die Sorgfalt, die auf folche Dinge verwendet wurde, läßt aber den weiteren Schluß zu, daß man zu jener Zeit, die fo oft für roh und unzivilifiert gehalten wird, in gebildeten Kreifen höheren Wert auf Reinlichkeit und gefundheitliche Annehmlichkeiten gelegt hat, wie in fo manchem fpäteren und aufgeklärteren Jahrhundert.

So waren fchon im XII. Jahrhundert, in dem die fonftige Profanbaukunft erft zu fpärlichen Anfangsftufen vorgedrungen war, im Bauwefen des Benediktinerordens alle Anfprüche reichen abgeftuften Lebens befriedigt; es blieb nur weniges hinzuzufügen, um Bauformen zu fchaffen, die auch der Regel der abgeleiteten Orden gemäß waren und infolgedeffen bis zum Schluffe des Mittelalters muftergültig blieben.

Als Beifpiel eines folchen vollentwickelten Zifterzienferklofters fei das in Anlage und Architekturdurchbildung ebenfo vollendete wie wohlerhaltene Maulbronn gewählt. Der Lageplan (Fig. 10[17]) zeigt uns fofort, wie das Ganze fich in zwei Teile fondert. 29. Klofter Maulbronn.

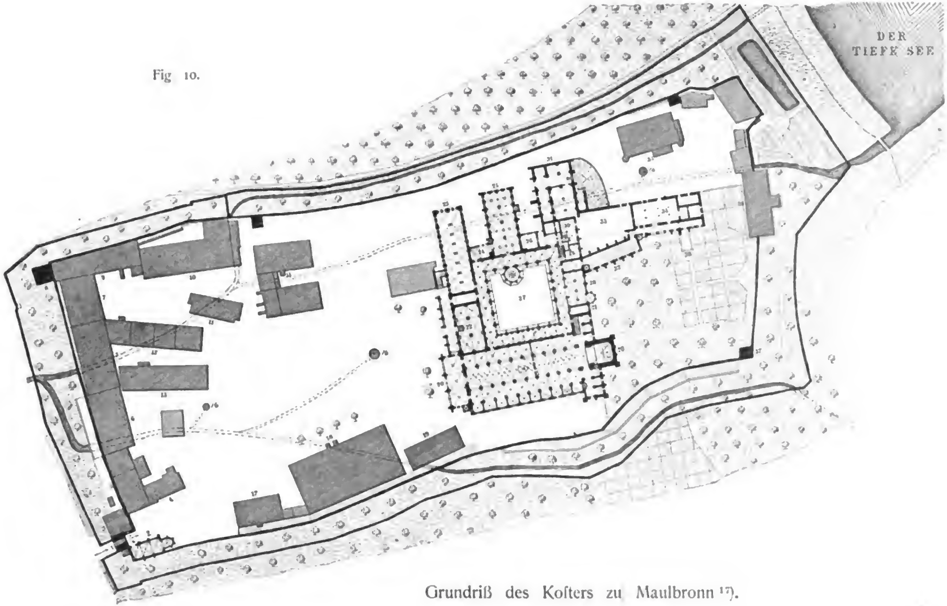
Dem Haupteingang *1* zunächft, hier vor der weftlichen Kirchenfront, liegt wieder der Wirtfchaftshof des Klofters. Die auf ihm ziemlich regellos ftehenden Gebäude entftammen den verfchiedenften Zeiten und dienen den verfchiedenften Zwecken, als Ställe, Kornfpeicher (*12*, *13*), Mühle (*10*), Bäckerei (*11*), Gefindehaus (*15*), Küferei (*17*), Keller (*18*) ufw. Gleich neben dem Tore liegen einerfeits das Gafthaus (*3*) und das Frühmefferhaus (*4*), andererfeits die Dreifaltigkeitskapelle (*2*). Eine folche Kapelle neben dem Tore gehört zur vollftändigen Anlage eines jeden Zifterzienferklofters; fie ift beftimmt, Frauen, welche nach der Ordensregel die Klofterkirche nicht betreten follen, zur Verrichtung ihrer Andacht zu dienen. — Im Often wird diefer Wirtfchaftshof durch die quer faft über die ganze Breite des Bauplatzes gelagerte Gebäudemaffe der Klaufur, alfo des eigentlichen Klofters, begrenzt, die wir in Fig. 12[17]) gefondert in gleichem Maßftabe mit den übrigen, hier vorzuführenden Klofteranlagen darftellen. Den wichtigften Platz behauptet naturgemäß die Kirche, die bald nach der Kloftergründung begonnen, als romanifche Pfeilerbafilika errichtet und gegen 1200 beendet wurde. Weftlich legt fich ihr eine etwa 20 Jahre fpäter hinzugefügte zierliche Vorhalle vor; nördlich fchließt fich ein langer fchmaler Gebäudeflügel an, der, wohl um die Klaufur möglichft fchnell vom Wirtfchaftshof abzufchließen, als ältefter Klofterteil gleichzeitig mit der Kirche erbaut ift. Er enthält im Raume 22 die Vorratskammer (*Cellarium*), die fchon in Canterbury den gleichen Platz einnahm und die aus einfach praktifchen Gründen dort regelmäßig untergebracht wird. Daneben aber fehen wir in diefem Flügel jenfeits des tonnengewölbten Zuganges zum Inneren des Kreuzganges diejenigen Räume, die durch die Zifterzienferregel befonders nötig wurden: im Raume *23* den großen Speifefaal der Laienbrüder oder Konverfen[18]), darüber deren Schlafraum. Die höchft feierliche und wuchtige Ausbildung, mit der diefer Flügel fich dem Wirtfchaftshofe zu früher zeigte, ftellt Fig. 11[19]) dar; jetzt ift allerdings durch eine im XV. Jahrhundert angelegte Vorhalle und die anfchließende, noch fpätere Treppe der größte Teil diefer vornehmen Anfichtsfeite verdeckt. Hinter dem ebenbehandelten Flügel birgt fich der innere Kreuzgang, begonnen gleichzeitig und in gleichen Formen wie die Vorhalle der Kirche, mit dem der Kirche angelegten Südflügel, weiter fortgeführt mit dem Weftflügel gegen 1300 und während des XIV. Jahrhunderts in ftückweifem Weiterbau von dort über das Brunnenhaus bis zur Vollendung des Oftflügels fortgefetzt. Um ihn ziehen fich die Haupträume des Klofters. Am Nordflügel lag in der Mitte der ftolze Säulenfaal des „Herrenrefektoriums" (25), fenkrecht zur Richtung des entfprechenden Kreuz-

[17]) Nach: PAULUS, E. Die Cifterzienferabtei Maulbronn. 2. Aufl. Stuttgart 1884. Taf. IV.

[18]) Er ift fpäter, als die ftrenge Trennung von Konverfen und Mönchen verlaffen wurde, als Winterrefektorium der Brüder benutzt worden.

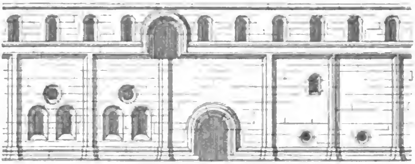
[19]) Nach: PAULUS, a. a. O., Taf. II. — Die auffällige Anordnung der Tür im Obergefchoß, zu welcher kein Zugang hinaufführt, erklärt fich am einfachften fo, daß diefe Öffnung als Ladeluke diente, um Getreide und dergl. in den über dem Cellarium liegenden Teil des Obergefchoffes hinaufzufchaffen.

Fig 10.



Grundriß des Kosters zu Maulbronn [17]).

Fig. 11.

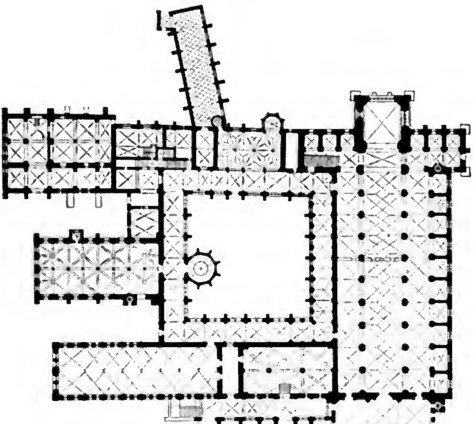


Urſprüngliche Anſicht der weſtlichen Kloſtergebäude zu Maulbronn [10]).

1/250 w. Gr.

gangteiles geſtellt, um Raum zu gewinnen, und daher weit aus der Gebäudemaſſe vortretend. Er wurde ſpäter, ſeit der gemeinſamen Benutzung des Winterrefektoriums als „Sommerrefektorium“ bezeichnet. Er entſtammt ebenfalls der Bauzeit von etwa 1220, lag alſo vor der Fortführung des Kreuzganges ein gutes Jahrhundert lang getrennt von dem übrigen in Stein ausgeführten Teil der Kloſterbauten. Zwiſchen dieſen beiden Speiſeräumen befand ſich die jetzt verſchwundene Kloſterküche *24*; öſtlich ſchloß ſich dem Herrenrefektorium die Wärmeſtube *26* an, ein für das Behagen im Winter ſehr wichtiger Raum, der einzig heizbare eines ſolchen reichen Kloſters. Nahebei und durch verſchiedene maleriſche Treppenanlagen mit Kreuzgang und Wärmeſtube verbunden, liegt die Brüderſtube oder Fraternei (*29–30*, d. i. der Raum, worin die Brüder in ihrer freien Zeit ſich aufhalten konnten), früher ein einheitlich zuſammenhängender Raum; dahinter ſind noch

Fig. 12.



Grundriß der Klauſur im Kloſter zu Maulbronn [17]).

1/1000 w. Gr.

weiter gewölbte Räume für Kelterung und Pflege vielleicht der befferen Weine untergebracht (*31*). Südlich der Brüderftube führt ein Gang aus dem Kreuzgang hinaus; jenfeits des letzteren liegt noch weiter im Oftflügel der Kapitelfaal *28* mit fchönem Kapellenerker, etwa dem Ende des XIV. Jahrhunderts entftammend. Ein fchmaler, tonnengewölbter Raum *21*, der als Sakriftei anzufprechen ift, macht den Befchluß der im Erdgefchoß am Kreuzgang angeordneten Gemächer. Ein Obergefchoß ift nur über dem weftlichen und öftlichen Flügel vorhanden. In jenem enthält es, wie fchon angeführt, den Schlaffaal der Konverfen und Vorratsräume; in diefem erftreckte fich in der ganzen Länge von faft 70 m der große Schlaffaal der Mönche, aus dem man durch eine Treppe in der Regel unmittelbar in das Querfchiff der Kirche gelangen konnte. Diefen Bauten der eigentlichen Klaufur fchließen fich nun einige weitere Gebäude an, die im Kloftergarten weiter öftlich liegen. Zunächft das Haus des Abtes (*34*), in welchem diefer der Vertretung des Klofters und dem dazu nötigen mannigfachen Verkehr mit der Außenwelt obliegen konnte, ohne die ftille Ruhe der Klaufur zu ftören. Es entftammt der älteften Bauzeit des Klofters, ift dann aber nach dem Jahre 1384 den Bedürfniffen neuerer Zeit durch einen Umbau angepaßt und fchließlich gegen das Jahr 1493 durch den Bau des neuen Parlatoriums (Befuchs- und Sprechraum *32*) mit der Klaufur in gefchloffene Verbindung gebracht worden. Endlich liegt ganz abfeits das Krankenhaus *36*, fpäter als Pfründnerhaus bezeichnet, und als wichtige Stätte mönchifchen Lebens der „Scheerbrunnen" *38*, an dem fich die Mönche allwochentlich zur Erneuerung der Tonfur und zum Lefen in der heiligen Schrift verfammelten. Eine nicht zum klöfterlichen Leben gehörige Zutat bildet endlich das Herzogliche Schlößchen *35*, das erft nach Aufhebung des Klofters errichtet wurde.

So tritt uns hier ein ungemein reiches, ein höchft entwickeltes Ganze entgegen. Bezeichnend für feine Art ift es, daß nicht einer Zeit, nicht einem Meifter die Errichtung der ganzen Gebäudegruppe zufiel. Wir haben uns bemüht, bei Befchreibung des Grundriffes die allmähliche Entftehung des Ganzen klarzulegen. Ebenfo wie hier werden wir es als einen faft immer wiederkehrenden Vorgang anfehen müffen, daß man fich für ein neugegründetes Klofter, insbefondere wenn es in unwirtlicher, erft urbar zu machender Wald- oder Sumpfgegend entftand, zunächft mit notdürftiger Unterkunft begnügte, um fpäter mit wachfender Feftigung der Verhältniffe zuerft die Kirche, dann die übrigen Klofterbaulichkeiten in monumentale Form überzuführen. So ift fchon *Bonifazius* bei Gründung der erften deutfchen Klöfter vorgegangen; von demfelben Vorgang erzählen die Bauformen auch unferes Klofters. Und es ift unleugbar, daß gerade in der Fülle der Gedanken, die viele Gefchlechter in folchen Bau hineingelegt haben, in dem Wechfel verfchiedener Auffaffungen, die wie Variationen über das gleiche Thema nebeneinander ftehen, ein tiefer künftlerifcher und gefchichtlicher Reiz liegt, der einheitlich geformten Bauten abgeht. Es ift hier nicht möglich, den Reichtum an Pracht der Einzelformen und an packenden Raumwirkungen auch nur annähernd wiederzugeben, die ein Klofter nach Art von Maulbronn in fich birgt; wir befchränken uns darauf, aus dem Inneren (in Fig. 13 bis 15[20]) einige Proben der Haupträume vorzuführen und im Vogelfchaubild des Klofters (Fig. 16[21]) eine Darftellung von feiner Gefamtgruppierung zu geben. Wir fehen, wie fich hier klar der Vor- und Wirtfchaftshof vom Bezirk der Klaufur fcheidet; wie der Kreuzgang den feften Mittelpunkt, den Kern des Ganzen bildet, auf deffen Innenraum fich die umgebenden Gebäude vor allem beziehen; wie insbefondere die Nordfeite der Klaufur mit den weitheraustretenden Refektorienbauten im Gegenfatz zur monumentalen Weftfeite völlig auf architektonifche Wirkung nach außen verzichtet. Das ganze Klofter wird nun umgeben von Mauern und Gräben; auch einige ftarke Türme erheben fich an der Umfaffung; aber diefe Befeftigung ift als eine zur klöfterlichen Anlage nicht gehörige Zutat anzufehen. Sie ift auch

[20]) Nach eigenen Aufnahmen.

[21]) Nach: PAULUS, a. a. O.

Fig. 13.



Kapitelfaal.

Fig. 14.



Herrenrefektorium.

Vom Klofter zu Maulbronn [20]).

erſt in den politiſchen Wirren des ausgehenden XIV. und XV. Jahrhunderts begonnen und ſodann in den Streitigkeiten, welche die Schutzherren des Kloſters, Württemberg und Pfalz, untereinander führten, verſtärkt worden.

30. Befeſtigung der Klöſter. Der Regel nach gehörte eine Kloſterbefeſtigung nicht zum Begriff eines Kloſters; es hätte den Mönchen, deren oberſte Pflicht die Demut war, im allgemeinen ſchlecht angeſtanden, ſich dauernd auf Waffenlärm und politiſchen Kampf einzulaſſen. So umſchloß man das Kloſtergebiet in der Regel mit einer

Fig. 15.



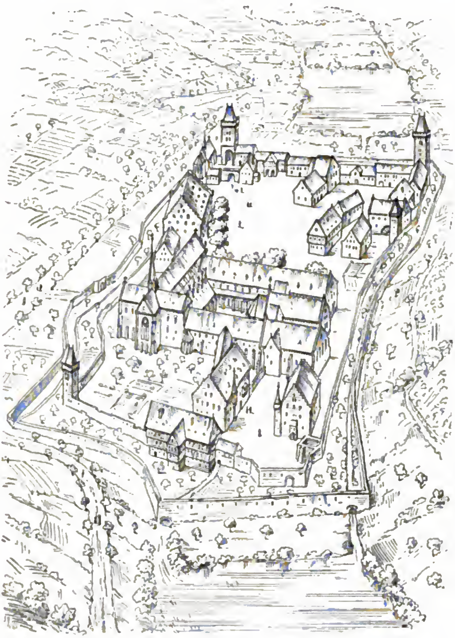
Brüderſtube im Kloſter zu Maulbronn [20]).

einfachen Abſchlußmauer, wie ſie weitaus die meiſten Klöſter noch heute zeigen, und vertraute für den gewöhnlichen Lauf der Dinge auf die verehrungsvolle Scheu vor dem Heiligtume und auf den beſonderen Gottesfrieden, den aller kirchlicher Beſitz genoß. Gegen dauernde Beeinträchtigung durch weltliche Machthaber aber pflegte man ſich dadurch zu ſichern, daß man ſich ſelbſt einen Mächtigen als Vogt (*Advocatus*) oder Schutzherrn ſuchte. Wie man ſich aber unvermutetem Überfall größerer feindlicher Macht durch Flucht auf geſicherte und leicht zu verteidigende Örtlichkeit entzog, davon gibt uns der bekannte Be-

richt des *Ekkehard* über das Verhalten des Klosters St. Gallen beim Ungarneinfall des Jahres 926 anschauliche Kenntnis.

Da das unbefestigte Kloster keine Möglichkeit der Verteidigung gewährte, hatte der Abt schon vorher auf die Kunde, daß die Ungarn nahten, die wichtigsten Kostbarkeiten nach Reichenau bringen lassen, das durch seine Lage im See vor dem Angriff ungarischer Reiterschwärme geschützt

Fig. 16.



Kloster zu Maulbronn [21]).
Vogelschaubild.

war. Als nun der Feind wirklich nahte, zog sich der Abt mit den Klosterinsassen und allem wertvollen Gut auf einen nahegelegenen Waldberg zurück, sammelte die Hintersassen des Klosters und die sonstige Bevölkerung der Gegend um sich und errichtete mit deren Hilfe schnell durch Verpfählungen und Verhaue eine Volksburg, zu deren Bezwingung die Kraft der Feinde nicht ausreichte.

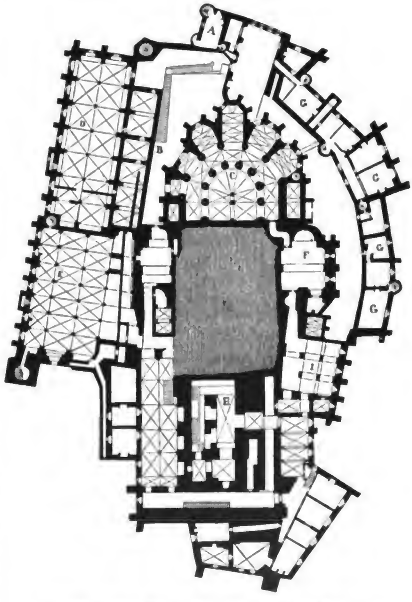
Dies schließt nun nicht aus, daß man in Ländern, die dem Christentum erst neu gewonnen wurden, solche Klöster, die, sozusagen als vorgeschobene Posten, besonders von heidnischen Einfällen bedroht waren, durch Befestigung schützte;

doch ſind unter ſolchen Verhältniſſen wohl regelrechte, architektoniſch durchgebildete Kloſterbauten überhaupt kaum zuſtande gekommen. Für Gegenden geordneter Kultur bildet eine widerſtandsfähige Befeſtigung eine ſeltene Ausnahme. Sie iſt vor allem dann eingetreten, wenn ein Kloſter, etwa auf der Stelle einer alten Burg geſtiftet, durch ſeine Lage einen wichtigen ſtrategiſchen Punkt bildete, und in ſolchen Fällen ergaben ſich überhaupt Anlagen, die ſich weſentlich von dem ſonſt üblichen unterſchieden.

31. Mont St.-Michel.

Ein gutes Beiſpiel einer ſolchen abweichenden Anlage bildet das Kloſter Mont Saint-Michel in der Normandie[21]), welches, an einem kriegeriſch wichtigen Punkte gelegen, für die Landesverteidigung im XIII. Jahrhundert beſondere Bedeutung erhielt, bei welchem alſo die Mönche auf Koſten der franzöſiſchen Könige das Verteidigungsſyſtem ſtärker ausbildeten, als dies ſonſt wohl der Fall geweſen ſein würde, während die Kirche ſich zu einem der berühmteſten Wallfahrtsorte der Chriſtenheit entwickelt hatte.

Fig. 17.



Kloſter Mont Saint-Michel in der Normandie[22]).

$^1/_{500}$ w. Gr.

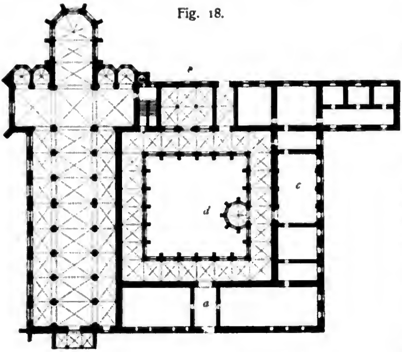
Sie nimmt die Spitze eines am Meeresufer gelegenen Felskegels ein, an deſſen Abhängen ſich ringsum die Wohnbauten des Kloſters, dann Kriegsbauten, ein kleines Städtchen einſchließend, bis zum Fuße herabziehen, welcher regelmäßig von der Flut übergoſſen, bei der Ebbe aber frei wird. Wir geben in Fig. 17[22]) den Grundriß der Anlage unmittelbar unter der Kirche, deren Krypta allerdings in die Tiefe herabreicht.

---

[21]) Vergl.: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 1. Paris 1854. S. 288 ff. – Ein ähnliches Beiſpiel in Deutſchland bietet das Kloſter Comburg bei Schwäbiſch-Hall aus dem XII. Jahrhundert, welches jedoch durch die Umbauten des XVIII. Jahrhunderts den alten Charakter mehr verloren hat als Mont-Saint Michel. Auch dort war aber die Kuppe des Berges zu enge, um neben der Kirche die Kloſtergebäude der Regel entſprechend zu entwickeln; auch dort beherrſchen die den Berg ſich herabziehenden Verteidigungswerke das Bild des Kloſters.

[22]) Nach: Mitteilungen der K. K. Central-Kommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Kunſt- und hiſtoriſchen Denkmale. Wien.

Fig. 18.



Ziſterzienſerkloſter in Goldenkron [23]).
1/1000 w. Gr.

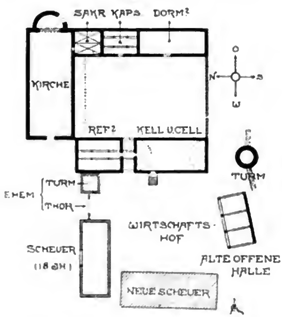
Vom tieferliegenden Geſchoß gelangt man mittels Treppen zur Pforte *A*, dann durch eine Treppe auf die Höhe *B*; *D* war der Schlafſaal der Mönche, *E* der Schlafſaal der Beſatzung; *G* ſind Gaſtwohnungen, ſowie jene des Abtes. Unter *D* befand ſich ein ähnlicher Saal, das Refektorium, unter *E* abermals ein dreiſchiffiger Saal, welcher ebenfalls der Beſatzung, vielleicht auch als Speiſeſaal diente. Im übrigen laſſen ſich wohl kaum mehr die Beſtimmungen der verſchiedenen einzelnen Räume nachweiſen. *F* iſt der Unterbau des Querſchiffes einer älteren Kirche, *H* jener ihres weſtlichen Teiles, welcher heute noch als Schiff der gotiſchen Kirche erhalten iſt. Der Raum oberhalb *I* wird als Bibliothekſaal angeſehen. Oberhalb *E* befindet ſich eine Plattform, die einen von einem Kreuzgange rings umgebenen Hof trägt, an welchen ſich gegen Oſten und Weſten weitere Gelaſſe anſchloſſen.

32. Beſcheidenere Kloſteranlagen.

In Mont Saint-Michel ſind ſonach zu allen vielfachen Anſprüchen einer reichen Kloſteranlage noch weitere Räume, die der Verteidigung und den ſtändigen Verteidigern dienten, hinzugekommen, ſo daß eine Anlage von ungewöhnlich verwickelter Art ſich ergeben hat. Aber nicht überall konnte man ſo aus dem Vollen heraus ſchöpfen. An anderen Orten trat wieder eine gewiſſe Beſchränkung ein, wenn es galt, für weniger reiche Brüderſchaften das Heim zu bereiten. Vor allem wird bei beſcheideneren Anſprüchen die Ausdehnung der Refektorien ermäßigt, ſo daß ſie ſich in der Längsrichtung dem Kreuzgang anlehnen. Das früh-gotiſche Ziſterzienſerkloſter Goldenkron in Böhmen beſitzt eine ſolche Grundrißanordnung bei im ganzen ähnlicher Raumfolge wie in Maulbronn (Fig. 18 [23]).

In dieſer Abbildung iſt *a* der Haupteingang, der wieder zwiſchen Laienrefektorium und Cellarium hindurchführt; *b* iſt der Kapitelſaal, *c* das Refektorium und *d* das Brunnenhaus; zwiſchen Kapitelſaal und Kirche legt ſich die Treppe, die zur unmittelbaren Verbindung zwiſchen Schlafſaal und Chorraum dient.

Fig. 19.



Lageplan des Kloſters Seligental [24]).
etwa 1/1000 w. Gr.

Noch ſehr viel einfachere Verhältniſſe ſpiegelt der Grundriß des Kloſters Seligental in Baden (Fig. 19 [24]) wieder. Die Anlage des im Jahre 1236 geſtifteten und über 300 Jahre lang blühenden Benediktiner-

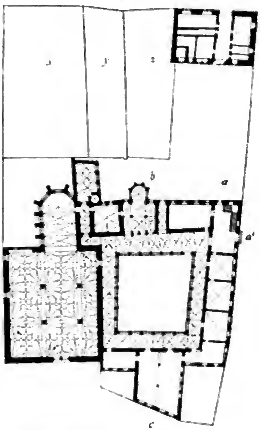
[24]) Nach: Bau- und Kunſtdenkmäler in Baden. IV. 3: Kreis Mosbach. S. 199.

Nonnenkloſters zeigt, mit wie geringen und beſcheidenen Bauten man ſchließlich auskommen konnte. Sie mag nach der unteren Grenze hin die Anſchauung klöſterlichen Bauweſens vervollſtändigen und gleichzeitig ein Bild davon geben, wie man ſich etwa bei Neugründungen zunächſt mit vorläufigen Bauten behelfen konnte.

33. Städtiſche Klöſter. Weiteren Wandelungen mußten ſich naturgemäß Kloſterbauten unterwerfen, welche nicht, wie es bei den Benediktinern die Regel iſt, im freien Lande, ſondern im Inneren einer Stadt auf begrenztem Bauland angelegt wurden. Fig. 20[25]) bringt uns den Grundriß des abgetragenen Auguſtinerkloſters in Nürnberg.

Bei *x*, *y*, *z* waren drei Nachbarhäuſer eingebaut; bei *w* ſtand ein zum Kloſter gehöriges, im Äußeren die Geſtalt eines Privathauſes tragendes Gebäude, wohl die Kurie des Abtes. Hierdurch führte von einer Seite der Weg zur Pforte *a* des Kloſters, während bei *a'* ein zweiter Zugang zur Vorhalle des Kloſters beſtand; bei *b* war der Kapitelſaal, bei *c* das Refektorium. Über dem Gebäudeflügel, welcher den Kapitelſaal enthielt, befand ſich im I. Obergeſchoß ein großer Saal, das Dormitorium des Kloſters, im II. Obergeſchoß ein ebenſo großer, wahrſcheinlich der Schlafſaal der Novizen; die übrigen Räume in den verſchiedenen Geſchoſſen dienten den ſonſtigen Bedürfniſſen.

Fig. 20.



Auguſtinerkloſter zu Nürnberg[25]).

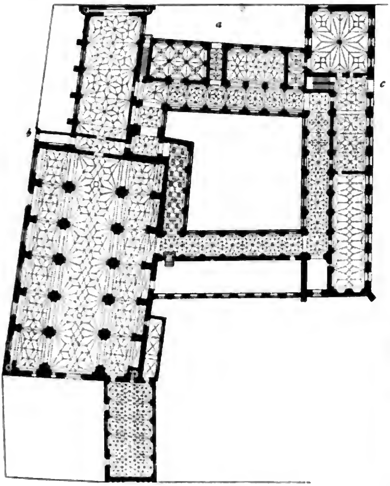
1/1000 w. Gr.

34. Bettelorden: Franziskaner und Dominikaner. Schließt ſich das letzte Beiſpiel in der Raumverteilung noch einigermaßen den Anforderungen der Benediktiner- und Ziſterzienſerklöſter an, ſo treten in der ſpäteren Zeit des Mittelalters neue Orden auf, die mit grundſätzlich anderer Auffaſſung mönchiſchen Lebens auch weſentlich andere bauliche Anlagen für ihre Zwecke erfordern. Vor allem ſind hier die im XIII. Jahrhundert entſtandenen Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner anzuführen. Ihr Grundzug iſt neben den uralten Gelübden der Keuſchheit, Armut und des Gehorſams nicht die Flucht aus der Welt zur Verſenkung in gottgeweihte Betrachtung, ſondern die Ausübung gottgefälliger Tätigkeit in der Welt. Dadurch vermindern ſie die Klippen, an denen die Aufrechterhaltung ſtrenger Zucht in den Klöſtern der älteren Orden ſo oft geſcheitert war. Sie widmeten ſich vor allem der Seelſorge und der öffentlichen Predigt, der Verteidigung der kirchlichen Lehre gegen neuauftretende Gedanken und erlangten dadurch vielfach eine führende Rolle in den geiſtigen Kämpfen der Zeit. Insbeſondere die Dominikaner übten zu dieſem Zwecke eine lebhafte wiſſenſchaftliche Tätigkeit. In den von ihnen errichteten Lehranſtalten haben mehrfach die erſten Anſätze zur Bildung der Univerſitäten gelegen, wie ſie andererſeits als *Domini canes*, wie ſie ſich ſelbſt gern nannten, die Hauptförderer der Inquiſition geweſen ſind. Beide Orden, vor allem aber die mehr volkstümlicher Tätigkeit zugewendeten Franziskaner, traten ferner in die

[25]) Nach Aufnahmen, welche *v. Eſſenwein* aus Anlaß der Übertragung einzelner Teile mit Zugrundelegung von Plänen, die ſich im ſtädtiſchen Bauamte befinden, anfertigte.

Lücke, wo den allmählich ſchwieriger werdenden ſozialen Verhältniſſen gegenüber die Fürſorge der noch ſchwach entwickelten bürgerlichen Mächte nicht ausreichte, indem ſie ſich der Armen und Kranken annahmen, ſie aufſuchten, tröſteten und verpflegten. Durch die Strenge ihres Lebenswandels, wie durch ihren ſeelſorgeriſchen Einfluß auf die Vornehmen bildeten ſie ferner ein Gegengewicht gegen den in allen Kreiſen überhandnehmenden Sinn für Verſchwendung und Üppigkeit. Es iſt ſicher gerade dieſe hohe ſoziale Bedeutung, die den Bettelorden ſehr ſchnell große Beliebtheit in allen Kreiſen verſchafft hat. Überall ſuchte man ſich der beſcheidenen Helfer zu verſichern; Fürſten, Städte und reiche Bürger wetteiferten in der Gründung ſolcher Klöſter, und kaum 50 Jahre nach der Gründung der Orden waren ſie durch ganz Weſteuropa in vielen Hunderten von Niederlaſſungen verbreitet.

Fig. 21.



Franziskanerkloſter und Trinitatiskirche zu Danzig[26]).

1/1000 w. Gr.

Solche unvergleichlich mehr nach außen gewandte Tätigkeit erfordert natürlich eine ganz andere Raumanlage. Man braucht Räume für Beſprechungen und Verhandlungen aller Art, für Unterricht und für Verwaltung der vielfältigen wohltätigen Unternehmungen. So traten im Erdgeſchoß dieſer Klöſter neben den für die Mönche ſelbſt beſtimmten Räumen in Kapitelſaal, Refektorium, Bibliothek uſw. regelmäßig eine Reihe von größeren Sälen auf, die nach mittelalterlicher Sitte zur gleichzeitigen Erledigung der verſchiedenſten Geſchäfte benutzt werden konnten. Dagegen fehlen für dieſe durchweg in Städten angelegten, grundſätzlich beſitzloſen Klöſter alle Veranſtaltungen und Räume, die für den Betrieb der Landwirtſchaft und für die Aufſpeicherung von deren Erträgniſſen bei den älteren Orden beſtimmt geweſen waren.

Fig. 21 gibt den Grundriß des mit der Trinitatiskirche verbundenen Franziskanerkloſters zu Danzig[26]). 35. Franziskanerkloſter zu Danzig.

a iſt die eigentliche Kloſterpforte; bei *b* und bei *c* befindet ſich jedoch auch je ein Zugang, von welchem man in einen Vorraum gelangt, der eine Treppe zum oberen Geſchoß enthält.

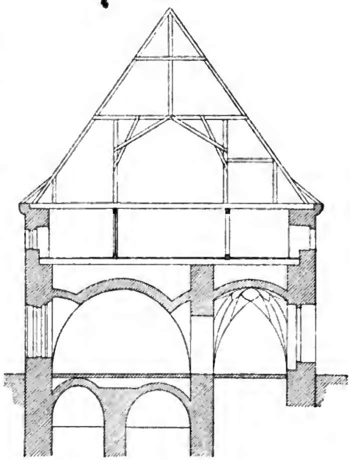
[26]) Nach Plänen, welche der Verwaltung des jetzt darin befindlichen Muſeums verdankt werden, während die Trinitatiskirche nach einer Aufnahme des Landesbauinſpektors Herrn *Heiſe* in Danzig hinzugefügt iſt.

Großartig und in reichſter Entfaltung ſind die Gewölbe aller Räume des Erdgeſchoſſes angelegt. Sie beginnen unmittelbar am Fußboden, erheben ſich aber im Scheitel zu beträchtlicher Höhe. Wie aus dem Querdurchſchnitt eines Flügels (Fig. 22) zu erſehen iſt, hat dagegen das I. Obergeſchoß mit den Dormitorien und anderen Räumen nur ſehr geringe Höhe. Die weitausgedehnten Räume ſind dort durch Holzwände unterteilt, ſo daß in den gemeinſamen Schlafſälen für jeden einzelnen Inſaſſen eine Zelle abgeſchieden werden konnte.

36. Karthäuſerorden.

Dies iſt eine Einrichtung, die ſeit dem Beginn des XVI. Jahrhunderts auch in den Klöſtern der älteren Orden ſich einführte, indem man mit päpſtlicher Erlaubnis die großen Schlafſäle in einzelne Zellen teilte, deren je eine jedem der weniger zahlreich gewordenen Kloſterbrüder als Wohn- und Schlafraum zugewieſen war. Indem man ſich hierin von der urſprünglichen Regel des heiligen *Benedikt* losſagte, paßte man ſich den allgemeinen veränderten Zeit- und Lebensverhältniſſen an, denen die frühere ſtrenge Bindung des Einzelnen unter die genoſſenſchaftliche Betätigung nicht mehr entſprach. Dadurch ſchuf man erſt in verhältnismäßig ſpäter Zeit die Möglichkeit, daß der Einzelne ſich nach perſönlicher Eigenart in ſtiller Betrachtung erbauen und geiſtig ſelbſtändig betätigen konnte; erſt ſeither konnte ſich wieder der Begriff des in ſtiller Zelle gottgefälligen Gedanken fromm lebenden Mönches allgemeiner ausbilden. Doch hat auch dieſer Gedanke, der ja im weſentlichen auf das alt-orientaliſche Einſiedlerweſen zurückgreift, ſchon in verhältnismäßig früher Zeit wenigſtens in dem am Ende des XI. Jahrhunderts geſtifteten Karthäuſerorden ſeine Verkörperung erfahren. Strengſte Weltflucht wurde neben anderen Verſchärfungen der Benediktinerregel bei

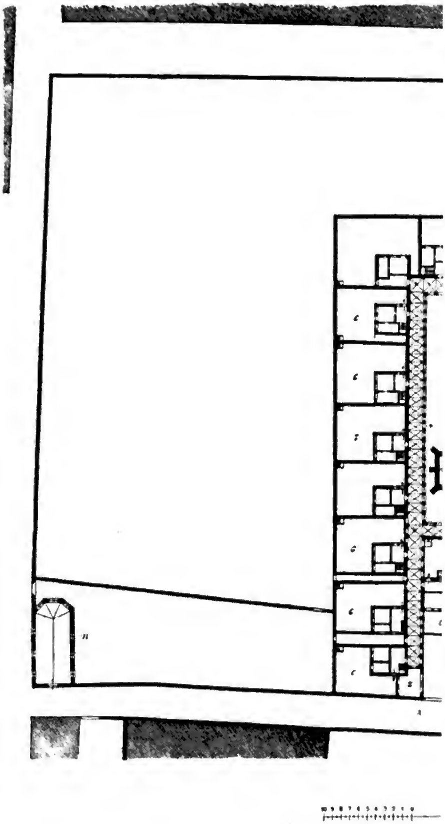
Fig. 22.



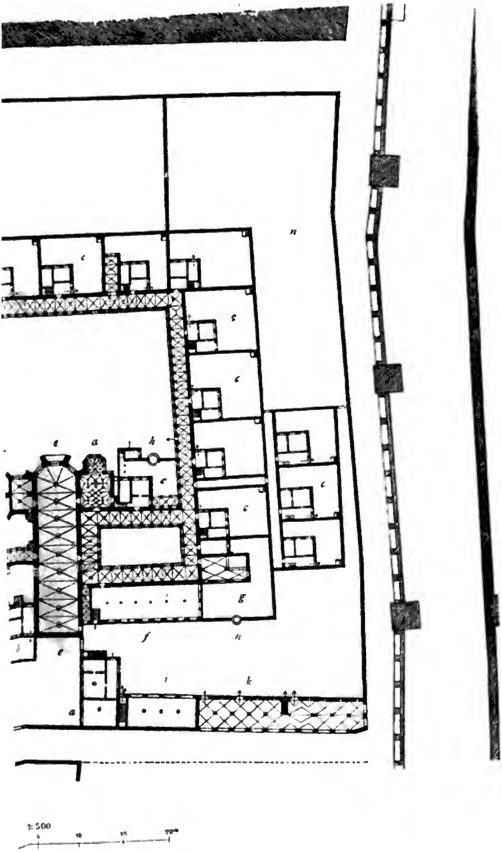
Schnitt durch einen Flügel des Franziskanerkloſters zu Danzig [26]).

1/250 w. Gr.

ihnen ſo weit getrieben, daß die Brüder auch untereinander auf die Gemeinſamkeit des Lebens verzichteten. Nur Sonnabends verſammelten ſie ſich zur Beichte und Erledigung gemeinſamer Angelegenheiten; ſonſt lebte ein jeder abgeſchieden in eigener Zelle der frommen Betrachtung und geiſtiger Arbeit, die der Orden neben der Feldarbeit beſonders pflegte. Bei zufälligem Zuſammentreffen aber oder bei gelegentlicher gemeinſamer Tätigkeit war unverbrüchliches Schweigen zum ſtrengen Gebot gemacht. Solche Lebensweiſe, die eng an orientaliſche Vorbilder ſich anſchloß, führte zu Kloſteranlagen, die man als monumentale Faſſungen des alt-orientaliſchen Kloſtergedankens, des von Zellen umgebenen großen Hofes, bezeichnen kann.



Karthaufe



'e zu Nürnberg.

Fig. 23 gibt den Grundriß, der allerdings 1676 etwas umgebauten Karthaufe zu Clermont[27]), den *Viollet-le-Duc* nach einem alten Plane veröffentlicht. 37. Karthaufe zu Clermont.

Sie liegt ziemlich weit von der Stadt entfernt und ift deshalb an ihrer Umfaffungsmauer mit Verteidigungstürmen *R* verfehen. Der weftliche Teil vor der in zwei Räume geteilten Kirche *A B* enthält einen Wirtfchaftshof, in welchem bei *N* die Stallungen untergebracht find, bei *Q* Getreidefpeicher, bei *H* ein Taubenhaus und bei *T* ein Backofen. Bei *O* ift der Eingang; bei *P* find Gaftwohnungen und bei *C* das Priorat. Bei *a* ift die Zelle des Subpriors, bei *E* der Kapitelfaal, bei *F* der Eingang zum Kreuzgange, bei *S* ein kleiner und bei *D* der große, vom Kreuzgange umfchloffene Hof. An den Kreuzgang fchließen fich die Zellen *J* der Mönche an, jede mit einem Gärtchen; bei *X* liegt das Refektorium, worin fich allerdings die Mönche nur in beftimmten Zeitabftänden zufammenfanden, bei *V* die Küche. Noch fei der Karzer bei *Z* erwähnt.

Sehr verwandt damit ift die auf der nebenftehenden Tafel im Grundriß dargeftellte Karthaufe zu Nürnberg. Sie lag, als fie 1386 begründet wurde, außerhalb der Stadt auf einem großen, von einer Mauer eingefaßten Grundftücke. Der Bau felbft, für 20 Brüder neben dem Prior und Subprior eingerichtet, ift kleiner als die Karthaufe zu Clermont, obwohl die letztere nur für 18 Brüder beftimmt ift. 38. Karthaufe zu Nürnberg.

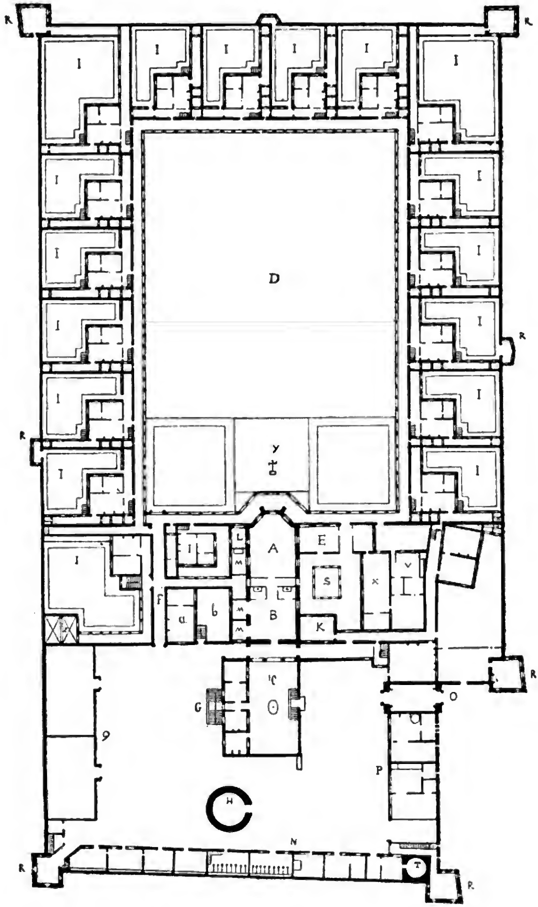
Auch hier in Nürnberg war der weftliche Teil ein Wirtfchaftshof, in welchem man bei *x* eintrat. Bei *a* war die Wohnung des Priors, bei *b* jene des Subpriors mit einem kleinen Gärtchen. Der Eingang zur Klaufur befand fich bei *z*; rings um den Kreuzgang waren 17 Zellen *c*; deren drei ftehen auf der Südfeite in zweiter Reihe. Bei *d* war der Kapitelfaal, bei *e* die Klofterkirche, bei *g* die Küche; *h* find zwei Brunnen, *i* Ställe, *K* und *l* Getreidefpeicher. Im Obergefchoß über *i*, *k*, *l* lagen wohl die Gaftwohnungen, Spital, Bibliothek u. a.; *m* war eine Totenkapelle, *r* der große Garten, in welchen aus dem Kreuzgange die Zugänge führten. Bei den einzelnen Zellen war der innere Gang weggeblieben, welcher in Clermont noch in jeder Zelle an dem Kreuzgange entlang läuft; ebenfo fehlt in Nürnberg der bedeckte, zum Aborte führende Gang. Auch in Nürnberg aber hat, wie in Clermont, jeder Mönch drei kleine Räume in feiner Zelle, fowie einen Dachbodenraum, zu welchem eine Treppe emporführte. Die Karthaufe in Nürnberg ift, wie bekannt, heute noch erhalten, wenn auch wefentlich umgeftaltet. Als das Germanifche Nationalmufeum fie übernahm, lag der größere Teil in Ruinen; doch ließ fich aus diefen mit Hilfe einiger Pläne aus dem vorigen Jahrhundert der ganze Grundriß zufammenftellen.

Ähnlich den vorftehend gefchilderten Klöftern find auch die Baulichkeiten der Dom- oder Chorherrenftifte, die fog. Kanonikate, angelegt. Natürlich fallen bei ihnen, ebenfo wie bei den Bettelorden, die dem Landwirtfchafts- und Werkftättenbetrieb beftimmten Bauten fort. Und da die Stiftsherren fo wenig wie die fpäteren Bettelorden von der Welt abgefchieden lebten, da fie ferner, wie diefe, allerlei Räume für Zwecke der Verwaltung, für Schulen ufw. bedurften; fo zeigen auch ihre Stiftsgebäude ähnliche, freiere Grundrißentwickelung wie die Klöfter jener. Jedenfalls bleibt auch bei ihnen die Anordnung gefchloffener Gebäudeflügel, welche fich um einen Kreuzgang herumziehen, die Regel. 39. Domherrenftifte u. ä.

Eine ganz befondere Stellung nehmen dagegen in der Ordensbaukunft die Niederlaffungen der Ritterorden ein, foweit fie, im Lande der Ungläubigen angelegt, gleichzeitig als Wohnfitz der ritterlich-klöfterlichen Genoffenfchaft, wie als Waffenplatz zu dienen hatten. Solche eigenartige Ausprägung, die mit den Lebensbedingungen der eigentlichen Klöfter den Zufammenhang wahrt, ift merkwürdiger Weife weniger zu beobachten bei den großartigen Burgenbauten, welche die Ritterorden im heiligen Lande felbft errichteten. Die Verhältniffe des dort geführten großen Krieges mögen es mit fich gebracht haben, daß die Ritter mehr als Führer größerer Heerhaufen auftraten und ihre Burgen auf größere, nicht mönchifch lebende Befatzungen einrichteten. Jedenfalls fpielen die für Ordenszwecke beftimmten Räume in diefen Bauten, welche im vorhergehenden Hefte diefes „Handbuches" fchon behandelt worden find, keine wefentliche Rolle gegen- 40. Bauten der Ritterorden.

[27]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. I, S. 307 ff.

Fig. 23.



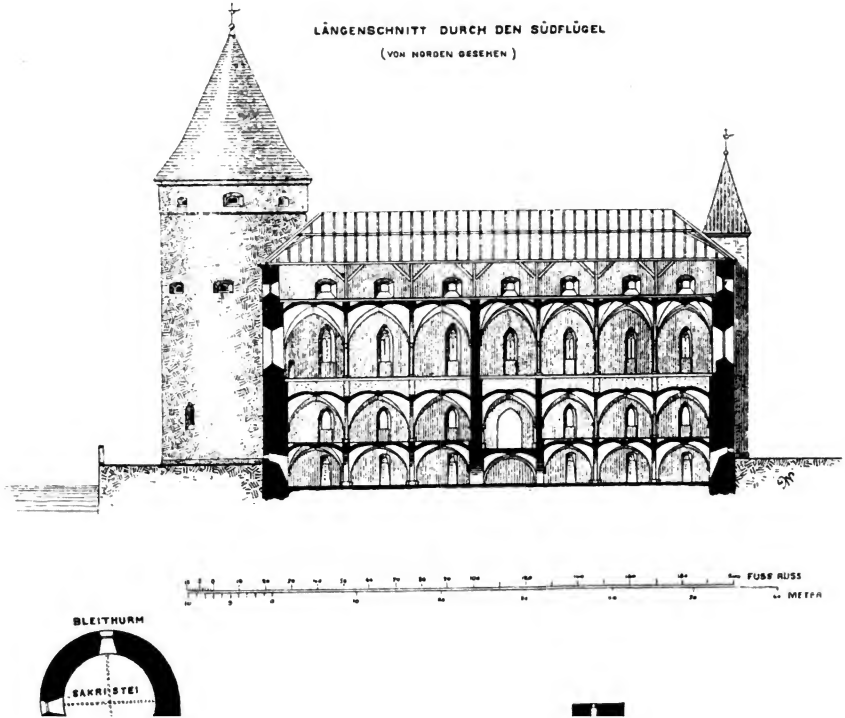
Karthaufe zu Clermont [27]).

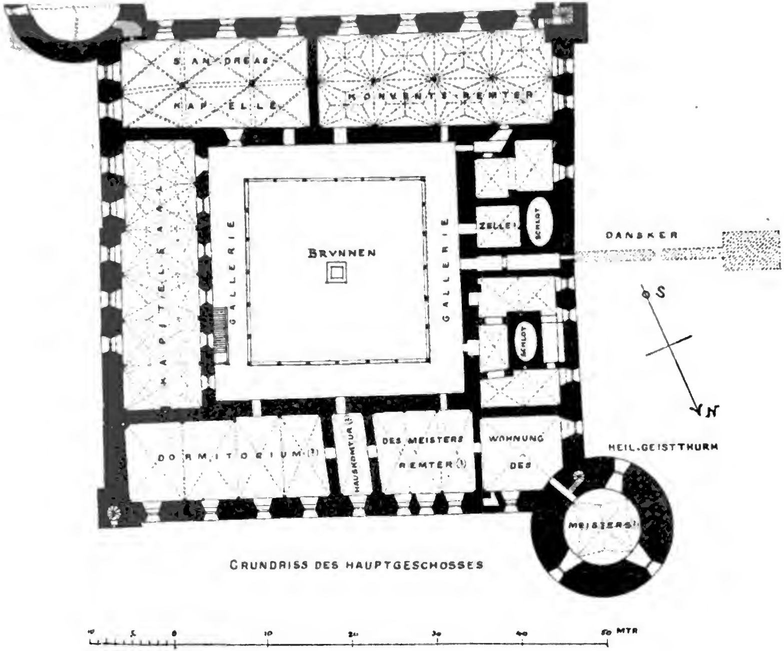
$^1/_{1000}$ w. Gr.

Zu S. 41.

LÄNGENSCHNITT DURCH DEN SÜDFLÜGEL

(VON NORDEN GESEHEN)





Schlofs der Schwertbrüder zu Riga.

Handbuch der Architektur. II. 4, b. (2. Aufl.)

Nach: Neumann, E. Das mittelalterliche Riga. Berlin 1892.

über den für Verteidigung und für Aufnahme zahlreicher reisiger Mannschaften bestimmten Gebäude. In den kleineren Verhältnissen, unter denen der deutsche Ritterorden und die ihm nahestehenden ähnlichen Genossenschaften im slavischen Osten für die Ausbreitung des Christentumes und mit ihm für die Segnungen höherer Gesittung stritten, hat sich dagegen für die eigenartige Verschmelzung klösterlichen und kriegerischen Wesens auch ein zutreffender baulicher Ausdruck gefunden.

Wir geben auf der nebenstehenden Tafel das Schloß wieder, welches der Orden der Schwertbrüder seit dem Jahre 1330 sich zu Riga als Sitz des Meisters erbaute [26]). 41. Schloß der Schwertbrüder zu Riga.

Innerhalb einer Vorburg erhebt sich die mächtige Vierkantmasse der eigentlichen Wohnburg in drei gewölbten Geschossen aufgetürmt und um einen von Hallen begleiteten, kreuzgangartigen Hof von etwa 22 m im Quadrat herumgeführt. Den kriegerischen Zwecken zuliebe ist die Kapelle ganz in den Bau hineingezogen; sie liegt im Obergeschoß, nimmt in schlichter Rechteckform die südliche Ecke des Baues ein und ist vom Umgange des Hofes aus zugänglich, wie alle übrigen Räume auch. Ein starker, flankierender Eckturm, der gleichzeitig Raum für die Sakristei gewährt, schützt sie nach außen hin. Nach Südosten schließt sich ihr der Kapitelsaal an, erheblich größer wie in anderen Klöstern, weil er nicht nur, wie dort, zu feierlicher Beratung, sondern – wenigstens in Friedenszeiten – zum dauernden Aufenthalt der Ritter diente. Weiter folgt der Schlafsaal, der etwas geringere Fläche hat, sodann ein kleines Gemach, das vielleicht dem Komtur zugewiesen war. Drei Gemächer für den Hochmeister schließen im Nordflügel und seinem Eckturm die Reihe der eigentlichen Wohnräume. Es folgen im gleichen Flügel noch einige kleine Räume, die vielleicht als Gastzimmer dienen mochten. Sie sind beengt und durchschnitten von den zwei Schloten der im Erdgeschoß liegenden Küchen. Zwischen ihnen hindurch führt ein Gang zu dem weithinaus bis an den Wassergraben des Schlosses vorgeschobenen „Danzker". Dies ist ein bei den Ordensburgen regelmäßig wiederkehrender, alleinstehender Turm, hier aus Holz, meistens aber mit gewissem architektonischen Schmuck aus Stein erbaut, und bestimmt, die Bedürfnisanstalt der Burg in möglichster Entfernung von den Insassen aufzunehmen. Hinter den einen der Küchenschlote schiebt sich eine kleine Strafzelle für büßende Konventsglieder. In der Westecke des Baues legt sich schließlich der Konventsremter, der Speisesaal der Ritter, an die Kapelle an. Sämtliche Räume dieses Obergeschosses sind mit Gewölben, zum Teile reicher Zeichnung, bedeckt, in der ansehnlichen lichten Höhe von 8,50 m hochgeführt und zum großen Teile durch schöne Maßwerkfenster erleuchtet. Im Erdgeschoß befindet sich das Burgtor unter der Komturstube; daneben liegen Räume für die Torwache nnd den Pförtner. Im übrigen enthält dieses ebenfalls gewölbte Geschoß die zwei Küchen für den Hochmeister und für den Konvent der Ritter, dazu Unterkunft für die niedere Besatzung und den „Karwan", d. i. Troß und Kriegsfuhrwerk. Ein ebenfalls ansehnliches Kellergeschoß unter dem Ost- und Südflügel nahm Mundvorräte aller Art, dazu in Zeiten der Gefahr auch Vieh und Pferde auf. Das Dachgeschoß des mächtigen Baues diente wohl im wesentlichen der Verteidigung. Für den Verkehr zwischen den verschiedenen Geschossen sind mehrere enge Wendeltreppen in der Mauerdicke angelegt; wir werden uns dazu noch Außentreppen im Hofumgange nach dem Muster anderer erhaltener Beispiele ergänzen können.

Haben wir in Vorstehendem die Entwickelung überschaut, in der sich die Gesamtanlage mittelalterlicher Ordensbauten geformt hat, so sind im Anschluß daran gewisse Bedingungen zu erörtern, denen Anlage und Durchbildung der einzelnen Räume in den Klöstern unterworfen waren, Bedingungen die für die übrigen Gebiete des Profanbaues nicht gültig sind. 42. Klosterräume.

Am strengsten gebunden erscheint zunächst die Anlage des Kreuzganges, wie er sich in rechteckiger Form als Umgang um einen offenen Hof ergibt. Und doch zeigen sich auch bei ihm allerlei Abwandelungen, die davon Zeugnis ablegen, mit welch unbefangenem Schönheitssinn die alten Meister sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen wußten. Neben der im allgemeinen vorherrschenden, 43. Kreuzgang.

[26]) Nach: Neumann, E. Das mittelalterliche Riga. Berlin 1892.

ungefähr quadratischen Form von 20 bis 25 m innerer Weite finden sich ganz langgestreckte Höfe, wie z. B. der Kreuzgang des XII. Jahrhunderts am Dom in Hildesheim, in dessen Innerem sich inmitten der Gräber der Domherren die gotische Annenkapelle erhebt. Auch vor unregelmäßigen Formen hat man sich gelegentlich nicht gescheut. So ist der Kreuzgang am Regensburger Dom trapezförmig gestaltet und durch einen breiten Quergang der Länge nach geteilt; an diesen Quergang schließt jetzt die früh-romanische Allerheiligenkapelle an, die früher wohl ähnlich wie die Annenkapelle zu Hildesheim frei in dem Binnenraume stand. Zusammengesetztere Form hatten auch die jetzt abgetragenen Kreuzgänge von St. Aposteln und St. Gereon in Cöln. In ersterem springt der halbkreisförmige

Fig. 24.



Fig. 25.



Vom Kloster St. Paul in Kärnthen.

Querschiffsabschluß in die Ecke des Kreuzganges hinein, und man hat daher hier dem Hof durch zwei schräggelegte Bogensysteme eine abgestumpfte Form gegeben. Bei St. Gereon wünschte man die Vorhalle der Kirche sichtbar zu lassen und hat deshalb die Bogenhalle des Kreuzganges in rechtwinkeligem Rücksprung zu beiden Seiten dieser Vorhalle abgeschlossen[29]).

Sogar ganz unregelmäßige Grundformen mit schräg gegeneinander stoßenden oder geknickten Flügeln hat man gelegentlich, z. B. am Dom zu Freiberg in Sachsen, zu höchst reizvoller, malerischer Gestalt ausgebildet. Und selbst wenn bei regelmäßigem Grundriß die Wirkung im wesentlichen auf die ruhige Wiederkehr der gleichen Bogenstellung gegründet war, liebte man es, die Starrheit solcher Anlage zu mildern, dadurch, daß man einzelne Joche als Eingangstüren anders aus-

[29]) Vergl.: Boisserée, S. Denkmale der Baukunst vom XII. bis zum XIII. Jahrhundert am Niederrhein. München 1853.

bildete oder, noch wirkſamer, daß man die Obergeſchoſſe der vier Seiten verſchieden geſtaltete, wohl auch nur einzelne Teile des Kreuzganges überbaute. Im Verein mit den hereinragenden Maſſen des Kirchenſchiffes und des Kreuzſchiffgiebels ergaben ſich ſo auch aus der ſtreng gebundenen Grundrißform vielfach höchſt maleriſche Wirkungen.

Die Grundlage für die Geſtaltung des Kreuzganges an ſich bildet aber doch immer die gleichmäßige Wiederkehr eines in ſich ſtreng geſchloſſenen Architekturſyſtems. Von den Erdgeſchoßlauben des Bürgerhauſes unterſcheiden ſich die Kreuzgänge dadurch, daß ſie nicht wie jene dem Verkehr ſich frei öffnen. Sie ſind vielmehr ſtets durch eine feſte Brüſtung gegen den Kreuzganggarten abgetrennt. Auch von den oberen Umgängen, wie ſie ſich in Bürgerhäuſern und Fürſtenhöfen wohl finden, trennt ſie der Umſtand, daß ihre Bogenöffnungen zwiſchen den Hauptpfeilern faſt immer durch kleinere Teilungen gefüllt ſind, eine Anordnung, die ihnen den bezeichnenden Eindruck der Geſchloſſenheit und beſchaulichen Sammlung gibt. Wir finden ſolche reichabgeſtufte Bauweiſe ſchon oft in Übung, wenn man aus Mangel an Mitteln die Wölbung unterließ und ſich

Fig. 26.

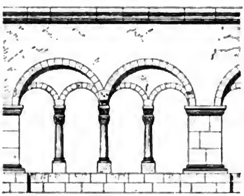
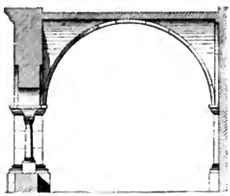


Fig. 27.



Kreuzgang in St. Maria auf dem Kapitol zu Cöln [29]).

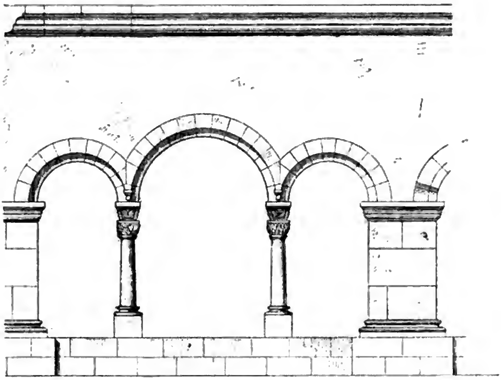
1/100 w. Gr.

mit der Anordnung eines offenen Dachſtuhles über der Kreuzganghalle begnügte, was in der älteſten Zeit die Regel gebildet haben dürfte. So bei dem durch *Schäfer* überzeugend wiederhergeſtellten Kreuzgang von Jung St. Peter in Straßburg, der, etwa aus der Mitte des XI. Jahrhunderts ſtammend, wohl der älteſte in Deutſchland erhaltene, überhaupt einer der älteſten Kreuzgänge von künſtleriſcher Durchbildung iſt. Er zeigt die Abwechſelung von je drei Säulchen, unter denen ſich die in jedem Kreuzgang unerläßliche geſchloſſene Brüſtung entlang zieht, mit je einem ſtärkeren Mittelpfeiler; in der Mitte jeder Grundrißſeite durchbricht eine breite Rundbogentür die Reihe dieſer rhythmiſch geordneten Öffnungen. Die Säulen tragen weitausladende Kämpfer, um das ſtarke Bogenmauerwerk zu ſtützen, eine Form, die für den gleichen Fall vielfach verwendet wurde und für die wir einige reichere Löſungen aus dem Kloſter St. Paul in Kärnthen in Fig. 24 u. 25 darſtellen.

44.
St. Maria auf dem Kapitol zu Cöln.

Weſentlich entwickelter als die noch an altchriſtliche Vorbilder gemahnende Faſſung des Straßburger Kreuzganges iſt die Ausbildung des wenig jüngeren Kreuzganges von St. Maria auf dem Kapitol zu Cöln, von dem wir Geſamtanordnung und Querſchnitt in Fig. 26 u. 27, die Bogenſtellungen in größerem Maßſtabe in Fig. 28 u. 29 wiedergeben [29]).

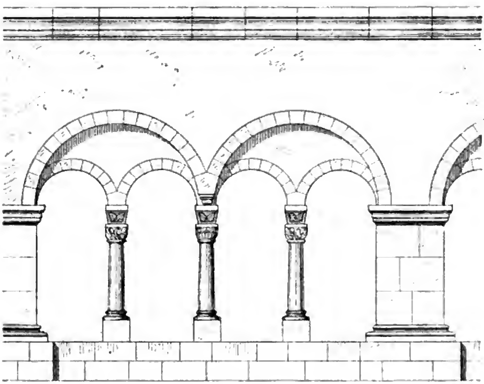
Fig. 28.



Von St. Maria auf dem Kapitol zu Cöln [29]).

$^1/_{50}$ w. Gr.

Fig. 29.

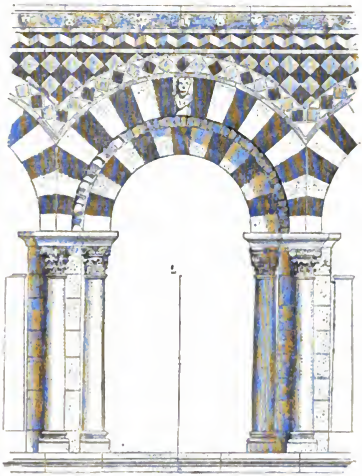


Von St. Maria auf dem Kapitol zu Cöln [29]).

$^1/_{50}$ w. Gr.

Er ift, wie dies für die fpäteren Ausführungen die Regel bildet, mit Gewölben bedeckt, und zwar find hier römifche Kreuzgewölbe auf leichten Quergurten ruhend verwendet. Den einzelnen Gewölbeabteilungen entfprechend find quadratifche Pfeiler angeordnet, welchen fchwache Wandpfeiler gegenüberftehen. Von diefen freiftehenden Pfeilern gehen Gurtbogen in folcher Entfernung aus, daß zwifchen ihnen quadratifche Felder entftehen, die mit einfachen, rippenlofen Kreuzgewölben bedeckt find. Zwifchen den Pfeilern der Außenwand ftehen Säulen, welche beiderfeits ausladende Kämpferfteine tragen; über dem mittleren Kämpfer gibt noch einmal eine Konfole eine weitere Ausladung, fo daß zwei größere Bogen und unter diefen vier kleinere angeordnet werden konnten. Indeß find nicht alle Flügel diefes Ganges in der Architektur gleich. An anderer Stelle ftehen nur zwei Säulen mit drei Bogen, deren mittlerer größer ift als die beiden feitlichen zwifchen je zwei Pfeilern. Die gefamte Fenfterarchitektur ift neuerdings überarbeitet, fo daß aus dem Charakter eine genaue Feftftellung der Zeit, in welcher das Werk entftanden, kaum möglich ift. Wir möchten

Fig. 30.



Vom Kreuzgang zu Puy-en-Vélay [30]).

glauben, daß es nicht zu lange nach der in der Mitte des XI. Jahrhunderts erfolgten Fertigftellung der Kirche errichtet worden ift, und würden es daher an die Wende des XI. und XII. Jahrhunderts fetzen.

Die hier gefundene Form der Kreuzgänge blieb für die romanifchen Kreuzgänge Deutfchlands im wefentlichen beftimmend; in ihrer Umgrenzung entfaltete fich aber durch wechfelnde Anordnung der Säulen, durch verfchiedene Höhenabftufung der Öffnungen und veränderte Abmeffung und Gliederung der Pfeiler eine große Fülle reizvoller Löfungen.

Wefentlich andere Architekturauffaffung zeigt der in Fig. 30 [30]) dargeftellte 45. Puy-en-Vélay.

[30]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. III, S. 415.

Kreuzgang in Puy-en-Vélay, den man früher dem X. Jahrhundert zuſchrieb, den wir aber, der inzwiſchen beſſer geklärten Zeitfolge der gleichartigen italieniſchen Bauten entſprechend, eher in den Schluß des XII. Jahrhunderts verlegen werden.

Auch bei ihm ſteht die Bogenſtellung auf einer in unſerer Abbildung nicht wiedergegebenen ſtarken Mauerbrüſtung von 45 cm Höhe. Sie bildet ausnahmsweiſe ungeteilte Öffnungen auf reichgegliederten Pfeilern, deren Säulen als Vertreter der ſog. Protorenaiſſance dieſer ſüdlichen Gegenden die antike korinthiſche Ordnung nachzuahmen ſuchen. Die reiche Verzierung mit eingelegten Muſterungen aus verſchiedenfarbigen Steinen entſpringt einer in der genannten Zeit und in jener Gegend mehrfach auftretenden Kunſtrichtung.

46. Gotiſche Kreuzgänge: Heiligenkreuz, Aachen.

Mit der fortſchreitenden Entwickelung der geſamten Architektur zu flüſſigeren Formenbildungen, insbeſondere durch die Einwirkung der gotiſchen Formauffaſſung, gewannen auch die Kreuzgangſyſteme eine lebendigere Geſtalt. Größere Zierlichkeit kam in die tragenden Teile, größere Feinheit in die Gliederung,

Fig. 31.



Kreuzgang am Münſter zu Aachen [32]).

eigenartige Friſche in das Zierwerk; aber die Geſamtanordnung blieb ſich im weſentlichen gleich. So unterſcheidet ſich der Kreuzgang zu Heiligkreuz bei Wien [31]) nur durch die Zierlichkeit der Gliederung und die Schlankheit, ja Dünnheit der Säulen von den Werken des XII. Jahrhunderts. So hat der Kreuzgang am Münſter zu Aachen (Fig. 31 [32]) zwar noch weſentlich romaniſche Geſamtverhältniſſe; aber die Teilungsbogen ſeiner Außenwand ruhen auf ſchlanken, unverjüngten Säulenſchaften mit gotiſchem Knoſpenkapitell; ihre Form iſt ſpitzbogig. Zwei größere Teilungsbogen ruhen auf einer Doppelſtellung ſolcher Säulchen; für die kleinen Zwiſchenbogen ſind einfache Stützen eingeſtellt, und in die Zwickel der Hauptbogen ſowohl, als der kleineren Zwiſchenbogen ſind vierpaßförmige Öffnungen zierlich eingeſchnitten.

[31]) Siehe: Heider, G. R., v. Eitelberger & J. Hieser. Mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Stuttgart 1858. S. 48 u. Taf. IV.

[32]) Nach: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Cöln u. Neuß.

Fig. 32.

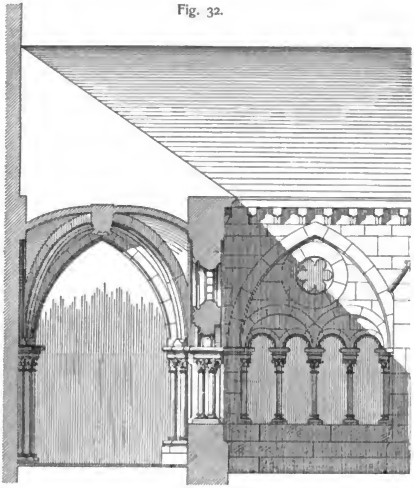
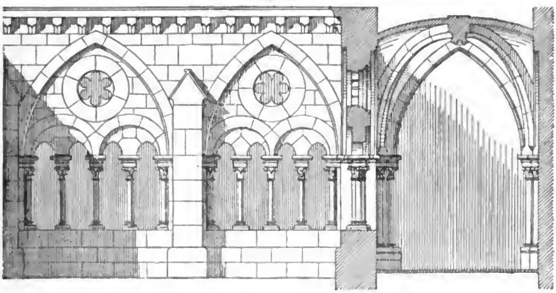


Fig. 33.



Vom Kreuzgang des Stiftes zu Zwettl [33]).

1/100 w. Gr.

Folgerichtiger und formſtrenger iſt die gotiſche Art im Kreuzgang zu Zwettl angewendet, wenn ſich hier auch wieder einige Rundbogen noch in der Formenwelt erhalten haben (Fig. 32 u. 33[33]). Wie in Aachen ruhen die Teilungsbogen 47. Zwettl.

[33]) Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

je nach ihrem Range auf einfachen oder Doppelſäulen; dagegen ſind hier nur die Zwickel der Hauptumfaſſungsbogen betont und mit je einem Sechspaß in Kreisumrahmung durchbrochen. Sehr kräftige abgeſtufte Vorlagen im Inneren tragen die mit ſchweren Rippen verſehenen Gewölbe; verhältnismäßig ſtarke

Fig. 34.

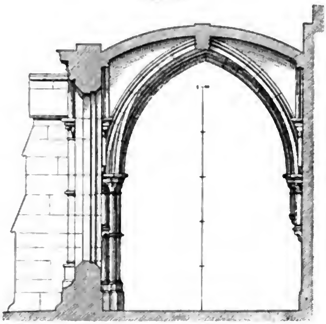


Fig. 35.

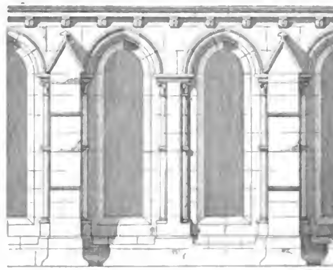


Fig. 36.

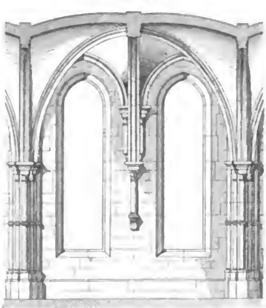
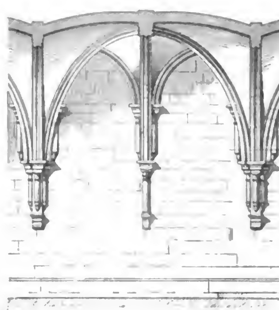


Fig. 37.



Südlicher Flügel vom Kreuzgang des Kloſters zu Maulbronn [34]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

Strebepfeiler ſtützen dieſe von außen ab. Im Gegenſatz zu der heiteren Zierluſt des vorigen Beiſpieles iſt hier wohl abſichtlich der Ausdruck des Ernſten und Kraftvollen betont, gegen den dann die zierlichen, in den Mittelſtützen recht kühn belaſteten Teilungsſäulchen einen kecken Gegenſatz zu bilden hatten.

[34]) Nach: Dohme, R. Geſchichte der deutſchen Baukunſt. Berlin 1885–88. – Paulus, E. Die Ziſterzienſer-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873–79.

Die bisher gegebenen Beiſpiele bilden durchaus freie Hallen, welche in keiner Weiſe auf den Verſchluß durch Verglaſung berechnet waren. Dies entſpricht ganz dem urſprünglichen Gedanken des Kreuzganges, der ſich in ſüdlichen Gegenden niemals von dieſer Anordnung entfernt hat. Im Norden bringt es allerdings die fortſchreitende Verfeinerung und Verweichlichung mit ſich, daß man zum mindeſten in den reicheren Klöſtern darauf Bedacht nahm, durch Verglaſung der Öffnungen einen Schutz gegen die Witterung zu gewinnen. Eine der älteſten Anlagen dieſer Art iſt der etwa 1225 entſtandene ſüdliche Flügel des Kreuzganges in Maulbronn. Er zeichnet ſich wieder durch die eigentümliche Verbindung einer ſehr herben maſſigen Geſamtanlage mit zierlichſter Ausbildung einzelner Teile, hier der Gewölbeſtützen, aus (Fig. 34 bis 38[34]). 48. Maulbronn.

Fig. 38.



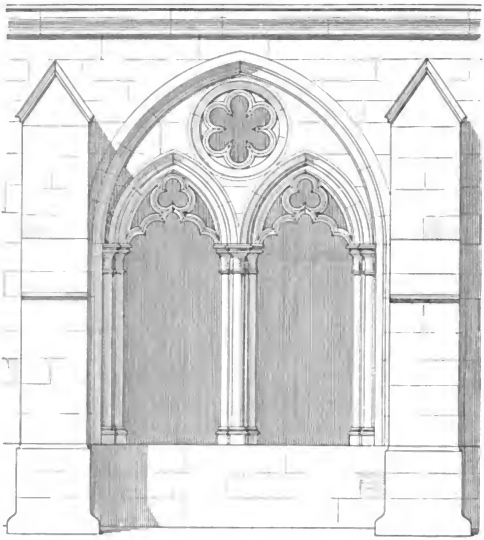
Kreuzgang im Kloſter zu Maulbronn[34]).
Südflügel.

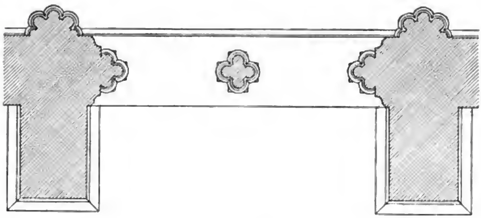
Er hat eine Breite von 4,50 m bei 5 m Scheitelhöhe; die Länge der einzelnen Gewölbeteilungen beträgt ebenfalls 5 m. Die Gewölbe ſind ſechskappig; die Rückwand des Ganges iſt unten vollſtändig glatt; die Gewölbeanfänge treten auf einer zierlichen Konſolen- und Säulenanordnung aus der Wand heraus; auf der Fenſterſeite dagegen ſind für die Hauptbogen ſtark vortretende Wandpfeiler mit fünf angelehnten Säulchen angeordnet; nur für die Zwiſchenrippe iſt die gleiche Anordnung wie an der Rückwand getroffen. In den durch die Zwiſchenrippe gebildeten Gewölbehälften ſtehen ſchlanke, einfache Spitzbogenfenſter, die für die Verglaſung mit dem üblichen flachen Falz verſehen ſind. Sie ſchließen einen ſtarken Wandpfeiler zwiſchen ſich ein. Im Äußeren ſind ſie noch von zwei Säulchen umſäumt, welche einen gegliederten Spitzbogen tragen. Wie in Zwettl ſind auch hier ſtarke Strebepfeiler den inneren Hauptbogen entſprechend angelegt, ſo daß mit der Wand und dem Pfeilervorſprunge ſich unten ein 2,30 m ſtarkes Widerlager dem Spitzbogen von nur 3,50 m lichter Spannweite entgegenſtemmt. Nichts deſtoweniger iſt auch hier der Eindruck nicht ſchwerfällig, und die duftige Poeſie, welche den Werken aus der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts ſolch eigenartigen Reiz verleiht, ſpricht ſich auch hier voll und reich aus.

Wie ſehr in dieſem Jahrhundert noch die Sitte in bezug auf Verglaſung der Kreuzgänge ſchwankte, ſehen wir daraus, daß der an das ebenbeſchriebene Beiſpiel anſchließende weſtliche Kreuzgangsflügel zu Maulbronn ein gutes Menſchenalter ſpäter wieder als freie Halle angelegt wurde (Fig. 39 bis 41[35]). Er iſt in

[34]) Nach: Eisenlohr, F. Mittelalterliche Bauwerke im ſüdweſtlichen Deutſchland und am Rhein. Heft 1–5: Ciſtercienſer-Kloſter Maulbronn. Karlsruhe 1853–37.

Fig. 39 u. 40.





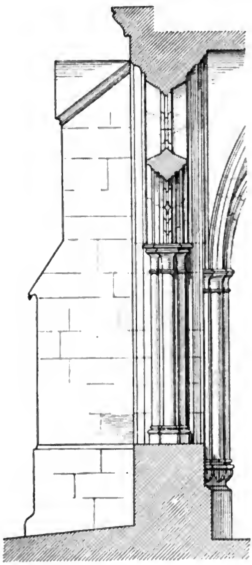
Klofter zu Maulbronn.

Weftlicher Flügel des Kreuzganges[35]).

$^{1}/_{50}$ w. Gr.

allen ſeinen Einzelformen auf mildere und zartere Wirkung angelegt; von beſonderem Reiz iſt gerade im Vergleich zu ſeinem Vorgänger die Verbindung zierlicher und recht entwickelter Maßwerkformen mit der maſſigen Fläche der noch undurchbrochenen Bogenzwickel. Da der Meiſter des Baues ſich in allem übrigen mit den reichen Formen der Gotik voll vertraut zeigt, ſo können wir in dieſer zurückhaltenden Durchbrechung der Fenſterflächen wohl die Rückſicht auf das Zuſammenwirken mit dem älteren Werke erblicken.

Fig. 41.



Kloſter zu Maulbronn.
Weſtlicher Flügel des Kreuzganges[35]).
1/50 w. Gr.

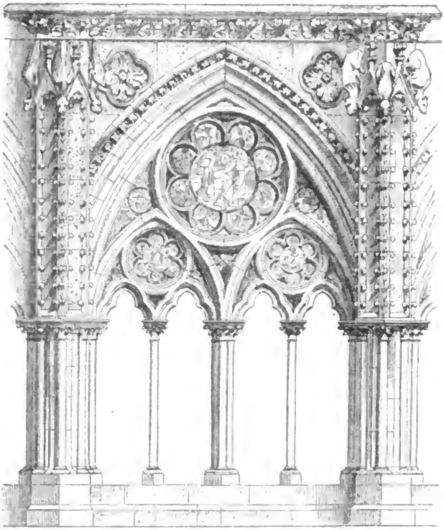
In Frankreich, dem Heimatlande der gotiſchen Formen, war man naturgemäß in deren Verwendung zu gleicher Zeit weiter vorgeſchritten, ſchwankte aber ebenfalls zwiſchen freien und verglaſten Öffnungen. Man hat dort mehrfach einen Zwiſchenweg eingeſchlagen, indem man die oberen Maßwerköffnungen verglaſte, für den unteren Teil aber die ſchöne Wirkung der freien, zierlichen Säulchen beibehielt. Wir geben in Fig. 42[36]) einen der reichſten Kreuzgänge dieſer Art aus dem Kloſter Saint-Jean des Vignes zu Soiſſons. Der Gebrauch, die Kreuzgänge völlig durch Verglaſung zu ſchließen, ſcheint in Frankreich nicht aufgekommen zu ſein; dagegen wird er unter den Witterungsverhältniſſen Deutſchlands im XIV. Jahrhundert ganz allgemein üblich. 49. St.-Jean des Vignes zu Soiſſons.

So ſehr der Innenraum eines ſolchen Ganges dadurch an Behaglichkeit gewinnt, ſo viel verlieren auch die Fenſteranordnungen an Eigenart. Die Architekturſyſteme ſolcher ſpäteren Kreuzgänge unterſcheiden ſich in den Formen der Strebepfeiler, Fenſter und Geſimſe kaum von den Formen, die an Kapellen und ſonſtigen kirchlichen Bauwerken kleineren Maßſtabes verwendet werden. Indeſſen befinden ſich unter dieſen ſpäten Beiſpielen ſehr glanzvolle Leiſtungen; insbeſondere werden an ihnen alle Künſte der ſpätgotiſchen Gewölbebildungen im reichſten Maße entfaltet. Der Kreuzgang des Franziskanerkloſters zu Bozen, den wir in Fig. 43 bis 45[37]) in Grundriß, Schnitt und Innenanſicht wiedergeben, zeigt, wie ſich dieſe hochgeſteigerten Errungenſchaften der nordiſchen Steinmetzkunſt mit den im Süden dauernd beliebten, langgereihten offenen Säulenhallen zu ganz eigenartigem Geſamtbilde vereinigen. 50. Franziskanerkloſter zu Bozen.

Es ſind nur wenige Andeutungen, mit denen wir die außerordentliche Fülle der köſtlichſten Bauſchöpfungen, die das Mittelalter gerade in ſtimmungsvollen

[36]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3, S. 445.
[37]) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

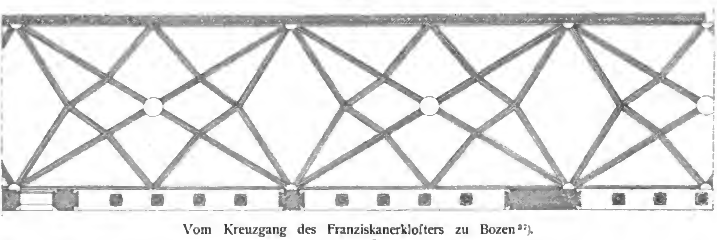
Fig. 42.



Vom Kreuzgang des Klofters zu St.-Jean des Vignes zu Soiffons[36]).
$^{1}/_{80}$ w. Gr.

Kreuzgängen gefchaffen hat, den Hauptentwickelungsftufen nach vorführen konnten. Und wir können nur eben noch hinweifen auf die Schätze von formvollendeten Einzelheiten, die gerade in diefen der finnigen Betrachtung gewidmeten Bauten

Fig. 43.



Vom Kreuzgang des Franziskanerklofters zu Bozen[37]).
$^{1}/_{100}$ w. Gr.

Fig. 44.

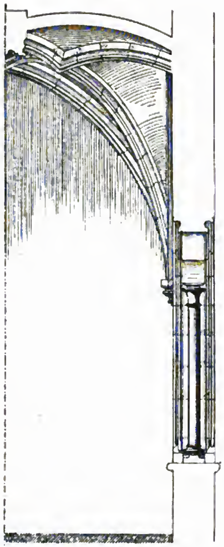
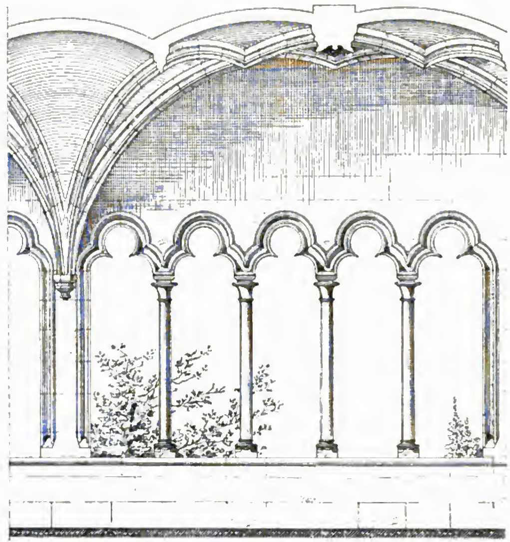


Fig. 45.



Kreuzgang des Franziskanerklofters zu Bozen[87]).

$^1/_{40}$ w. Gr.

an Schlußsteinen, Gewölbekragsteinen, Kapitellen, Türsturzen usw. dem reichen Gedankengehalt mittelalterlichen Gemütes Ausdruck geben.

51. Brunnenhäuser: Unser lieben Frauen zu Magdeburg.

Schon oben haben wir angeführt, wie man die strengabgemessene Bewegung der gleichmäßig wiederkehrenden Kreuzgangjoche durch wechselnde Behandlung der sich über sie erhebenden Teile zu beleben wußte, und wieviele derartige Bauten in ihrem Reize dadurch gesteigert werden, daß sie nicht in einem Zuge, sondern stückweise fertiggestellt, Sinnesart und Können verschiedener Geschlechter wiederspiegeln und zu einheitlichem Wohlklang verschmelzen. In anderer Weise dient dann der Freude an der Belebung streng geordneter Architektur die Anordnung reizvoller Brunnenhäuschen, die, aus den Gewohnheiten der Benediktiner und Zisterzienser hervorgegangen, sich auch in den vornehmeren Stiftern vielfach finden. Wir sahen solch monumentales Brunnengehäuse schon

Fig. 46:

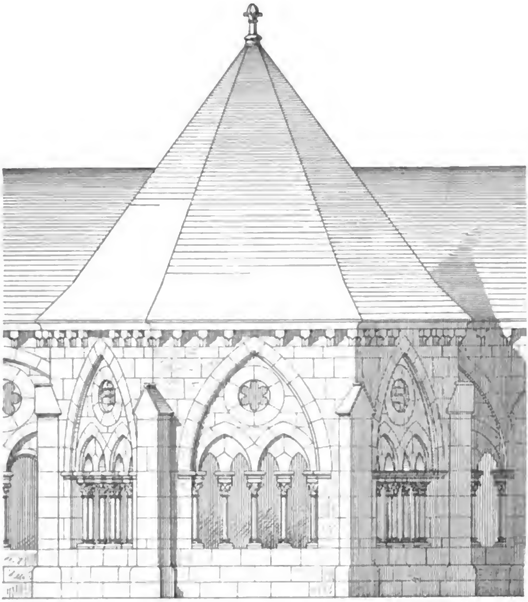


Brunnenhaus im Kloster Unser lieben Frauen zu Magdeburg[38]).

auf dem Klosterplan von Canterbury, während es in Fontanella noch nicht vorhanden war. In der ältesten Zeit und in schlichteren Verhältnissen begnügte man sich eben mit einem in der Mitte oder in einer Ecke des Kreuzganges frei angelegten Brunnen, wie wir solchen z. B. im Hofe des Ordenshauses in Riga (siehe die Tafel bei S. 41) angeordnet finden. Eines der ältesten Brunnenhäuser ist im Prämonstratenserkloster Unser lieben Frauen zu Magdeburg erhalten und bildet einen schlichten Rundbau mit gemauerter Kegelhaube, der an den drei freistehenden Seiten durch große Nischen gegliedert und im Untergeschoß durch eigenartige Bogenstellungen geöffnet ist. Fig. 46[38]) mag eine Anschauung geben, mit welcher Kühnheit hier derbe Massen und zierliche Einzelformen in Gegensatz gestellt und wie köstliche Durchblicke in den grünenden Kreuzganggarten hier geschaffen wurden. Das obere Geschoß nimmt das Archiv oder die Bücherei des Klosters auf, eine Verbindung, die auch anderwärts mehrfach beliebt ist.

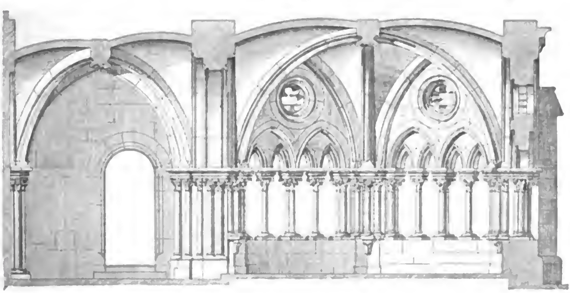
[38]) Nach eigener Aufnahme.

Fig. 47.



Anſicht.

Fig. 48.



Schnitt.

Brunnenhaus zu Zwettl [39]).

$^{1}/_{100}$ w. Gr.

52. Zwettl und Maulbronn. An der fortſchreitenden Entwickelung der Architektur nimmt gerade die Form der Brunnenhäuschen bezeichnenden Anteil. An Stelle der wuchtig-maleriſchen Art tritt ſchon in dem frühgotiſchen Brunnenhaus zu Zwettl (Fig. 47 u. 48[39]) die zierliche Belebung aller Flächen und die reiche Aneinanderreihung kräftig gegliederter Syſteme von Säulenfenſtern. An ihre Stelle treten ſodann unter immer weitergehendem Verzicht auf geſchloſſene Flächen fein durchbrochene Maßwerke. Indem ſie mit zierlichem Filigran die ganzen zwiſchen den nötigen Streben verbleibenden Flächen auflöſen, ſchaffen ſie eine immer engere Verbindung zwiſchen dem kühlen, vom Geplätſcher des Brunnens belebten Inneren des Brunnenhauſes und dem Garten mit ſeinen rauſchenden Büſchen und duftenden Blüten (Fig. 49[40]).

Fig. 49.



Brunnenhaus im Kreuzgang zu Maulbronn[40]).

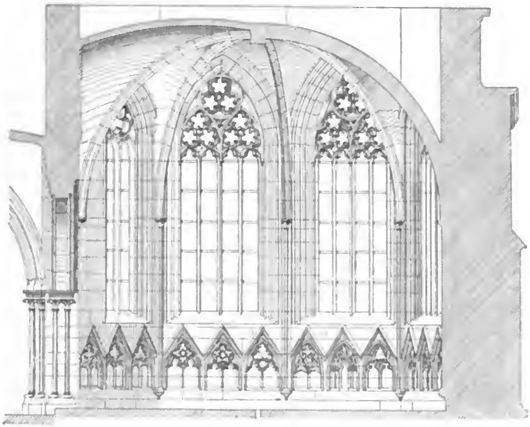
Das ſind vielleicht die feinſten Eindrücke von phantaſievoll behaglicher Stimmung, die der mittelalterlichen Kunſt zu erreichen vergönnt geweſen iſt. Solchen traumhaft ſchönen Wirkungen zuliebe hat man in der Regel dieſe Fenſter unverglaſt gelaſſen und die daraus für den Winter entſpringenden Unannehmlichkeiten in den Kauf genommen. Seltener verzichtet man auf den Durchblick in den Kreuzganggarten und verglaſt die Fenſter des Brunnenhauſes. Für die ganz anders geartete Raumwirkung, die dabei zuſtande kommt, möge das großartige, neunſeitige Brunnenhaus des Kloſters Heiligkreuz (Fig. 50 u. 51[41]) als Beiſpiel dienen. In ihm iſt die Fenſterſohlbank ſchon über Augenhöhe gelegt und der Blick durch zierliche Giebelſtellungen der Brüſtung noch ſtark auf die Geſchloſſenheit der unteren Wandteile hingewieſen, ſo daß der innige Zuſammenklang des Inneren und Äußeren ganz ausgeſchloſſen iſt. Die Wirkung iſt dafür in zierlichſte Durchführung der Innenarchitektur und in das reiche Farbenſpiel kunſtvoller Verglaſung gelegt.

53. Kapitelſaal. Von den Räumen, die um den Kreuzgang aneinandergereiht liegen, nimmt

[39]) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.
[40]) Nach: PAULUS, a. a. O.
[41]) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

in der Rangordnung der Kapitelſaal die erſte Stelle ein. Hier verſammelt ſich die Kloſterbrüderſchaft zu allen feierlichen Handlungen, zum Vorleſen der heiligen Schrift, zu gemeinſamer Beratung über wichtige äußere und innere Angelegenheiten des Kloſters, wie auch zur Gerichtsſitzung über Verfehlungen einzelner Mitglieder. Hier werden vor verſammeltem Konvent Strafen zuerteilt und für alle, auch für leichtere Vergehen, förmliche und demütige Abbitte geleiſtet. In vielen Fällen iſt der Raum dadurch für ſolche Verſammlung vorbereitet, daß ſich feſte ſteinerne Sitze an den Wänden entlangziehen; dem Eingange gegenüber iſt wohl ein erhöhter und ſorgfältiger behandelter Sitz für den Abt angeordnet. Auch

Fig. 50.



Schnitt.

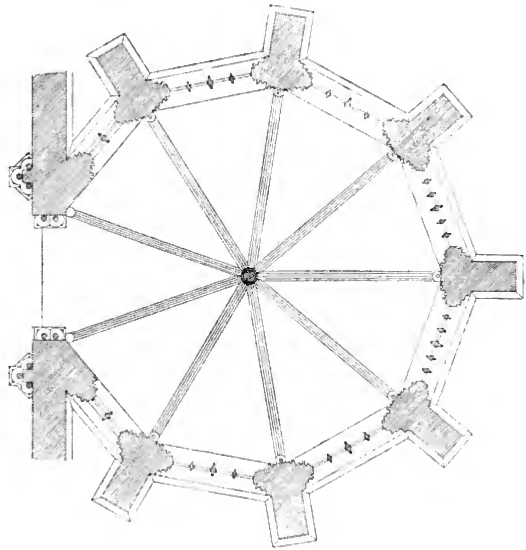
Brunnenhaus zu Heiligenkreuz bei Wien [41]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

das Pult zum Vorleſen der täglichen Kapitel aus der heiligen Schrift wird gelegentlich feſt in Stein errichtet, wofür ſich zu Oſſegg in Böhmen ein ſchönes Beiſpiel erhalten hat. Wie ſchon früher bemerkt, iſt der Kapitelſaal erſt allmählich in den Plan der Klöſter eingeſchoben worden. Urſprünglich diente zu gleichen Zwecken der an die Kirche angelehnte Kreuzgangflügel. Wohl im Nachklang dieſer Entſtehung iſt der räumliche Zuſammenhang mit dem Kreuzgang und dadurch mit dem freien Raum des Hofes in den weitaus meiſten Fällen bewahrt geblieben. Faſt immer öffneten ſich nach ihm breite, für Verglaſung nicht eingerichtete Fenſter; auch die Eingangstür war ohne Verſchluß, ſo daß die ideelle Einheit des Raumes nicht unterbrochen wurde. Fig. 13 (S. 31), einen Blick aus dem Kapitelſaal zu Maulbronn in den Kreuzgang darſtellend, möge dies erläutern.

Der Kapitelſaal war, ſeiner hohen Würde entſprechend, wenn die Mittel es irgend erlaubten, ſtets gewölbt, und zwar meiſtens auf einer Doppelreihe von eingeſtellten Stützen, alſo dreiſchiffig, ſeltener zweiſchiffig und erſt in ſpäterer Zeit auf einem einzigen ſtärkeren Mittelpfeiler. Als Beſonderheit der Ziſterzienſer iſt noch anzuzuführen, daß ſie mit ihren Kapitelſälen ſtets eine kleine Kapelle mit dem Altar St. Johannis in Verbindung brachten.

Fig. 51.



Brunnenhaus zu Heiligenkreuz bei Wien.

Grundriß[41]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

54. Refektorium.

Im Aufwand der Behandlung ſteht dem Kapitelſaal meiſtens das Refektorium (der Remter) der Mönche am nächſten. In der älteren Zeit wurde auch dieſer Raum gern mit hohen, ſtolzen Gewölben überdeckt; ſpäter, mit der zunehmenden Verweichlichung, liebte man Anlagen niedrigerer behaglicher Art, die man zur Erhöhung des wohligen Eindruckes mit hölzerner Täfelung und hölzerner, oft zierlich geſchnitzter Decke verſah. Vergl. die Darſtellung des Refektoriums im Karthäuſerkloſter zu Nürnberg in Kap. 8. Konnte man ſich beides gleich-

zeitig gönnen, fo wurde der hochgewölbte Saal als kühles Sommerrefektorium, der andere als behaglicheres Winterrefektorium verwendet.

Bei größeren Klöftern find die Refektorien, fowohl die gewölbten, wie diejenigen mit Holzdecken, meift zweifchiffig mit einer mittleren Stützenreihe angelegt; doch finden fich, befonders in kleineren Klöftern, auch ungeteilte einfchiffige Speifefäle. Genannt feien als Beifpiele folcher einfchiffiger Anlagen der mit mächtig gefpanntem Gewölbe bedeckte Saal zu Heilsbronn bei Nürnberg, der feiner Form wegen vielfach für einen kirchlichen Raum gehalten worden ift, und für Anlagen mit Holzdecke der fchöne Saal des Benediktinerklofters zu Stein am Rhein. Für feftlich heitere Beleuchtung durch hohe und breite Fenfter ift meiftens geforgt; als befondere Eigentümlichkeit zeigt fich manchmal ein architektonifch ausgezeichneter Stand für den Bruder, der während der Tafel aus der heiligen Schrift vorzulefen hatte. Berühmt ift die reizvolle Kanzel, die zu diefem Zwecke im Speifefaal von St.-Martin des Champs zu Paris durch *Pierre de Montereau* ausgeführt wurde; auch das Herrenrefektorium zu Maulbronn enthält eine fchöne, durch eine kleine Wendeltreppe zugängliche Laube für den Vorlefer.

Befcheidener, meift als gewölbter Raum von niedrigen Verhältniffen, ift das Refektorium der Laien in Zifterzienferklöftern ausgebildet. Seine Lage in demjenigen Klofterflügel, der dem Wirtfchaftshofe, alfo der Außenwelt, zugewendet war, brachte es mit fich, daß es neben feiner nächftliegenden Beftimmung auch noch weiter zu allerhand anderen Zwecken, zum erften Empfang fremder Reifender, zu gefchäftlichen Verhandlungen aller Art und dergl. benutzt wurde. Davon führt er gelegentlich auch den Namen des Saales, der in größeren weltlichen Höfen gleichen Zwecken diente: „die Dürnitz“ oder „Dornze“.

Der Schlaffaal (Dormitorium, Dorment) pflegt weitaus der größte Raum des Klofters zu fein. Er erreichte fchon im Klofterbau des *Defiderius* zu Montecaffino (vergl. Art. 27, S. 24) die Länge von 200 Fuß bei 24 Fuß Breite. Er nahm regelmäßig die ganze Länge des an den Chor der Kirche anftoßenden Oftflügels im Obergefchoß ein und ftand mit der Kirche durch eine Treppenanlage in unmittelbarer Verbindung; außerdem pflegte von ihm aus eine zweite Treppe in das Erdgefchoß des Kreuzganges hinabzuführen. Solange er im Sinne der alten Benediktinerregel als ungeteilter Raum benutzt wurde, wurde er bei ausreichenden Mitteln, bald zweifchiffig, bald dreifchiffig gewölbt. Diefe mächtigen Säle erreichen in Eberbach, Altenberg, Arnsburg ufw. Abmeffungen von 12×50^{m} bis 13×70^{m} und mehr. Sie bringen in großartigfter und feierlichfter Weife durch die lange gleichmäßige Reihe fchöngefchwungener Gewölbe und kraftvoll ausgebildeter Stützen den Gedanken der gemeinfamen Gefolgfchaft Chrifti und der aus der Gleichheit aller Brüder fließenden Macht des Ordensgedankens zum Ausdruck. Späterer, „praktifcher“ denkender und zumal auch weichlicherer Zeit find allerdings diefe gewaltigen Hallen weniger angenehm gewefen. Wohl nach dem Vorgange der Bettelorden, die meiftens in verfchiedenen Flügeln des Obergefchoffes zahlreiche Einzelzellen als Schlafräume verwendeten, haben auch die älteren Orden feit Beginn des XVI. Jahrhunderts fich dem alten Gedanken des gemeinfamen Schlafraumes abgewendet. So mancher alter Saal ift dabei einfach durch Einbau leichter Wände geteilt und dadurch in feiner Raumwirkung vernichtet worden. Daneben hat fich aber auch fogleich eine eigentümliche, nach außen hin klargekennzeichnete Form für die neuartige Anlage gebildet. In Bebenhaufen z. B. und auch im Dominikanerklofter zu Braunfchweig hat man unter vollftändigem Neubau der betreffenden Teile die niedrigen Zellen zweifeitig an einen hohen, weit in den Dachraum

55. Dormitorium.

hineingreifenden Mittelgang aufgereiht und diesen Mittelgang durch mächtige, in den Giebel eingeschnittene Maßwerkfenster erleuchtet.

56. Wärmestube. Bei allem Aufwand in Raumgestaltung und gediegener Einzeldurchbildung sind die bisber behandelten Räume doch ohne eine Einrichtung, die wir selbst unter den bescheidensten Verhältnissen nicht entbehren können: es fehlt ihnen sämtlich jede Heizvorrichtung. Das wirft sicherlich ein klares Licht auf die von den unseren gänzlich abweichenden Lebensgewohnheiten dieser doch meistens vornehmen Kreisen entstammenden und durch hohe Lebenshaltung hervorragenden Mönchsgenossenschaften des späteren Mittelalters. Allen Bedürfnissen nach Erwärmung in kalter Winterzeit wurde bestenfalls, aber nicht überall, genügt durch Anlage einer Wärmestube oder Wärmekammer (Wärmbdekammer) — eine Bezeichnung, die von späteren Zeiten, die dem Verständnis des Klosterlebens fern standen, wohl in „Wermutkammer“ umgewandelt und mit phantastischen Vorstellungen über die Gebräuche der alten Klosterbrüder in Verbindung gebracht wurde. Sie ist oft mit einer Art Luftheizung versehen, die an anderer Stelle zu besprechen sein wird, und ist dann, z. B. in Maulbronn, um eine halbe Geschoßhöhe über das Erdgeschoß erhöht. Anderenfalls wird sie durch eingesetzte Kohlenbecken erwärmt worden sein; wenigstens sind mir Anzeichen, daß Öfen oder Kamine in einem solchem Raum vorhanden waren, nicht bekannt. Daß sie überhaupt nur zeitweise und aushilfsweise von den Wärmebedürftigen aufgesucht wurde, dafür spricht die geringe Größe des Raumes, die in Maulbronn zum Beispiel nur etwa 40 qm gegen etwa 100 qm der Brüderstube beträgt.

---

2. Kapitel.

Fürstliche und adelige Höfe.

Palas und Herrenhaus.

57. Grundlegende Verhältnisse des frühen Mittelalters. Wir haben oben gesehen, wie durch *Karl des Großen* machtvolles Walten so manche Bereicherung des Wohnwesens für den Norden gewonnen worden war, wie aber diese Errungenschaften sich doch auf die größeren Pfalzen und Königshöfe beschränkten, die volkstümliche Bauweise aber so weit unberührt ließen, daß wir selbst an königlichen Meierhöfen kleinerer Art ihre Einwirkungen nicht erkennen können. Die nachfolgenden Zeiten waren nicht geeignet, diese Anregungen in baulichen Dingen tiefer gehen zu lassen. Von den Wirrnissen und Schrecken dieses dunklen Jahrhunderts können wir uns schwer eine Vorstellung machen. Dauernder Hader zwischen den Großen zehrte die Kräfte der Länder auf; dazu brachen von allen Seiten auswärtige Feinde beutesuchend über die unglücklichen Bewohner herein. Bis nach Paris, ja bis nach Trier fuhren die Normannen sengend und brennend die Ströme hinauf. Über Bodensee und Rhein bis nach Gallien, im Süden bis nach Mittelitalien hinein streiften ungarische und slavische Raubscharen, alles verwüstend. Und an den Küsten der Mittelmeerländer verödeten selbst altberühmte feste Hafenstädte; die Bewohner suchten vor der Brandschatzung sarazenischer Seeräuber Zuflucht tiefer im Lande oder auf den Kuppen steiler Berge. Dies waren keine Zeiten, in denen die Treibhauspflanze Karolingischer Hofkunst festwurzeln und im Volke sich weiter entwickeln konnte.

Nur in dem Wechsel der gesellschaftlichen Schichtung, der damals eintrat, wurde der Grund zu neuen Bildungen fortschreitender Art gelegt. Der Besitz eines selbständigen Hofes hatte von jeher das Kennzeichen und den Stolz des

Freien gebildet und hatte unter dem Schutze des Volksrechtes auch ausgereicht, feinem Inhaber ein felbftändiges Leben für fich und feine Angehörigen zu fichern. Jetzt wurde die Lage diefer freien Leute unter der Übermacht der Großen und der allgemeinen Unficherheit immer fchwieriger. In immer größerer Zahl begaben fie fich ihrer Freiheit um den Preis kräftigeren Schutzes, indem fie ihren Hof einem Mächtigeren, am liebften der Kirche, als Eigentum übergaben, um ihn gegen Zinszahlung wieder übertragen zu erhalten. Damit verzichteten fie auf den ihnen zuftehenden Vorzug, felbftändig vor dem Gericht der Volksgenoffen ihr Recht zu vertreten, unterwarfen fich vielmehr dem vom Herrn feinen Hinterfaffen gegenüber eigenmächtig und patriarchalifch gehandhabten Hofgericht. So fchmolz der Stand der Freien zufammen, und es bildete fich als fein letzter Reft allmählich ein ganz neuer, aber engbegrenzter Stand von mächtigen Grundherren, aus denen fpäter die Familien der Fürften, Grafen und des fonftigen Hochadels hervorgingen.

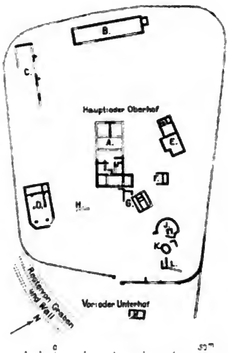
Ebenfowenig wie der freie Ackerbauer konnten Handel und Verkehr fich irgend weiter entwickeln; auch in ihrer Lage mußte eher eine Verfchlechterung als ein Fortfchreiten einfetzen. Damit trat aber auch für die Refte ftädtifcher Bevölkerungen ein weiterer Rückgang an Stelle reicherer Entwickelung. So blieb zunächft der ländliche Hof in feiner fchlichteften, dem reinen Bedürfnis entfprechenden Form die Behaufung und der Kulturmittelpunkt der überwiegenden Volksmehrheit. Als dann unter dem kraftvollen Szepter der fächfifchen Kaifer wenigftens in Deutfchland wieder fichere Verhältniffe gefchaffen wurden, galt es zunächft, und noch auf lange hinaus, die Wunden, welche die wilde, gefetzlofe Zeit den breiten Volkskreifen gefchlagen, auszuheilen. Es hat noch weitere Jahrhunderte gedauert, bis die Kunft auch das Wohnwefen des Volkes zu veredeln begann. Zunächft wurde die neueinfetzende Entwickelung getragen von den ebenerwähnten Grundherrfchaften, die nun geiftlicher oder weltlicher Natur fein konnten.

Das Bauwefen der geiftlichen Herrfchaften ift im vorhergehenden Kapitel an den Klöftern und Stiftern gefchildert worden. Wir wenden uns jetzt dem Wohnbau der vornehmen Kreife zu, welche im Kaifertum ihre Spitze hatten, wie fie auch aus den mächtigften ihrer Standesgenoffen felbft den der Kaiferkrone Würdigften wählten. In diefen Kreifen fcheinen die von *Karl dem Großen* einmal ausgeprägten Anfchauungen über das, was zu würdevoller baulicher Darftellung kaiferlicher Macht und Hoheit fich gehörte, auch in der Folgezeit Geltung behalten und die Grundlage vornehmen Bauwefens gebildet zu haben. In den trübften Zeiten jenes dunklen Jahrhunderts allerdings dürfte man zufrieden gewefen fein, hinter Erdwällen und in Holzbauten Sicherheit vor Feinden und Unterkunft zu finden. Kaum aber waren die Grenzen gegen feindliche Verheerung einigermaßen gefichert, fo reizte das große Vorbild zur Nacheiferung. Schon *Heinrich I.* erbaute fich altem Bericht zufolge in Merfeburg einen fteinernen Palaft mit oberem Feftfaal (*Coenaculum fuperius*), in dem die Begebenheiten der ruhmvollen Ungarnfchlacht in Wandmalereien dargeftellt waren. Ebenfo wird für uns das Jahr 1002 das Vorhandenfein eines Palas mit Obergefchoß auf der Pfalz zu Pöhlde (Palithi) überliefert, neben dem fich noch hölzerne Wohngebäude erhoben. Erhalten find uns von den Bauten der fächfifchen Kaifer weder anfehnliche Refte, noch anfchauliche Befchreibungen; doch geftatten die Ergebniffe neuerer Ausgrabungen immerhin, uns einen gewiffen Begriff von der Anlage folcher Königshöfe zu bilden. Manche Anlagen, z. B. Bodfeld im Harz, fcheinen fehr unbedeutend und klein

58. Bauten der fächf. Kaifer: Merfeburg, Siptenfelde.

gewesen zu sein, ohne daß wir deshalb ein Recht hätten, daran zu zweifeln, daß sie als Jagdhaus einen Lieblingsaufenthalt mächtiger Herrscher gebildet haben. Denn nichts wäre unrichtiger, als die Anschauung heutiger Behaglichkeit und heutigen Hoflebens auf jene viel naturwüchsigeren Zeiten zu übertragen. Und ziehen sich doch auch heute noch die Mächtigsten der Erde gern in verhältnismäßig schlichte Waldeinsamkeit zurück und vollziehen dort gelegentlich wichtige Regierungshandlungen. Die in Bodfeld aufgefundenen Reste lassen in ihrer ganzen Fassung allerdings die Möglichkeit in hohem Grade zu, daß sie als enges Burghaus erst später auf der Stelle des kaiserlichen Hofes erbaut wurden. Ebenso ist der sog. „Hohe Schwarm" bei Saalfeld in seinem Alter durchaus unbeglaubigt und wahrscheinlich ebenfalls später erneuert. Ein ganz anderes Bild vom Wohnwesen des frühen Mittelalters als diese Reste gibt die folgende, in ihrer Zeitstellung besser beglaubigte Anlage. Es sind durch Ausgrabungen im Jahre 1888 im Harz die Grundmauern einer alten Niederlassung zutage gefördert, die sich als die Reste eines kaiserlichen Hofes Sipponvelt (jetzt Siptenfelde) darstellen, der zuerst im Jahre 940 in einer Urkunde *Otto I.* erwähnt wird. Es ist eine Anlage unregelmäßiger Form, ursprünglich nur von einer Mauer, später auch von Wall und Graben umgeben.

Fig. 52.



Königshof zu Siptenfelde im Harz[42]).

Die ungefähre Mitte des Hofraumes nimmt das Hauptgebäude *A* (Fig. 52[42]) ein. Man kann seine Fundamentgestaltung wohl so auslegen, daß der in der Abbildung unten befindliche Teil zwei bis drei kleinere Gemächer, der obere Teil einen größeren Saal enthielt, der durch Stützen, welche auf dem quergelegten Fundamenten aufruhten, geteilt wurde. Im Obergeschoß dürfen wir dann wieder einen großen Festsaal, über die ganze Ausdehnung des Hauses sich erstreckend, annehmen. Die Gebäude *B* und *C* werden als Stallung und Scheune gedient haben; *D* bildete seiner Form und genauen Ostweſtrichtung nach sicherlich die Hofkapelle. In *E, F, G* werden wir Gebäude für Wirtschaftsbetrieb (Küche, Backhaus, Badestube) und Gefolge sehen können; *I, K,* werden als Hundezwinger, *L* als Mühle erklärt. Denken wir uns neben diesen zum mindesten auf steinerne Fundamente gestellten Gebäuden noch eine Anzahl leichter Holzbauten für Gesinde und sonstige Nebenzwecke, so ergibt sich eine Anlage, die mit dem obenerwähnten Karolingischen Haupthof Asnapio (siehe Art. 16, S. 14) die größte Ähnlichkeit zu haben scheint.

59.
Graues Haus zu Winkel.

Ein Rest etwa gleicher Entstehungszeit ist uns vielleicht erhalten in dem sog. Grauen Haus zu Winkel im Rheingau (Fig. 53[43]). Es ist ein vornehmes Wohngebäude, durch alte Überlieferung als das Haus des gelehrten Erzbischofs und Höflings ***Hrabanus Maurus*** bezeichnet, welcher im Jahre 849 zu Winkel verstarb, wahrscheinlicher allerdings 200 Jahre später unter Benutzung einiger alter Zierstücke errichtet oder wenigstens umgebaut. Wir können es uns in ähnliche Umgebung hineindenken, wie sie uns der Königshof in Siptenfelde zeigt. Von der ganzen Anlage auf uns gekommen ist allerdings nur das Wohnhaus, und dieses ist, der bescheideneren Stellung des Besitzers entsprechend, einfacher als

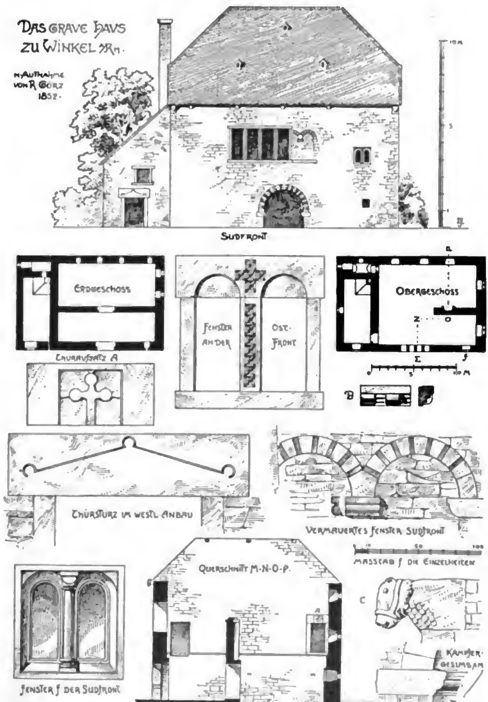
[42]) Nach: Centralbl. d. Bauverw. 1892, S. 15.

[43]) Nach: LUTHMER, F. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Rheingaues. Frankfurt a. M. 1902. S. 222.

dort der kaiſerliche Palaſt angelegt. Es kann aber kraft ſeiner guten Erhaltung wohl als wertvolle Ergänzung das vorige Beiſpiel veranſchaulichen.

Der Grundriß bildet ein einfaches Rechteck von etwa 11 × 13 m Größe, das an der einen Schmalſeite durch einen kleinen, erſichtlich ſpäteren Anbau um etwa 4 m verlängert iſt. Dieſer An-

Fig. 53.



bau iſt eingeſchoſſig, mit Pultdach an das Haupthaus angelehnt und enthält die Küche mit einem kleinen Nebenraum, die urſprünglich wohl, älteſter Sitte entſprechend, in einem beſonderen Hauſe untergebracht geweſen ſein dürfte. Außerdem muß hier die Treppe zu der im Giebel befindlichen Tür des Obergeſchoſſes hinaufgeführt haben. Sie lag alſo urſprünglich im Freien und ſtellte keine Verbindung zwiſchen den beiden Geſchoſſen des Hauſes her. Die Eingangstür dieſes Anbaues

zeigt eine ſehr altertümliche, einfache Giebelverzierung. Das Hauptgebäude iſt im Untergeſchoß durch eine Längsmauer in zwei Gemächer geteilt, durch kleine Lichtöffnungen ſpärlich erhellt und durch eine rundbogige, große Tür, in deren Bogen verſchiedenfarbige Steine in regelmäßiger Anordnung abwechſeln, zugänglich. Im Obergeſchoß liegt über der Küche zunächſt ein halbhoher Vorflur, aus dem jetzt die ebenerwähnte Tür in das Hauptgebäude führt. Dieſes dürfte, nach der nunmehr vermauerten Fenſtergruppe der Südwand zu ſchließen, urſprünglich einen einheitlichen großen Saal gebildet haben; denn dieſe Gruppe nimmt, zu vier Öffnungen ergänzt, genau die Mitte der Längswand ein. Jetzt iſt darin, wohl als Ergebnis eines Umbaues, eine zungenförmig von der öſtlichen Giebelwand ausgehende Zwiſchenwand erhalten. Man kann annehmen, daß ſich an ſie eine mit der Giebelmauer gleichlaufende Querwand anſchloß; dann erhalten wir als eigentliche Wohnung des Beſitzers einen etwa 6,00 × 9,50 m großen Saal mit zwei dahinterliegenden kleinen Gemächern und einer durch die Tür *A* zugänglichen kleinen Hauskapelle. Das größere von dieſen Gemächern iſt durch die Reſte einer Kaminniſche als heizbare „Kemenate“ gekennzeichnet. Wahrſcheinlich ein Reſt dieſes Kamines iſt das in dem Hauſe gefundene Geſimsſtück *B*, ſpätromaniſcher Form. Beide Zimmer zeigen die zierliche Anordnung kleinerer Fnſtergruppen in wechſelnden, ſorgfältig ausgebildeten Formen. Das zierliche Säulchen am Fenſter *F* beſitzt ein völlig ausgebildetes Würfelkapitell, das im Gegenſatz zu byzantiniſch-karolingiſchen Vorſtufen mit einer Deckplatte verſehen iſt, und bildet dadurch einen Anhalt für die obengegebene Zeitſtellung. Da der Schnitt *M-N-O-P* für dieſen Gebäudeteil noch eine weitere obere Fenſterreihe aufweiſt, ſo könnte ſich über dieſen kleineren Räumen ein Geſchoß von Schlafkammern befunden haben. Im Gegenſatz zu den kleinen, wohl durch Läden verſchließbaren Fenſtern dieſer Wohnräume zeigt die Südſeite des großen Saales noch den Reſt einer weitgeöffneten Reihe von größeren Bogenfenſtern, die dieſem Raume Licht und Luft in reichlicherem Maße zuführten und ihm die Eigenart eines Solarium oder Söllers verliehen. Wir können wohl annehmen, daß ihre Stützen aus zierlichen Säulchen gebildet wurden. Ihre Bogen beſtehen aus abwechſelnden Lagen von kleinen Quadern und römiſchen Backſteinen, wie ſich dies im XI. Jahrhundert am Mittelrhein häufiger findet; das noch erhaltene Kämpfergeſims hat ausgeprägt romaniſche Form. Als weiterer Zierat dienten an den Enden der Dachtraufe vortretende Steinkonſolen in Form von Bärenköpfen, die unſere Abbildung *C* zeigt. Man kann ſie als ſeitliche Abſchlüſſe eines als Hauptgeſims dienenden Dachüberſtandes anſehen[44]).

In dieſer Verbindung eines ſelbſtändigen Untergeſchoſſes mit der Anordnung eines großen Saales, ſowie kleinerer Wohngemächer im Obergeſchoß, ferner in der Anlage der äußeren Treppe zeigt das Ganze in einfacher, aber ſehr bezeichnender Art, was damals für das Wohnhaus eines vornehmen Hofes gefordert wurde. Hier war die Halle oder der Saal für feſtlichen Empfang und Bewirtung der Gäſte und Anhänger durch das Untergeſchoß aus den übrigen Gebäuden herausgehoben und damit der Eindruck der Vornehmheit gewonnen. In den Nebenräumen war für Behaglichkeit des Wohnens geſorgt, ſoweit dies überhaupt im Sinne jener Zeit lag.

60. Halle *Wilhelm des Eroberers* auf dem Teppich von Bayeux.

Daß für die Anſchauung dieſer Zeiten der Palas mit der „Halle“, als der vornehmſte Teil eines ſolchen Königshofes, als das Weſentlichſte daran erſchien, liegt nahe. Mußten doch dem einfachen Manne, der nach wie vor ſeine ſchlichte Hütte zimmerte, zunächſt ſchon die Mehrſtöckigkeit eines ſolchen Palas, dazu der Steinbau an ſich und ſeine Säulenzier, die Wölbung freiſchwebender Bogen und dergl. als wahre Wunderwerke erſcheinen. So wird der Palas und beſonders die in ſeinem Obergeſchoß erhaltene feſtliche Halle in bildlicher Darſtellung zur Veranſchaulichung der fürſtlichen Hofhaltung gewählt. Der berühmte Teppich von Bayeux, eine umfangreiche Stickerei aus dem Ende des XI. Jahrhunderts, auf dem die Taten *Wilhelm des Eroberers* dargeſtellt ſind, gibt uns ein ſolches Bild (Fig. 54[45]). Zwar ſind die Formen des Baues in höchſter Naivität ſo flüchtig

[44]) Angeführt ſei hier noch die während der Drucklegung unſerer Arbeit erchienene Schrift: EICHHOLZ, P. Das älteſte deutſche Wohnhaus (Straßburg 1907). Der Verfaſſer ſieht den rückwärtigen, etwa 7 m breiten Teil des Gebäudes als den urſprünglichen Bau des *Hrabanus Maurus*, den vorderen Teil als eine Erweiterung an, die ebenfalls noch in Karolingiſcher Zeit ausgeführt wurde – Der Zuſtand des Baues geſtattet eine zwingende Entſcheidung nicht; aus vielerlei Gründen, von denen ein Teil aus unſerer obigen Beſprechung des Baues hervorgeht, behalten wir die gegebene Zeitſtellung bei.

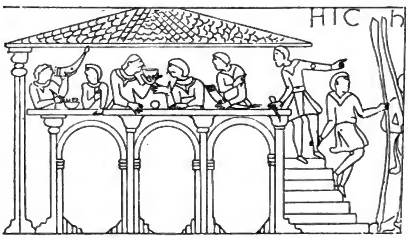
[45]) Nach: Kulturhiſtoriſcher Bilderatlas. II: Mittelalter. Herausg. von *A. Eſſenwein*. Leipzig 1883. Taf XXVI.

behandelt, daß felbft die Entfcheidung fchwer fein dürfte, ob ein Stein- oder Holzbau gemeint fei (nur die innere Wahrfcheinlichkeit fpricht für letzteres); die Brüftung des Obergefchoffes fehlt gänzlich, fodaß die unteren Hälften der zechenden Gefolgsleute fchon in die Zeichnung des Untergefchoffes hineinfchneiden würden, wenn man fie darftellen wollte; ebenfo ift auf die Angabe von Mauern und Stützen des Söllers im wefentlichen verzichtet, um das dem Künftler Wefentlichfte, die fröhliche Zechergefellfchaft, beffer darftellen zu können. Trotzdem können wir auch hier die Anlage des felbftändigen Untergefchoffes und die an eine Giebelwand angelegte unbedeckte Treppe als bezeichnende Züge feftftellen[46]).

In diefer Bevorzugung des großen Feftfaales fpiegelt fich auf das deutlichfte die Nachwirkung altgermanifcher Sitte wieder. Wie jedes mächtigere Haupt einer Stammes- oder Siedelungsgenoffenfchaft damals feine ragende Halle erbaut hatte, um in ihr fein kriegerifches Gefolge zu feftlicher Gemeinfchaft und zur Beratung um fich zu fammeln, fo bedurfte jetzt jeder der größeren Grundherren und erft recht jeder der Fürften eines folchen Raumes an feinem Wohnort. Denn durch

61. Romanifche Palasbauten in Deutfchland.

Fig. 54.



Halle im Palaft *Wilhelm des Eroberers.*

die veränderte Schichtung der Volksmaffen, vor allem durch die Zunahme der Unfreien, hatte nicht nur der Landesfürft, der öffentliche Beamte, der Graf oder der Königsbote, fondern jeder größere Befitzer, jeder kirchliche Würdenträger Handlungen der Gerichtsbarkeit, Herrfchaft über den Heerbann, Verwaltungstätigkeit aller Art auszuüben. Daneben galt es, die Verhältniffe der „Familie", d. i. in altrömifchem Sinne die Gemeinfchaft aller von dem Herrn wirtfchaftlich und rechtlich Abhängigen, durch Verordnungen und gemeinfame Beratungen zu regeln, auch für die Zinszahlungen und fymbolifchen Huldigungen der Hinterlaffenfchaft den feierlichen Hintergrund zu fchaffen. Auch Fefte galt es zu feiern, die durch das Zufammenftrömen glänzender Ritterfchaften den Ruf des Reichtumes und der Macht weithin zu tragen geeignet waren[47]). So erhoben fich allenthalben

[46]) Eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der gegebenen Darftellung zeigt das Haus des Abtes, *Aula nova*, auf dem alten Plan des Klofters von Canterbury (fiehe die Tafel bei S. 25). Nach einer fehr anfprechenden Vermutung würde auch der berühmte Karolingifche Bau im Klofter Lorfch nicht eine Torhalle, fondern ein vornehmes Wohnhaus darftellen (vergl. SCHWEISTHAL, M. *La halle germanique et fes transformations.* Ruxelles 1907. S. 9: fie gleicht tatfächlich in hohem Maße mit ihren unteren Bogenhallen und dem oberen gefchloffenen Saalgefchoß den ebenberührten Beifpielen.

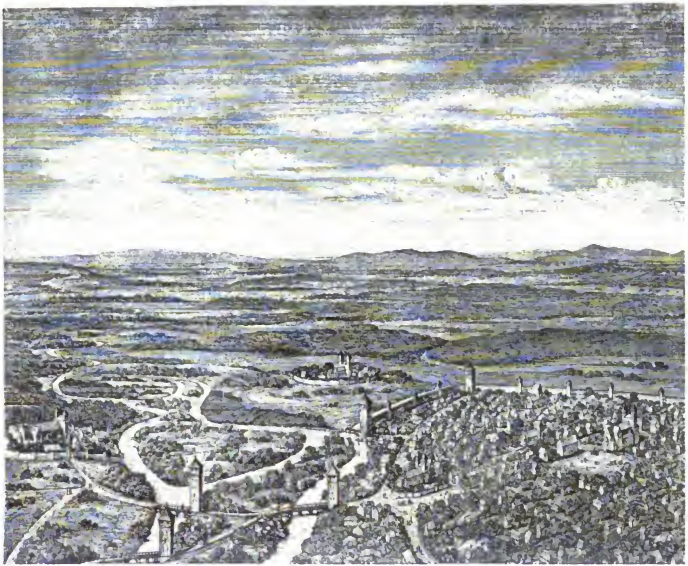
[47]) Der Ausdruck „Curia", welcher für weltliche wie geiftliche, für große wie kleine Höfe gebräuchlich wurde, deutet nach feinem Urfprunge darauf hin, daß die Curia, alfo der offene Hof und die ihn abfchließende Halle, der Palas, auch an die antiken Curien anknüpfte, an die Verfammlungsräume, worin die Curialen des alten Rom zufammenkamen,

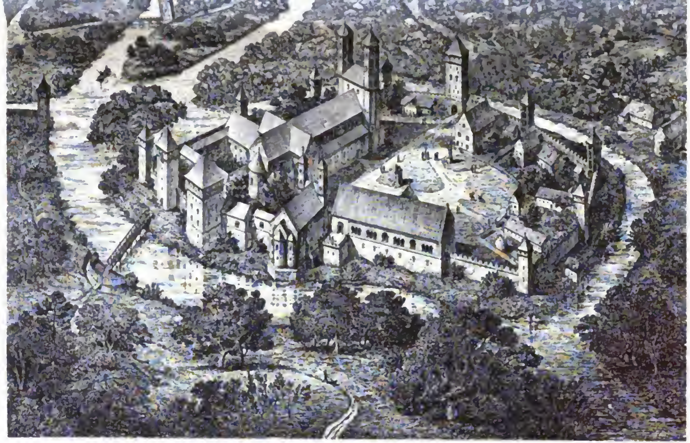
in deutſchen Gauen mit der Wiederkehr beſſerer Zeiten Palasbauten der Kaiſer, Fürſten und Herren; verhältnismäßig zahlreich ſind ſie uns erhalten vor allem aus der Zeit am Ende des XII. und am Anfang des XIII. Jahrhunderts, als die Kräfte des deutſchen Volkes, durch die Eindrücke der Kreuzzüge aufgerüttelt, ſich zuerſt künſtleriſch glanzvoller zu betätigen ſtrebten. Dabei iſt es für die im eigenen Lande feſtwurzelnde und im Volksſinne auf dem ſittlichen Gebote der Treue beruhende Gewalt der deutſchen Herren bezeichnend, daß durchweg ſolch ein Palasbau den Ausdruck heiterer Offenheit bewahrt, nicht beſchwert durch irgend welche von mißtrauiſcher Furcht zeugende Verteidigungsvorkehrungen.

Die deutſchen Herren hauſten eben nicht als Gewalthaber im fremden Lande; ſie hatten es nicht nötig, wie die normanniſchen Eroberer ſich in die düſteren Wohntürme (die Donjons) zurückzuziehen. Für ſie bildete in gewöhnlichen Zeiten die Anhänglichkeit ihrer Dienſtmannen einen beſſeren Schutz als die Häufung ſchwerer Befeſtigungen. Eine poetiſche Form haben dieſe Verhältniſſe gefunden in der ſchönen Sage vom Thüringer Landgrafen, der ſich dem Kaiſer verpflichtete, binnen drei Tagen eine feſte Mauer um die Wartburg zu ziehen. Und als die Zeit verfloſſen war, zeigte er ſeine Wohnſtätte umringt von geſchloſſener Kette ſeiner bewaffneten Vaſallen, die er ſchleunigſt aufgeboten hatte. Wohl meldet uns die Geſchichte von wilden Kämpfen kriegeriſcher Parteien, die nach den überaus lebhaften Schilderungen gleichzeitiger Schriftſteller zeitweiſe das ganze Land zu ergreifen und rettungslos zu verheeren ſcheinen. Aber darin liegt wohl viel Schein, der teils von der rhetoriſch übertreibenden Schreibweiſe der Mönchschroniſten, teils von unbewußtem Übertragen heutiger Kriegsverhältniſſe herſtammt, wie ſie die ganze wohlgegliederte Volksmaſſe bis in die tiefſten Tiefen berühren. Unter den viel lockereren und durch die mangelhaften Verkehrsmittel behinderten Verhältniſſen jener Zeiten hat das Ringen der einzelnen Großen um die Macht, das die Geſchichte des XII. Jahrhunderts weſentlich füllt, wohl niemals ſo durchgreifenden Einfluß auf das Volksleben ausüben können. Wir können uns die wirklichen Verhältniſſe ſehr wohl ſo vorſtellen, daß der Sturm ſolcher innerer Kämpfe, getragen von nicht ſehr zahlreichen ritterlichen Gefolgſchaften, bald hier, bald dort gewitterartig durch die Lande brauſte, auf ſeiner Bahn wohl ſo manches zerſtörte, aber ſo ſchnell als er gekommen auch wieder verging. Und überall zeigt die in den vielfach dazwiſchenliegenden Friedenszeiten ſich ſchnell einſtellende Blüte, daß die Verheerungen nicht allzutief gegangen ſein können. Daher genügten dem deutſchen Herrſcher in der Regel verhältnismäßig geringe Befeſtigungen, die ſich um die weitgelagerte Hofanlage herumziehen. Innerhalb dieſes Mauerringes herrſcht im Schutze des durch hohe Strafen gehegten „Burgfriedens“ freier Verkehr und offenes Vertrauen der Inſaſſen gegeneinander. So verzichtet der Saalbau des vornehmen Hofes, für den ſich die Bezeichnung „Palas“ allgemein einbürgert, in Deutſchland regelmäßig auf Befeſtigung, öffnet ſich vielmehr möglichſt frei nach dem Hofe hin. Bezeichnete man ihn doch nicht ſelten auch mit dem Worte „Aula“, der „Hof“, und deutete damit an, daß man ihn im

um heilige Gebräuche zu beobachten, ſich über gemeinſchaftliche Angelegenheiten zu beſprechen und feierliche Mahlzeiten zu halten. Der in der Merovingiſchen und Karolingiſchen Zeit übliche Ausdruck Malbergium (der Raum, welcher das Mal, d. h. das öffentliche Gericht birgt), der in Frankreich noch im XII. Jahrhundert üblich war und als *Mauberge* ſich franzöſiſierte, zeigt, daß dieſe Hallen-, bezw. Saalbauten nicht in erſter Linie als Feſt- und Bankettſäle erbaut wurden, ſondern als ſolche ernſter und feierlicher Arbeit, wie zu großen Regierungshandlungen des Kaiſers, zu Gerichtshandlungen, Belehnungen, zum Empfang der Geſandten u. a. dienten, und daß wohl anfangs wie im alten Rom in den Curien, außer den Gerichten nur feierliche Abſpeiſungen darin abgehalten wurden, wo der Herrſcher, von ſeinem Hofe umgeben, unter Umſtänden auch von ſeiner Gemahlin und den Frauen begleitet, nicht als Privatmann ſich mit ſeinen Gäſten beluſtigte ſondern ſeiner Würde gemäß ſeiner Pflicht öffentlich genügte (v. *Eſſenwein*).

Zu S 67.





Burg Dankwarderode.

Wiederherſtellungsverſuch.

Nach: WINTER, L. Die Burg Dankwarderode zu Braunſchweig etc. Braunſchweig 1883.

Grunde noch als einen Teil des freien Hofes anſah, auf dem alte Germanenſitte die Gefolgſchaft unter freiem Himmel verſammelt hatte. Gemeinſam iſt dabei gerade den älteren Anlagen die ſehr ſchlichte Form eines zweigeſchoſſigen Rechteckbaues, der im ziemlich geſchloſſenen Untergeſchoß Räume nebenſächlicher Art, etwa Vorratsräume oder Unterkunft für Gefolge, enthielt, im Obergeſchoß aber ganz vom großen Saale eingenommen wurde, deſſen Wände breite Fenſtergruppen nach dem Hofe hin durchbrachen[48]).

Eine ſehr gute Anſchauung von einer ſolchen Anlage, wie ſie einer der bedeutenderen Fürſten ſich errichtete, gibt uns die Braunſchweigiſche Burg Dankwarderode. 62. Burg Dankwarderode zu Braunſchweig. Sie iſt zugleich eine der älteſten und uns durch die eingehende Bearbeitung *Winter's*[49]) aus vielfacher ſpäterer Veränderung wieder herausgeſchält, dazu auf Grund der ausgegrabenen Fundamentreſte im Bilde vervollſtändigt und uns ſo im Zuſammenhang verſtändlicher gemacht als manche andere. Im vorhergehenden Hefte dieſes „Handbuches“ iſt durch den Lageplan[50]) gezeigt, wie ſie urſprünglich von mehreren Armen des Ockerflüßchens umzogen, auf einem leichten Hügel gemeinſam mit der Domkirche ſtand. Auf der nebenſtehenden Tafel iſt eine Wiederherſtellung in der Anſicht aus der Vogelſchau[51]) gegeben, welche die Lage der einzelnen Gebäude nebeneinander, die Befeſtigung durch eine turmbeſetzte Mauer klarlegt, auch einen lehrreichen Einblick in die erſt im Entſtehen begriffene ſtädtiſche Anſiedelung gewährt. Neben dem Dom und ſeinem für die Wohnung der Stiftsherren beſtimmten Kreuzgang tritt vor allem der Palasbau beherrſchend aus der Gruppe hervor. Geſchützt durch den an ihm vorbeifließenden breiten Ockerarm bildet er, ohne mit beſonderen Verteidigungseinrichtungen verſehen zu ſein, ebenſo wie die Burgkapelle, einen Teil der Burgumfaſſung. Die eigentlichen Wohnräume, zum Teil in Befeſtigungstürmen untergebracht, ſchließen ſich ihm ſeitlich an; kleinere und unanſehnlichere Gebäude für Geſinde und Wirtſchaftsbetrieb ſind im Hofe nach alter Weiſe verſtreut zu denken. Fig. 55[51]) gibt den Grundriß der herzoglichen Wohnbaugruppe.

Der Saalbau oder Palas *P* erhebt ſich zweigeſchoſſig in den bedeutenden Abmeſſungen von etwa 15×42^{m}. Er enthält in beiden Geſchoſſen je einen großen, mit Balken bedeckten Saal, deſſen Decke durch eine mittlere Stützenreihe getragen wird.

Im Untergeſchoß ſind es vierkantige Pfeiler, mit eingeblendeten Eckſäulchen verziert und durch kräftige Werkſteinbogen verbunden, welche die Decke aufnahmen; im Obergeſchoß werden wir eine lichtere Säulenſtellung und hölzernen Unterzug annehmen können. Im Äußeren iſt der obere Saal auf beiden Langpſeilern durch reiche Fenſteranordnung im Wechſel von dreiteiligen Säulenarkaden mit großen Rundbogenöffnungen ausgezeichnet, die übrigens keinerlei Verſchlußvorrichtung beſitzen, während das Untergeſchoß mit ſchlichten kleinen Fenſtern untergeordneter behandelt iſt. Beiden Sälen legte ſich an der Hofſeite eine zweiteilige Vorhalle vor; zu derjenigen des Obergeſchoſſes führte eine Freitreppe empor, über deren Form im einzelnen wohl Zweifel beſtehen können. Durch gedeckte Gänge ſind hiermit die Wohnräume der Burg verbunden, die aber gleichzeitig auch durch eine beſondere Freitreppe vom Hofe aus zu erreichen ſind. Sie gliedern ſich deutlich in zwei nur loſe zuſammenhängende Teile: nämlich die Wohnung des Herrſchers ſelbſt und ſeines Gefolges und das Frauenhaus. Erſtere umfaßt im Hauptgeſchoß nur wenige Räume von anſehnlichen Abmeſſungen: das Turmgemach *D* und den Hauptwohnraum *G*, von dem man den ganzen Hof überſehen konnte, wie vom Söller *Karl des Großen* in Aachen.

[48]) Zur Zeit die beſte Zuſammenſtellung von Aufnahmen dieſer Bauten gibt die Jubiläumslieferung 26 von: Denkmäler der Baukunſt. Herausgegeben von Studierenden der Kgl. Techn. Hochſchule zu Berlin, Abt. I. – Eine zuſammenfaſſende Beſprechung gibt auch: SIMON, K. Studien zum romaniſchen Wohnbau in Deutſchland. Straßburg 1902.

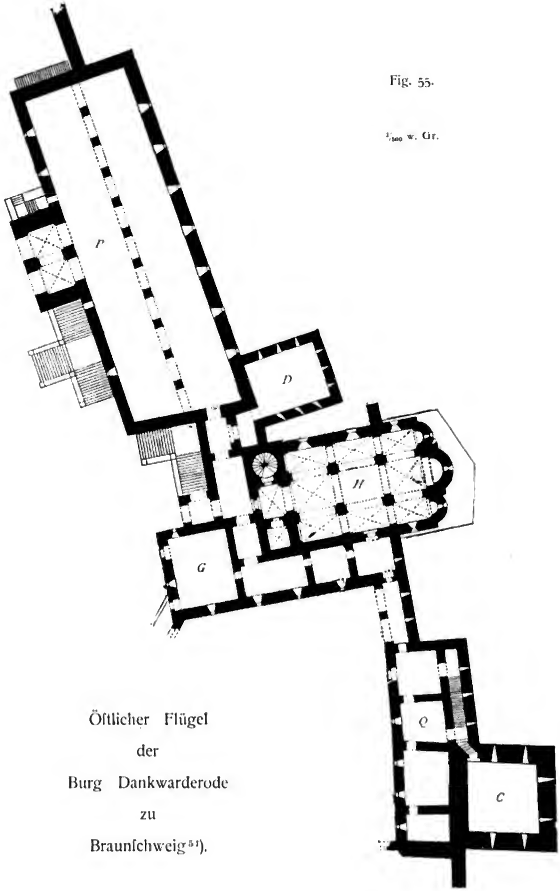
[49]) Vergl.: WINTER, L. Die Burg Dankwarderode zu Braunſchweig. Ergebniſſe der im Auftrage des Stadtmagiſtrates angeſtellten baugeſchichtlichen Unterſuchungen. Braunſchweig 1883.

[50]) 1. Aufl.: Art. 56, S. 59.

[51]) Nach: WINTER, a. a. O.

Fig. 55.

1/500 w. Gr.



Östlicher Flügel
der
Burg Dankwarderode
zu
Braunschweig[51]).

Einige kleinere Kammern und Vorräume fchließen fich an und umfchließen teilweife die fehr bedeutende dreifchiffige Schloßkapelle *H*. Noch weiter nach Süden liegt, wieder nur durch einen bedeckten Gang verbunden, die Frauenwohnung. Im vortretenden Turme *C* befindet fich das Hauptgemach für das engere Familienleben, „der Frauen heimliche Kemenate“; die kleineren Räume bei *Q* werden als Schlafräume, fowie als Wohn- und Arbeitsräume der weiblichen Dienerfchaft benutzt worden fein. Auch das Untergefchoß diefes Bauteiles enthielt allerlei Kammern mit Vorräten und Arbeitsgerät für die Frauen. Es war durch eine in der Mauer liegende Treppe mit dem Obergefchoß verbunden, fodaß auch diefes ohne Berührung der übrigen Palaftteile vom Hofe aus erreicht werden konnte.

Der ganze Bau ift in der klaren Trennung der einzelnen Teile: Fefthaus, Herrenhaus, Frauenhaus, fehr lehrreich, indem er deutlich zeigt, daß die alte Gewohnheit, jedem Gebrauch fein eigenes Haus zu errichten, noch keineswegs abgeftorben war. Wenn die Zahl der Wohnräume, nach unferen heutigen Anfchauungen gemeffen, gering erfcheint, fo ift dabei zunächft zu bedenken, daß in jener Zeit die gefellfchaftliche Scheidung zwifchen Herrfcher und Gefolge ungleich geringer war als heute. Die Schilderungen der Dichter im „Triftan“, im „Parfival“ und anderen Ritterliedern laffen das Verhältnis zwifchen beiden — natürlich ganz abgefehen vom verfchiedenen Kulturzuftande — in der Gemeinfamkeit der Lebenshaltung und Lebensführung ähnlich erfcheinen, wie es etwa heutzutage zwifchen einem Großbauer und feinen Knechten befteht. Dadurch fchon wurde eine Menge abgefonderter Räume unnötig, die heutzutage felbft unter einfacheren Verhältniffen unentbehrlich erfcheinen, und es kommt hinzu, daß einerfeits feftliches Treiben fich völlig getrennt vom Wohnen im großen Saale abfpielen konnte, daß ferner für das niedere Gefolge im Untergefchoß des Saales und in den untergeordneten Gebäuden des Hofes Unterkunft gegeben war.

Die räumlich bedeutendfte und nach Lage wie künftlerifcher Behandlung ausdrucksvollfte Ausbildung hat die Anlage folchen Saalbaues im Kaiferhaus zu Goslar erhalten. Man hat in dem uns erhaltenen Bau lange Zeit den Palas zu fehen geglaubt, den fich Kaifer *Heinrich III.* (1039—56) in Goslar errichtete, und man durfte damit dem großartigen Bau als dem älteften feiner Art noch einen befonderen gefchichtlichen Wert beilegen. Neuerer Prüfung hat diefe Annahme nun allerdings nicht ftandhalten können. Daß fchon *Heinrich III.* einen Saalbau an der jetzigen Stelle errichtete, ift urkundlich beftens beglaubigt, ebenfo daß die Pfalz Goslar faft ein Jahrhundert hindurch eine Lieblingswohnftätte der Salifchen Kaifer gewefen ift und auch unter *Barbaroffa* noch glanzvolle Tage gefehen hat. Aber die Architekturformen des Baues, insbefondere das Vorkommen von Kleeblattbogen am Unterbau des Saales, müffen als zwingende Beweife dafür gelten, daß von jenem Bau *Heinrich III.* nichts auf uns gekommen, daß der jetzige Palas vielmehr fpäter, und zwar wahrfcheinlich nach einem im Jahre 1132 erfolgten Einfturze, neu errichtet, fodann unter *Barbaroffa* durch einige Zutaten erweitert worden ift. Die ganze Pfalz bildete damals eine umfangreiche Baugruppe, die, auf einem Hügel liegend, fich anfehnlich über den großen Vorhof, den jetzigen Kaiferbleek, erhob und mit dem jenfeits diefes Platzes gelegenen Dom *Heinrich III.* durch Bogengänge, ähnlich wie in den Aachener Bauten *Karl des Großen*, in Verbindung gefetzt war. Aber auch der Beftand diefer Zeit ift durch fpätere Umbauten, insbefondere aus den Jahren um 1385, und endlich durch die modernen, tiefgreifenden Ergänzungen vielfach getrübt und unficher gemacht worden. Dazu ift von der alten Gefamtanlage ein großer Teil, nämlich fämtliche Wohngebäude und Nebenbauten, dazu die Hallengänge, welche den großen Hof zwifchen Kaiferhaus und Dom umzogen, und auch der Dom felbft mit Ausnahme feiner Vor-

63. Kaiferhaus zu Goslar.

halle völlig und ſpurlos verſchwunden. Vorhanden iſt jetzt noch der Feſtſaalbau nebſt Vorhalle und ſeitlich davon, freiliegend und nur durch einen Bogengang verbunden, die zweigeſchoſſige Palaskapelle St. Ulrich in Geſtalt einer kreuzförmigen Zentralanlage. In ihrer Nähe ſind die Grundmauern eines in kleine Gemächer geteilten Hauſes aufgefunden worden, ſo daß wir uns dort, ähnlich wie in Dankwarderode, die Lage des Herrenhauſes denken können. Ein an der anderen Seite anſchließender Bau, der mit Benutzung der alten Umfaſſungsmauern neuerdings zu Wohnzwecken eingerichtet worden iſt, entſtammt erſt dem ſpäteſten Mittelalter und iſt für die Kenntnis der alten Kaiſerpfalz belanglos. Uns geht vor allem der Saalbau (ſiehe die nebenſtehende Tafel[52]) an, ein Rechteck von etwa $47{,}00 \times 15{,}00^{m}$ innerer Weite.

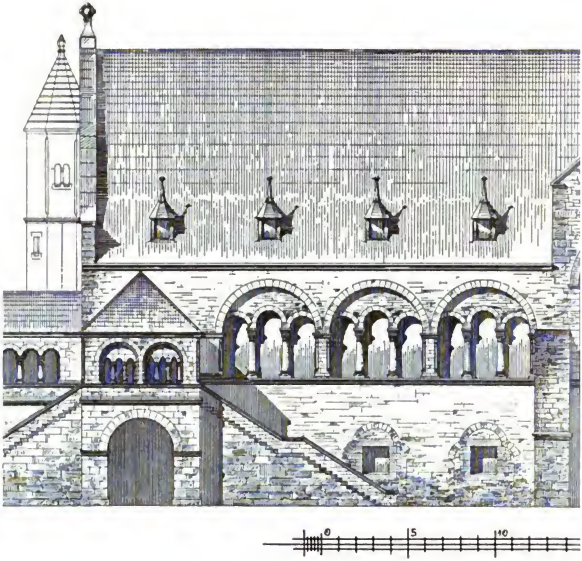
Er enthält zwei große Säle übereinander, von denen allerdings der untere durch quergelegte ſpitzbogige Tonnengewölbe, die in gotiſcher Zeit eingefügt wurden, in ſieben ſchmale Räume zerlegt worden iſt. Kleine Fenſter, in die vorerwähnten kleeblattbogigen Blenden eingeſchloſſen, führen ihm ein ſpärliches Licht zu. Beſſer läßt das Obergeſchoß den urſprünglichen Zuſtand erkennen. Es erſcheint als ein mächtiger zweiſchiffiger Saal, deſſen Decke in der Mitte ſeiner Längsrichtung von einem höher hinausgehobenen Raumteil querſchiffartig unterbrochen wird. Dieſem Querſchiff, an deſſen Hinterwand zweifellos der kaiſerliche Ehrenſitz ſich befand, entſpricht im Aufriß der Vorderſeite eine mächtige Rundbogenöffnung von über 6,00 m Breite mit Dachaufbau. Jetzt iſt ſie in freier moderner Ergänzung mit einer dem Innenſyſtem des Aachener Münſters nachgeahmten, zweigeſchoſſigen Säulenſtellung gefüllt und hat keinerlei praktiſche Bedeutung. Die ganze Anlage des Saales mit ihrer ausgeſprochenen Querteilung legt aber die Vermutung ſehr nahe, daß hier der alte Aufgang zu des Kaiſers Thron durch eine Freitreppe gegeben geweſen ſei, und man mag ſich dann wohl die ganze Öffnung ungeteilt als großartiges ſchlichtes Eingangstor des Kaiſerhauſes denken. Rechts und links von dieſem Mittelteil geben je drei dreiteilige Säulenöffnungen dem Saale Licht und Luft und erhalten dabei, da ſie nach ihrer ganzen Form keinerlei Verſchluß zuließen, den Eindruck einer freien Halle aufrecht, in der der kaiſerliche Richterſtuhl möglichſt offen, möglichſt wie unter freiem Himmel ſtand. Die Balkendecken des Inneren werden von Holzpfoſten gotiſcher Zeit getragen; dem älteren Kernbau gehören aber noch die Wandpfeiler der Mittelhalle an, die mit ſpätromaniſchem Blattwerk und Knollenkapitellen verziert ſind (ſiehe die betreffende Abbildung in Kap. 8). An der einen, nördlichen, Schmalſeite legt ſich dieſem Saalbau ein ſchmaler An- und Vorbau in zwei Geſchoſſen an; im Untergeſchoß bildet er einen Durchgang nach der Rückſeite des Palas, im Obergeſchoß einen Vorraum zum großen Saal. Er iſt mit zierlichem, ſäulengeſchmücktem Vorbau ſpätromaniſcher Formgebung verſehen, und zu dieſem führt eine Freitreppe von beiden Seiten anſteigend empor.

64. Palas der Wartburg. In einer ſolchen weitgedehnten Anlage, wie ſie die Burg Dankwarderode für die eigentlichen Wohnräume zeigt, wie wir ſie uns ähnlich auch für die Kaiſerpfalz in Goslar vorſtellen müſſen, mag ſich die Gewohnheit des Hauſens auf dem alten Hofe mit ſeinen verſtreuten Einzelbauten noch ſpiegeln. Für unſere Anſchauungen iſt die Behaglichkeit des Wohnens durch ſolche Verzettelung der Räume ſtark beeinträchtigt, und es ſcheint, daß doch auch ſchon im XII. und XIII. Jahrhundert das Gefühl für eine wohnlichere Verbindung der einzelnen Wohngemächer untereinander ſich geltend gemacht hat. Es mußte dazu führen, die Wohnräume unter ſich enger zuſammenzuſchließen, und dies iſt in einer Reihe von aufwändigen Bauten dadurch erzielt worden, daß ſie mit dem Saalbau unter ein Dach zuſammengefaßt wurden.

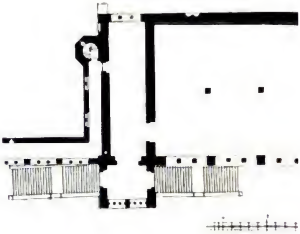
Den Übergang von der urſprünglich ſchlichten zweiſtöckigen Saalanlage zum zuſammengeſetzteren Wohnbau bezeichnet uns in der klarſten Weiſe der Palasbau der Wartburg, der ſchöngelegenen Veſte der Thüringer Landgrafen, die durch geſchichtliche Erinnerungen wie durch Sage und Dichtung gleicherweiſe mit ver-

[51]) Nach: Die Kunſtdenkmäler der Provinz Hannover. II: Reg.-Bez. Hildesheim. 1, 2. Stadt Goslar. Hannover 1901. S. 13 ff.

[52]) Nach: Denkmäler der Baukunſt, herausgegeben von Studierenden der Techniſchen Hochſchule zu Berlin.

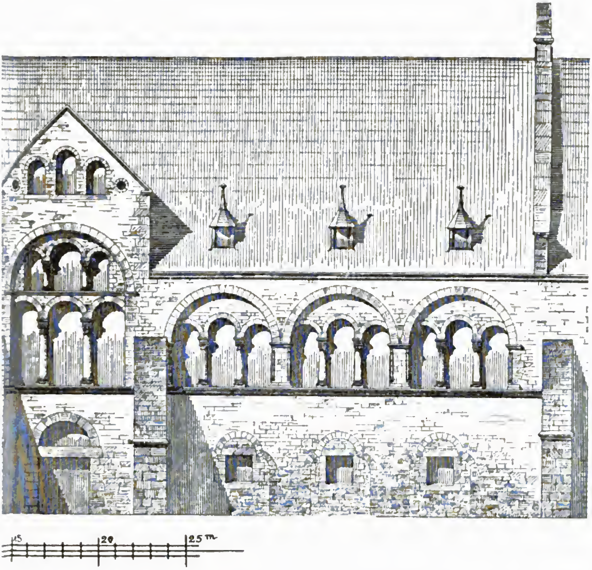


Anſ

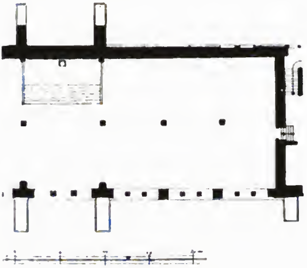


Grundriß des

Kaiſerhaus



:ficht.



Obergefchoffes.

zu Goslar.

Nach: Die Kunftdenkmäler der Provinz Hannover. II –
und: Denkmäler der Baukunft etc.

klärendem Schimmer umwoben und wie wohl keine andere im deutſchen Volke gekannt und bewundert wird (Fig. 56 bis 58[54 u. 55]). Hier hatte ſich um die Mitte des XII. Jahrhunderts Landgraf *Ludwig III.* einen Palas erbaut, und man ſieht allgemein die beiden unteren Geſchoſſe als dieſen Bau an. Landgraf *Herrmann I.* (1190—1217), der Gönner der Dichter, ſoll für das geſteigerte Bedürfnis der Zeit den Saalbau um ein Stockwerk erhöht haben. In der Mitte des XIX. Jahrhunderts iſt dann die Burg wiederhergeſtellt, und dabei iſt auch der Palasbau den Anſprüchen heutiger Hofhaltung entſprechend teilweiſe umgebaut worden. So iſt es ſchwer zu entſcheiden, ob die obenangeführte Entſtehungsweiſe zutreffend iſt oder nicht mehr als bloß der Aufbau des II. Obergeſchoſſes erſt der Tätigkeit *Herrmann I.* entſtammt. Wir würden jedenfalls annehmen dürfen, daß im zweigeſchoſſigen Bau *Ludwig des Springers* das Obergeſchoß urſprünglich einen großen, einheitlichen Saal gebildet habe, da der jetzt in Mitte dieſes Stockwerkes befindliche Saal ſowohl nach ſeinen geringen Abmeſſungen wie nach ſeiner Lage inmitten von kleineren Wohnräumen kaum zum Gebrauch als halböffentliche Halle geeignet erſcheint. So ſind wir geneigt, mindeſtens die jetzige Innenteilung (Fig. 57) des I. Obergeſchoſſes einer ſpäteren Bautätigkeit zuzuſchreiben. Sicher gilt dies vom Einbau der Kapelle, da dieſe mit der Fenſterteilung der Hofanſicht nicht übereinſtimmt.

In ſeinem jetzigen Beſtande ſtellt der Palas der Wartburg ein im weſentlichen dreigeſchoſſiges Gebäude von $39{,}50^{m} \times 15{,}50^{m}$ Größe dar, deſſen drei Geſchoſſe architektoniſch etwa gleichwertig behandelt ſind.

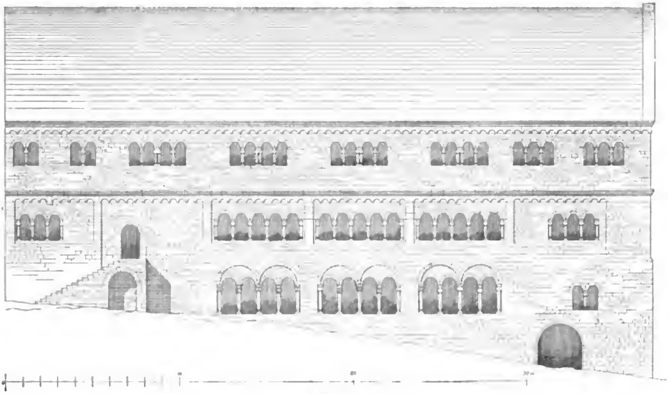
Das untere Geſchoß iſt vom Schloßhof aus durch die äußerſte linke Bogenſtellung ebenerdig zugänglich und enthält drei an einem Längsgang angelegte, gewölbte Räume. Der mittlere davon ſcheint als Küche gedient zu haben und ſtand durch eine in der Mauer liegende kleine Treppe mit dem mittleren Saal des Obergeſchoſſes in Verbindung; die anderen beiden mögen zu Wohnräumen des Gefolges beſtimmt geweſen ſein. Zum I. Obergeſchoß führt vom Hofe eine offene Freitreppe hinauf. Über ſie gelangt man in einen an der ganzen Gebäudelänge hinlaufenden und mit prachtvollen Säulenöffnungen nach außen geöffneten Gang, der durch eine feſte Wand von den inneren Wohngemächern getrennt iſt und außer mit dieſen wohl auch mit dem links anſchließenden Bau der Kemenate in Verbindung ſtand. An ihm liegen zwei quadratiſche, mit einer Mittelſtütze verſehene Zimmer, von denen das eine ſpäter gewölbt und wohl im Jahre 1319 zur Kapelle eingerichtet wurde. Zwiſchen beiden befindet ſich ein auf zwei Säulen ruhender Saal, an den ſich links eine erhöhte Niſche, die „Brücke", als Sitz des Landgrafen anſchließt. Neben dieſer bleiben zwei kleinere Räume übrig, von denen der eine einen Durchgang zum linksgelegenen Gemach gewährt, während in den außengelegenen die oben erwähnte Treppe von der Küche her mündet.

Im II. Obergeſchoß zieht ſich wiederum ein ſchmaler, mit Säulchenfenſtern geöffneter Laufgang entlang. Nach dem, ebenfalls in der ganzen Länge des Hauſes ſich erſtreckenden, Feſtſaal hin iſt er mit reichlichen Fenſtergruppen verſehen, ſo daß er bei Feſten und feierlichen Handlungen eine für Zuſchauer wohlgeeignete Erweiterung des Saales darſtellte. Jetzt öffnet ſich dieſer Saal mit einer ähnlichen Fenſterreihe auch nach der Außenſeite der Burg hin, und es mag zweifelhaft ſein, ob dies von jeher der Fall war, ob nicht vielmehr nur einzelne kleine Fenſter dieſe Außenwand durchbrachen. Ein ſolcher nach zwei Seiten hin frei für die Luft geöffneter Saal mag heutigen Anſprüchen von Behaglichkeit widerſprechen, beſonders wenn man in Betracht zieht, daß dieſe Öffnungen wahrſcheinlich keinerlei Verſchluß beſaßen. Für die alte Zeit, die gewohnt war, öffentliche Gerichtsſitzungen und Verſammlungen unter freiem Himmel abzuhalten, auf der Jagd und auf

[54]) Nach: RITGEN, H. v. Führer auf der Wartburg. — Es ſind dies allerdings die modernen Grundriſſe. Es iſt zweifelhaft, ob alles urſprünglich ebenſo war, abgeſehen von jenen Teilen, welche im Intereſſe zweckmäßiger Benutzung nicht in alter Weiſe haben hergeſtellt werden können. Wir können heute nicht mehr unterſuchen, ob irgend welche Spuren, wenn auch aus ſpäterer Zeit, vorhanden waren, die auf Fenſterverſchuß deuteten. Wir glauben an ſolche nicht, ſelbſt nicht beim Saale *Hermann I.* Ebenſo zweifelhaft ſind die jetzt vorhandenen Kamine.

[55]) Nach einer lithographiſchen Zeichnung jener Aufnahmen, die zum Zwecke der Wiederherſtellung gemacht worden ſind. Im Jahre 1850 teilte ein in Weimar beheimateter Bauſchüler des Karlsruher Polytechnikums ſeinen Mitſchülern ſolche Lithographien mit.

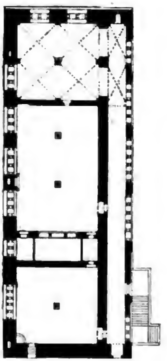
Fig. 56.



Anficht.
1/250 w. Gr.

Fig. 57

I. Obergefchoß.



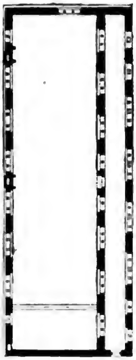


Fig. 58.

II. Obergefchoß.

Palas der Wartburg[54 u. 55]).
1/500 w. Gr.

Kriegszügen fich am einfachen Lagerfeuer zu wärmen, ift eine folche Anlage nicht weiter auffallend; fie findet auch anderwärts, wie z. B. in Dankwarderode, ihresgleichen. Wie der Saal in

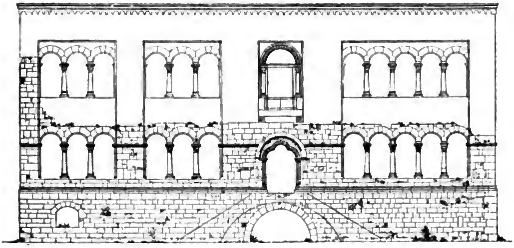
alter Zeit zugänglich war, ist heute nicht mehr ersichtlich; jetzt erreicht man ihn nur von der angrenzenden, gänzlich umgebauten Kemenate.

65. Kaiserpfalz zu Gelnhausen.

Eine ähnliche mehrstöckige Anlage ist im Reste der Kaiserburg von Gelnhausen[56]) zu sehen. Auch dies war eine Wasserburg wie Dankwarderode, gegen das Jahr 1180 erbaut, aber insofern anderer Anlage, als sich am Eingang des unregelmäßig eiförmigen Burghofes die Kemenaten über die Torfahrt hinwegzogen, während gleich links vom Eintretenden der Palasbau im stumpfen Winkel anstieß. Für die Schloßkapelle, als welche man den gewölbten Raum über der Einfahrt hat ansprechen wollen, ist durch Auffinden der Fundamente eines Zentralbaues eine andere Stelle, in der Tiefe des Hofes an der dem Eingang abgewendeten Seite, wahrscheinlich gemacht. Die Ansicht des Palas geben wir in Fig. 59 im Anschluß an die Aufnahmen und den Wiederherstellungsentwurf *Gladbach*'s.

Hier ist das Untergeschoß völlig kellerartig geworden, mit geschlossenen Wänden und kleinen Lichtöffnungen. Im Inneren ist es durch Quer- und Längswände geteilt, so daß sich ein Gang von etwa 3,20 m Breite am Mittelteil der Vorderseite entlang zieht, und dahinter drei Räume, ein größerer

Fig. 59.



Palas der Kaiserburg zu Gelnhausen[56]).

1/250 w. Gr.

gegen Osten und zwei kleinere, sich abtrennen. Sicher ist ferner, daß sich hierüber zwei Stockwerke erhoben; aus dem Umstand, daß die Lisenen des unteren, allein in seiner ganzen Längsfront erhaltenen Geschosses unverändert nach oben sich fortsetzen, kann auch für das oberste Geschoß eine gleiche Fensteranordnung, wie sie unten erhalten ist, angenommen werden. Wir möchten auch an Stelle des von *Gladbach* freiergänzten Balkons über der Eingangstür, als einer in der Überlieferung des deutschen Mittelalters nicht gesicherten Anlage, lieber eine gleiche dreiteilige Fenstergruppe annehmen, die im vorhandenen Mauerfeld sehr wohl Platz fände.

Zu dem noch erhaltenen I. Obergeschoß führte eine jetzt verschwundene Freitreppe empor. Durch die schöne, im Kleeblattbogen geschlossene Tür (siehe die betreffende Abbildung in Kap. 5, unter a) gelangte man in einen von vier Säulen getragenen Saal von etwa $12{,}40 \times 14{,}00$ m Größe, in dem ein schöner Kamin an der Rückwand erhalten geblieben ist (vergl. die betreffende Abbildung in Kap. 13). Links schloß sich nach dem Hofe zu ein Laufgang von ansehnlicher Breite an, den die in Fig. 59 sichtbaren zwei Fenstergruppen beleuchteten, und an diesem lagen nach der Außenseite des Hauses hin zwei kleinere Gemächer. Ein weiteres unregelmäßig gestaltetes Gemach legte sich dann in den Winkel zwischen Palas und Torbau. Das Ganze ist ferner durch eine Treppe mit dem schon erwähnten gewölbten Gemach über der Einfahrt verbunden, so daß wir hier

[56]) Vergl.: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. Gladbach. Bd. III. Darmstadt 1851. – Kritischer und in vielen Einzelheiten eindringender behandelt *L. Bickell* (in: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Reg.-Bez. Kassel. Bd. 1: Kreis Gelnhausen. Marburg 1901) den Bau und die Gesamtanlage der Burg.

ſchon fünf anſehnliche Wohngemächer eng aneinandergereiht finden. Die gleiche, übrigens ziemlich ſchmale Treppe ſtellte wohl auch die Verbindung mit dem oberen Hauptſaal des Palas her; es ſind wenigſtens Spuren eines äußeren Aufganges nach dieſem hin nicht zu bemerken.

Die Abmeſſungen des oberen Saales betragen etwa $27{,}00 \times 12{,}40^{m}$, ſind alſo geringer als diejenigen von Dankwarderode und der Wartburg. Dies mag gegenüber der großartigen Anlage zu Goslar auffallen, findet aber ſeine Erklärung einerſeits darin, daß das kaiſerliche Hoflager an ſich gegenüber der entwickelten Gliederung der örtlichen Gewalten nicht mehr ſo umfangreicher Säle bedurfte, weil eben weite Bevölkerungskreiſe durch einzelne mächtige Herren vertreten wurden; ſodann auch darin, daß eine ſolche ſpätere „Kaiſerpfalz" vielleicht nicht ſo ſehr auf die Bedürfniſſe der kaiſerlichen Hofhaltung ſelbſt als auf diejenigen eines hohen Beamten zugeſchnitten wurde, der nach Art eines Statthalters den Kaiſer in ſeinem Amtsbezirk vertrat. War es dieſem doch kaum gegeben, ſich außerhalb ſeiner Stammlande dauernd irgendwo aufzuhalten. Die ungeheueren Schwierigkeiten, welche die erſtarkte Fürſtenmacht dem Kaiſertum bereitete, brachten es mit ſich, daß, bald hier bald dort, in dem weitgedehnten Reiche Wirren, Streitigkeiten und Empörung ſich erhoben. Und da es bei den damaligen Verhältniſſen des Verkehres und des Nachrichtendienſtes unmöglich war, wichtigere Staatsangelegenheiten aus der Entfernung zu leiten, ſo blieb nun einmal nichts anderes übrig, als jeweils ſich an den Ort der wichtigſten Vorkommniſſe zu begeben, um mit ſtarker Hand die Widerſtrebenden zu bändigen. Lange aber war des Bleibens daſelbſt nicht; denn bald rief wieder die gleiche Not nach anderem Orte. So trägt ſo manche der „Kaiſerpfalzen" dieſen Namen nur inſofern mit Recht, als ſie kaiſerlicher Beſitz war und wohl gelegentlich einmal als Abſteigequartier benutzt wurde, und zu dieſen gehört auch Gelnhauſen. Die Nachrichten, daß Kaiſer ſich daſelbſt aufgehalten hätten, ſind nicht gerade zahlreich. ***Barbaroſſa***, deſſen Namen die Burg volkstümlicherweiſe trägt, hat ihre Vollendung wahrſcheinlich nicht erlebt.

66. Kaiſerpfalz zu Eger.

Auf ähnliche räumliche Bedürfniſſe iſt auch die Burg in Eger[57]) berechnet. Auch dort liegt eine prachtvoll ausgeſtattete Burgkapelle ſelbſtändig im Hofe, und der romaniſche Saalbau iſt mit Wohnräumen in engere Verbindung gebracht, ſogar in noch engere als in Gelnhauſen. Nach der Anordnung der Fenſter zu ſchließen, enthielt der Palas einen Saal von etwa $25{,}00 \times 10{,}50^{m}$ Größe, der ſich mit 3 Fenſtergruppen nach außen öffnete und ähnlich wie beim letzten Beiſpiel durch eine Freitreppe zugänglich war. Links ſchloſſen ſich ihm ſodann drei Gemächer, ein kleineres und zwei größere an, von denen eines als Küche angeſehen wird.

67. Palas zu Münzenberg.

Daß zu jener Zeit auch kleinere Gewalthaber als der Kaiſer ſich für glänzende ritterliche Hofhaltung Bauten errichteten, die an Aufwand hinter dem Gelnhauſener Saalbau kaum zurückſtehen, zeigt uns der höchſt lehrreiche Palas auf der Burg Münzenberg[58]) in der Wetterau. Ihn errichteten ſich die Grafen von Arnsburg gegen das Jahr 1200, nachdem ſie ihre Stammburg zur Gründung eines Ziſterzienſerkloſters fortgegeben und ihren Sitz auf den Münzenberg verlegt hatten. Wir ſtellen ihn, ſeiner wertvollen Einzelheiten wegen, auf den beiden nebenſtehenden Tafeln in größerem Maßſtabe dar.

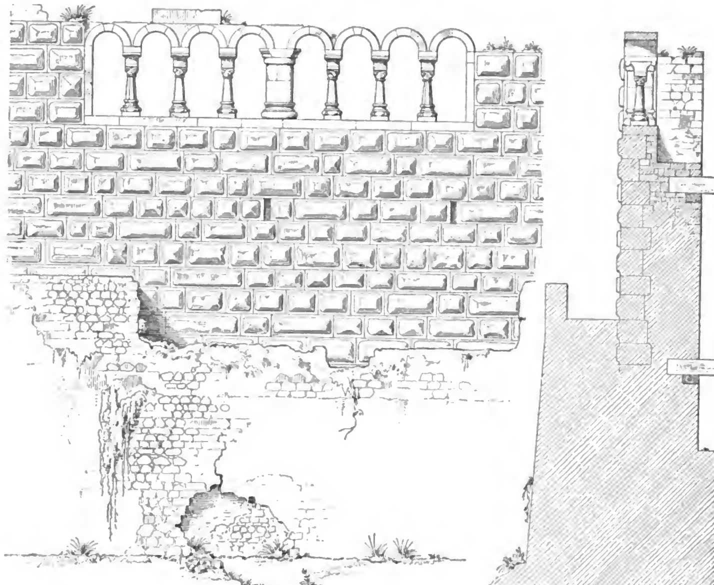
Es iſt ein Saalbau von etwa 13^{m} Länge zu 8^{m} Breite, in zwei Geſchoſſen über einem

---

[57]) Vergl.: Simon, K. Studien zum romaniſchen Wohnbau in Deutſchland. Straßburg 1902 – und: Denkmäler der Baukunſt. Abt. I, Lief. 26, Bl. 10.

[58]) In: Moller, G. Denkmäler der deutſchen Baukunſt. Fortgeſetzt von E. Gladbach. Bd VII. Darmſtadt 1851. S. 5 u. Taf. XXV – XXXIII. – Auch in: Denkmäler der Baukunſt, Abt. I, Lief. 26.

Zu S. 74.

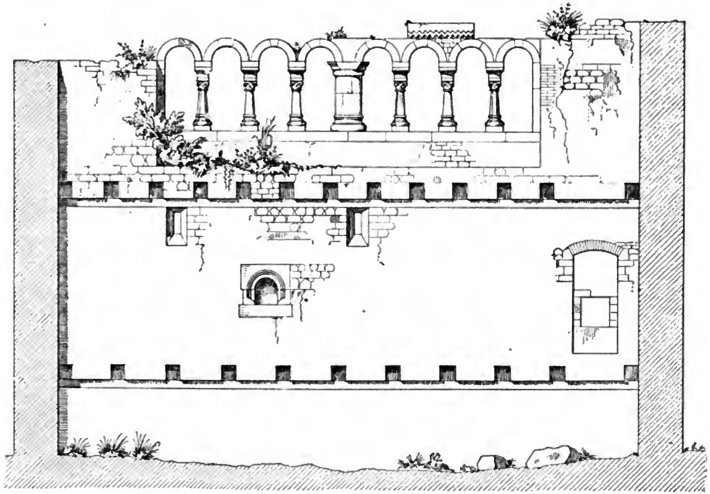


Außenſeite der ſüdlichen Mauer.

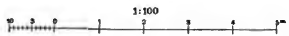




Südliche Mauer. – Grundriß des Obergeschosses.



Innenseite der südlichen Mauer.

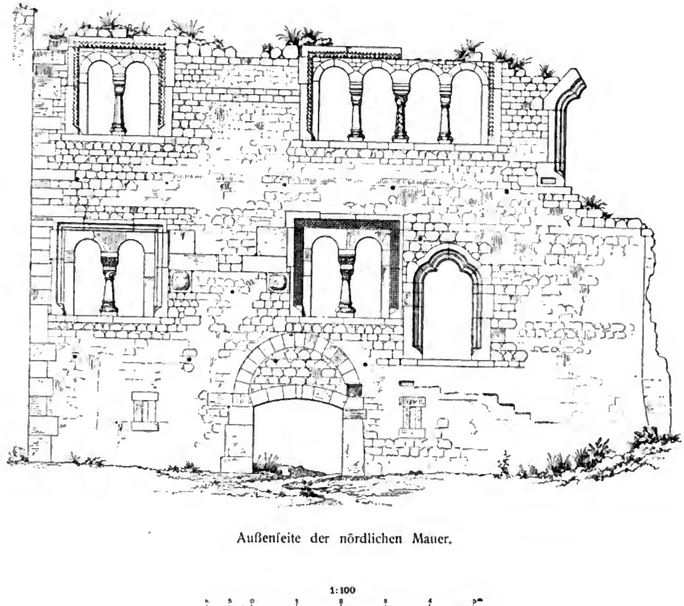


Älterer Palas zu Münzenberg.

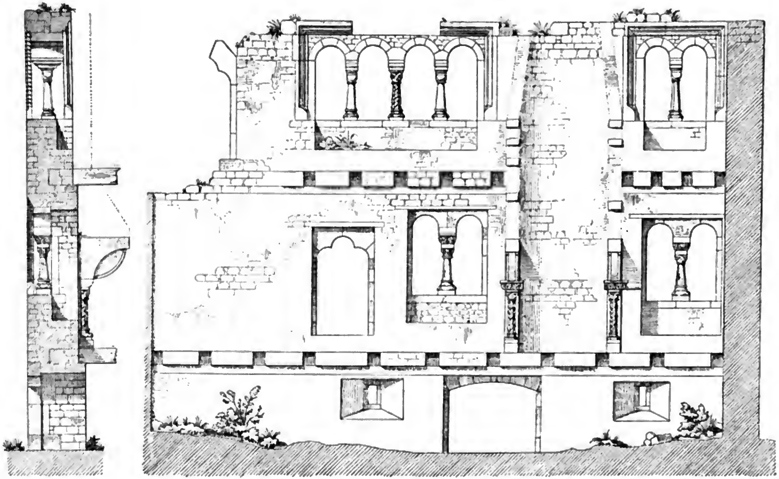
Handbuch der Architektur. II. 4, b. (2. Aufl.)

Nach: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. GLADBACH. Band III. Darmstadt 1851. Taf. XXVII u. XXVIII.

Zu S. 75.



Außenfeite der nördlichen Mauer.



Innenfeite der nördlichen Mauer.

Älterer Palas zu Münzenberg.

Handbuch der Architektur. II. 4. b. (2. Aufl.)

Nach: Moller, G. Denkmäler der deutfchen Baukunft. Fortgefetzt von E. Gladbach. Band III. Darmftadt 1851. Taf. XXV u. XXVI.

kellerartigen Untergeschoß errichtet und in die Umfassungsmauer der Burg eingefügt. Der an die Außenwand angelehnte Wehrgang bildet eine Zutat des späteren Mittelalters. Der Innenraum wird von einer Freistützenreihe, die mit schwerem Unterzug die Decken trug, geteilt gewesen sein; doch sind keine Reste davon erhalten. Zum unteren Saal stieg man an der nördlichen Mauer auf einer äußeren Freitreppe herauf, deren Spuren auf der ersten der nebenstehenden Tafeln sichtbar sind. Im Inneren ist auf zierlichen Säulchen ein mächtiger Kamin angebracht; die Nischen der nach dem Hofe zu gelegenen Fenster sind so angelegt, daß sie gleichzeitig Sitzbänke darboten; sie sind mit einem Unterlagsholze nach oben scheitrecht abgedeckt und so eingerichtet, daß sich ein Verschluß mit Holzläden dicht hinter den Säulchen anbringen ließ. So konnte der Saal, vollständig gegen den äußeren Luftzutritt abgeschlossen, wenn im großen Kamin ein mächtiges Feuer loderte, selbst im Winter einen behaglichen Raum bieten. Die darüberstehenden Fenster des oberen Saales sind dagegen vollständig offen. Ihre Gliederung nach innen und außen zeigt nirgends eine Stelle, an welcher solch ein Laden angebracht werden konnte. Auch die gegenüberliegende Fensterreihe bietet keinen Anhalt für einen handlichen Verschluß. Sie liegt zwar in einer metertiefen Nische, welche wiederum bankartig erhöht ist, sodaß sie mit Polsterbelägen einen bequemen Sitz darbot; aber ihre Breite ist mit über 8 m zu groß, als daß man noch an das Anbringen von Klappläden denken könnte. So nehmen wir an, daß auch dieser Palas für gewöhnliche Zeiten nach beiden Seiten völlig offen gestanden hat, der Sonne wie dem Wind Einlaß gewährend, im Anklang an die alte feierliche Tagung unter freiem Himmel. Dies schließt nicht aus, daß man vielleicht für den Fall einer Belagerung diese großen Öffnungen durch Bohlentafeln schloß, die sich gegen die Balkenüberdeckung der Nische stützen konnten. Denn, bot auch die hohe Lage des Palas an sich schon gegen die Erstürmung guten Schutz, so mochte doch durch von der Tiefe hereindringende Geschosse die Benutzung des Saales leicht gestört werden. Dieser obere Saal hatte nun seinen Hauptzugang wieder von außen; die Tür ist an der nordwestlichen Ecke des Saales noch teilweise erhalten; sie muß durch eine hohe Freitreppe zugänglich gewesen sein, die wir uns nur aus Holz ausgeführt denken können, wenngleich unserem heutigen Empfinden eine solche Holztreppe in Verbindung mit derart monumentalem Steinbau wenig gemäß erscheinen mag. Wie auch die nicht einmal sehr starken hölzernen Überdeckungen an Fenster- und Türnischen unseres Baues zeigen, hat man eben damals über die Gleichberechtigung von Holz- und Steinbau anders gedacht als heutzutage. Und man konnte anders denken, weil man in der Auswahl des reichlicher vorhandenen Holzes ungleich sorgfältiger vorging, als wir es jetzt zu tun vermögen. Nicht unmöglich ist es, daß in der entgegengesetzten südöstlichen Ecke im Inneren eine Treppenverbindung vom Keller bis zum Obergeschoß führte. Der Umstand, daß die Balkenlage dort einen weiteren Zwischenraum zeigt, und die auffällige Anordnung des zweiteiligen Fensters in der Hofwand können darauf hindeuten.

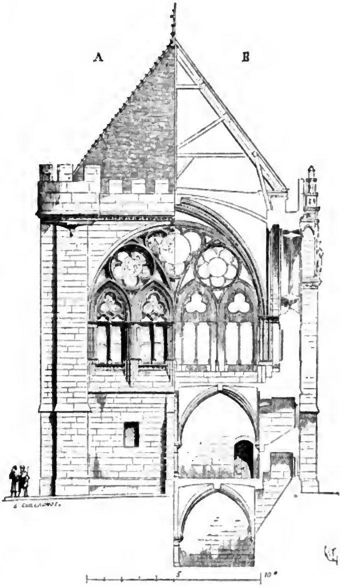
Die Zeiten der alten deutschen Kaiserherrlichkeit sind durchaus nicht immer glanzvoll gewesen; heißer Kampf nach innen wie nach außen hin hat vielfach den Fortschritt baulicher Kultur gehemmt; aber es sind doch Zeiten lebhafter geistiger Bewegung gewesen, Zeiten, in denen Deutschland mit verhältnismäßig gesammelter Kraft als Vormacht des Abendlandes gelten durfte. Zeuge dessen ist die von uns durch eine Auswahl von Beispielen belegte reiche Folge von fesselnden romanischen Palasbauten, wie sie in ähnlicher Art kein anderes Land hervorgebracht hat. Aber als mit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts der mittelalterliche Gedanke des deutsch-römischen Kaisertumes endgültig innerlich zusammenbrach (seine Aufrechterhaltung durch weitere Jahrhunderte beruht ja mehr auf höfisch-diplomatischer Annahme als auf tatsächlichen Verhältnissen), da ging die Führung im Palasbau auf das inzwischen künstlerisch wie politisch erstarkte Frankreich über. Aus der Blütezeit des französischen früh-gotischen Stils besitzen wir eine ganze Anzahl aufwändiger Saalbauten, die uns vom stolzen Reichtum und vom Geschmack der französischen Großen einen bedeutenden Eindruck geben. Berühmt ist der noch mit trotzigem Zinnenkranz und verteidigungsfähigen Ecktürmchen versehene Prachtsaal, den sich der Bischof von Sens gegen 1240 erbaute und den wir als einen der einfacheren nach *Viollet-le-Duc* in Fig. 60[59]) wiedergeben. 68. Palasbauten in Frankreich: Sens.

Er ist von mäßiger Größe (rund 11 × 38 m im Inneren groß) und im Obergeschoß mit einer Reihe prachtvoll geschwungener Kreuzgewölbe überdeckt. Die untere Halle und auch das Keller-

[59]) Siehe: Viollet-le-Duc, E. *Dictionnaire raisonné de l'architecture française etc.* Bd. VIII. Paris 1875. S. 75 ff.

geſchoß ſind zweiſchiffig und beide monumental auf ſchönen Säulen gewölbt. Beide, zum mindeſten das Erdgeſchoß, werden in der Hofhaltung des Biſchofes eine gewiſſe Rolle als Empfangs- oder Wohnräume geſpielt haben. Eine innere Treppe, frei im Raum aufſteigend, ſtellte die Verbindung zwiſchen den beiden Obergeſchoſſen her, und ein mächtiger Kamin ſorgte für die nach unſeren Begriffen vielleicht nicht ausreichende Behaglichkeit des großen Raumes. Immerhin ſind im bedeutenden Fortſchritt gegen die bisher betrachteten deutſchen Beiſpiele ſämtliche Fenſter für Verglaſung eingerichtet. Das Ganze bietet alſo unvergleichlich beſſeren Schutz gegen die Witterung, und der Saal wird damit erſt aus einem weſentlich für öffentliche Verſammlung beſtimmten Raum zu einem wirklichen Wohngemach.

Fig. 60.



Biſchöflicher Saalbau zu Sens.
Giebelanſicht und Querſchnitt[59]).
$^1/_{100}$ w. Gr.

Es iſt eine Eigentümlichkeit des franzöſiſchen Burgenbaues, daß er ſeine Mittel im Vergleich zu deutſchen Verhältniſſen auf eine geringere Anzahl größerer Anlagen vereinigt, indem der niedere Adel dort ſchon früh lieber am Hofe eines Großen diente, als ſich auf einſamem Ritterſitz in Wald und Berg unter den Bauern aufzuhalten. Dies hat zur Folge, daß auch die Saalbauten der franzöſiſchen Burgen ſehr erhebliche Abmeſſungen gewinnen, und ſo ſind die auf uns gekommenen Beiſpiele davon in Coucy, Pierrefonds, Montargis uſw. von beſonderer Großartigkeit. Sie liegen regelmäßig, wie auch die romaniſchen Saalbauten Deutſchlands, an der Außenmauer des Schloſſes, tragen dort unter ihrem Dachrand den umlaufenden Verteidigungsgang, der aber mit dem Saalinneren nicht in Verbindung zu ſtehen braucht (ſiehe auch die Ordensburg zu Riga in Art. 41, S. 41) und kehren ihre reichen Fenſtergruppen dem Schloßhofe zu. Dabei bevorzugt man durchweg einſchiffige Anlagen, die man in den Breiten von 10,00 bis 16,00 m mit einem hoch in den Dachſtuhl hinaufgreifenden hölzernen Tonnengewölbe zu überdecken liebte[60]). Eine Ausnahme bildet der von *Philipp dem Schönen* errichtete Saal des königlichen Schloſſes zu Paris, der mit ſeinen Abmeſſungen von ungefähr 28 × 70,00 m

[60]) Eine Anzahl von Beiſpielen, auf deren Ausführung im einzelnen wir hier aus Mangel an Raum verzichten müſſen, gibt VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VIII, S. 78 ff.

wohl die größte derartige Leiſtung des Mittelalters darſtellt und die über die großen Vaſallen obſiegende Königsgewalt trefflich zum Ausdruck bringt. Dieſer Saal war zweiſchiffig angelegt, zu mächtiger Höhe emporgeführt und mit zwei Holztonnengewölben der ebenerwähnten Art überdeckt. Er ſtand als richtige Verdoppelung eines der üblichen Schloßſäle über einem vierſchiffigen gewölbten Untergeſchoß von ebenfalls ſehr achtbarer Höhe. Seine Grundform hat ſich infolge Wiederbenutzung der alten Fundamente in der jetzigen Wandelhalle des Pariſer „Juſtizpalaſtes“ erhalten.

Der Einfluß dieſer großartigen Bauten Frankreichs auf die benachbarten Länder konnte nicht ausbleiben. Ihre mächtig hohe Hallenwirkung wurde vor allem auf die Bauten des normanniſch-engliſchen Adels übertragen, welche wir weiter unten zu beſprechen haben werden. Dabei tritt allerdings eine gewiſſe Umformung ein, indem die Saaldecke auf engliſchem Boden bald die Form der hölzernen Tonnenwölbung aufgibt und im Zuſammenhang mit dem engliſch-norwegiſchen Kulturkreiſe zur Ausbildung frei ſichtbarer Dachſtuhlformen übergeht. Der letzte deutſche Saalbau, der noch vom Gedanken des mittelalterlichen Kaiſertumes auf holländiſchem Boden hervorgerufen wurde, zeigt die Einwirkung beider, durch ihre Nähe und lebhaften Handelsbeziehungen einflußreichen Länder und kann geradezu als eine allerdings ſehr ſelbſtändige Übertragung der dort ausgebildeten höfiſchfeinen Formen auf die noch immer etwas urtümlicheren Verhältniſſe der Nordſeeküſte angeſehen werden. Der Ritterſaal im Binnenhof zu Haag, dem alten „Kaſteel de Haghe“ der Grafen von Holland wurde von *Wilhelm II.*, dem Gegenkönige *Konrad*'s von Hohenſtaufen gegen das Jahr 1250 als echter Kaiſerſaal begonnen, allerdings, da dieſer bald darauf ſtarb, erſt etwa 20 Jahre ſpäter von ſeinem Sohne *Floris V.* vollendet (Fig. 60 bis 65[61]). Es iſt ein mächtiger Saalbau, der von drei Seiten freiſtehend die Mitte des inneren Burghofes einnimmt, im Inneren faſt 18,00 m breit bei 38,00 m Länge.

69. Ritterſaal im Haag.

Er erhebt ſich über einem niedrigen gewölbten Untergeſchoß und iſt im Äußeren mit ſtolzem Giebel, Strebepfeilern und Ecktürmchen ſehr anſehnlich gegliedert, auch in ſpäteren Zeiten mit lebhaft zierlichem, ſpät-gotiſchem Fenſtermaßwerk geſchmückt worden. Die Freitreppe, die den Zugang vermittelt, liegt abweichend von den bisher betrachteten deutſchen Bauten an der freien Giebelſeite des Baues. Von ungewöhnlicher Großartigkeit iſt das Innere. Ein offen ſichtbares Strebewerk aus mächtigen, kantig bearbeiteten Eichenbalken überſpannt ohne Zwiſchenſtützen frei den Saal, ſo daß das Auge ſich bis zu dem faſt 26,00 m hoch gelegenen Firſt des offenen Daches erhebt. Die ſehr weit geſtellten Binder ruhen auf ſteinernen Halbſäulen auf; ſie werden durch ſprengwerkartig ausgebildete Pfetten verbunden und tragen durch dieſe das völlig frei ſichtbare Dachgeſpärre. Weitgeſtellte Dachfenſter führen dieſem oberen Teile des mächtigen Raumes etwas Licht zu. Ein großer Doppelkamin an der Oſtſeite des Saales diente zur Erwärmung; dazu werden wir uns zum mindeſten bei feſtlichen Gelegenheiten die Wände durch reichen Behang von Teppichen und koſtbaren Stoffen geſchmückt denken müſſen. Den wirkungsvollſten Schmuck eines ſolchen Raumes wird allerdings immer das Treiben einer farbenfroh gekleideten, von Waffen und metallenem Schmuck glänzenden Ritterſchaft gebildet haben, die ſich, ſei es an frohen Feſten oder zum Gericht oder zur Staatsverhandlung, hier um ihren Lehnsherrn verſammelte.

Nicht eigentlich zu dieſem „Reichsſaale“ gehörte die ältere Gruppe von Räumen, die ſich öſtlich befindet, durch einen ſchmalen Hof abgetrennt. Sie beſteht im Erdgeſchoß aus einem kleinen älteren Burgſaal, ſowie einem etwa quadratiſchen Saal und bildet den einzig erhaltenen Reſt der gräflichen Wohnräume.

In anderer ebenfalls ſehr merklicher Weiſe äußert ſich die Einwirkung franzöſiſcher Saalbauten in dem ſchönen Ritterſaal des Schloſſes zur Marburg

70. Ritterſaal zu Marburg.

[61]) Nach: MÜHLKE, K. Streifzüge in Altholland. Denkmalpflege 1904, S. 109 ff. – Abgedruckt auch in: MÜHLKE, K. Von nordiſcher Volkskunſt. Berlin 1906.

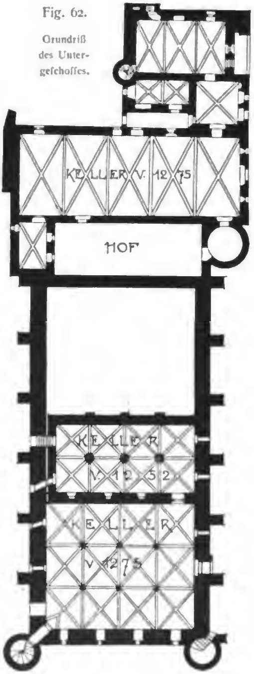
Fig. 61.

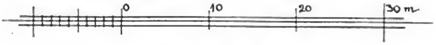
Grundriß des Hauptgeschoffes.



Fig. 62.

Grundriß des Untergeschoffes.





Ritterfaal im Haag[61]).

(fiehe Fig. 66[63]) u. die Tafel bei S. 80[62]), welchen Landgraf *Heinrich I.* bei

[61]) Nach: Mittelalterliche Baudenkmale in Kurheffen. Herausgegeben von dem Verein für heffifche Gefchichte und Landeskunde. Lief. I: Die Schloßkapelle und der Ritterfaal zu Marburg. Bearbeitet von H. v. DEHN-ROTFELSER. Kaffel 1862. S. 2.

[62]) Zum Aufzeichnen unferer Abbildung wurde noch benutzt: KALLENBACH, G. G. Atlas zur Gefchichte der deutfch-mittelalterlichen Baukunft. München 1847. Taf. XXXIII.

Fig. 63.

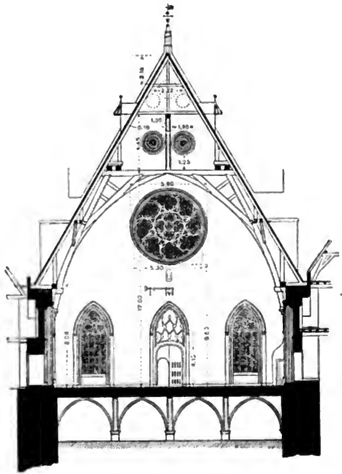


Fig. 64.

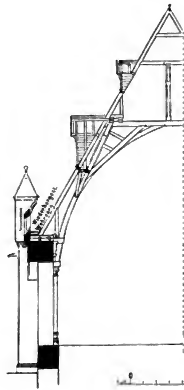
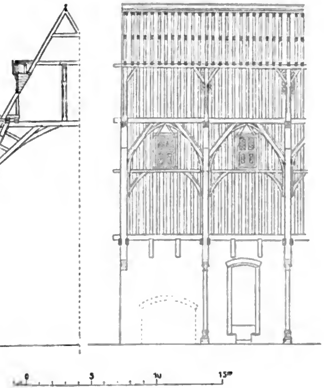


Fig. 65.

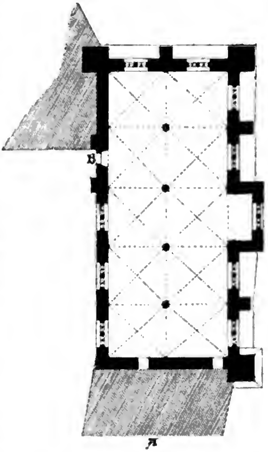


Ritterfaal im Haag.

Querfchnitte und Teil des Längsfchnittes[61]).

der Erweiterung der bis dahin nur unbedeutenden Burg gegen das Jahr 1288 neu errichtete. Es ist wohl der erste größere Saalbau in Deutschland, der den Verschluß des Inneren durch Verglasung von den französischen Vorbildern übernahm. Trotzdem formt er die Anlage in sehr selbständiger Weise nach deutschen Anschauungen um, indem er auch dem oberen Saal die Zweiteilung beläßt und ihn unter Verzicht auf die mächtige Höhenentwickelung französischer Säle mit zehn auf stämmigen Achteckspfeilern aufruhenden Kreuzgewölben überdeckt. Die Einzelformen des Baues sind streng und herbe, aber mit großer Sorgfalt durchgebildet. Insbesondere die großen Saalfenster sind in ihrem abgefasten Plattenmaßwerk äußerst folgerecht entwickelt, auch in ihrem unteren, durch einen steinernen Querstrang abgetrennten Teil schon auf das Anbringen hölzerner beweglicher Fensterflügel (siehe die betreffende Abbildung in Kap. 5, unter b) eingerichtet. Nach dem engen Hofe zu ist dieser Saalbau in starkem Gegensatz zur französischen und älteren deutschen Gewohnheit schmucklos; dagegen ist die Außenseite, die weithin in die umliegenden Täler hinausschaut, durch kräftige Strebepfeiler, Ecktürmchen und einen mittleren Erkerbau streng, aber sehr kräftig und wirkungsvoll gegliedert. Der Zugang zum Saale führt jetzt über eine Wendeltreppe durch das anstoßende Gebäude. Man nimmt jedoch an, daß man früher über eine Brücke bei der Tür *B* in das Innere gelangte. Es ist aber vielleicht wahrscheinlicher, daß zu dieser Tür nicht eine Brücke, sondern eine Freitreppe, ähnlich wie in Münzenberg, emporführte.

Fig. 66.



Palastbau *Heinrich I.* zu Marburg[63]).

1/400 w. Gr.

71. „Gras“ zu Aachen.

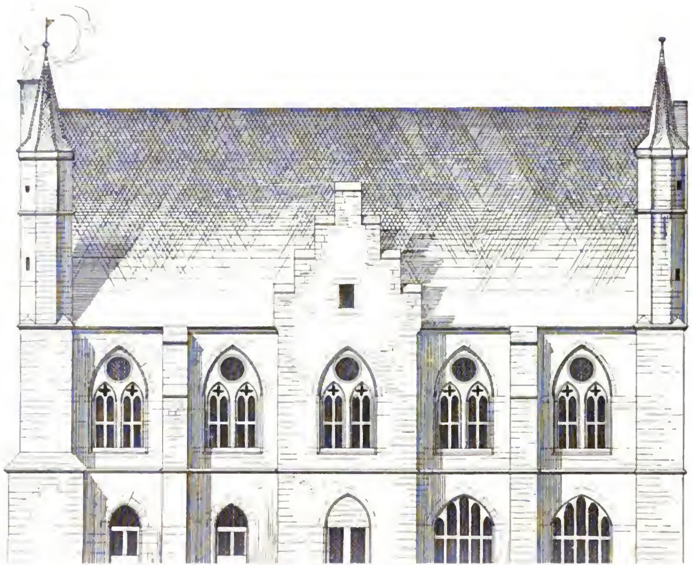
Bis zu welchen geringen Maßen man bei derartigen Saalbauten gelegentlich hinabging, dafür bietet der sog. „Gras“ in Aachen ein Beispiel, das wir seiner Zeitstellung wegen hier einordnen. Es ist ein von Bürgerhäusern eingeschlossener Rechteckbau, der über einem geschlossenen Untergeschoß (Fig. 67[64]) — die Durchfahrt ist nach der angezogenen Quelle ursprünglich nicht vorhanden gewesen — ein Saalgeschoß von bedeutender Höhe enthielt.

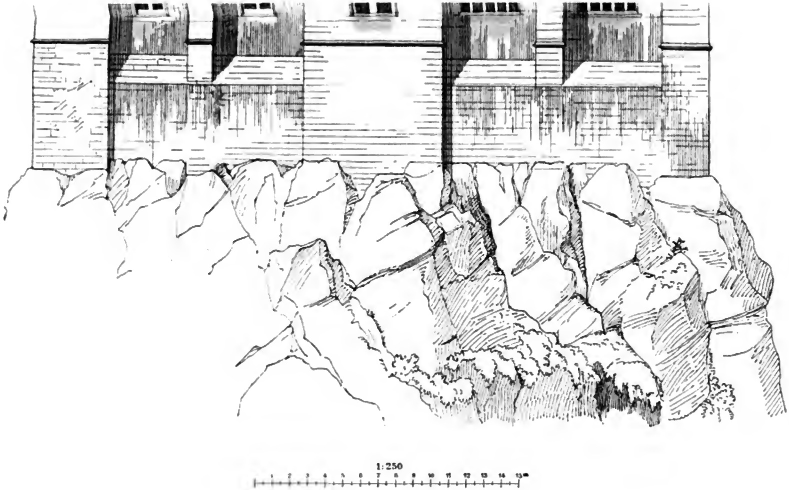
An den großen Gruppenfenstern der Front, deren Form im einzelnen allerdings auf moderner Vermutung beruht, lief ein schmaler Gang, die Laube (*Lobium*) genannt, entlang; dahinter befand sich später die Gerichtshalle. Im Äußeren ist die große Höhe des Saales dazu benutzt, über den vornehmen Fenstern der Laube als prachtvollste Verzierung eine Nischenreihe mit den Standbildern der sieben Kurfürsten anzuordnen.

Die ursprüngliche Bestimmung des Baues ist schwer mit Sicherheit festzustellen; aus einer bruchstückweise erhaltenen Inschrift geht nur soviel hervor,

[64]) Nach: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln u. Neuß 1870–74. Bd. 2.

Zu S. 80.





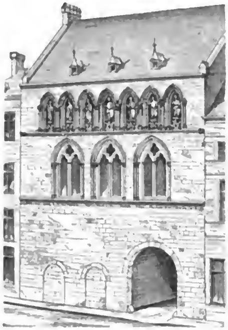
Palas des Schlosses zu Marburg.

Handbuch der Architektur. II. 4, b. (2. Aufl.)

Nach: Mittelalterliche Baudenkmale in Kurhessen etc. Lief. 1. Kassel 1862.

daß er unter der Regierung des Königs *Richard* von Cornwallis (1257—72) von einem Meifter *Heinrich* erbaut wurde. Die Ausfchmückung mit den Standbildern, den fieben Kurfürften, deutet ficherlich auf einen kaiferlichen Bau; auch erinnert die Form des oberen Grundriffes mit dem vorgelegten fchmalen Laubengang fo fehr an die Vorbilder der Palaftbauten in Gelnhaufen und auf der Wartburg, daß wir die verbreitete Bezeichnung des Baues als Palaft oder Curie des *Richard* von Cornwallis als zutreffend annehmen dürfen. Und zwar umfomehr, als der Bau von der Anlage der älteften Rathäufer, in deren Zahl man ihn auch hat einreihen wollen, wefentlich abweicht. Daß der Saal gegen die älteren Palaftbauten der deutfchen Kaifer fo unbedeutend ausgefallen ift, kann ja aus der viel geringeren Macht leicht erklärt werden, die das Schattenkönigtum *Richard*'s im Vergleich zu jenen nur errang, oder aus dem in Art. 74 (S. 65) angeführten Grunde.

Fig. 67.



Kurie *Richard von Cornwallis'*, der fog. Gras zu Aachen[64]).

Wie wefentlich anders fich ein folcher Saalbau 100 Jahre fpäter zu Ende des XIV. Jahrhunderts auf einer kleineren Burg darftellte, zeigt das Schloß Vayda-Hunyad, welches im vorhergehenden Heft diefes „Handbuches" dargeftellt ift. Der dort[66]) gegebene Grundriß läßt auf der Weftfeite, in die Verteidigungslinie eingerückt, füdlich vom Eingangsturme, den Saalbau als Hauptbeftandteil der ganzen Burg erkennen. Auch die Anficht läßt ihn als befonders bedeutend erfcheinen. Wie überall, fo find es auch hier zwei übereinanderliegende Säle, und wir geben in Fig. 69[65]) den oberen wieder, nachdem auf dem Gefamtgrundriß der Burg der untere angedeutet ift. 72. Saalbau zu Vayda-Hunyad.

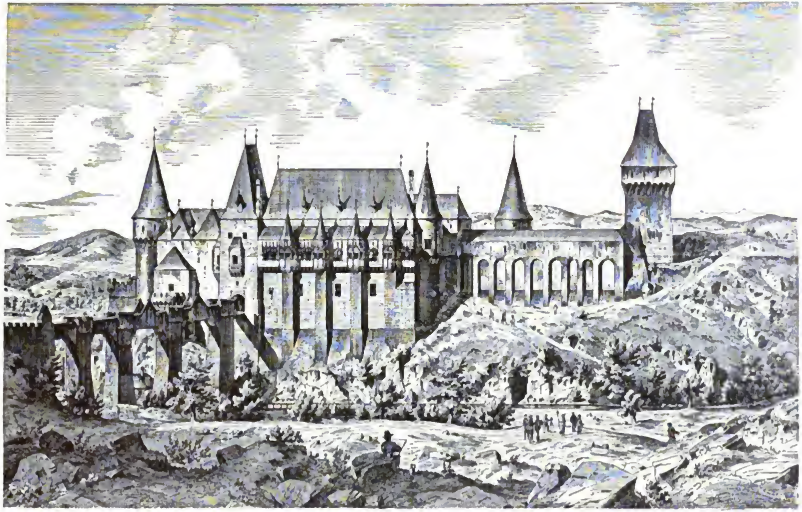
Die Freitreppe ift hier gänzlich aufgegeben; eine Wendeltreppe führt empor, wie folche auch auf den Schlöffern zu Coucy und Pierrefonds angelegt find. Ebenfo wie dort ift der Saalbau mit den benachbarten Verteidigungstürmen, hier mit dem Eingangsturme im Norden und einem runden Turme im Süden, in Verbindung gebracht. Die Weftwand ift von einem Gange begleitet, welcher einen doppelten Zweck hat. Zunächft hat er als Wehrgang zur Verteidigung der Burg beizutragen, insbefondere mitzuhelfen bei der Verteidigung der Brücke, welche zum Eingangsturme führte. Eine große Anzahl Schützen konnten von den Erkern aus die Brücke befchießen, und von den Fenftern des Ganges konnte das gegenüberliegende Ufer des Flüßchens und die Ebene, wo fich der Feind ausdehnen konnte, beherrfcht werden. Diefer Gang mit feiner reizenden Architektur hat allerdings nicht den Charakter des Kriegsbaues. Auf der Gefamtanficht des Schloffes, die wir in Fig. 68[66]) geben, bildet er mit feiner heiteren Zierlichkeit einen ftarken Gegenfatz zu dem kriegerifchen Ernft der übrigen Burgteile. Über den Strebepfeilern, die am unteren Teile der Mauer angebracht find, um fie zu ftützen, erheben fich die Erker, zwifchen diefen auf Konfolen der Gang mit reicher Fenfterarchitektur, wohlgeeignet als luftig fchöner Aufenthalt. Und wenn große Tafel im Saale gehalten wurde, wenn man beim Trinkgelage faß, fo konnte die Dienerfchaft draußen auf dem Gange verkehren.

Der Saal felbft ift, wie der Marburger, zweifchiffig gewölbt auf einer Reihe von Säulen. Die

[65]) Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

[66]) Siehe 1. Aufl.: Fig. 79, S. 140.

Fig. 68.



Anſicht des Schloſſes Vayda-Hunyad.

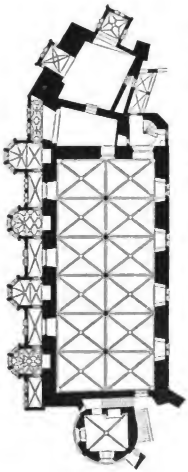
Wiederherſtellungsverſuch der Wiener Bauhütte.

Architekturentwickelung iſt einfach, aber elegant. In dieſer Weiſe wurden im XIV. und XV. Jahrhundert eine Reihe von Saalbauten errichtet. Die Wölbung wurde jedoch keineswegs unbedingt feſtgehalten; im Gegenteil trugen manche jener Saalbauten Holzdecken.

73. Schloß zu Büdingen.

In vorſtehendem ſehen wir die Saalbauten regelmäßig als verhältnismäßig ſelbſtändigen Teil der Fürſtenhöfe oder Burgen auftreten, ſo daß ſie entweder für ſich allein freiſtehend errichtet oder auf engerem Raum, zum wenigſten an beiden Längsſeiten, von anderen Räumen freigehalten wurden. Wir ſehen darin den Nachklang der alten freiſtehenden germaniſchen Häuptlingshalle, und es iſt bezeichnend, daß ſich deren Nachwirkung auf ſo lange Zeit hinaus kräftig erweiſt. Wie zähe man an dieſer verhältnismäßig einfachen Grundlage feſthielt, zeigen Beiſpiele, in denen dieſe Form nur mit einer gewiſſen Gewaltſamkeit dem beſchränkten Bauplatze abgerungen werden konnte. Das Schloß zu Büdingen (Fig. 70[67]) liegt als echte Tal- und Waſſerburg zwiſchen zwei Armen des Seemenbaches nordweſtlich von Gelnhauſen. Die ſehr alte, aber in ſpäteren Zeiten vielfach erneuerte und umgebaute Anlage drängt ſich um einen unregelmäßig rundlichen Hof zuſammen; ihre Umfaſſungsmauern gehören bis zur Höhe von 4 bis 6 m noch der romaniſchen Zeit an und beſtehen, wie bei den nahen Burgen zu Gelnhauſen und Münzenberg, aus kräftigen Buckelquadern.

Fig. 69.



Schloß Vayda-Hunyad.
Grundriß des oberen Saales[66]).
1/400 w. Gr.

Der zweiſchiffig gewölbte Hauptſaal der Burg, in unſerer Abbildung mit *16* bezeichnet, wurde wahrſcheinlich zuſammen mit den Wohnräumen *17* bis *20* im Jahre 1470 errichtet zum Erſatz für einen älteren, noch romaniſchen Saalbau, der ſich auf der Fläche der Räume *10* bis *12* erhob und von dem die Giebelmauern mit beachtenswerten ſpät-romaniſchen Architekturformen noch erhalten ſind. Beide Palasbauten haben das gemeinſam, daß ein Saal von genügender Größe in geradliniger Form in ihnen nicht untergebracht werden konnte. Sehr naiver Weiſe hat man trotzdem die Gewohnheit, ſolche Räume in einfachem Zuge der Burgumfaſſung anzuſchließen, nicht aufgeben mögen, und iſt ſo zu einer geknickten Saalform gelangt, die unſeren heutigen Anſchauungen über monumentale Bauweiſe ſehr widerſpricht. Trotzdem aber hat man dieſe Grundfläche, als ob ihre Unregelmäßigkeiten gar nicht vorhanden wären, auf einer Reihe von Steinpfeilern mit ſtrengen Kreuzgewölben überdeckt, dazu noch den maleriſchen Reiz des Ganzen durch zierlichen, gewölbten Erkerausbau einer Fenſterniſche geſteigert.

74. Engliſche Schlöſſer: Tower zu London.

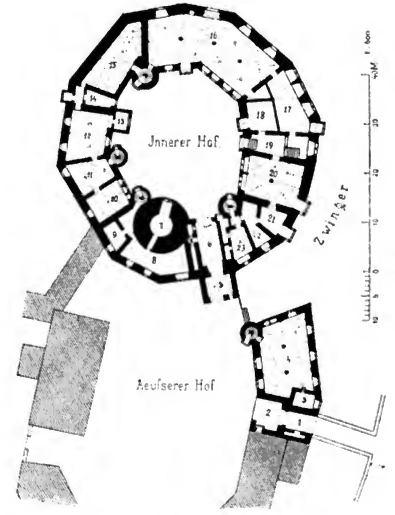
Grundſätzlich verſchieden von den vornehmen Wohnbauten des Feſtlandes ſind die Schlöſſer angelegt, die ſich etwa gleichzeitig das Erobervolk der Normannen auf engliſchem Boden errichtete[68]). Ihren Hauptbeſtandteil bildete nach der ſchon in der Normandie ausgeprägten Sitte der feſte Wohnturm (franz. *Donjon*, engl. *Keep* genannt), der urſprünglich in Zeiten von Aufſtänden oder Fehden die letzte Zuflucht der Belagerten geweſen war, dann ſich aber allmählich zur dauernden

[67]) Siehe: Kunſtdenkmäler im Großherzogtum Heſſen. Prov. Oberheſſen, Kreis Büdingen. Darmſtadt 1890. S. 49 ff.

[68]) Siehe: Muthesius, H. Das engliſche Haus. Berlin 1904. Bd. I, S. 15 ff.

Wohnung des Schloßherrn auswuchs. Die einfachften derartigen Behaufungen haben etwa 6,00 m im Geviert als Innenraum; aber unter den großen Anfprüchen fteigern fich die Abmeffungen manchmal zu gewaltiger Größe. Insbefondere, wenn für vornehme oder gar königliche Hofhaltung die nötigen Räume zu befchaffen waren, erheben fich fo mächtige Steinkoloffe, daß der Ausdruck „Turm" auf die trotzigen Steinwürfel kaum noch angewandt werden kann. Als Beifpiel folcher Bauten fei zunächft der von Poefie und Sage umwobene Bau des Towers zu London, den fich Herzog *Wilhelm* gleich nach der Eroberung des Landes errichtete, im Grundriffe (Fig. 71 [69]) hier vorgeführt.

Fig. 70.



Erdgefchoß [61]).

Schloß zu Büdingen.

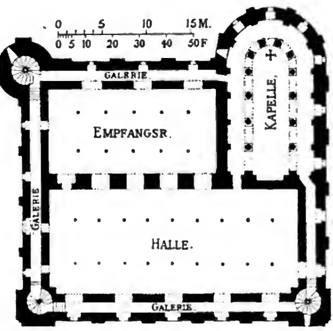
Die Grundfläche umfaßt ein Rechteck von etwa 35 × 30,00 m und ift in den vorhandenen vier Gefchoffen gleichmäßig in drei Räume geteilt. Für die Wehrhaftigkeit des Baues ift bezeichnend, daß die Wohnräume rings von einem der Verteidigung gewidmeten fchmalen Laufgange umfchloffen und dadurch gegen feindliche Gefchoffe gefchützt werden. Es find durchweg Räume von bedeutenden Abmeffungen, darunter die durch zwei Stockwerke durchgreifende anfehnliche Kapelle. Der Hauptfaal von 12 × 29 m Größe hat im III. Gefchoß jedenfalls als Feftfaal gedient; darüber befanden fich Wohn- und Schlafräume des Königs; im I. Gefchoß darunter lag die große Eingangshalle des Schloffes. Wendeltreppen von mäßigen Abmeffungen, welche in den drei Ecktürmen untergebracht find, verbinden die verfchiedenen Stockwerke miteinander.

[69]) Nach ebendaf., S. 19.

So bietet fich hier ein Bau, der ebenfowohl als Zwingburg in neuunterworfenem und fchwerbedrücktem Lande dienen mochte, wie er geeignet war, in feinen weiten Hallen ein glanzvoll ritterliches Hofleben zu entfalten. Am wenigften war darin vielleicht für behagliches Wohnen im engeren Familienkreife vorgeforgt. Indeffen ift dies mehr eine Eigentümlichkeit diefes einen Beifpieles; andere derartige Bauten find auch auf folche mehr häusliche Seiten des Wohnens geftimmt. So enthält das Schloß Rifing in Norfolk[70]) zunächft die gleichen drei Räume: Kapelle, großen und kleinen Saal, allerdings in wefentlich geringeren Abmeffungen als das Königsfchloß des Towers, daneben aber noch eine ganze Anzahl von Gemächern und Kammern, in die fich ein traulicheres Leben zurückziehen konnte.

Diefe mächtigen Wohnkaftelle mit ihren recht entwickelten Wohnungsformen find ebenfowohl der Ausdruck für das gewaltige Kraftbewußtfein des normannifchen Adels und für feinen ftolzen Gegenfatz zu dem überwundenen Volke, wie für feine überlegene Kultur. Mit der zunehmenden Vermifchung beider Stämme, wie fie unter der Regierung des Königs *Johann ohne Land* und mit dem Erlaß der Magna Charta 1215 einfetzte, fiel aber die Notwendigkeit, fich in folche zwingburgartige Steinklötze einzufchließen, für die Vornehmen fort. Man begann, fich freier auszubreiten und die einzelnen Räume ähnlich den feftländifchen Anlagen unter dem Schutze von Türmen und anderen Befeftigungen um einen inneren Hof zu gruppieren. Es entfpricht ganz dem überaus konfervativen Sinne englifchen Wefens, daß man dabei mehr noch und bis in fpätere Zeiten hinein, als auf dem Feftlande, am urfprünglichen Gebrauch und an der Anordnung der alten Halle feftgehalten hat, unbefchadet der Zufätze, die durch das Steigen der Lebensbedürfniffe fich ergaben.

Fig. 71.



Tower zu London.
Grundriß des III. Gefchoffes[69]).

Als ein der Zeit um das Jahr 1350 angehörendes Beifpiel fei die Halle des Schloffes Penshurft Place in Kent (Fig. 72 u. 73[71]) hier angeführt. Sie hat als Bau eines nichtfürftlichen Großgrundbefitzers die geringeren Abmeffungen von etwa 24 × 12 m und ift wertvoll durch die vollftändige Erhaltung ihrer alten Einrichtung. 75. Penshurft Place.

Wir fehen, wie an der einen Schmalfeite fich der erhöhte Sitz des Herrn erhebt; in der Mittellinie des Raumes, nicht weit von diefem Ehrenplatz, ift ein achteckiger Platz im Boden abgegrenzt, der in urtümlichfter Weife als Herd dient, um durch das Feuer aufgefchichteter Holzftöße gleichzeitig Licht und Wärme im Raume zu verbreiten[72]); an den Längfeiten ziehen fich

70) Siehe ebendaf., S. 17.

71) Siehe ebendaf., S. 23.

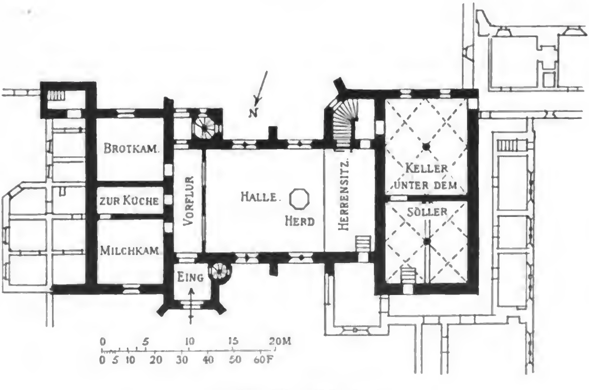
72) Nach *Muthefius* hat fich diefe Heizungsart für die Halle Jahrhunderte lang gehalten, als fchon alle anderen Räume mit feitlichem Kamin ausgeftattet waren. In den *Colleges* der Univerfitäten Oxford und Cambridge war fie bis in das XIX. Jahrhundert hinein anzutreffen.

Fig. 72.



Inneres der Halle.
Blick nach der Galerie der Spielleute.

Fig. 73.



Grundriß des älteften Teiles.

Schloß Penshurft Place (Kent [71]).

Tische und Bänke zur Aufnahme des Gefolges entlang; kurz, sachlich ist nichts gegen die Hallenanlage verändert, wie sie die alten Heldenbücher schildern. Nur eine Neuerung ist hinzugekommen. Gegenüber dem Herrensitz ist eine Galerie für Spielleute errichtet, so daß unter ihr eine aus reichem Täfelwerk gebildete Wand einen kleinen Vorflur abtrennt. Auch sonst zeugt die Formbehandlung der Einzelheiten von Reichtum und verfeinerter Kultur. Die Fenster hat man sich längst gewohnt zu verglasen, wenn man auch anfangs diesen Luxus vielleicht nur auf die oberen Teile beschränkt oder die Verglasung in besondere Rahmen so gefaßt hatte, daß sie ihrer Kostspieligkeit wegen in Abwesenheit der Herrschaft ausgehoben werden konnten. Hier in unserem Beispiel sind die Fenster groß, mit reichem Werksteinmaßwerk geziert und fest verglast. Der obere Abschluß der Halle ist durch einen kunstvollen hölzernen Dachstuhl gebildet, der ohne Binderbalken die ganze Weite frei überspannt. In seiner Mitte pflegt sich eine Öffnung zum Abzug des Rauches zu befinden, auf die man einen Dachreiter zur Abwehr des Regens sowohl, wie zur besseren architektonischen Lösung aufzusetzen liebte.

Diese Fassung der Holzdecken hat die englische Baukunst als einer ihrer Lieblingsgedanken dauernd beschäftigt und zu den größten Leistungen geführt. Als auf einen Glanzpunkt sei hier auf die prachtvolle Decke der mächtigen Westminsterhalle verwiesen. Sie stellt in ihrer Art einen Höhepunkt mittelalterlicher Baukunst dar, wie überhaupt jene ganze Halle, seitdem sie 1377—90 von *Richard III.* zu ihrer jetzigen Form umgebaut wurde, als das großartigste und geschichtlich denkwürdigste Beispiel betrachtet werden kann, das aus der mittelalterlichen Entwickelung der alten germanischen Häuptlingshalle hervorgegangen ist.

Solche große Halle diente nun in den späteren Zeiten und auf den Besitzungen der weniger Hochgestellten als Mittelpunkt des ganzen Lebens und Treibens. Hier wurden nicht nur Feste gefeiert, sondern auch wichtigere Verhandlungen gepflogen. Insbesondere, wenn die Halle ebenerdig angelegt war, bildete sie sich zum allgemeinen Empfangsraum aus, in dem der tägliche Verkehr auch geringerer Art, der landwirtschaftliche Hofbetrieb und die damit verbundene geschäftliche Verwaltungstätigkeit ihren Platz fanden. Es mischt sich dann in solcher Halle die Bestimmung des vornehmen Festsaales, der Häuptlingshalle im alten Sinne, mit derjenigen des alten Hütten-Einraumes, in welchem sich auch alle Betätigungen des öffentlichen Lebens miteinander und nacheinander abspielten. In dieser weniger feierlichen Fassung bilden dann hallenartige Räume den Bestandteil so mancher vornehmen Wohnungsanlage späterer Zeit, ohne in ihr die ganz ausnahmsweise Bedeutung zu besitzen, die besonders die älteren der bisher geschilderten Anlagen auszeichnete. Vor allem auf diese mehr dem Alltagsleben gewidmeten Säle hat man in Deutschland dann die in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht sicher zu erklärende Bezeichnung „Türnitz“, „Dornitz“, „Dornze“ anzuwenden sich gewöhnt, eine Bezeichnung, die schließlich überhaupt mit dem Begriffe des zu geschäftlichen Zwecken aller Art dienenden Saales in Schlössern, Klöstern, Rathäusern usw. zusammenfließt und in diesem Sinne in späteren Urkunden häufig vorkommt.

76. Bedeutung der Halle in späterer Zeit.

Bei diesem Vorgange der Verschmelzung des Hallenraumes mit den übrigen Hausgelassen trifft der alte Gedanke der Halle zusammen mit anderen Wohnungsformen, die sich auf Grund schlichterer Verhältnisse inzwischen gebildet hatten. Denn neben den vornehmen Höfen der Fürsten und großen Grundherren erhoben sich, zum mindesten seit dem XI. Jahrhundert, die Wohnsitze des inzwischen aus unfreien Ministerialen zu vornehmen Herren emporgestiegenen Ritterstandes. Die Stellung der Ritter war insofern von derjenigen der altfreien Besitzer unterschieden, als sie jederzeit auch zu langdauerndem Kriegsdienste bereit sein mußten und daher neben ihrer Lehensausstattung mit Land auch genügende hörige Arbeitskräfte überwiesen erhielten, um selbst der Arbeit überhoben zu sein. Dieses „Müssig-

77. Wohnsitze des Ritterstandes.

gehen" ist besonders in späterer Zeit, als es galt die Vorrechte des Adels gegen die reich gewordenen Städter zu behaupten und den Stand gegen deren Eindringen abzuschließen, nicht nur als Recht, sondern als vornehme Ehrenpflicht des adeligen Mannes stark betont worden. Trotzdem aber wäre es unberechtigt, jeden Inhaber eines Ritterlehens als einen reichen Mann anzusehen, der nun schon kraft seines Lehens auf stattlicher malerischer Burg gesessen habe. Vielmehr finden sich neben umfangreichen, großen Bauten des Ritterstandes auch sehr bescheidene ritterliche Wohnstätten, und naturgemäß wird die Entwickelung viel mehr von diesen ihren Ausgangspunkt genommen haben.

Der grundsätzliche Unterschied gegen den altgermanischen Hof liegt in der Befestigung der Wohnstätte, und diese ist in den gänzlich veränderten Verhältnissen begründet. An Stelle der festzusammenhaltenden Volksgenossenschaft Gleichgestellter war eine starke Zerklüftung des Volkes in eine Anzahl sich bekämpfender Stände und Parteien getreten. In der Zeit niedergehender Kaisermacht, der das Aufkommen des Ritterstandes wesentlich angehört, nahm der aus politischen Zielen entspringende Bürgerkrieg verschärfte und in der Zerrissenheit der Parteibildungen das Volk bis in die entlegensten Tiefen aufwühlende Formen an. Und das Hauptmittel der Kriegführung war die Schädigung der feindlichen Anhänger an Hab und Gut durch Verwüsten der Äcker, durch Niederbrennen der Häuser und Mühlen und durch Töten der hörigen Arbeiter und des Viehes. Naturgemäß suchte man wenigstens den kostbarsten Besitz, die Hofstätte mit ihrem lebenden und toten Zubehör durch Befestigung zu schützen, und die Rücksicht auf möglichste Sicherheit der Lage begann, für die Wahl der Wohnstätte von wesentlicher Bedeutung zu werden. Man bevorzugte entweder schroffabfallende Bergvorsprünge oder aber suchte Schutz, in der Ebene sowohl wie in Gebirgstälern, hinter breiten Wassergräben oder Sumpfstrecken. So bedeckten sich überall die Länder mit befestigten Häusern in solcher Zahl, daß sie wohl strategischen Kombinationen als Grundlage dienen könnten, ohne daß wir aber in jenen Zeiten, wenigstens unter den lockergefügten Verhältnissen Deutschlands, solche Erwägungen als Absicht der Begründung dieser festen Punkte unterlegen dürfen. Denn weitaus die meisten der Burgen sind doch Wohnsitze einer Familie und dadurch unterschieden von den befestigten Zollstätten, Warttürmen oder Talsperren, von der Art wie sie der „Gescheibte Turm" bei Bozen darstellt und wie wir sie als vorwiegend kriegerische Bauten hier beiseite lassen müssen.

Waffenfähige Mannschaft war nun auf solchem Rittersitz einfacher Art knapp vorhanden, wohl kaum ausreichend, den ganzen ausgedehnten Ackerhof gegen längeren Angriff größerer Kräfte zu verteidigen. Da lag es nahe, die Befestigung mehr auf das Herrenhaus und seine Umgebung zu vereinigen und die übrigen Teile der Ansiedelung nur durch leichte Ummauerung oder Pallisadenzaun gegen überraschende ungebetene Gäste zu sichern. So entstand die überaus häufig vorkommende Form eines dem ländlichen Betriebe gewidmeten Hofes, der Vorburg, hinter der sich erst die starkbefestigte innere Burg anschließt. Waren aber in der Nähe der guten Äcker keine für ein geschütztes Wohnen geeignete Stellen vorhanden, so trennte man wohl auch Hof und Wohnhaus vollständig voneinander und baute letzteres ganz selbständig, nur mit Rücksicht auf die Sicherheit der Lage. Und diese Sitte wird sich noch verbreitet haben, seitdem neben dem Ertrage des Landlehens das Leben „aus dem Stegreif", die Plünderung Schwächerer nach dem Rechte des Stärkeren als standesgemäße Unterhaltungsquelle zu dienen begonnen hatte.

Solch ein einfacher Ritterſitz iſt nichts weiter als ein feſtes Haus. Bis in die ſpäteſte Zeit iſt es dabei oft geblieben, wie denn noch *Götz von Berlichingen* in ſeinen Denkwürdigkeiten neben anderen Bezeichnungen größerer Feſten das Wort „Haus" wiederholt für kleinere Burgen braucht [73]). Einen guten Eindruck ſolchen Edelſitzes kleinſter Art gibt die Burg Nolling, an der Einmündung des Wiſpertales in das Rheintal gelegen (Fig. 74 [74]). Sie beſtand aus nichts weiter als einem „Burghauſe" von 7×7^{m} lichter Größe, deſſen Mauer nach der Angriffsſeite zu von einer 2^{m} ſtarken und von zwei Rundtürmchen flankierten Schildmauer verſtärkt war. 78. Burg Nolling bei Lorch.

An dem einen mit *A* bezeichneten Eckturm ſind Spuren eines Maueranſchluſſes erhalten; doch können dieſe bei der Beengtheit des Felsklotzes, auf dem die Burg ſteht, nicht von angelehnten Wohnbauten, ſondern wohl nur von einer den Berg abſteigenden Ringmauer herrühren, die zum Abſperren des Wiſpertales dienen mochte. Das Burghaus beſaß zwei Stockwerke übereinander. Von ſeiner inneren Teilung, wenn ſolche überhaupt vorhanden war, iſt nichts erhalten; dagegen zeigen ſich im Mauerwerk die Reſte eines ſtarken hölzernen Fachwerkbaues, ſowie einer Blocktreppe in Form von Ausſparungen, aus denen das verwitterte Holz ſpurlos verſchwunden iſt. Daher iſt die Annahme wohl berechtigt, daß die Burg, die im Beginn des XII. Jahrhunderts ſchon erwähnt wird, zunächſt als Holzbau errichtet und dann ſpäter durch Ummauerung verſtärkt worden ſei.

Fig. 74 [74]).



Danach hätte ſich hier die ſteinerne Beurkundung eines Vorganges erhalten, wie er uns auch z. B. bei den Niederlaſſungen des Deutſchordens häufig durch gleichzeitige Berichte bezeugt iſt. Man ſicherte und beſetzte einen günſtig gelegenen Platz zunächſt durch ein Blockhaus, um der Beſitzergreifung durch Andere zuvorzukommen, und ließ dann erſt nach geraumer Zeit den Bau einer ſteinernen Feſte nachfolgen.

Bei Burg Nolling iſt noch der Befeſtigung eine ſo bedeutende Rolle zugeteilt, daß der Wohnzweck ſtark vernachläſſigt wurde; daher ſei als weiteres Beiſpiel eines „feſten Hauſes" die Anſicht der Burg Katzenzungen bei Nals in Tirol hier gleich angeſchloſſen, wenngleich ſie erſt ſpäterer, ſpät-gotiſcher Zeit entſtammt (Fig. 75 [75]). Sie beſitzt einen breiten Querflur, dem ſich auf beiden Seiten Zimmerreihen anlegen, alſo eine ungleich anſpruchsvollere Wohnanlage. Aber ſie zeigt klar, wie ein ſolches Haus, auf ſteiler Kuppe gelegen, ſelbſt gegen die entwickelteren Angriffsmittel des XV. Jahrhunderts nichts weiter als einen mit Schießſcharten und Gußerkern ringsum verſehenen Wehrgang brauchte, um zunächſt ausreichenden Schutz gegen bewaffneten Angriff zu bieten. Nur werden wir uns an Stelle des gemauerten Brückenzuganges und des freigeöffneten Renaiſſancetorweges urſprünglich eine aufzuziehende Zugbrücke und eine durch ſie gedeckte kleinere Eingangstür zu denken haben. 79. Burg Katzenzungen.

[73]) Vergl: Götz von Berlichingen. Lebensbeſchreibung ins Neuhochdeutſche übertragen von Karl Müller. Leipzig. (o. J.). S. 9: „Als . . . . waren, zogen wir nach Hochburgund; wir nahmen dort einige Häuſer ein." – S. 64: „. . . . . Der Bund hatte damals das ganze württemberger Land, alle Feſtungen, Schlöſſer, Städte und Häuſer eingenommen." – S. 76 ff. wird Burg Battenberg im Weſterwald wiederholt als Haus bezeichnet, uſſ.

[74]) Nach: Luthmer, F. Die Bau- und Kunſtdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbadens. Bd. I: Rheingau. Frankfurt a. M. 1902. S. 123.

[75]) Nach eigener Aufnahme.

80. Niederburg zu Rüdesheim.

Hatte auf Burg Nolling das feste Haus eine äußerst schlichte Form angenommen, die an die Bedürfnislosigkeit der mehr reinen Wehrzwecken dienenden „Wohntürme“ gemahnt, so gibt ein anderes, nahegelegenes Beispiel Zeugnis dafür, daß nur wenig später unter gleichen Kulturverhältnissen auch zusammengesetztere Wohnungsformen für reichere Verhältnisse gefordert wurden.

Die Niederburg in Rüdesheim, zunächst Sitz der Erzbischöfe von Mainz, sodann die Stammburg des vielverzweigten mächtigen Geschlechtes derer *von Rüdesheim*, ist vielleicht entstanden aus einem fränkischen Königshof, jedenfalls eine der ältesten, wenn nicht die älteste der erhaltenen deutschen Wohnburgen größeren Umfanges. Nach der zuerst von *Cohausen* aufgestellten Ansicht, der wegen der Form der wenigen Einzelbildungen beizupflichten sein wird, ist sie im X. oder XI. Jahrhundert als schlichte Wehranlage von den Mainzer Erzbischöfen errichtet und sodann etwa gegen die Mitte des XII. oder im Beginne des XIII. Jahr-

Fig. 75.



Burg Katzenzungen[76]).

hunderts zu einer vornehmen Wohnanlage ausgebaut worden. Man behielt dabei die vorhandenen starken Wehrtürme bei und errichtete unter Benutzung der vorhandenen, etwa 7,50 m hohen Zinnenmauern rund um den Hof herum eine Folge von dreigeschossigen Gebäudeflügeln, die man an der Nordostseite noch unterkellerte. Sämtliche Räume erhielten Gewölbe, und zwar die unteren Geschosse Tonnen-, das obere Geschoß dagegen Kreuzgewölbe.

Wir geben in Fig. 76 u. 77 die Grundrisse nach der neuesten Bearbeitung[76]) des Baues und bemerken zu ihrem Verständnis, daß die Niederburg in alter Zeit rings vom Wasser umgeben war. Unter dem Schutze dieser rings um den Bau geführten Wassergräben bildet das Ganze wieder ein festes Haus, das ohne Vorwerke oder besondere kriegerische Anlagen vor allem durch die Stärke seiner Mauern und die leichte Verteidigung des Zuganges Sicherheit bot[77]). Darüber, wie

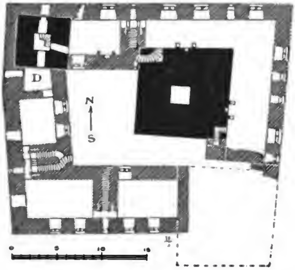
[76]) Vergl.: LUTHMER, F. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Wiesbaden. Bd. I: Rheingau. Frankfurt a. M. 1902. S. 24 ff., wo auch weitere Literaturangaben zu finden sind.

[77]) Die im Erdgeschoß nach außen führenden Fensteröffnungen sind durchweg aus späteren Durchbrüchen entstanden.

man in der ſehr unüberſichtlichen Anlage der ſchmalen Treppen eine überlegte Verſtärkung dieſer Sicherheit ſehen kann, iſt im vorhergehenden Heft dieſes Handbuches[78]) geſprochen worden; wir haben uns hier mit den übrigen Anordnungen des Grundriſſes zu beſchäftigen.

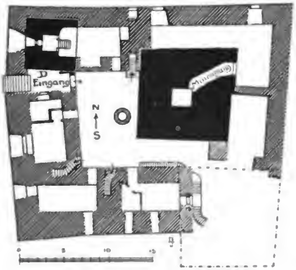
Im Erdgeſchoß ſehen wir neben dem älteren Eckturm *D* den Eingang, der ſo angelegt iſt, daß der Raum, in den man zunächſt gelangte, ohne Zwiſchenboden bis zum Wehrgang der oberen Mauerkrone hochgeführt war, alſo nach Art eines *Propugnaculum* einen leicht zu verteidigenden Vorhof bildete. Gleich links vom Eintretenden öffnet ſich hier eine Tür zu einem Raume, den wir als Aufenthalt bewaffneter Wachmannſchaften anſehen können. Die übrigen Räume des Erdgeſchoſſes ſind ſämtlich vom engen Hof aus zugänglich; ſie mögen ebenfalls zu Wohnungen untergeordneter Art oder zu Vorratsräumen, wie der Keller gedient haben. Die ſüdöſtliche Ecke des Baues, deren wahrſcheinlicher Umriß nach älterer Darſtellung in unſere Grundriſſe eingetragen wurde, iſt leider zerſtört. Ob nach *v. Eſſenwein*'s Vermutung dort die gewölbte Burgküche oder aber andere Räume gelegen haben, iſt nicht mehr zu erweiſen. Daß hier von jeher ein zweiter Eingang zur Burg beſtanden habe, wie man nach jener älteren Zeichnung annehmen möchte, iſt wohl nicht gerade wahrſcheinlich aus Gründen der Befeſtigungskunſt. Drei geſonderte Treppen führen vom Hofe in die Obergeſchoſſe hinauf, merkwürdigerweiſe ohne durch irgend welche Verſchlußvorrichtung am unteren Ende geſichert zu ſein. Sie endigen aber oben in je einen ſchmalen engen Raum, der gegen die beiderſeits anſtoßenden Wohnzimmer durch feſte, mit ſtarken Riegelbalken verſchließbare Türen abgetrennt werden konnte. Untereinander ſtehen die Räume durch die beſchriebenen Treppenflure in Verbindung; doch iſt auch die Möglichkeit ſelbſtändiger Benutzung jedes einzelnen Raumes gewahrt, indem die Lage der Treppen ſo gewählt iſt, daß jedes Gemach (Raum *D* iſt, wie oben bemerkt, ein offener Hof) erreicht werden kann, ohne einen anderen Raum zu durchſchreiten.

Fig. 76.



Grundriß des I. Obergeſchoſſes.

Fig. 77.



Grundriß des Erdgeſchoſſes.

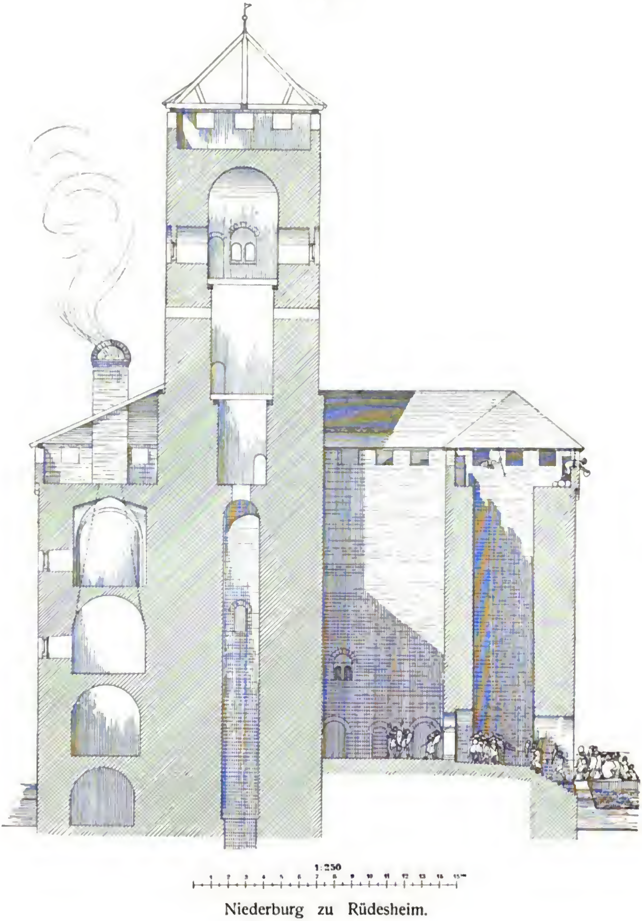
Niederburg zu Rüdesheim[76]).

Wozu die einzelnen Räume des I. Obergeſchoſſes gedient haben, wird ſchwer zu beſtimmen ſein. Man kann in den vier ziemlich gleich großen Zimmern vielleicht die Wohnräume des Erzbiſchofes und ſeiner Würdenträger, in dem rechtwinkelig gebrochenen Saal an der Nordoſtecke einen gemeinſamen Wohn- und Schlafſaal des Gefolges vermuten. Daß ſolch gemeinſames Leben auch in vornehmen Kreiſen durchaus üblich war, wiſſen wir aus den Schilderungen der höfiſchen Dichter. Auch die aus dem XI. Jahrhundert ſtammende Baubeſchreibung des Kloſters Farfa (die *Ordo farfenſis*) gibt uns dafür einen Anhalt, indem ſie in dem zur Aufnahme vornehmer Beſuche beſtimmten Gaſthauſe je einen gemeinſamen Wohn- und Schlafſaal für weibliches und männliches Gefolge aufzählt[79]). Die Ver-

[78]) 1. Aufl.: Art. 130 (S. 168).

[79]) Vergl.: Schloſſer, a. a. O., S. 45 (Fußnote). – Die ganze Stelle ſei hier angeführt, weil ſie einen überraſchenden

Fig. 78.



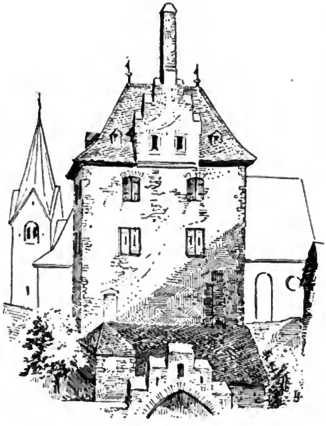
Niederburg zu Rüdesheim.

Schnitt durch den Eingang.

mutung wird bekräftigt dadurch, daß diefe Räume mit gemauerten, an den Wänden entlang laufenden Sitzbänken verfehen find.

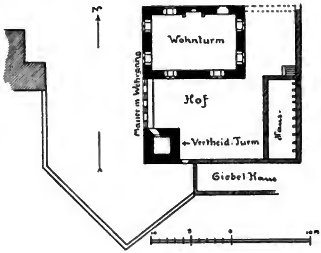
Das II. Obergefchoß hat einfachere Raumeinteilung. Die Treppe des Südflügels bleibt im daruntergelegenen Stockwerk liegen auch diejenige die im Nordflügel von dem hakenförmigen Saale ausgeht, endigt im II. Gefchoß ohne Abgrenzung durch Scheidewände frei im Raum; nur diejenige des Weftflügels behält hier die gleiche Anlage wie im I. Obergefchoß. So fetzt fich diefes II. Obergefchoß nur aus zwei großen Sälen und einem kleinen Raum neben dem Höfchen *D* zufammen. Es ift dies eine Form, die zum mindeften fehr geeignet ift, einer größeren Befatzung von Reifigen nebft ihrem Befehlshaber als Aufenthalt zu dienen, wenn wir auch nicht mehr nachweifen können, daß fie tatfächlich fo benutzt worden ift. In Fig. 78 geben wir noch den Schnitt nach *v. Effenwein*'s Wiederherftellungsvorfchlag, worin nur die Dächer und der über fie aufragende Teil des Turmes frei ergänzt find. Man erfieht daraus, wie günftig zur Verteidigung der Eingang angelegt war, und wie entfchieden hier die Wohnräume von dem nur der Verteidigung dienenden und bloß von der oberen Wehrplatte zugänglichen Mittelturm getrennt find. Nach der oben gegebenen Befchreibung ermöglicht die Anlage des Gebäudes es auch, in gleicher Weife den Verkehr zu den Räumen des Obergefchoffes und die allein von ihm zugängliche Wehrplatte von den übrigen Gebäudeteilen zu trennen.

Fig. 79.



Anficht.

Fig. 80.



Grundriß.

Burg Langwerth von Simmern zu Hattenheim [80]).

Wie fo in recht früher Zeit fchon für verfchiedene Bedürfniffe verfchiedene Formen der Wohnung nebeneinander fich vorfinden, indem jeder fich eben nach feinem Vermögen einrichten mußte, fo pflanzte fich diefe Verfchiedenheit weiter bis nach dem Ausgang des Mittelalters hin fort. Mit der Steigerung aller Lebensverhältniffe, welche die fortfchreitende Kulturentwickelung mit fich brachte, mehrten fich wohl die Beifpiele

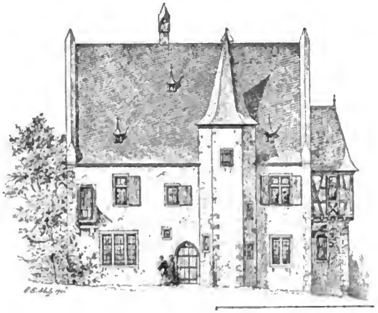
Blick in die Gemeinfamkeit damaliger Lebensführung gewährt. Auffallend erfcheint die ftarke Betonung und große Anzahl der Bedürfnisanftalten. Wir möchten darin einen befonderen, klöfterlichen Luxus erblicken. »*Ex una parte ipfius domus funt preparata 40 lecta et totidem pulvilla ex pallio ubi requiescant viri tantum cum latrinis 40. Ex alia namque parte ordinati funt lectuli 30, ubi comitiffae vel aliae honeftae mulieres paufent, cum latrinis 30, ubi folae ipfae fuas indigerias procurent. In medio autem ipfius palatii affixe funt menfe, ficut refectorii tabulae, ubi edant tam viri, quam mulieres.*«

reicherer Wohnungsanlagen, ohne daß aber die ſchlichteren Anlagen verſchwanden. Im Gegenteil, ſie erhielten neben der Entwickelung palaſtartiger Wohngebäude ihre beſondere Weiterbildung.

81. Burghaus zu Hattenheim.

Was Wohnlichkeit anbelangt, ſteht das Haus, das ſich die Edlen *von Hattenheim* etwa im XIV. Jahrhundert erbauten, noch faſt ganz auf dem Standpunkte

Fig. 81.



Seitenanſicht.

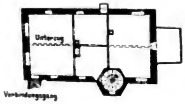


Fig. 83.

Obergeſchoß.

Fig. 82.

Vorderanſicht.



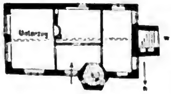


Fig. 84.

Erdgeſchoß.

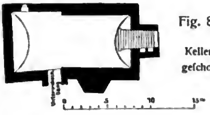


Fig. 85.

Kellergeſchoß.

Sanecker Hof zu Eltville[81]).

der Burg Nolling (Fig. 79 u. 80[80]). Es beſitzt als Hauptbau einen Wohnturm von 10,80 × 7,00 m lichter Weite, der in vier Stockwerken je einen Wohnraum enthält.

Im Erdgeſchoß finden ſich noch die Reſte eines großen Kamins; die Fenſter ſämtlicher Stockwerke ſind mit abgefaſten Steingewänden und entſprechenden Mittelpfoſten verſehen. Eine

80) Nach: LUTHMER, a. a. O., S. 182.

81) Vergl.: EICHHOLZ, E. Zwei Edelhöfe in Eltville a. Rh. Denkmalpflege 1902, S. 117 ff.

mit Wehrgang verſehene Mauer, an die ſich an einer Ecke ein niedriger Verteidigungsturm anſchließt, grenzt im quadratiſchen Umriß einen kleinen Hof ab, und an ſie lehnt ſich noch ein niedriges, ſpäter errichtetes Wohnhaus an. Abgeſehen von dieſer Mauer entbehrt das Gehöft jeder Verteidigungseinrichtung und kann höchſtens gegen einen plötzlichen Überfall regelloſer Banden Sicherheit gegeben haben. Es bildet inſofern den Übergang zu den einfachen ländlichen Edelſitzen, bei denen man, dem Wechſel der Zeitverhältniſſe entſprechend, oft wohl ganz auf Befeſtigung verzichten konnte.

82. Sanecker Hof zu Eltville.

Der Sanecker Hof[81]) in Eltville, auch Stockheimerhof genannt, iſt eine ſolche Behauſung noch völlig ländlichen Gepräges und daher hier wohl als Beiſpiel anzuführen, wenngleich er durch ſeine Lage in der Vorburg des Landſtädtchens nach äußerlicher Einteilung ſchon einen Übergang zu den ſtädtiſchen Wohngebäuden bilden könnte. Der Bau (Fig. 81 bis 85) kann ſeinen Formen nach wohl der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts angehören, birgt aber in ſeinem weſtlichen Teil noch die Mauern eines älteren, romaniſchen Gebäudes.

Fig. 86.



Schönborner Hof zu Geiſenheim[82]).

Er enthält unter der Erde (Fig. 81) einen einzigen tonnengewölbten Weinkeller, der durch einen unterirdiſchen Gang mit dem nahegelegenen Küchengebäude in Verbindung ſtand, dazu durch eine breite Schrottreppe, die zugleich zum Hinauf- und Hinabſchroten der Weinfäſſer diente, auch von außen unmittelbar zugänglich war. Das Erdgeſchoß (Fig. 82) zeigt einen erſt ſpäter geteilten Mittelflur, an den ſich rechts und links je ein anſehnliches Gemach anſchließt. An der dem jetzigen Eingang gegenüberliegenden Wand iſt die Spur einer ſpäter vermauerten Einfahrt erhalten. Wir möchten aber daraus nicht folgern, daß der Bau früher öffentlichen Zwecken gedient habe, ſondern ſehen in dieſem unteren Raume die Kelterhalle mit zwei ſowohl dem Betriebe, wie der Verwaltung des Hofes dienenden Nebenräumen. Vom Erdgeſchoß führt eine Wendeltreppe nach oben (Fig. 83). Dort finden wir einen kleinen Vorraum, an den ſich nach drei Seiten hin die Wohnzimmer anſchließen. Ein kleines Gemach iſt über den Überbau der Schrottreppe hinzugefügt, und ein Verbindungsgang führt wieder von dieſem Geſchoß nach dem Obergeſchoß des Küchenbaues hinüber. So bildet das Ganze für mäßige Raumanſprüche eine recht behagliche Wohnung, die auch heutigen Anſprüchen wohl genügen würde. Sehr merkwürdig iſt dabei, daß, als Nachklang der alten zerſtreuten Hofanlage, für die Küche ein beſonderer Bau errichtet wurde. Das Äußere zeigt verputzte Bruchſteinflächen mit ſparſamen, aber zierlich durchgebildeten Einzelheiten aus rotem Sandſtein; es erreicht durch die Abſtimmung aller Verhältniſſe, durch die Zutaten des achteckigen Treppenturmes und des Fachwerküberbaues über dem Kellereingang eine höchſt liebenswürdige, maleriſche Wirkung.

83. Hof Schönborn zu Geiſenheim.

Gerade die Schlichtheit und Leichtigkeit der Mittel iſt es, durch die man in jenen Zeiten den behaglich fröhlichen Geiſt rheiniſchen Lebens mit dem Ausdruck einer gewiſſen vornehmen Zurückhaltung verband. Und man verſtand mit dieſen ſchlichten Mitteln nicht nur ſolch kleines Häuschen anmutig zu geſtalten. Fig. 86, den *Schönborn*'ſchen Hof in Geiſenheim darſtellend[82]), möge zeigen, wie

[82]) Nach: Luthmer, a. a. O., S. 79.

lebendig und wirkſam auch die größeren Baumaſſen eines umfangreichen Edelſitzes mit wenig mehr Aufwand durchgeführt wurden. Der Bau zeigt überraſchende Ähnlichkeit in der Geſamtanlage mit dem vorhergehenden Beiſpiel. Dies iſt vielleicht darauf zurückzuführen, daß er von der gleichen Familie derer *von Stockheim* wie jener, alſo vielleicht auch von demſelben Baumeiſter errichtet wurde.

84. Thumberg bei Sterzing.

Ähnlichen Bedürfniſſen wie dieſe rheingauiſchen Edelſitze dienten viele der beſcheideneren adeligen Niederlaſſungen Tirols. Wir geben als bezeichnendes

Fig. 87.



Geſamtanſicht.

Fig. 88.

Anſicht des Erkers.

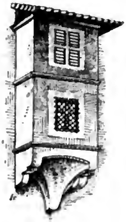




Fig. 89.

Erdgeſchoß.

Schlößchen Thumberg bei Klauſen[83]).

Beiſpiel, ſowohl der Grundrißanlage wie der Architekturbehandlung, den Anſitz Thumberg bei Sterzing in Fig. 87 bis 89[83]). Der Bau iſt in ſeiner jetzigen Form erſt allmählich entſtanden. Als älteſten Beſtand wird man den im Äußeren turmartig heraustretenden Mittelteil anſehen müſſen, wobei allerdings zweifelhaft ſein mag, ob er ſchon der Zeit um 1230 entſtammt, in der das Schlößchen zuerſt urkundlich erwähnt wird.

Es enthält in jedem ſeiner vier Stockwerke einen quadratiſchen Vorraum mit Treppenaufgang und drei von dieſem aus zugängliche Räume. Von einem dieſer Räume, der als Küche

[83]) Vergl.: Steffen, H. Denkmäler deutſcher Vergangenheit. Berlin o. J. Bd. 1, Taf. 8.

dient, ift der nach außen vorgekragte Abort abgetrennt. Zwei Anbauten aus den Jahren 1575 und 1600, welche aber mit drei und zwei Gefchoffen hinter der Höhe des Kernbaues zurückbleiben, haben noch weitere heizbare Gemächer hinzugefügt.

Ähnliche Grundriffe finden wir bei fo manchem tirolifchen Edelfitz, z. B. bei dem bekannten Jöchelsturm in Sterzing (fiehe die betreffende Abbildung in Kap. 8). Daneben tritt fehr häufig, allerdings zeitlich wohl etwas fpäter, eine Grundrißform, ähnlich der Anordnung des fränkifchen Bauernhaufes, auf, bei der fich an eine große, in der Tiefe des Haufes durchgehende Mitteldiele zu beiden Seiten die Einzelzimmer anreihen. Indem man eine folche Mitteldiele dann ganz oder teilweife durch zwei Gefchoffe hindurchgreifen ließ und im oberen Gefchoß mit Verbindungsgängen umgab, find vielfach Innenräume von höchft malerifcher und reicher Raumform entftanden, die für die Ausbildung neuzeitlicher Landhausdielen von höchftem Einfluß geworden find.

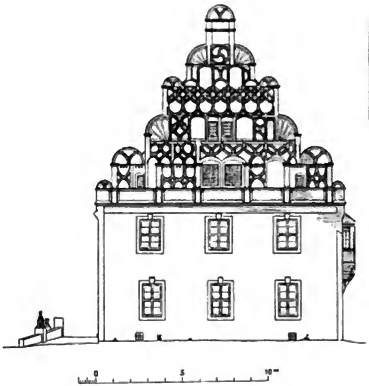
Im Äußeren find die tirolifchen Edelfitze durchweg von großer Schlichtheit. Die Begleitung der Dachränder mit kleinen Zinnen, fowie mit Staffel- und Zinnengiebeln zierlichen Maßftabes, wie fie auch unfer Beifpiel zeigt, find die üblichen, einfachen Mittel, mit denen man diefe Häufer in den Maßftab der umgebenden Natur hineingeftimmt hat. Daneben erfreuen fich vorgekragte Erker überall großer Beliebtheit zur Gliederung der Maffen.

Wir fchließen hier ein Haus mehr öftlicher Gegend an, das trotz mancher fpäterer Veränderungen die Form eines fpät-mittelalterlichen vornehmen Hofgebäudes noch wohl bewahrt hat, das fog. Buddenhaus zu Kammin in Pommern. 85. Buddenhaus zu Kammin. Es wird dabei nicht wefentlich in Betracht kommen, daß es als ehemalige Domkurie zur Aufnahme eines vornehmen Geiftlichen beftimmt war; denn diefe entftammten ja den Kreifen des Adels, und wir können annehmen, daß fie in ihren Anfprüchen an Wohnungseinrichtung fich von ihren weltlichen Verwandten nicht unterfchieden haben. Das in ganzer Ausdehnung unterkellerte Haus (Fig. 90 bis 92[64]) enthält wieder in beiden Wohngefchoffen je eine mittlere Diele, die aber hier in ihrem hinteren Teile die Treppe felbft aufnimmt; an drei Seiten ift fie von zahlreicheren Wohnräumen umgeben. Alles ift weniger auf Prachtentfaltung als auf wohnliche Behaglichkeit zugefchnitten; auch die geringen Stockwerkshöhen von 3,00 bis 3,80 m im Lichten find mit Rückficht auf das nördliche Klima dem gleichen Streben zuliebe fo bemeffen. In der Formgebung des Äußeren ift der reiche Giebel mit feinen aus Backftein gemauerten, vielverfchlungenen Linienführungen ein bezeichnendes Beifpiel für die Übergangsformen zur Renaiffance, in denen fich das Mittelalter fchließlich auslebte.

Für die Formen folcher Edelfitze haben uns der Überfichtlichkeit halber einige einfache Anlagen als Beifpiele gedient. 86. Burg Eltz. Nicht immer laffen fich die Grundgedanken fo klar verfolgen; fie werden vielmehr vielfach verdunkelt und getrübt. Dazu trägt einerfeits die enge Befchränkung bei, der fich der Wohnbau auf feftem Burgplatz und in Verbindung mit verteidigungsfähigen Wehranlagen unterwerfen mußte, wodurch unregelmäßige Formen und oft gewaltfame Verfchiebungen einzelner Teile entftanden. Dazu kam die mittelalterliche Sitte, einen bedeutenderen Burgfitz als fog. „Ganerbenburg“ in gemeinfamer Nutzung verfchiedener Familienzweige zu halten. Indem jede Familie dann auf dem engen gemeinfamen Befitz ihre eigene Wohnftätte herrichtete, entftand ein Haufenwerk einzelner Gebäude, das zunächft einen äußerft verwickelten Eindruck macht, fich aber bei näherer Betrachtung in eine Anzahl verhältnismäßig einfacher Beftandteile auf-

[64]) Nach: Denkmalpflege 1905, S. 73.

Fig. 90.



Giebelansicht.

Fig. 91.

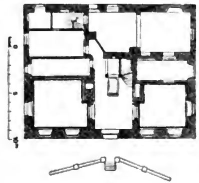
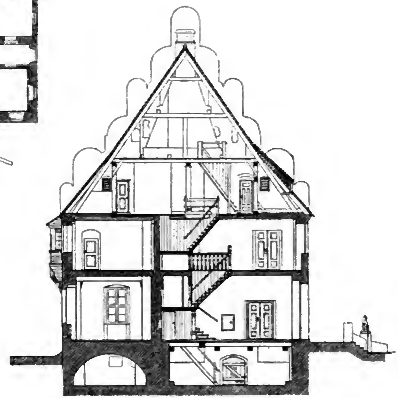


Fig. 92.

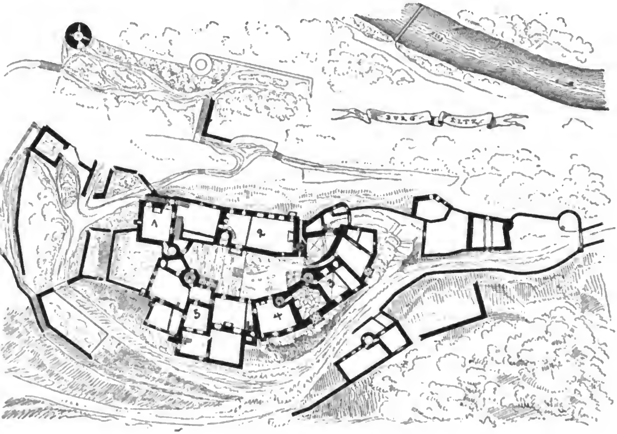


Querschnitt.

Buddenhaus zu Kammin [81]).

löſt. Als Beiſpiel einer ſolchen Ganerbenburg ſei die wegen ihrer maleriſchen Anlage berühmte Burg Eltz bei Brodenbach an der Moſel angeführt (Fig. 93[85]) u. 94[86]). Sie zerfiel in nicht weniger als fünf Teile, die wir auf unſerer Abbildung mit Ziffern bezeichnet haben. Der älteſte Teil *1* iſt Platteltz, ein 5 Geſchoſſe hoher Wohnturm, der im Beſitze einer gräflichen Linie ſtand. Er iſt nur durch ein niedriges Gebäude verbunden mit *2*: Eltz-Rübenach, einem rechteckigen, in jedem Geſchoß zwei Räume aufweiſenden Wohnhauſe. Jenſeits des gewundenen Burgeinganges mit ſeinen Nebenbauten erhebt ſich in ganz ähnlichen Bauformen die Baugruppe *3—4*, die den beiden Linien Groß- und Klein-Rodendorf diente. Endlich ſchließt der erſt in nachmittelalterlicher Zeit erneute Bau der Linie Eltz-

Fig. 93.



Burg Eltz.

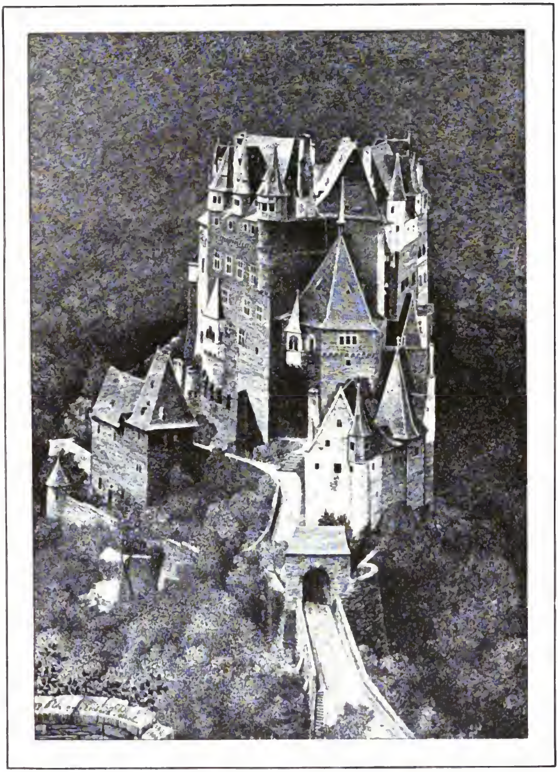
Lageplan[85]).

Kempenich *5* wieder an Platteltz an. Das Ganze gipfelt ſich im Äußeren in ganz verwirrendem Reichtum der Gruppierung auf zu einem Prachtſtück romantiſch maleriſcher Wirkung; auch im Hofe bilden ſich durch Vor- und Rückſprünge, Treppen und Vorhallen maleriſche Eindrücke in großer Zahl. Aber die einzelnen Beſtandteile ſind, jeder durch eine beſondere Treppenanlage ſelbſtändig gemacht, in ſich von ſehr einfacher, leicht zu überſehender Art und gleichen durchaus den zunächſt zur Erläuterung angeführten ſchlichten Adelsſitzen. Wir finden auch auf dieſer ſo überaus reich erſcheinenden Burg die Anſchauung beſtätigt, daß die Anſprüche, die man gegen Schluß des Mittelalters an Zahl und bequeme Ver-

[85]) Nach: Deutſche Bauz. 1886, Taf. 7.

[86]) Nach Zeichnung von R. Perret in: Deutſche Bauhütte 1907, Nr. 5.

Fig. 94.



Burg Eltz.

Anficht [illegible]).

bindung der Wohnräume machte, felbft in vornehmen Kreifen recht befcheidener Art waren.

87. Umfangreichere Wohnburgen. Über diefe Grenzen, die dem Landadel fowohl durch feine Lebensgewohnheiten wie durch feine Hilfsquellen gezogen waren, erheben fich nun aber in allen

Ländern die Wohnſtätten der geiſtlichen und weltlichen Machthaber. Hier galt es, nicht nur für die kleine Zahl Familienangehöriger mehr oder weniger behagliche Unterkunft zu ſchaffen; in den entwickelteren Verhältniſſen des ſpäteren Mittelalters genügte es auch nicht mehr, wie etwa im XII. Jahrhundert, neben den Kemenaten der fürſtlichen Familie einen Feſtſaal und etwa noch einen weiteren Saal zur Unterkunft des Gefolges zu ſchaffen. Außer der Wohnung des Herrn und außer den Räumen, die für fürſtliche Prachtentfaltung nötig waren, brauchte man jetzt eine größere Anzahl einzelner Gemächer für die im Range viel reicher abgeſtufte Zahl der Hofbeamten und ſonſtigen Vaſallen. Die Notwendigkeit, auf dem durch ältere Umwehrung häufig in beſtimmter Größe gegebenen Raume die vermehrten Räumlichkeiten unterzubringen, wird an ſich ſchon das Zuſammenlegen der früher getrennten Einzelbauten zu größeren Baugruppen herbeigeführt und gefördert haben. Zugleich brachte die zunehmende Gewöhnung an größere Behaglichkeit des Daſeins es mit ſich, daß man an Stelle der einzeln über einen größeren Platz verſtreuten einfachen Gebäude lieber einen zuſammengeſetzteren, größeren Bau errichtete, in dem man die verſchiedenen Abteilungen erreichen konnte, ohne das ſchützende Dach zu verlaſſen. Allerdings begnügte man ſich für ſolche innere Verbindung noch auf lange hinaus mit der einfachen Möglichkeit, von Raum zu Raum ſchreitend an die gewünſchte Stelle zu gelangen. Die uns unerläßlich ſcheinende Trennung von Wohnräumen und Verbindungsfluren, welche den Verkehr ohne Berührung der Wohnräume geſtatten, war ſelbſt für vornehmſte Verhältniſſe im allgemeinen noch nicht üblich.

Fig. 95.



Palaſt des Erzbiſchofs zu Narbonne.
Anſicht[97]).

Der Palaſt des Erzbiſchofes zu Narbonne (Fig. 95 u. 96[97]), im weſentlichen aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert ſtammend, kann als ein gutes Beiſpiel ſolcher größerer Anlage gelten. Er liegt, wie unſere Anſicht aus der Vogelſchau zeigt, neben der Domkirche und iſt mit ihr durch einen Hallenhof loſe verbunden, befindet ſich im übrigen aber als ſelbſtändiger Bau außerhalb des alten Stadtmauerzuges. Man kann leicht an ihm unterſcheiden zwiſchen den der Verteidigung dienenden Wehreinrichtungen, unter denen der mächtige, vierſeitige Eckturm eine

88. Erzbiſchöflicher Palaſt zu Narbonne.

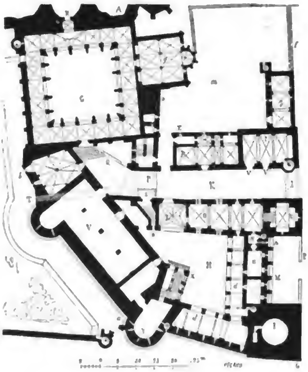
[97]) Nach: Viollet-le-Duc. *Dictionnaire raiſonné etc.*, Bd. VII, S. 21 ff.

beherrſchende Stellung einnimmt, und den Nutzräumen. Und unter dieſen hebt ſich wieder der frühgotiſche ſchlichte Saalbau *V*[88]) von den ſpäter errichteten Wohnflügeln ab.

Dieſe liegen zu beiden Seiten des ſtarkbefeſtigten Hauptzugangsweges *K*. Sie enthalten bei *p* und *o*, ſowie in dem mit *M* bezeichneten Flügel eine ziemliche Anzahl verſchieden großer Gelaſſe. Über der bei *v v'* liegenden Wachtſtube iſt die Schloßkapelle; an ſie ſchließt ſich ein weiteres zweiſtöckiges Wohngebäude an. Der Ausdruck des Ganzen iſt ungemein trotzig und kriegeriſch. In den mächtigen Turmbauten und in der Bewehrung der Außenfronten mit Zinnen und Gußlöchern ſpricht ſich ſehr deutlich die Abſicht aus, der kriegeriſchen Kraft der Bürgerſchaft und den Machtanſprüchen der weltlichen Stadtherren ein Gegengewicht zu bieten.

Nach den heutigen Anſchauungen über Kriegführung wird man geneigt ſein, anzunehmen, daß die Nähe des Domes und die ſchwachen Punkte, die am Hallenhofe *C* und an dem zum Domchor ſich hinziehenden Garten für die Verteidigung gegeben waren, es vielleicht unmöglich machten, eine längere förmliche Belagerung in dieſem Schloſſe auszuhalten. Ob dieſe Annahme für mittelalterliche Verhältniſſe aber zutrifft, kann ſehr zweifelhaft erſcheinen, wenn man berückſichtigt, daß das gleich zu beſprechende Beiſpiel, das kaum weſentlich ſtärker befeſtigt iſt, jahrelangen Belagerungen getrotzt hat.

Fig. 96.



Erzbiſchöflicher Palaſt zu Narbonne.

Lageplan[88]).

89. Palaſt der Päpſte zu Avignon.

In ähnlichem Sinne, nur weſentlich weiträumiger und großartiger, iſt der gewaltige Palaſt der Päpſte zu Avignon angelegt. Auch bei ihm reihen ſich neben dem großen Saal, der einen ganzen Flügel für ſich einnimmt, vielerlei Einzelräume zu langen Flügelbauten aneinander, die ſich um zwei mächtige Höfe herumziehen. Der Einfluß ſowohl ſüdlicher Wohnweiſe, wie auch klöſterlichen Lebens zeigt ſich hier darin, daß der eine dieſer Höfe kreuzgangartig ſo geformt iſt, daß ſich an die Raumfluchten hofwärts eine gedeckte Halle als Verbindung zwiſchen den Einzelräumen anfügte. Die Abmeſſungen des Ganzen ſind zu bedeutend, als daß wir es in dem einmal gewählten Maßſtab hier zur Darſtellung bringen könnten; es ſei daher auf die Schilderung bei *Viollet-le-Duc*[89]) verwieſen.

90. Biſchöfliches Schloß zu Trient.

Wie ſich die Wohngemächer um einen ſolchen Hallenhof nach italieniſcher Sitte herumlagern, wenn man auf dem engen Raume einer Burg eine ſolche Wohnanlage herrichten wollte, möge das alte biſchöfliche Schloß zu Trient (Fig. 97) zeigen. Es iſt eine Anlage vollſtändig italieniſcher Art, die auch in rein italieniſchen Formen durchgeführt iſt. Sie hat von der alten wehrhaften Burg

[88]) Vergl. ebendaſ., Bd. VIII, S. 92.

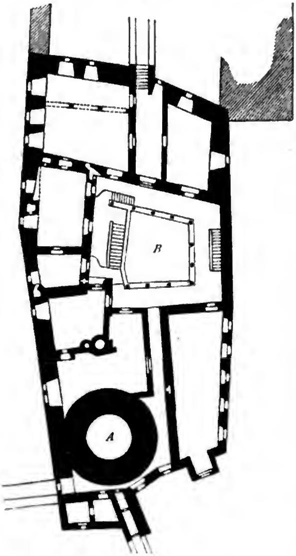
[89]) A. a. O., Bd. VII, S. 24 ff.

nur noch wenige Refte bewahrt, zeigt aber in der äußeren Erfcheinung immer noch deutlich ihre Entftehung an.

Man hat zwar den alten runden Turm *A* beibehalten, wahrfcheinlich aber bloß, weil man fich vor dem Niederreißen der Mauermaffe fürchtete, vielleicht aus Pietät, gewiß aber nicht, um fich noch darin einfchließen und belagern zu laffen.

Als Mittelpunkt der Anlage erfcheint der Hof *B*, welcher in allen Gefchoffen von Säulenhallen umgeben ift, in denen geradarmige Treppen in die Höhe führen. Diefe Hallen find von merkwürdig unregelmäßigen Zimmern und kleinen Sälen in verfchiedenen Höhen umgeben. Eine reiche, malerifche Ausftattung war dem ganzen Bau zuteil geworden; der Glanzpunkt aber ift eine den Paläften von Venedig nachgebildete Galeriearchitektur, welche die den weftlichen Flügel des Ganges abfchließende Mauer durchbricht. Als Nachklang früherer Zeit treten noch Zinnen auf, welche aber nur zur malerifchen Geftaltung beitragen, indem fie dem hoch über die Stadt auffteigenden Bau einen entfprechenden Abfchluß geben.

Fig. 97.



Bifchöfliches Schloß zu Trient.
$^1/_{400}$ w. Gr.

91.
Hochmeifterhaus der Marienburg.

Ebenfalls einem halbgeiftlichen Kreife gehören die großartigen Wohnbauten an, die der Deutfchritterorden am Mittelpunkt feiner ftaatlichen Verwaltung auf der Marienburg in Preußen errichtete, als er auf der Höhe feiner Macht ftand. Wie er die beherrfchten Gebiete von geringen Anfängen aus zum wohlgeordnetften und in ftraffer Zufammenfaffung unübertroffenen Staate des Mittelalters gemacht hatte, fo fteht auch der Bau feines Hochmeifterfitzes außer jedem Vergleich. Der Gefamtlageplan des großen Waffenplatzes ift im vorhergehenden Hefte diefes Handbuches[90]) fchon gegeben worden, ebenfo die Grundrißform des Hochfchloffes, das dem Konvent der Ritter zum Aufenthalt diente und in vergrößerten Verhältniffen die regelmäßige Anlage der um einen quadratifchen Hof kreuzgangartig herumgebauten Ordensfchlöffer wiederholt, wie wir fie an dem Beifpiel von Riga (fiehe Art. 41, S. 42) erläutert haben. Wir haben uns hier noch zu befchäftigen mit dem in der Niederburg ftehenden Wohnbau des Hochmeifters. Es ift ein prunkvoller Bau, den Hochmeifter *Winrich von Kniprode* fich in den Jahren feiner Regierung (1351—82) im Anfchluß an die fchon durch *Dietrich von Altenburg* (1335—41) errichteten Gebäude der Mittelburg erbaute. Er

[90]) 1. Aufl.: Art. 108, S. 134.

bietet alles, was für den Wohnſitz eines regierenden Herrn — und ſolche Stellung nahm ja der Hochmeiſter in der Tat ein — nach mittelalterlicher Sitte erforderlich war. Es macht dabei wenig Unterſchied, daß der Hochmeiſter ehelos lebte; denn beſaß er auch keine Familie im verwandtſchaftlichen Sinne, ſo mußte doch in ſeiner Nähe Unterkunft geſchaffen werden für das, was das Mittelalter im alten römiſchen Sinne *Familia* nannte: für die Schar der vertrauten Ratgeber und Beamten, die des Herrſchers nähere Umgebung bildeten.

So finden wir (Fig. 98 bis 101) zunächſt, vom Hofe bei *A* (Fig. 99) unmittelbar zugänglich, den großen Ritterſaal, einen mächtigen Raum von 30 × 50 m Grundfläche, der mit ſeinen Gewölben von 9 m Höhe durch zwei Geſchoſſe hindurchging. Mit ihm iſt durch eine Treppe *B* die eigent-



Fig. 98.

Hochmeiſterwohnung der Marienburg.

Grundriß des II. Obergeſchoſſes.

liche Wohnung des Hochmeiſters, die im übrigen völlig ſelbſtändig im oberſten Geſchoſſe des vortretenden Anbaues liegt, in Verbindung geſetzt. Man erreicht ſie von den Höfen her durch Zugänge bei *C* und *D* mittels zweier Wendeltreppen *E* und *F*. Die Untergeſchoſſe des Anbaues enthalten eine ganze Anzahl ſchöner Gemächer, wahrſcheinlich Wohn- und Schlafzimmer für das nähere Gefolge des Hochmeiſters. Seine eigene Wohnung im II. Obergeſchoß gruppiert ſich um einen großen, höchſt anſehnlich gewölbten Flur (vergl. die betreffende Abbildung in Kap. 9), der die Räume in zwei Abteilungen teilt, ſich auch am unteren Rande unſerer Abbildung ſelbſt zu einer breiten Warte- oder Empfangshalle, einer Art „Diele“ oder „Dürnitz“, erweitert. Er enthält in einer der Fenſterniſchen, bei *G*, einen Brunnen und gewährt bei *J* durch eine reichverzierte Pforte Eintritt in den Hauptprunkraum, den kühn auf ſchlanken Granitpfeilern 10 m hoch gewölbten und nach drei Seiten mit Maßwerkfenſtern luftig geöffneten Sommerremter (vergl. die betreffende Abbildung in Kap. 9[91]). Auf ihn folgt ohne unmittelbare Verbindung, aber durch

[91]) Die Bezeichnung „Remter“ wird in Marienburg faſt allen größeren Sälen zuerteilt. Wir ſchließen uns hier dem örtlichen Gebrauche an, ohne damit ausdrücken zu wollen, daß alle dieſe Räume als „Redemptorium“, d. h. als Speiſeſaal, gebraucht worden ſeien.

einen kleinen Gang *H* ohne Berührung des großen Flures zu erreichen, der beſcheidenere, aber immer noch ſehr vornehme Raum des ſog. Winterremters, etwa 12,50 m im Geviert groß und 8,50 m hoch gewölbt. An ihn ſchließen ſich die eigentlichen Wohnräume an, die, wie auch der Ritterſaal, noch im älteren Bau des Hochmeiſters *Dietrich von Altenburg* liegen. Links vom großen Flur ſind zwei Wohngemächer nebſt eigenem Verbindungsgang, rechts die mit Sterngewölbe verſehene Hauskapelle und an ſie anſtoßend die kreuzgewölbte Schlafſtube mit zwei Nebenkammern. Noch hinter ihr liegt endlich die „Hauskammer", in welche die obenerwähnte Treppe *B* vom Ritterſaal her mündet. Ein kleines, dort in die Wandſtärke eingelaſſenes Kämmerlein *K* ſcheint dazu beſtimmt zu ſein, durch ſein kleines Schlitzfenſter die Vorgänge im Ritterſaal unbemerkt zu beobachten.

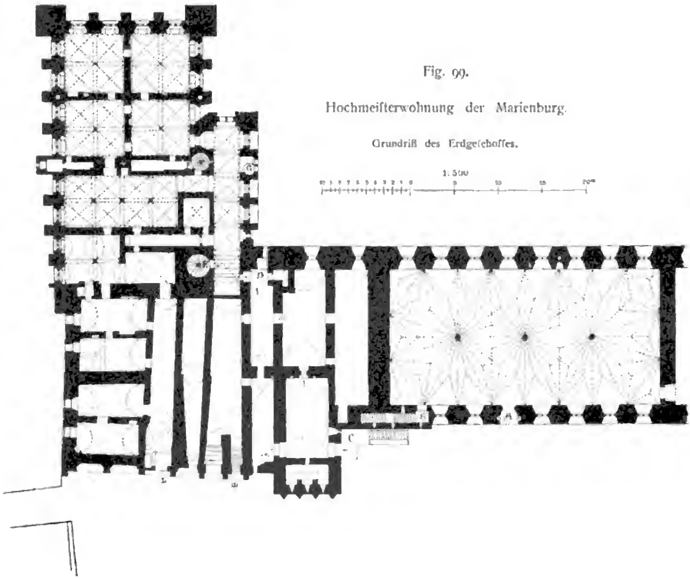


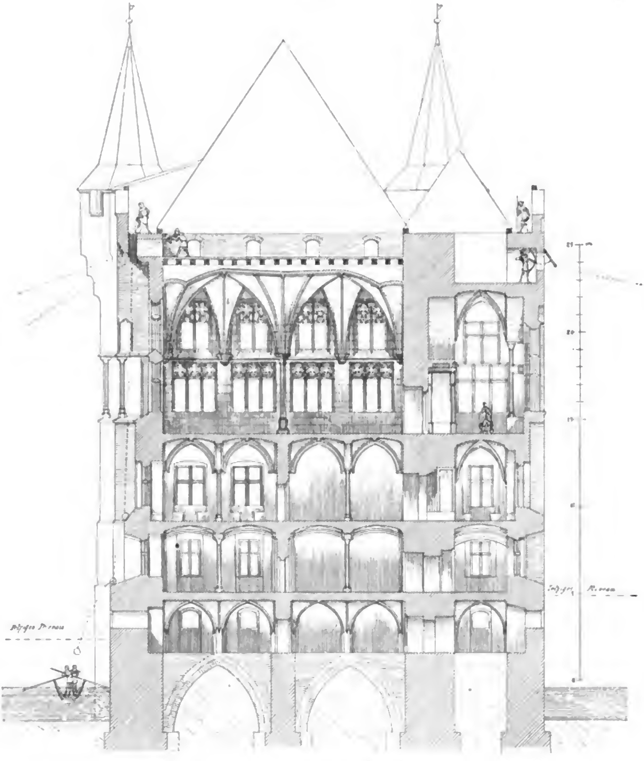
Fig. 99.

Hochmeiſterwohnung der Marienburg.

Grundriß des Erdgeſchoſſes.

Alles in allem vereinigen ſich hier mit den nicht ſehr reichlich bemeſſenen Räumen für den täglichen Aufenthalt (zwei Wohn- und ein Schlafzimmer) die beiden Prunkſäle (Remter), die Kapelle und der einen vortrefflichen Vorraum bildende Palaſtflur zu einer ſehr eindrucksvollen Raumgruppe. Die Treppenanlagen ſind allerdings nach der Sitte jener Zeiten eng, zum Teil dunkel und nach unſeren Begriffen unbequem. Aber ungewöhnlich bevorzugt iſt die Anlage dadurch, daß an mehreren Stellen beſondere Flure einen bequemen Verkehr zwiſchen den Einzelgemächern ermöglichen. Selbſt in der Raumgruppe vor der Kapelle

Fig. 100.

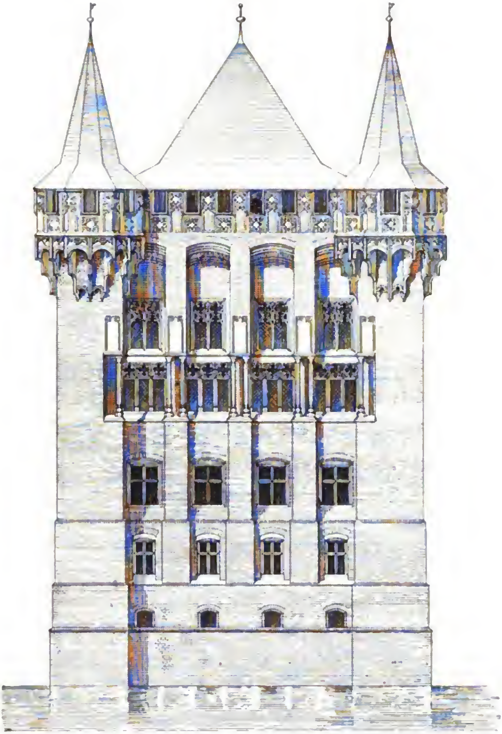


Hochmeifterwohnung der Marienburg.

Schnitt.

und der Schlafftube, wo dies nicht der Fall ift, hat man wenigftens Vorforge getroffen, daß die Treppe *B* auf zwei verfchiedenen Wegen erreicht werden konnte. Hierin zeigt fich ein Fortfchritt, der im allgemeinen anderwärts noch auf Jahrhunderte hinaus nicht zu verzeichnen ift.

Fig. 101.



Hochmeifterwohnung der Marienburg.

Anficht.

$^1/_{200}$ w. Gr.

Ganz außer der Linie des fonft gebräuchlichen fteht auch die künftlerifche Behandlung des Baues. Unfer Schnitt in Fig. 101 und die fpäter a. a. O. folgenden Innenanfichten zeigt die überaus prächtige Wirkung, die das ftolze Gewölbe und die reichen Maßwerkfenfter im Sommerremter machen, daneben die

hochgemute, dabei auch konſtruktiv ſehr kühne Ausbildung des Palaſtflures und die Art, wie neben dieſer glänzenden Entwickelung des Inneren ganz ſelbſtändige Verteidigungseinrichtungen auf der Höhe des Gebäudes getroffen werden konnten. In der Außenanſicht (Fig. 100) gibt die ſtraffe Durchführung der Pfeilergliederungen dem Ganzen den Eindruck einer ſtolzen Härte, der nur durch die Fenſtermaßwerke und die Zierlichkeit der Eckauskragungen gemildert wird. Es hat faſt den Anſchein, als ob man mit dieſer Zierlichkeit, der die waghalſige Abſtützung der oberen Strebepfeilerteile durch dünne Granitſäulen ebenbürtig zur Seite ſteht, den Belagerer habe verhöhnen wollen. Man konnte das hier wohl, da die vorbeifließende Nogat es an dieſer Seite der Burg unmöglich machte, ſchwerere Wurfmaſchinen in die nötige Nähe zu bringen. Mit der Wirkung größerer Pulvergeſchütze aber, die ſolchen zarten Gliedern gefährlich werden mußte, brauchte man zur Erbauungszeit dieſes Hauſes nicht zu rechnen. Verläuft doch von da ab noch über ein halbes Jahrhundert, bis ſchweres Belagerungsgeſchütz, wie die berühmte „faule Grete“ Kurfürſt *Friedrich I.* von Brandenburg die bisherigen Anſchauungen im Befeſtigungskrieg über den Haufen warf.

92. Burg Vayda-Hunyad.

Etwa gleicher Zeit auch entſtammt der Bau der Burg Vayda-Hunyad, die wir in Art. 72 (S. 80) beſprochen haben. Wir verweiſen hier auf die dort (in Fig. 69) gegebene Geſamtanſicht der Burg, weil ſie zeigt, daß die gleichen Strömungen, wie bei dem vorhergehenden Beiſpiele, anderwärts gleichfalls auftraten.

Auch hier bildet der Saal, der wie üblich durch eine Pfeilerreihe geteilt wird, einen ziemlich ſelbſtändigen Bau. Unmittelbar an ihn lehnt ſich nur ein verteidigungsfähiger Rundturm und an der anderen Schmalſeite ein über dem Toreingang befindliches, mit zwei Erkern verſehenes Gemach. Neben dieſem bildet eine Wendeltreppe den Zugang vom Schloßhof zum oberen Saal. Wie in der Marienburg iſt durch einen beſonderen Gang, der hier an der äußeren Burgſeite entlang geführt iſt, eine Verbindung zwiſchen dem Treppenaufgang und dem hinteren Saalteil hergeſtellt. Und dieſer Gang iſt in der zierlichſten Weiſe mit vorgekragten Erkern und reichen Maßwerkgliederungen geſchmückt und bildet ſo ein Gegenſtück zu den Zieraten des Hochmeiſterbaues auf der Marienburg. Daß durch ihn die Wehrfähigkeit der Burg weſentlich beeinträchtigt worden ſei, möchten wir mit Rückſicht auf ſeine unerſteiglich hohe Lage kaum annehmen. An verhältnismäßig leicht verletzlichen Teilen, wie Ecktürmchen, Gußerkern und dergl., hat man ſelbſt nach Einführung der Pulvergeſchütze noch lange feſtgehalten. Wurden ſie zerſtört, ſo ſchadete dies ja nicht allzuviel, wenn nur die ſchwereren Baumaſſen weiter Stand hielten. Dieſer zierliche Gang erſcheint uns als ein ſehr gelungener Verſuch, die ſtarren Maſſen ſolcher großer Burg durch den prickelnden Reiz feiner Formgebung fröhlicher zu geſtalten und gleichzeitig dem Feſtſaal eine gangartige Folge kleiner höchſt reizvoller Einzelräume anzugliedern.

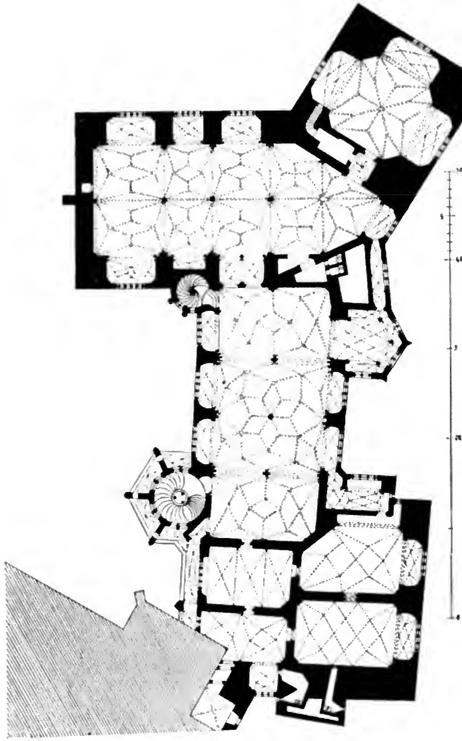
93. Albrechtsburg zu Meißen.

Die auf die Errichtung der letztbeſprochenen Bauten folgenden Zeiten mußten durch die Umwälzungen im Kriegsweſen, durch das Aufkommen ſchwerer Geſchütze die Anlage befeſtigter Herrenſitze weſentlich erſchweren, um ſo mehr als dieſe ja nicht wie die Burg des einfachen Landadeligen durch unzugängliche Lage einen gewiſſen Schutz gegen die neuen Kriegsmaſchinen genießen konnten. Andererſeits aber waren ſie auch geeignet, ſtarke Befeſtigungen bei Schlöſſern überhaupt mehr entbehrlich zu machen. Denn in einem Teile Europas, beſonders in England und Frankreich, war durch die königliche Obergewalt die Ruhe im Lande ſoweit hergeſtellt, daß man des dauernden Schutzes durch Mauern und Gräben nicht mehr ſo wie früher bedurfte. In anderen Gegenden aber, wie in Deutſchland, bildeten ſich die wichtigeren Landesherrſchaften zu ſo umfangreichen Gebilden aus, daß nicht mehr in der Berennung einer fürſtlichen Burg, ſondern vor allem in offener Feldſchlacht die kriegeriſche Entſcheidung geſucht werden mußte.

So erklärt es ſich, daß man gelegentlich ſchon im XV. Jahrhundert bei der Erneuerung älterer Burgen die kriegeriſche Widerſtandsfähigkeit gegen die Rückſichten der Pracht und Bequemlichkeit ſtark zurücktreten laſſen konnte.

Das großartigste von allen ähnlichen am Schlusse des Mittelalters errichteten Gebäuden in Deutschland ist die Albrechtsburg zu Meißen[92]). Sie führt zwar den Namen Burg, hat auch in ihrer malerischen Erscheinung einiges, was an

Fig. 102.



Albrechtsburg zu Meißen.

Grundriß des I. Obergeschosses[92]).

[92]) Vergl.: PUTTRICH, L. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Abt. I., Bd. 2. Leipzig 1845–50. I: Meißen. S. I ff. – wo auch die einschlägige Literatur angegeben ist – Ferner: GURLITT, C. Das Schloß zu Meißen. Dresden 1881.

ſolche erinnert, iſt aber in der Tat nichts anderes als ein Wohnhaus, für fürſtliche Verhältniſſe eingerichtet, ohne jeden Vergleich mit den Burgen oder Paläſten, von welchen in vorſtehendem die Rede war. Nicht einmal Zinnen ſchmücken mehr die Burg. (Siehe die nebenſtehende Tafel und Fig. 102.) Sie wurde 1471—83 von den Brüdern Kurfürſt *Ernſt* und Herzog *Albrecht von Sachſen* nach Abbruch des alten Markgrafenſchloſſes durch Meiſter *Arnold Beſtpheling*[93]) als gemeinſame Wohnung (gleichzeitig mit dem Oberteil des der Weſtfront angrenzenden Domes) erbaut. Als 1485 die Teilung der ſächſiſchen Lande eintrat, erhielt der jüngere, *Albrecht*, das Land Meißen und damit die Burg, die von ihm ſpäter den Namen erhielt; einige kleine Baulichkeiten wurden noch 1520—24 errichtet.

Über einem niedrigen Untergeſchoß mit Wirtſchaftsräumen, das dem Hofe zu eben ſteht, gegen außen aber mehrere Kellergeſchoſſe unter ſich birgt, erheben ſich zwei mächtige, reichgewölbte Stockwerke, von denen das I. Obergeſchoß zwei große Säle nebſt einigen Gemächern enthält. Dieſe Säle ſind der Nachklang der älteren Palasbauten. Über ihnen enthält das II. Obergeſchoß nur kleinere Gemächer, 14 an der Zahl. Die Kemenate der älteren Zeit iſt in ihnen über den Palasbau gelegt, wobei allerdings die Bezeichnung als Kemenate nur dem nördlichen Teile, welcher den Frauen diente, erhalten geblieben iſt. Über dieſen beiden gewölbten Stockwerken liegt im Dachraume noch ein drittes, welches durch mächtige ſteinerne Dachfenſter erhellt wird. Bemerkenswert iſt die Ausführung dieſes Baues inſofern, als durch Überbauen der hintermauerten Gewölbezwickel die Stockwerke nach oben immer enger werden, ſo daß auch das im Dache befindliche Wohngeſchoß, auf dem unteren Gewölbe ſtehende lotrechte Wände zwiſchen den Dachfenſtern hat. Seine Decken ſind zwar durch das erſte Kehlgebälk des Daches gebildet; aber es würde ohne weiteres möglich geweſen ſein, ſie zu wölben. Nach alter Sitte ſchließt ſich dem Vorſaale im I. Obergeſchoß eine zierliche Kapelle an, welche in einem ausgebauten Turme liegt. Bezeichnend ſind für den Bau die in allen Geſchoſſen befindlichen, die mächtigen Mauern zu bloßen Pfeilern auflöſenden Fenſterniſchen, welche noch im Dachgeſchoß förmlich gewölbte Kämmerchen bilden; dann die teilweiſe außen angeſchloſſenen Verbindungsgänge. Die einzelnen Stockwerke werden durch zwei Wendeltreppen verbunden, in den alten Akten „Wendelſteine“ genannt, beide auf der Weſtſeite des von Süden nach Norden laufenden Flügels. Die eine in der Ecke am Nordflügel gelegene bildet die unmittelbare Verbindung der Frauengemächer im II. Obergeſchoß mit dem Hauptſaale und dem Hofe. Die andere, in jedem Stockwerke noch durch einen äußeren Umgang ausgezeichnet, iſt die Haupttreppe, die vom Hofe zum Vorſaale emporführt, in welchem nach alter Weiſe das Gefolge und die ſonſt zum Hofe in Beziehung Stehenden verkehrten. Indes wurde darin kaum mehr öffentliches Gericht gehalten, da auch Kanzleiräume dazu gehörten, welche, durch dieſelbe Treppe zugänglich, ſich im II. Obergeſchoß befanden. Berückſichtigen wir letzteres, ſo iſt die Anlage für eine gemeinſchaftlich geführte Haushaltung zweier Fürſtenfamilien, die doch mit dem Gefolge aus etwa 60 Perſonen beſtand, nicht groß und nur denkbar, wenn wir erfahren, daß z. B. ſieben der den erſten Adelsfamilien angehörigen Kammerfrauen gemeinſam ein Zimmer bewohnten. Vielleicht würde auch noch durch weitere Bauten eine Vergrößerung eingetreten ſein, wenn nicht wenige Jahre nach der Fertigſtellung des vorhandenen Baues einer der Brüder infolge der Teilung des Landes Meißen verlaſſen, der andere, welcher Meißen behielt, ſeine Reſidenz nach Dresden verlegt hätte. So war der Bau ſchon unmittelbar nach ſeiner Fertigſtellung überflüſſig geworden und diente, wenn er auch noch eine Zeitlang erhalten wurde, meiſt untergeordneten Zwecken.

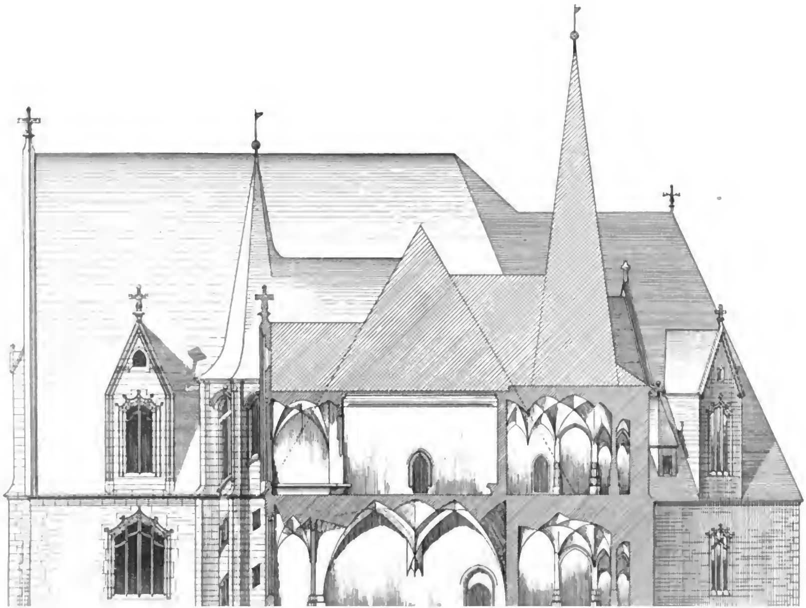
Eine künſtleriſche Ausſchmückung hat er deshalb auch in älterer Zeit nie erhalten. Unſere Abbildungen geben den Grundriß des I. Obergeſchoſſes, ſowie den Durchſchnitt durch den Süd-Nordflügel mit dem Kapellenturm wieder.

94. Oxburgh-Hall zu Norfolk.

Noch weiter wie in Deutſchland ging man in England in dieſer Abkehr von der alten befeſtigten Burganlage. Das Meißener Schloß folgt im Umriß genau nach alter Sitte der unregelmäßigen Form des Felshügels und gewinnt dadurch auch nach alter Weiſe eine geſteigerte maleriſche Wirkung im Inneren wie im Äußeren. Wie man in England ſchon zur gleichen ſpät-gotiſchen Zeit im Gegen-

[93]) Die ſehr verbreitete Erklärung dieſes Namens als *Arnold* aus Weſtfalen iſt recht fragwürdig. Auf alle Fälle gehörte dieſer hochbedeutende Meiſter ſeiner Schulung nach nicht nach Weſtfalen, ſondern nach Oberſachſen.

Zu S. 110.





Albrechtsburg zu Meifsen.

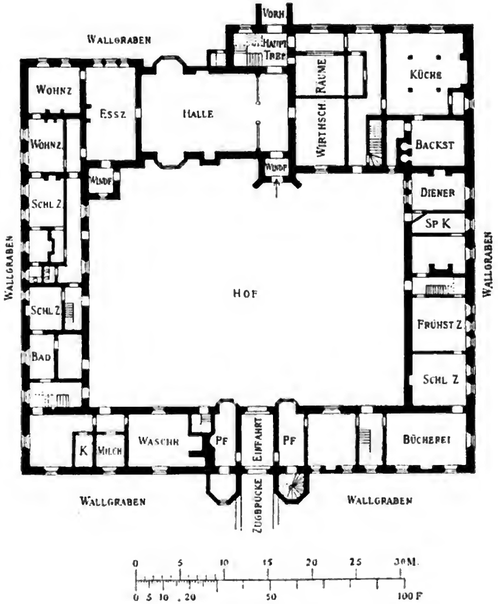
Durchfchnitt durch den Südnord-Flügel mit dem Kapellenturm.

Handbuch der Architektur. II. 4, b. (2. Aufl.)

Nach der amtlichen Aufnahme, welche durch freundliche Vermittelung des Herrn Profeffor † Dr. STECHE in Dresden dem Verfaffer der 1. Auflage zugänglich gemacht wurde.

ſatz dazu das Streben nach größerer Regelmäßigkeit bevorzugte, möge Fig. 103[94]), der Erdgeſchoßgrundriß des Schloſſes Oxburgh-Hall in Norfolk zeigen. Das Schloß, im Jahre 1482 erbaut, legt ſich mit rechtwinkelig aneinanderſchließenden Flügeln um einen rechteckigen Hof herum. Es iſt unter Verzicht auf weitere Befeſtigung nur durch einen Wallgraben geſichert, über den eine Zugbrücke zu dem ſymmetriſch geformten Torgebäude führt.

Fig. 103.



Schloß Oxburgh-Hall in Norfolk.

Grundriß des Erdgeſchoſſes[94]).

Die Raumverteilung beruht wieder auf der Bewertung der großen Halle als Mittelpunkt des Hauſes. An ſie ſchließen ſich nach rechts die nach engliſcher Sitte ſehr reich entwickelten Wirtſchaftsräume, nach links die hauptſächlichſten Wohnräume. Sehr bezeichnend für mittelalterliche Verhältniſſe iſt es, daß auch bei dieſem mit bedeutenden Mitteln errichteten einheitlichen Bau die Verbindung mit den einzelnen Wohnungsteilen überwiegend nicht durch Flure, ſondern durch die reichlich angeordneten Treppen vermittelt wird. Dies iſt urſprünglich, ehe man in den links-

[94]) Nach: MUTHESIUS, a. a. O., S. 34.

feitigen Wohnflügel nachträglich einige Fluranlagen eingebaut hat, noch in höherem Maße der Fall gewefen.

Angeführt fei hier, daß auch in den Burganlagen Mährens die Bildung regelmäßig rechteckiger Hofanlagen mehrfach auftritt[98]).

3. Kapitel.

Städtifche Wohnbauten.

95. Grundzüge.

Indem wir uns dem Bauwefen der Städte zuwenden, betreten wir ein Gebiet, das fich feinem Wefen und Urfprung nach fehr bedeutend von den vorhergehenden Kapiteln unterfcheiden muß.

Die bisher befprochenen Wohnbauten beruhten auf den Lebensbedingungen, die feit den älteften Zeiten des abendländifchen Mittelalters beftanden haben; wir konnten mit großer Sicherheit verfolgen, wie fie fich aus den urtümlichen Verhältniffen vorhiftorifcher Zeiten ziemlich gleichmäßig allenthalben entwickelt haben. Anders fteht es mit den ftädtifchen Wohnbauten. Diefe haben fich herausgebildet unter Verhältniffen, die dem früheren Mittelalter fremd waren; denn das Aufblühen des mittelalterlichen Städtewefens ift ohne unmittelbaren Zufammenhang mit der antiken Städtebildung aus kleinen Anfängen hervorgegangen. Es hat die fchwerften Widerftände fchon in den erften Entwickelungsftufen gerade dadurch erfahren, daß die Zufammenfaffung der Bürgerfchaft unter einem die Gemeinfchaft vertretenden Stadtregiment in unlöslichem Widerfpruch ftand zu dem im frühen Mittelalter rein auf perfönlichem Lehnsverhältnis beruhenden Grundlinien der ftaatlichen und der fozialen Gliederung. Und die Städte haben die Kraft, um diefe Widerftände zu überwinden, wefentlich nur dadurch gefunden, daß fie im Gegenfatz zu der durchgehend bäuerlichen Naturalwirtfchaft der älteren Zeiten und der ritterlichen Kreife kraft der Antriebe des Handels und des Handwerks zur Geldwirtfchaft, und damit zur Geldmacht, fortfchritten. Dazu kam dann mit der wachfenden Bevölkerung der Stadt das Zufammendrängen Vieler auf engem Raum, das wieder fich gegenfätzlich abhob von der ländlichen Weite aller Abmeffungen. So find in der entwickelten Stadt des fpäteren Mittelalters faft alle Verhältniffe zum fcharfen Gegenfatz gegen die volkstümliche Überlieferung älterer Zeiten ausgewachfen, und naturgemäß prägt fich dies alles im Bauwefen der Städte zu ganz neuen eigenartigen Zügen aus. Aber diefe in die Augen fallenden Gegenfätze find doch erft das Ergebnis einer langen Entwickelung. Da das ganze Städtewefen nur allmählich aus den es umgebenden ländlichen Verhältniffen herauswachfen konnte, da in der Zeit feines ftürmifchen Vorwärtsfchreitens der Zuzug neuer Bürger doch nur aus Landleuten beftehen konnte, fo müffen wir ohne weiteres auch annehmen, daß die Wohnweife des flachen Landes zuerft fich auch in die Stadt verpflanzt habe. Infofern wird theoretifch die zum Gemeinplatz der Fachliteratur gewordene Anficht kaum in Zweifel zu ziehen fein, daß das Bürgerhaus aus dem ländlichen Wohnhaufe hervorgangen ift. Und doch ift es voreilig, anzunehmen, daß die Bauernhausformen, die wir heute kennen, die Urbilder des bürgerlichen Haufes gewefen feien. Es kann hier fchon ausgefprochen werden, daß in diefem Falle das Bürgerhaus eine andere Geftalt hätte annehmen müffen, als es feine älteften überkommenen Beifpiele zeigen. Dies zwingt uns, für das Entftehen diefer Hausformen eine andere Erklärung zu

[98]) Vergl.: PROKOP, A. Die Markgraffchaft Mähren in kunftgefchichtlicher Bedeutung. Wien 1904.

ſuchen. Aber es bieten ſich hier größere Schwierigkeiten, den wirklichen Gang der Entwickelung feſtzuſtellen, als in den anderen Abſchnitten unſerer Darſtellung. Sie liegen vor allem in der größeren Mannigfaltigkeit der Bedingungen, unter denen das ſtädtiſche Haus ſich bildete. Wir haben in der Stadt nicht eine geſellſchaftlich ſo gleichmäßige Schicht als Trägerin des Bauweſens vor uns, wie ſie Adel und Fürſtentum auf dem freien Lande bildeten. Hier bauen vielmehr die verſchiedenſten Kreiſe jeder in ſeiner Art. Dies kann teils in der erſten Entſtehung der Stadt, teils in der Art ihrer ſpäteren Entwickelung liegen und wird ſich je nachdem verſchieden ausprägen.

96. Verſchiedene Zuſammenſetzung der Stadtbürgerſchaften.

Die Entſtehung der Städte, ſo unendlich verſchieden ſie geweſen iſt, läßt ſich für unſere Betrachtung nach zwei großen Klaſſen ſcheiden. Es bildete ſich eine eigenartige Zuſammenſetzung der Bevölkerung, wenn die Stadt, allmählich wachſend, im Anſchluß an eine vornehme ländliche Anſiedelung entſtanden war, wie dies bei einer Burg, einem Königshof, einem Biſchofsſitz, dem Hof eines Großgrundherrn oder auch nur einer Gruppe adeliger Höfe und dergl. ſich ereignete. Dann bildeten von vornherein adelige Höfe, meiſt die Höfe des Stadtherrn und ſeiner Vaſallen, eine beſondere Art der Bauten, und dieſe werden natürlich nicht von dem Bauernhauſe beeinflußt ſein, in dem man meiſt wie ſelbſtverſtändlich das Vorbild des ſtädtiſchen Hauſes ſehen möchte, ſondern ſie werden wahrſcheinlich Übertragungen der uns aus dem vorhergehenden Kapitel bekannten Edelſitze darſtellen. Solche Bauweiſe konnte für die zuziehenden Bürger, die ja zunächſt nur über geringere Mittel verfügten, nicht maßgebend ſein.

Wohl mußte ſchon in den entſtehenden Städten des XI. Jahrhunderts jeder, der als vollberechtigter Bürger gelten wollte, nicht nur ein freier Mann ſein, ſondern auch eine eigene Hausſtelle erwerben, mit welcher der Beſitz eines Anteiles am ſtädtiſchen Grundbeſitz verbunden war. Und wir können annehmen, daß dieſe Bevölkerungsſchicht ſich jedenfalls Unterkunftsverhältniſſe geſchaffen hat, die den im bäuerlichen Leben des XI. Jahrhunderts üblichen entſprachen[96]). Aber von ihren Bauten iſt nichts auf uns gekommen; die bürgerlichen Wohnbauten dieſer Städte beginnen für uns erſt in ſpäterer Zeit, in der durch die fortſchreitende Entwickelung ein Ausgleich mit den anders entſtandenen Städten ſich ſchon vollzogen hatte.

Außer dieſen beiden vornehmen Klaſſen der Bevölkerung, dem Adel und den Vollbürgern ſind ferner ſchon recht früh weitere Einwohner in den Städten zu verzeichnen: Kaufleute und Handwerker vor allem, die zwar nicht als Vollbürger Anteil an der Feldmark und eine volle Hofſtelle in der Stadt beſaßen, die aber doch als freie Männer auf eigenen, wenn auch kleineren Grundſtücken ſaßen. Bei ihnen fiel die Rückſicht auf die Erforderniſſe landwirtſchaftlichen Betriebes ganz fort; ſie waren in der Ausbildung ihrer Wohnſtätten ſachlich frei und nur etwa durch die Macht der Gewohnheit an die volkstümliche ländliche Bauweiſe gebunden.

Etwas anders, und zwar gleichmäßiger, ſetzte ſich im Anfange die Bürgerſchaft ſolcher Städte zuſammen, die ohne Anlehnung an vornehme Nachbarſchaft etwa an einem natürlichen Handelsorte entſtanden oder durch ausdrücklichen Gründungs-

96) Dies gilt grundſätzlich auch für diejenigen Städte, die in der älteren Zeit der Städtegründungen zunächſt als reine »Marktanſiedelungen« entſtanden. Wurden ſie auch nicht mit Ackerland ausgeſtattet, ſo beſaßen ſie doch, wie ſehr häufig nachzuweiſen iſt, Beſitz oder Nutzungsrechte an Weideland uſw., waren alſo zum mindeſten durch Viehzucht ebenfalls mit landwirtſchaftlicher Tätigkeit eng verbunden.

akt planmäßig in einem Zuge gegründet wurden. In ihnen fällt im wesentlichen jene Schicht adeliger Herren und vornehmer Dienstmannen fort. Zunächst kann man für sie eine ziemlich gleichmäßige Bebauung mit den Hofstellen der Vollbürger annehmen, auf denen die einfacheren Handwerker als Hintersassen gleichzeitig Unterkunft fanden. Sehr bald kam auch hier, wie in den erstbesprochenen Städten, ein selbständiger Stand freier Handwerker und Kaufleute mit eigenen baulichen Bedürfnissen hinzu. Mit der fortschreitenden Bedeutung der Städte fanden es dann wieder so manche vom Adel vorteilhaft, diesen mächtiger werdenden Genossenschaften anzugehören. Sie ließen sich als „Ausbürger“ aufnehmen, und so Mancher errichtete sich in der Stadt ein eigenes Haus, das aber wegen der inzwischen eingetretenen Wertsteigerung des städtischen Bodens nicht mehr die Form eines adeligen Hofes annehmen konnte, sondern ein einfaches Absteigequartier ward. Diese spätere Anteilnahme ritterlicher Kreise an der baulichen Gestaltung der Stadt war unabhängig von deren ursprünglichen Entstehungsweise und trug schon zur Verwischung der obenangeführten Unterschiede bei. Noch mehr wurde diese dann dadurch befördert, daß in jenen erstgeschilderten Städten die vornehmen Höfe meistens in späterer Zeit zerstückelt wurden, sei es, daß ihre Besitzer sie als Baustellen in kleinen Anteilen freiwillig verkauften, um den gesteigerten Grundstückswert auszunutzen, sei es, daß in den politischen Kämpfen um die Stadtherrschaft der Adel überhaupt aus der Stadt vertrieben wurde. Von jenen alten großen Höfen ist dann bestenfalls das Herrenhaus, oft nur ein kleines Haus, gleich den letzterwähnten Adelssitzen, als Rest übrig geblieben. Endlich hoben sich aus der handel- und gewerbetreibenden Bürgerschaft vielfach, besonders im Süden, einzelne Geschlechter heraus zu einem vornehmen, ritterlichem Range entsprechenden Leben. Die Wohnstätten solcher Patrizierfamilien schlossen sich dann wieder zu einer besonderen vornehmen Klasse zusammen, deren Bild aber vielfach mit demjenigen der adeligen Niederlassungen zusammenfällt.

97. Verschiedene Arten städtischer Wohnhäuser.

So können wir bei Schilderung des städtischen Bauwesens ein übersichtliches Bild nur durch Trennung der städtischen Wohnhäuser in mehrere Gruppen gewinnen, und wir wählen eine Trennung zwischen den Wohnhäusern vornehmer Kreise, zu denen wir auch die Bauten der höheren Geistlichkeit zu zählen haben werden, und den Häusern des schlichteren bürgerlichen Standes, denen sich die Behausungen der „Kleinbürger“, Handwerker, Krämer und dergl. leicht angliedern. Auch bei dieser Sonderung in Hauptgruppen wird das Bild immer noch überaus mannigfaltig ausfallen. Dafür sorgt in hohem Maße die sehr verschiedenartige Entwickelung, welche die einzelnen Länder nahmen. Sie äußert sich nicht nur in der Anpassung an das Klima und in den höheren oder niederen Ansprüchen an die Behaglichkeit des Hauses, sondern sie bringt es auch zuwege, daß bald mehr das Handwerk und der Handel mit seinen Erzeugnissen vorherrscht, bald mehr die Aus- und Einfuhr von Massenerzeugnissen der Landwirtschaft und der Seefahrt oder daß reiner Zwischenhandel und Geldverkehr die Haupterwerbsquelle der Bürger ausmacht, und dies alles beeinflußt die Anlage der Häuser wesentlich. Dazu treten endlich noch die vielverschlungenen Einflüsse, welche die verschiedenen Länder gegenseitig aufeinander ausüben, durch welche insbesondere die höherentwickelten Formen aus Gegenden älterer Kultur in die zurückgebliebenen Länder durch Nachahmung eindringen und Mischformen erzeugen.

98. Grundlage der Darstellung.

Alle diese sehr verwickelten Bedingungen, durch die das städtische Wohnhaus des Mittelalters hindurchgegangen ist, sind noch wenig erforscht, und ihre

Grundzüge bisher noch nicht in größerer Überſicht verarbeitet worden. Selbſt die Sammlung des ungeheuer weitſchichtigen Stoffes iſt im Vergleich mit anderen Gebieten der Kunſtgeſchichte noch außerordentlich im Rückſtande. Wir geben in nachſtehendem den Verſuch einer zuſammenhängenden Darſtellung, die zum weſentlichen auf den an erhaltenen Denkmälern der verſchiedenen Gebiete gebildeten perſönlichen Anſchauungen beruht.

Wir geben ſie mit dem Vorbehalt gewiſſer Abweichungen im einzelnen, den man einem ſolchen erſten Verſuch, einen Stoff von ſeltener Unüberſichtlichkeit zu gliedern, zugute halten möge, aber in der feſten Überzeugung, daß ſie in allem weſentlichen den wirklichen Vorgängen entſpricht[97]).

a) Vornehme ſtädtiſche Wohnſitze.

99. Adelshöfe an der Stelle römiſcher Städte.

Der Beginn ſtädtiſcher Entwickelungen in Deutſchland und auch in den anderen Ländern knüpft ſich an die Orte, die ſchon in den Römerzeiten eine bedeutende Rolle geſpielt haben. Allerdings ſind es zunächſt nur Vorſtufen, die mit den Zuſtänden ſpäterer Zeit wenig Ähnlichkeit haben. Verwüſtet lagen alle dieſe Stätten früheren Glanzes, wie Cöln, Mainz, Worms, Straßburg, Regensburg u. a.; Gärten, Felder und Einöden bedeckten das frühere Stadtgebiet. Auch in Paris liegt zwiſchen der Merovingiſchen und der mittelalterlichen Kapetingiſchen Zeit eine große Verwüſtung. An die Stelle ſpät-antiker Prunkbauten mit bunten Glasfenſtern, koſtbaren Bronzeſchranken, Baldachinen, Gold- und Silbergefäßen traten Notſtandsbauten und Befeſtigungen. Als die erſten Anſiedler ſich wieder auf den alten Stadtplätzen niederließen, waren zerſtört und vergeſſen alle Ordnungen und Einrichtungen, die für Sicherheit und Ruhe im ſtädtiſchen Bezirk geſorgt hatten. Die Stadtmauern, ſoweit ſie erhalten geblieben, waren viel zu weit gezogen, als daß ſie die Veranlaſſung zu geſchloſſener Siedelungsform hätten geben können. Vielmehr vollzog ſich der Wiederanbau an der verwüſteten Stätte etwa im V. und VI. Jahrhundert ſo, daß ſich vornehme Einzelhöfe des Königs, eines Biſchofs oder ſonſtiger Großen, dazu vielleicht kleine dorfartige Gruppen von freien Bauernhöfen, auf dem weiten Raume zerſtreut bildeten. Die erſteren zogen dann die Gründung weiterer Höfe von Dienſtmannen bald nach ſich, bei deren Begabung mit Grundfläche man auch noch keine Veranlaſſung zur Raumerſparnis haben konnte. So beſtand ein weſentlicher Teil einer ſolchen entſtehenden Stadt aus anſehnlichen Höfen, die ſich von den Herrenſitzen des freien Landes in nichts unterſchieden haben werden. Solange unter dem Beſtande der Volksfreiheit das Gericht der Volksgenoſſen die Aufrechterhaltung von Recht und Frieden verbürgte, war auch bei ihnen kein Anlaß zur Befeſtigung gegeben; Zaun oder einfache Umwehrungsmauern genügten, um ſie gegen die freie Nachbarſchaft abzuſchließen. Es ſcheint, daß an manchen Orten rechtzeitig die abnehmende Macht dieſes Volksgerichtes durch die ſtraffe Leitung königlicher Beamten, Burggrafen und Stadtpräfekten oder durch zielbewußt durchgebildete geiſtliche Herrſchaft erſetzt worden iſt, oder daß unter den bedeutenderen Grundbeſitzern mancher Stadt weſentlich Einheit geherrſcht hat, ſo daß dieſen Städten dauernde Zeiten der Geſetzloſigkeit, wie ſie die wilden politiſchen Kämpfe des Reiches begleiteten, erſpart worden ſind. Dies möchten wir wenigſtens daraus ſchließen, daß die Form des unbefeſtigten Hofes oder Reſte davon ſich noch aus den erſten Jahrhunderten mittelalterlicher Architekturent-

[97]) Die Grundzüge dieſer Anſchauung habe ich zuerſt veröffentlicht in einem Vortrag über Aufnahme, Sammlung und Erhaltung deutſcher Bürgerhäuſer auf dem Denkmaltage zu Mainz am 27. September 1904. Vergl. den ſtenographiſchen Bericht vom V. Tag für Denkmalpflege. Berlin 1904. S. 86 ff.

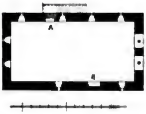
wickelung mehrfach erhalten haben. Anderwärts aber hat ſich, nach Fortfall jeder die Ordnung ſichernden Macht, gerade unter den Adeligen der Stadt der wildeſte Kampf um die Vorherrſchaft erhoben, ein Kampf Aller gegen Alle, der dazu führte, daß jeder dieſer kleinen Machthaber ſich auf ſeinem Eigen, wie in einer Burg, nach Kräften befeſtigte. Das Mittel dazu war vor allem die Errichtung hoher

Fig. 104.



Anſicht.

Fig. 105.



Grundriß des I. Obergeſchoſſes.

Frankenturm zu Trier[94]).

Türme, die durch das ſtarke Steinwerk ihrer Mauern und die Beherrſchung des umliegenden, damals natürlich noch nicht mit Häuſern beſetzten Geländes dem Inhaber die größtmögliche Sicherheit gewährten.

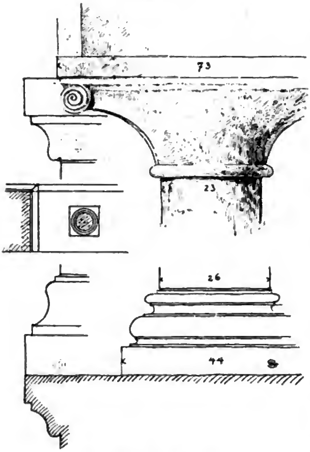
100. Frankenturm zu Trier.

So erſcheint der Wohnturm auch in der Stadt als eine der älteſten uns erhaltenen Formen des monumentalen Wohnbaues. Bekannt iſt, wie beſonders

[94]) Nach eigenen Aufnahmen.

auf italieniſchem Boden ein wahrer Wetteifer im Errichten ſolcher feſter Türme ſich gezeigt und das Ausſehen mancher Städte, z. B. Bolognas, bis auf den heutigen Tag beſtimmt hat. Aber auch in Deutſchland kennen wir mehrfach Beiſpiele ſolcher turmartiger Wohnhäuſer, die als Reſte größerer befeſtigter Hofanlagen anzuſehen ſind. In Trier waren noch im Beginn des XIX. Jahrhunderts eine ganze Reihe vorhanden; drei ſind uns wenigſtens in älteren Zeichnungen erhalten[99]). Von einem, dem ſog. Frankenturm, ſind noch die unteren Geſchoſſe auf uns gekommen und wir geben in Fig. 104 bis 106[98]) eine Anſicht dieſes vielleicht älteſten ſtädiſchen Wohnhauſes in Deutſchland, ſowie den Grundriß des Obergeſchoſſes und eine Probe der ſchönen Einzelheiten.

Fig. 106.



Fenſtergliederung im I. Obergeſchoß des Frankenturmes zu Trier[98]).
1/10 w. Gr.

Über die Zeitſtellung des Baues beſteht keine Sicherheit; man ſchwankt in der Annahme zwiſchen dem X. und dem XII. Jahrhundert. Wir halten wegen der ſehr ſicheren und kraftvollen Formgebung der oberen Fenſterordnung, die mit der Kloſterkirche zu Hersfeld in der Profilierung große Verwandtſchaft zeigt, eine Entſtehung früheſtens um die Mitte des XI. Jahrhunderts für das Wahrſcheinlichſte.

Urſprünglich erhoben ſich über dem Erdgeſchoß mindeſtens zwei Geſchoſſe, und es war das oberſte Geſchoß mit einem Zinnenkranz abgeſchloſſen. Das Äußere iſt ſehr ſorgſam und mit reichen Mitteln hergeſtellt, in den Flächen mit rechteckig geſchlagenen Bruchſteinen, die man jedenfalls von römiſchen Ruinen entnommen hat, verkleidet. Kräftige Schmiegengeſimſe und Bänder aus je zwei Lagen römiſcher Ziegel gliedern die Flächen, die an den Ecken mit großen Quadern eingefaßt ſind.

Wir haben vor uns einen Bau von ſchlichtem Grundriß, nicht mehr als einen anſehnlichen Raum von 14,20 × 6,80 m Größe enthaltend, und jetzt noch ein hohes Untergeſchoß[100]), das dargeſtellte Obergeſchoß, ſowie einen durch das Dach ſchräg angeſchnittenen Teil eines II. Obergeſchoſſes umfaſſend.

Das I. Obergeſchoß bildet offenbar den eigentlichen Wohnraum. Es war ringsum durch kleine, aus einer Steinplatte geſchnittene Rundbogenfenſter, je 4 an der Langſeite, 2 am hinteren Giebel, erhellt; nur am Vordergiebel iſt eine reichere Ausbildung durch zwei von derben Säulen geteilte Gruppenfenſter geſchaffen. Bei *A* iſt die Anlage einer Tür noch kenntlich; dort wird alſo eine äußere Treppe hinaufgeführt haben; bei *B* bemerkt man die Reſte eines Kamins.

So bewahrt das Ganze in Abmeſſungen und Einrichtungen durchaus die Form der Halle, wie wir ſie auf ländlichen Herrenſitzen kennen gelernt haben. Es unterſcheidet ſich von dieſen

[99]) Vergl.: Stephani, a. a. O., S. 512 ff.

[100]) Zu ihm iſt zu bemerken, daß das große Einfahrtstor des Erdgeſchoſſes eine neuere Zutat iſt; früher bot das Erdgeſchoß eine geſchloſſene Wand.

nur durch die ſtarke, turmartige Höherführung, wobei die geringe Mauerſtärke jedoch den Gedanken nahe legt, daß dieſer hohe Aufbau vielleicht zunächſt gar nicht im Plane des Gebäudes gelegen habe. Wie jene Hallen werden wir uns den Bau inmitten einer größeren Hofanlage, umringt von kleineren Gebäuden, Wohnhäuſern uſw. vorſtellen müſſen.

101. Wohntürme zu Regensburg.

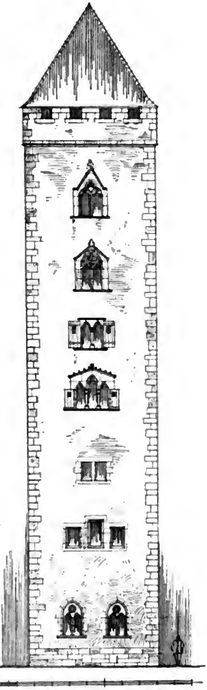
Anderer Art ſind die zu Regensburg in ziemlicher Anzahl erhaltenen ſog. Streittürme, wenn ſie auch den gleichen Zwecken wie der letztbeſprochene Bau gedient haben. Einer der älteſten und auch der großartigſte iſt der mächtige Buckelquaderturm, der hinter dem Dom neben dem Herzoghofe am Kornmarkt ſteht und vom Volke als römiſches Werk angeſehen, den Namen „Heidenturm" führt[101]).

Es iſt ein gewaltiger Klotz von etwa 13 m Seitenlänge ſeines quadratiſchen Grundriſſes und 28,50 m Höhe. Über einem jetzt verſchütteten Keller und tonnengewölbtem Untergeſchoß erheben ſich vier weitere Stockwerke mit lichten Weiten von etwa 10 m im Geviert, die zu Wohnzwecken gedient haben, jetzt aber durch erſichtlich ſpätere Scheidewände roheſter Art geteilt ſind. Ein Kamin, der zwar ſehr einfach in Form und Ausführung iſt, deshalb aber nicht ohne weiteres auf hohes Alter deutet, iſt in der Ecke des I. Obergeſchoſſes enthalten; für die Beleuchtung der Räume iſt ſehr ſpärlich geſorgt durch je drei kleine Fenſter in jedem Geſchoß, die zum Teil durch zierliche Säulchen geteilt ſind. Die Formen dieſer Säulchen deuten mit Sicherheit auf die Zeit um 1150 bis 1200 als Bauzeit des Turmes.

Wir bilden in Fig. 107 u. 108[102]) ein Beiſpiel ſpäterer Zeit aus Regensburg ab, das in dem Gaſſengewirr ſüdöſtlich vom Rathauſe gelegen iſt und gegenüber der ſtarken Verteidigungsfähigkeit jenes herzoglichen Trutzbaues nach außen hin mehr den wohnlichen Eindruck hervorhebt.

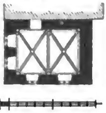
Der Turm ſteigt als unverjüngte Maſſe über einem Grundriß von rund 7,40 × 9,10 m Seitenlänge auf und enthält im Gegenſatz zu den eigentlichen Befeſtigungstürmen den vornehmſten, mit Rippengewölbe überſpannten Raum ſchon im Erdgeſchoß. Wir müſſen alſo dort ſchon ausreichende Lichtöffnungen annehmen, wenngleich die jetzige weite Ladenöffnung, die als Schaufenſter eines Spänglermeiſters dient, weit über mittelalterliche Bedürfniſſe hinausgeht. Wir haben Grundriß und Anſicht entſprechend ergänzt. Der Turm enthält 6 Obergeſchoſſe, die im Inneren ganz ſchlicht, ja geradezu roh behandelt ſind, außen dagegen als ſtolzes Zeichen von des Beſitzers Reichtum nach allen vier Seiten zierliche Fenſtergruppen aufweiſen. In welcher Weiſe die alten Treppenaufgänge angelegt waren, iſt nicht mehr klar. Sicher iſt, daß das Erdgeſchoß ohne jede Verbindung mit den oberen Räumen war, was ja alter Überlieferung entſpricht. Vom IV. Obergeſchoß an, das

Fig. 107.



Anſicht.

Fig. 108



Grundriß des Erdgeſchoſſes.

Hochapfelſcher Turm zu Regensburg[102]).

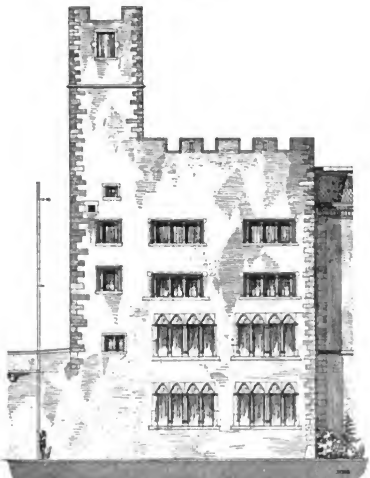
[101]) Siehe: STEPHANI, a. a. O., S. 411.

[102]) Nach eigener Aufnahme.

durch eine Tür vom Dachboden des anſtoßenden neueren Hauſes zugänglich iſt, führt jetzt eine mit leichter Bretterwand abgetrennte zweiarmige Holztreppe weiter hinauf. Die oberen Zinnenkränze werden in alter Überlieferung des Wohnzweckes nicht gefehlt haben; wir haben ſie nach anderen Beiſpielen auch hier ergänzt, und ferner das für deutſche Witterungsverhältniſſe mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmende Dach hinzugefügt.

In Metz findet ſich in der Trinitarierſtraße das ſog. Hotel St.-Livier, ein adeliges Wohnhaus des XIII. Jahrhunderts, das nicht gerade mehr Turmform beſitzt, aber doch noch eine gewiſſe Wehrhaftigkeit bewahrt. Seine viereckige Maſſe (Fig. 109[108]) wird von einem durchaus wehrfähigen Zinnenkranz bekrönt, und ein kleiner quadratiſcher Turm erhebt ſich an der linken Ecke noch um zwei Geſchoſſe über dieſe Wehrplatte. 102. Adelshaus zu Metz.

Fig. 109.



Adelshaus zu Metz.

Anſicht[108]).

Er iſt in ſeinem Inneren als Taubenhaus eingerichtet, konnte aber neben dieſer friedlichen Eigenſchaft ſehr wohl in kriegeriſchen Zeiten als Wartturm benutzt werden. Die innere Einteilung des Baues iſt nicht mehr zu ermitteln; man kann aber annehmen, daß der jetzt zur Treppe benutzte Bauteil unter dem Ecktürmchen von jeher dieſem Zwecke gedient hat. Zu dem verteidigungsfähigen oberen Abſchluß des Hauſes bildet die ſtarke Durchbrechung der Vorderwand in allen 4 Geſchoſſen einen unleugbaren Gegenſatz. Die oberen 2 Geſchoſſe beſitzen dreiteilige, flachgedeckte Gruppenfenſter, die mit ihren reizenden Säulenſtellungen und zierlichen Umrahmungen noch wohlerhalten auf uns gekommen ſind. In beiden unteren Geſchoſſen iſt die Anlage von Fenſtergruppen ähnlichen Umfanges dadurch bezeugt, daß ihre kleeblattförmigen Bogenblenden neuerdings unter dem Wandputz zum Vorſchein gekommen ſind. Die unter dieſen Blenden befindlichen Öffnungen ſind allerdings im XVI. oder XVII. Jahrhundert behufs Anlage größerer Kreuzſtockfenſter zerſtört worden.

Zu erklären iſt die Verbindung von hohen Turmbauten — wie in Regensburg — oder wehrfähigen Oberteilen — wie in letztbeſchriebenem Beiſpiel — mit ſolch freier Öffnung anſehnlicher unterer Wohnräume nur dadurch, daß man für dieſe Bauten die Lage auf einem größeren Hofbezirk annimmt. Dann konnten die unteren Geſchoſſe durch die bewehrte Hofummauerung geſchützt ſein, und

[108]) Wir geben die Anſicht in einer Wiederherſtellung, der die neueſte Veröffentlichung in: SCHMITZ, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen (Düſſeldort 1900), ſowie Photographien des jetzigen Zuſtandes zugrunde gelegt ſind. Für die Beſchaffung dieſer Photographien bin ich Herrn Mag.-Sekretär *Winter* in Berlin zu Dank verpflichtet.

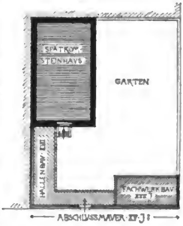
die Verteidigungskraft der letzteren wurde durch die überhöhenden Wehrplatten der angeführten Bauten weſentlich verſtärkt.

103. Adelshof zu Straßburg.

Die vorbeſprochenen Beiſpiele laſſen zwar erkennen, daß nicht der Befeſtigungszweck allein für ihre Errichtung maßgebend geweſen iſt; immerhin aber ſpiegeln ſie Verhältniſſe wieder, in denen der vornehme Beſitzer darauf bedacht ſein mußte, auch in der Stadt ſeine Stellung mit den Waffen in der Hand zu wahren. Es ſei ihnen ein anderes Beiſpiel gegenübergeſtellt, das uns einen Anhalt gibt, wie der behaglichere Sitz eines vornehmen Mannes in einer Stadt angelegt wurde, in welcher unter ſtarker Biſchofsherrſchaft auf kriegeriſche Wirren nicht zu rechnen war. Fig. 110[104]) gibt den Lageplan eines Gehöftes, das bis zum Jahre 1903 in Straßburg, Thomasplatz 10, unter dem Namen „Römerhof" beſtand, ſoweit mir bekannt, das einzige ſeiner Art in Deutſchland, und das trotz einiger Zutaten oder Umbauten ſpäterer Zeit ein gutes Bild eines ſtädtiſchen Hofes romaniſcher Zeit gab.

Das Grundſtück liegt am Thomasplatz und der Ecke einer Seitengaſſe und war an zwei Seiten von Nachbarn begrenzt. Im hinteren Winkel, der früher vielleicht die Mitte des Ganzen gebildet haben mag, lag das Herrenhaus, ein ſtattliches Seitengebäude von etwa 25 × 14,00 m Größe. Im Äußeren zeigten Reſte eines ſchlichten Rundbogenfrieſes, daß wir es noch mit einem Bau romaniſcher Zeit zu tun haben; der Innenausbau enthielt nur noch Reſte ſpäterer mittelalterlicher Zeit und kommt für uns nicht weiter in Betracht. Zwiſchen dieſem Hauptwohngebäude und der Nebenſtraße erſtreckt ſich ein Garten; nach dem Thomasplatze zu ſchloſſen ſich dreigeſchoſſige Holzgallerien an und bildeten eine Verbindung mit einem weiteren Wohnhaus ſpäterer Zeit, das die vordere Ecke des Grundſtückes einnahm. Das Ganze war, abgeſehen von den an den Grenzen ſtehenden Gebäuden, nur durch eine einfache Gartenmauer abgeſchloſſen und zeigte keinerlei Verteidigungseinrichtungen.

Fig. 110.



Römerhof zu Straßburg.

Skizze des Lageplanes[104]).

104. Fortfall der Befeſtigung in den Städten.

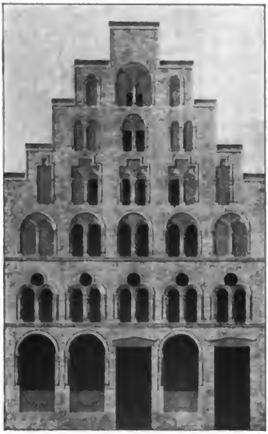
Wir dürfen annehmen, daß ſolche auf friedliche Verhältniſſe berechnete Anlagen in den wohlgeordneten Städten bald die Regel wurden. Denn es wäre ganz falſch, anzunehmen, daß in dieſen Rechtloſigkeit und wilder Kampf dauernd geherrſcht hätten. Kriegeriſche Zuſtände konnten wohl auch in ihnen eintreten, ganz wie heutzutage, wenn größere politiſche oder geſellſchaftliche Umwälzungen die gewohnte Ordnung durchbrechen. Für gewöhnliche Zeiten aber war durch den kaiſerlichen Blutbann und die Gerichte des Grundherrn oder der Bürger dafür geſorgt, daß die Selbſthilfe ſtreng ausgeſchloſſen wurde. Wo noch befeſtigte Häuſer in den Städten beſtanden, wurde von den Bürgerſchaften mit großem Eifer auf ihre Beſeitigung hingearbeitet, und ſchon im Jahre 1180 wurde als Ausdruck dieſer Verhältniſſe die Anlage neuer Burgen innerhalb der Städte durch Reichstagsbeſchluß allgemein unterſagt. Solche unbefeſtigte vornehme Wohnhäuſer alter Zeit ſind uns nun in ganzer Zahl teils in Natur, teils in Zeichnungen erhalten. Sie ſtehen heutzutage in der Regel in der Flucht der Straßen und Plätze; aber dies brauchen wir für die Zeit ihrer Entſtehung durchaus nicht anzunehmen. Nicht die heutige Straßenflucht muß ihre Lage beſtimmt haben; vielmehr kann man umgekehrt die Straße ihnen zuliebe in ihrer jetzigen Form eingerichtet haben, nachdem der große Hof, deſſen Hauptgebäude ſie einſtmals bildeten, aufgelöſt und zu Bauſtellen verkauft worden war. Daß dieſer Vorgang, das Aus-

[104]) Nach eigener Aufnahme.

ſchlachten größerer Grundſtücke zu kleinbürgerlichen Bauſtellen, ſich wirklich abgeſpielt hat, dafür ſind uns urkundliche Zeugniſſe erhalten, worüber weiter unten mehr. Stellen wir uns die vornehmen Steinhäuſer romaniſcher Zeit, die wir kennen, ſo als Mittelpunkt eines größeren adeligen oder patriziſchen Hofes vor, ſo gewinnen wir für ſie einen ganz anderen Maßſtab und auch die Erklärung, warum ſie ſich ohne alle Abſperrungen oder Vorräume auch im Erdgeſchoß ſo frei dem Blick, wie dem Verkehr öffnen durften.

Eines der ſtolzeſten Denkmäler dieſer Verhältniſſe iſt das in der Rheinſtraße zu Cöln ſtehende ſog. „Templerhaus", ein Bau von 15,00 m Frontbreite, deſſen Giebelanſicht wir in Fig. 111 nach *Boiſſerée*[105]) wiedergeben. Es ſoll das Haus der Patrizierfamilie *Overſtolz* ſein und entſtammt, ſeinen Formen nach zu urteilen, der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Große Öffnungen durchbrechen das Erdgeſchoß[106]) und laſſen den Gedanken an Verteidigung ſolchen Hauſes gar nicht aufkommen. Die beiden Türen rechts, nebſt dem dazwiſchen liegenden Fenſter, entſprechen einer anſehnlichen Halle im Erdgeſchoß, die als Empfangsraum angeſehen werden kann; links davon lag ein kleineres, durch zwei Säulenfenſter erhelltes Gemach. Auch die Rückſeite des Hauſes zeigt vornehme und wohnlich mit verglaſten Steinfenſtern ausgeſtattete Gemächer, ſodaß das Erdgeſchoß die bedeutendſten und anſehnlichſten Räume des Hauſes in ſich vereinigte. 105. Templerhaus zu Cöln.

Fig. 111.



Templerhaus zu Cöln.

Anſicht[105]). — 1/100 w. Gr.

Über den Zugang zum Obergeſchoß bietet ſich uns kein Anhaltspunkt; ebenſo wenig ſind wir über ſeine Einteilung unterrichtet. Die Fenſterbildung iſt auch hier, wenigſtens nach der Vorderſeite hin, aufwändig genug, um noch an das Unterbringen vornehmer Wohnräume denken zu laſſen, wenngleich ſie in der Sorgfalt der Formenausbildung nicht an die Fenſter des Untergeſchoſſes heranreicht. Die im Dachboden liegenden Geſchoſſe können ebenſowohl dem Handel des patriziſchen Beſitzers, wie auch dem Unterbringen von Geſinde gedient haben; jedenfalls bot ein ſolches Haus Räume genug für das Entfalten ſowohl reichen Prunkes, wie für die häusliche Behaglichkeit einer vornehmen Familie.

Ähnlichen Bedürfniſſen wie ein ſolches Haus einer edlen Bürgerfamilie entſprach naturgemäß die Wohnung eines vornehmen Geiſtlichen, der die ihm untergebene Gemeinſchaft nach außen zu vertreten hatte. Auch ſolche Wohngebäude wurden oft nicht in die Häuſer der gewöhnlichen Bürger eingereiht, ſondern erhoben ſich auf den um die bedeutenderen Kirchen freigelaſſenen Plätzen, die vielfach als Domfreiheit, Stiftsfreiheit und dergl. nicht nur vom Straßenverkehr der Stadt, 106. Kurie des Stiftspropſtes zu Aachen.

[105]) Vergl.: Boisserée, S. Denkmale der Baukunſt am Niederrhein. München 1833. Taf. 35.

[106]) Gegen die Anzweifelung dieſes von *Boiſſerée* gegebenen Beſtandes ſpricht ſehr der Umſtand, daß die Wand des Erdgeſchoſſes am hinteren Giebel des Hauſes ebenſo ſtark durch die in Art. 243 im einzelnen gegebenen, ſicher urſprünglichen Fenſter durchbrochen iſt.

fondern auch von Verwaltung und Rechtfprechung der Bürgerfchaft ausgenommen waren. Wir geben als Beifpiel in Fig. 112[107]) die fog. Kurie des Stiftsprobftes zu Aachen, die etwa gleicher Zeit wie das Haus der *Overftolzen* in Cöln angehören mag. Das Äußere zeigt eine ziemlich aufwändige Anordnung von Säulenfenftern, wobei allerdings zu berückfichtigen ift, daß die in unferer Abbildung gegebenen Fenfter des Untergefchoffes und auch die Seitenanficht freie Ergänzungen find. Man könnte für die unten zu vermutenden Vorrats- und Dienfträume wohl auch kleinere und fchlichtere Lichtöffnungen vorausfetzen. Beffer beglaubigt ift für die Obergefchoffe die Anordnung von zum Teil rundbogig zufammengefaßten Gruppenfenftern; nur dürfte man für diefe wohl eine Ausbildung bevorzugen, die dem häuslichen Charakter diefer Räume durch die Möglichkeit eines Fenfterverfchluffes beffer Rechnung trägt.

Soweit man nach der Stellung diefer Gruppenfenfter die Innenanlage beurteilen kann, enthielt der Bau im Hauptgefchoß einen Saal nebft angrenzendem kleineren Erkerzimmer (Hauskapelle?) und ähnliche Einteilung im Obergefchoß. Er entfpricht alfo in feiner Einteilung ziemlich genau dem, was wir bei den vornehmen weltlichen Wohngebäuden gleicher Zeit vorfanden; nur ift der Raumbedarf für die zahlreiche Umgebung des Dompropftes durch die Dreigefchoffigkeit des Gebäudes auf engere Grundfläche zufammengedrängt, wahrfcheinlich infolge davon, daß auf diefem alten Kulturboden damals der Raum fchon begann, koftbar zu werden. Denn feit dem Beginn des XI. Jahrhunderts hatten die Stiftsherren der Krönungskirche das frühere gemeinfame Leben aufgegeben, und die für fie beftimmten Einzelkurien mußten auf dem Platze des alten „Klofterhofes“ dicht beieinander untergebracht werden. Daß nun nicht für jeden der Stiftsherren ein fo aufwändiger Bau, wie der hier dargeftellte, errichtet werden konnte, ift wohl klar, und fo ift die Vermutung fehr annehmbar, daß diefer entftanden ift in der Zeit, als das Stift fich in der Perfon des Hohenftaufen *Philipp von Schwaben* eines ungewöhnlich vornehmen und außerordentlich bauluftigen Propftes erfreute.

Fig. 112.



Kurie des Stiftspropftes zu Aachen[107]).

107.
Haus des Grafen von Tirol zu Meran.

Hierher gehört auch das malerifch gruppierte Haus, das fich die Grafen von Tirol als Abfteigequartier in Meran am Ende des XV. oder Anfang des XVI. Jahrhunderts anlegten und das in Verkennung feines Charakters heute meift als landesfürftliche „Burg“ bezeichnet wird. Das ift es allerdings nicht, fondern ein kleines befcheidenes Wohnhaus, für vorübergehenden Aufenthalt beftimmt, und zwar nach außen hin vornehm abgefchloffen, aber kaum gegen ernfthafte Angriffe verteidigungsfähig. Es fchließt fich (Fig. 113) in unregelmäßiger Form an einen mit hölzernem Umgang verfehenen Hof an, deffen Abgrenzung mit ihrer fchmalen und niedrigen Pforte allerdings modernen Urfprunges ift.

Im Erdgefchoß liegen untergeordnete Räume. Im hier dargeftellten Obergefchoß erreicht man von dem kleinen Treppenvorraum das mit Erker verfehene, durch einen mächtigen Ofen heiz-

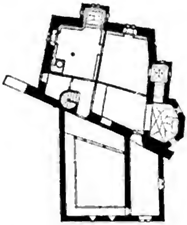
[107]) Nach: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln.

bare Hauptgemach nebſt Dienerzimmer, ferner einen weiteren Durchgangsraum, an den einerſeits der Kapellenerker (mit beſonderer Sakriſtei), an den beiden anderen Seiten zwei weitere Räume ſich anſchließen. Ein II. Obergeſchoß enthält dann noch eine ganze Anzahl kleinerer Wohngemächer. Das Haus iſt im Äußeren völlig ſchlicht und nur durch den ausdrucksvollen Umriß ſeiner Dachlinie wirkſam; dafür iſt das Innere reicher und von großer Behaglichkeit des Eindruckes. Die Innenwände ſind durchgehends in ſichtbarem Holzbau eingefügt, dementſprechend Außenwände und Decken vollſtändig getäfelt und letztere durch kräftige Unterzüge gegliedert. Die zierlichen Gewölbchen der Erker bilden zu den in tiefen braunroten Tönen gehaltenen Holzteilen einen ſehr feinen Gegenſatz nach Form und Farbe.

108. Zuſammengeſetzte Bauten.

Bei den bisher beſprochenen Bauten konnten wir nur die Vermutung ausſprechen, daß ſie früher Teile einer größeren Hofanlage waren. Aus ſpäterer Zeit aber ſind uns wiederum noch Beiſpiele erhalten, aus denen wir ſehen können, wie das fortſchreitende Bedürfnis nach reicherer Gliederung der Wohnungen auch die alte ſtädtiſche Hofanlage gänzlich umgeſtaltete. Dies geſchah im Anſchluß an den vornehmen Wohnbau ländlicher Gegenden derart, daß auf dem knapper gewordenen Platze die zahlreichen Räume in zuſammenhängende, mehrgeſchoſſige Bauten vereinigt wurden. Bei größeren Anlagen wuchſen nun die Bedürfniſſe ſo, daß die notwendigen Räume ſich nicht mehr in einem ſchlichten Giebelbau unterbringen ließen. Es wurden ganze Flügel erbaut, die entweder einen Hof zwiſchen ſich einſchloſſen oder von den inzwiſchen ja überall feſtgelegten ſtädtiſchen Straßen durch einen Hof getrennt wurden.

Fig. 113



Gräfliches Haus zu Meran.
Obergeſchoß.
1/400 w. Gr.

109. Hôtel de la Trémoille zu Paris.

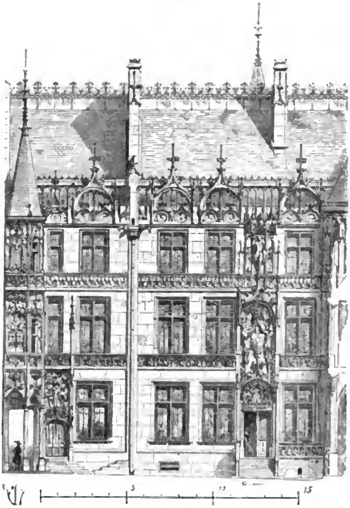
In Paris ſtand noch 1840 das Hôtel de la Trémoille, ein aus einem Erdgeſchoß und zwei Obergeſchoſſen beſtehendes, in glänzendſter Architektur durchgebildetes Wohnhaus[108]), welches ungefähr die Mitte eines ſchmalen, aber unregelmäßigen, zwiſchen anderen gelegenen Grundſtückes einnahm, das von der Rue des Bourdonnais, wo der Haupteingang war, in einer Breite von 22,00 m bis zur Rue Tirechappe durchging. Vor dem Hauſe, deſſen Erbauer in der Schlacht bei Pavia fiel, und welches etwa im Jahre 1490 errichtet wurde, dehnt ſich ein mächtiger Vorhof aus, an zwei Seiten von Hallen umgeben, die nach der Straße zu ebenfalls fenſterlos waren und ein Obergeſchoß trugen. Hinter dem Hauſe zogen ſich neben dem Garten gleichfalls mit Hallen verſehene Gebäudeflügel hin, welche die Küche und ſonſtige Wirtſchaftsräume enthielten und ihren Ausgang nach der Straße Tirechappe hatten. Das Ganze iſt leider heute zerſtört bis auf einige Bruchſtücke, welche in der *École des beaux-arts* aufgeſtellt wurden. Wir geben in Fig. 114[108]) den Grundriß des Erdgeſchoſſes und bemerken, daß das Hauptgebäude in drei Geſchoſſen eine ganze Anzahl von Wohnräumen, um eine Mitteldiele *D* gruppiert, enthielt. Die nach der Straße hin gelegenen Hallen ſind zweigeſchoſſig; die am Garten errichteten Hinterflügel waren nur eingeſchoſſig. Fig. 115[108]) möge von dem üppigen Reichtum der Einzelformen eine ungefähre Anſchauung geben.

110. Hotel Cluny zu Paris.

Eine geſchloſſene Anlage zeigt das beinahe gleichzeitige vornehme Abſteigequartier, das ſich die Äbte des Kloſters Cluny in Paris erbauten (Fig. 116[109]).

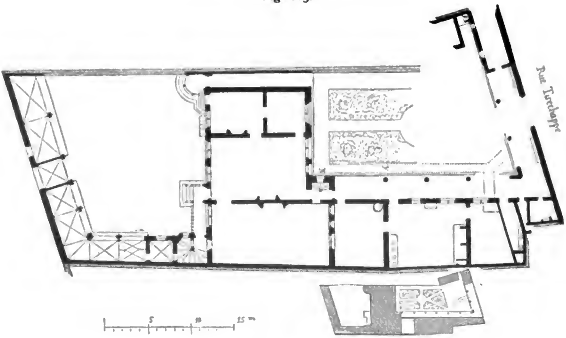
[108]) Siehe: VIOLLET-LE-DUC, E. *Dictionnaire raiſonnée etc.*, Bd. VI, S. 282.
[109]) Nach ebendaſ., S. 284 ff.

Fig. 114.



Anficht.

Fig. 115.



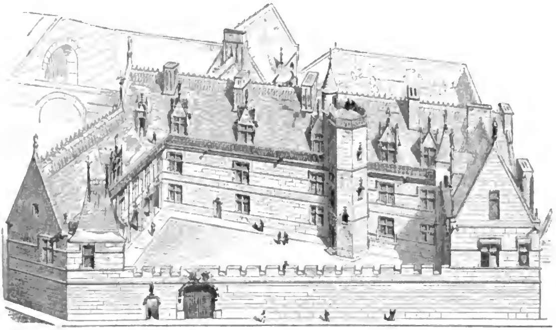
Grundriß des Erdgefchoffes.

Hôtel de la Trémoille zu Paris[108]).

Es legt wieder den Hof nach der Straße hin und schließt dadurch das Haus von Lärm und Neugierde der Straße ab.

Neben dem Haupteingang liegt links die kleine Wohnung des Türhüters, im Erdgeschoß nur durch eine offene Halle mit dem Hauptgebäude verbunden. Dieses besteht aus einer ohne Verbindungsflur fortlaufenden Reihe von fünf Einzelzimmern, denen sich in zwei kurzen Flügeln noch je einige Räume, durch besondere Wendeltreppen zugänglich gemacht, anfügen. Einen älteren Bestandteil schließt das Haus an der linken hinteren Ecke in dem großen kreuzgewölbten Saal in sich, der als letzter Rest einer römischen Therme gilt. An ihm liegt im Obergeschoß die Hauskapelle, deren Apsis auf dem Mittelpfeiler der unteren Halle mittels reizvoller Auskragung aufruht. In der äußeren Durchbildung ist alles auf eine zwar schlichte, aber vornehm heitere Wirkung angelegt; nur als letzter Nachklang älterer feudaler Herrlichkeit wirkt der bis zur Höhe des Dachfirstes hochgeführte Treppenturm; er mochte nach der Straße zu den grundsätzlichen Unterschied eines solchen Hauses gegenüber dem einfachen Bürgerhause kenntlich machen.

Fig. 116.



Hôtel de Cluny zu Paris[109]).

Wohl das prachtvollste aller mittelalterlicher städtischer Wohngebäude errichtete sich der reiche Kaufmann *Jacques Coeur* seit dem Jahre 1443 zu Bourges. Ihm, als Emporkömmling, stand nicht mehr die Fläche eines alten Hofes zur Verfügung, sondern er mußte sich eine geeignete Baustelle an der älteren, bedeutungslos gewordenen Stadtmauer erkaufen. Zwei der an ihr stehenden Verteidigungstürme zog er dann in seinen Bau mit hinein (Fig. 117[110]). An sie legte sich der dreigeschossige Hauptbau, dem geknickten Lauf der Stadtmauer folgend; die drei übrigen Seiten des Hofes werden durch niedrigere Gebäudeflügel abgeschlossen. Letztere enthalten im wesentlichen lange Galerien, die zu gewöhnlichen Zeiten wohl wesentlich der Verbindung der einzelnen Gebäudeteile und nur aushülfsweise zu Wohnzwecken dienten, dazu über dem Haupteingang die mit kleinerem Glockenturm versehene Kapelle.

111. Haus des *Jacques Coeur* zu Bourges.

Das Hauptgebäude besitzt in jedem Stockwerk einen mittleren Saal, der den Raum zwischen den hofwärts gelegenen zwei achteckigen Treppentürmen einnimmt. An ihn schließen sich einerseits im Erdgeschoß die Küchenräume an, mit besonderem Wirtschaftshof versehen, darüber die

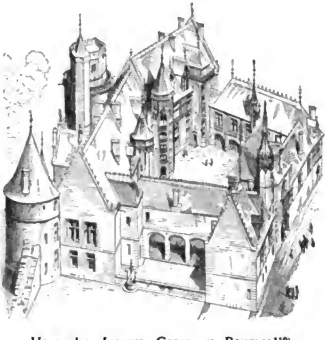
[110]) Nach ebendas., S. 281.

Wohnräume des Beſitzers, andererſeits in jedem Stockwerk eine Gruppe für ſich zugänglicher Gemächer, die für vornehme Gäſte oder erwachſene Familienmitglieder dienen mochten. Ausgezeichnet ſind alle dieſe Räume durch die Beigabe zahlreicher kleiner Nebengelaſſe und Verbindungsgänge, die, ähnlich den Nebenräumen im Hochmeiſterhaus zu Marienburg, geſtatteten, faſt alle Zimmer ohne Berührung der Haupträume zu erreichen und die gleichzeitig neben den großen prunkvollen Räumlichkeiten das Zurückziehen in bequemere Behaglichkeit ermöglichten. Auch hier iſt die äußere Formgebung von glänzendſter Art, gleichermaßen geeignet, den Reichtum des Bauherrn zu zeigen, wie die Gewandtheit ſeines Baumeiſters bei der Überwindung der vielfachen Schwierigkeiten, die aus der unſymmetriſch regelloſen Anlage des verwickelten Ganzen ſich ergeben mußten. Der prickelnde Reiz des hier entfalteten Formenſpieles iſt kaum je im Mittelalter überboten worden.

112. Alte Hofhaltung zu Bamberg.

Solch großartiger Reichtum hat ſich auch in Frankreich nur in näherem Anſchluß an die einheitlich zuſammengefaßte königliche Macht entfalten können. Er iſt in den engeren Verhältniſſen des deutſchen Städteweſens nicht anzutreffen. Immerhin haben wir in den großen Höfen ſüddeutſcher vornehmer Häuſer doch Anhaltspunkte dafür, daß auch hier des öfteren recht reiche Bedürfniſſe auf ausgedehntem Raume befriedigt werden mußten.

Fig. 117.



Haus des *Jacques Coeur* zu Bourges[110].

Die alte Hofhaltung der Fürſtbiſchöfe von Bamberg bietet ein für Deutſchlands beſcheidenere Verhältniſſe höchſt bezeichnendes Beiſpiel. Die Raumanordnung iſt wohl ähnlich wie beim letzten franzöſiſchen Wohnſitz. Das Ganze (Fig. 118[111]) umzieht einen weiten unregelmäßig geformten Hof, mit niedrigen Gebäudeflügeln, in denen eine große Anzahl von Räumen Unterkunft für den Biſchof und ſein Gefolge bot. Aber ein faſt bäuerlich zu nennender Fachwerkbau tritt an Stelle des aufwändig zierlichen Steinwerkes. Hölzerne, offene Laufgänge verbinden im Inneren des Hofes die einzelnen Gemächer und geben dem Ganzen einen höchſt maleriſchen Eindruck. Auch im Äußeren iſt das Hauptgeſchoß in ſchlichtem Fachwerkbau hergeſtellt und hob ſich jederzeit nur durch ſeine gediegene werkmäßige Fügung und die machtvolle, geſchloſſene Umrißlinie ſeines mächtigen Daches zu höherer Wirkung über ſeine Umgebung hervor (Fig. 119[112]). An der Ecke des ſteinernen Unterbaues ſind die Wappen der Erbauer angebracht, ſowie die Jahreszahl der Erbauung: 1479; ſonſt fehlte dem Gebäude jeglicher Schmuck. Und doch war es die Behauſung eines der reichſten Kirchenfürſten und die Stätte glanzvollen Hoflebens. In ſeinen Hallen bewegte ſich das üppige Treiben, dem *Goethe* in ſeinem *Götz von Berlichingen* ein dichteriſches Denkmal geſetzt hat; auf ſo ſchlichtem Hintergrunde hob ſich die farbenfrohe Pracht der Gewandung ab, der reiche Zierat von Rüſtungen und Gerät, die in jener fröhlichen Zeit allgemein mit dem wachſenden Reichtum in Aufnahme kamen.

---

[111]) Nach: Hartung, H. Motive der mittelalterlichen Baukunſt in Deutſchland. Berlin 1899.

[112]) Nach eigener Aufnahme.

Fig. 118.



Hofanficht.

Fig. 119.



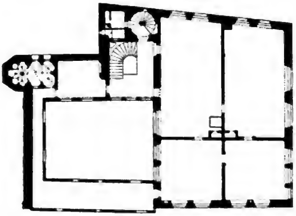
Straßenanficht.

Alte Hofhaltung zu Bamberg[112]).

113.
Häufer
der *Fugger*
und *Ehinger*.

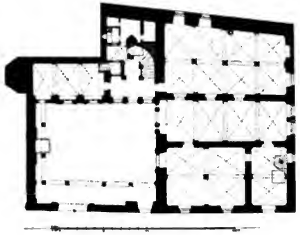
Nicht viel fpäterer Zeit gehören ein paar wohlerhaltene Patrizierhäufer an, die uns die höchfte Höhe ftädtifcher Wohnweife vergegenwärtigen mögen, wie fie am Schluß des Mittelalters erreicht wurde. Es find die großen Binnenhandelsplätze Süddeutfchlands, in denen die ausgedehnten Verbindungen des damaligen Welthandels zufammenliefen, und in denen die größten Vermögen jener Zeit aufgehäuft wurden. Bewunderung erregte die Pracht diefer Städte auch bei ausländifchen Befuchern, und begeifterte Schilderungen find uns erhalten, in denen die Häufer der Bürger von Augsburg, Nürnberg, Straßburg u. a. mit königlichen Paläften verglichen werden.

Fig. 120.



Grundriß des I. Obergefchoffes.

Fig. 121.



Grundriß des Erdgefchoffes.

Haus der *Ehinger* zu Ulm[113]).

An der Spitze aller diefer Anlagen hat wohl das große *Fugger*-Haus in Augsburg geftanden. Ein üppiges, fpätgotifches Portal und Hofumgänge, die höchft kunftvoll auf zierlichen Rippengewölben vorgekragt find, bilden die letzten, vor einigen Jahren auch noch gründlich verbauten Refte der einftigen vielgerühmten Herrlichkeit. Wenn auch nicht von gleicher Bedeutung wie die *Fugger*, fo doch auch als Geldmänner groß waren die *Ehinger* in Ulm, die gegen Gewährung einer Anleihe fich von *Karl V.* mit Venezuela belehnen ließen und dort die einzige deutfche Kolonie jener Zeit befeffen und verwaltet haben, bis fpanifche Eiferfucht auch diefen Anfatz deutfchen Strebens nach überfeeifcher Betätigung

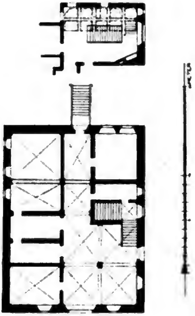
[113]) Nach: GURLITT, C. Hiftorifche Städtebilder. Ulm. Berlin. S. 16.

erdrückte. Ihr Haus, das jetzt das Gewerbemuſeum beherbergt, ſchon dem Übergang in die Renaiſſancezeit angehörig, gibt Fig. 120 u. 121 [113]) im Grundriß des Erdgeſchoſſes und I. Obergeſchoſſes wieder. Es liegt nach zwei Seiten frei; an der dritten Seite ſchließt ſich ein mit hölzernem Säulengang umgebener Hof, ſowie ein Nebenflügel an. Der Hof ſteht mit der einen Straßenfront unmittelbar durch einen Torweg, mit der anderen mittels einer Durchfahrt in Verbindung, welche den Hauptbau ziemlich in der Mitte durchſchnitt, jetzt freilich durch eingebaute Fenſter geſchloſſen iſt.

An ihr liegt an einer Seite ein ſchöngewölbter Raum, der zum Teil vom Nachbarhof her Licht erhält und als Lager oder große Schreibſtube gedient haben mag. Zwei kleinere Stuben zu ähnlichem Zwecke befinden ſich an der anderen Seite der Straßenfront. Im rückſeitigen Hofflügel wird von jeher eine Treppe angelegt geweſen ſein, wenn auch nicht in den großen Abmeſſungen der jetzigen; dahinter liegen einige kleinere Räume und daneben ein dreijochig gewölbter Raum, der wieder ein Lager oder ein Pferdeſtall geweſen ſein mag. Im Obergeſchoß finden wir den Hauptbau in vier Gemächer ohne Flurverbindung eingeteilt; über den Hallen des Hofes ziehen ſich geſchloſſene Verbindungsgänge entlang; in der äußerſten linken Ecke iſt eine reizende Hauskapelle angegliedert und in den zierlichen Formen ſpäteſter Gotik durchgebildet. Sie ſowohl, wie die hinter der Treppe befindlichen kleinen Räume erhalten ihr Licht von einer kleinen, anſcheinend nur zu dieſem Zwecke vorhandenen Sackgaſſe her. Dies, ſowie der Umſtand, daß auch der Hauptbau ſein Licht im Obergeſchoß wieder teilweiſe von Nachbarn her bezieht, läßt darauf ſchließen, daß noch bei Erbauung des Hauſes die weitere Umgebung mit ihm zuſammen eine größere Hofanlage bildete.

Das Äußere iſt ſehr ſchlicht gehalten; die innere Ausſtattung dagegen, die allerdings ſpäterer Renaiſſance angehört, zeigt den ganzen Reichtum des Beſitzers in prächtigen Stuckdecken, Tiſchlerarbeiten und Malereien.

Fig. 122.



Laube'ſches Haus zu Ulm.

Grundriß des Erdgeſchoſſes und der Laube [113]).

Auf einfacherem Grundriß erhebt ſich das *Laube*'ſche Haus in Ulm, 1573 errichtet (Fig. 122 [113]). Es liegt als vornehmes Patrizierhaus nach allen Seiten hin frei und bewahrt im Erdgeſchoß die alte Grundform einer Hausanlage, von deren „Fleetz" oder „Haustenne" eine Reihe Einzelräume abgetrennt ſind, in monumentaler Faſſung der Renaiſſancezeit. 114. Haus *Laube* zu Ulm.

Vier rippenloſe Kreuzgewölbe bedecken den anſehnlichen Vorflur, den man durch ein großes Einfahrtstor betritt. An ihn ſchließt ſich ein breiter Längsflur an, der bis nach der Gartenſeite des Hauſes durchgeht; die übrige Grundfläche iſt zu einzelnen Gemächern aufgeteilt. Aus der Vorhalle ſteigt die ſchöne ſteinerne Treppe in zwei rechtwinkelig gebrochenen Läufen zum Obergeſchoß hinauf und mündet dort frei mitten in einem reich ausgeſtatteten Vorraum, der von einer Seite her Licht empfängt, an ſeinen drei anderen Seiten von Wohnräumen umringt iſt. Auch hier iſt das Äußere in den Formen ſchlicht gehalten, aber mit reicher Verzierung von Malerei oder Sgraffito überzogen.

Wie in den ſpäter zu beſprechenden Reihenhäuſern des begüterten Bürgerſtandes auch dieſe Anlagen der ganz großen Handelsherren ihre Nachfolge finden, werden wir bei Beſprechung des *Schad*'ſchen Hauſes in Art. 154 zu ſehen Gelegenheit haben.

Aber der Adel bildete nicht nur in Verbindung mit dem Patriziat, das wohl teilweiſe aus ihm hervorgegangen iſt, die höchſte Schicht der ſtädtiſchen Großgrundbeſitzer. Nachdem die Macht der Stadtgemeinden ſo ſtark angewachſen war, daß ſie geradezu ein Gegengewicht gegen die ebenfalls lebhaft zunehmende 115. Vornehme Häuſer geringeren Umfanges.

Gewalt der Landesherren bildete, ſo erſchien es ſo manchem Adeligen als vorteilhaft, an ſolche ſtarke Macht ſich anzulehnen. Und die Städte waren in der Regel gern bereit, Adelige als „Ausbürger“ gegen die Verpflichtung zum Waffendienſt in ihr Bürgerrecht aufzunehmen; gewannen ſie doch dadurch wertvolle Verbindungen im Lande und kriegskundige Führer für ihre Bürger- oder Söldnertruppen.

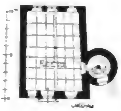
Fig. 123.



Vornehmes Haus zu Straßburg. Erdgeſchoß[114]). 1/500 w. Gr.

Teils dieſes Einander-Nähertreten beider Teile, teils auch nur der Anreiz, am bewegten Treiben des ſtädtiſchen Lebens Anteil zu gewinnen, hat viele Adelige dazu geführt, ſich in den reicheren Städten kleinere Abſteigequartiere zu vorübergehendem Aufenthalt zu ſchaffen. Dabei waren naturgemäß geringere Anſprüche zu befriedigen als für dauernde Hofhaltung; auch wurde die ganze Art des Baues meiſt dadurch ſtark beeinflußt, daß in der Regel keine freiliegenden Bauplätze mehr zu erwerben waren, daß man ſich vielmehr in die Reihe der vorhandenen beſſeren Bürgerhäuſer mit einfügen mußte. Auf dieſe Weiſe entſtanden bei geringeren Mitteln Bauten von äußerſt einfachem Grundriß, in denen bezeichnenderweiſe die älteſte deutſche Hausform, der Einraum, zum mindeſten im Erdgeſchoß, wieder bis in die ſpäteſte mittelalterliche Zeit hinein weiterlebt.

Fig. 124.

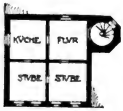


Adeliges Haus zu Schwäbiſch-Hall. Erdgeſchoß[115]). 1/500 w. Gr.

116. Vornehmes Haus zu Straßburg. Fig. 123[114]) gibt den Erdgeſchoßgrundriß eines ſolchen in Straßburg am Broglieplatz ſtehenden kleinen Hauſes vom Jahre 1529, das an der Straße durch einen zierlichen ſpätgotiſchen Erker, an der Hofſeite durch reiche Durchbildung der Fenſter, Türen und der kleinen Wendeltreppe als vornehmes Haus gekennzeichnet, im übrigen äußerlich ſtark verändert worden iſt. Im Erdgeſchoß iſt jetzt allerdings ein ſchmaler, langer Eingangsflur abgetrennt, der ſehr häßlich den Verkehr über den Hof zur Treppe hin leitet. Urſprünglich aber bildete ſicherlich das ganze untere Geſchoß einen großen Einraum, der als „Fleetz“ den vornehmen Empfangsraum des Eigentümers darſtellte.

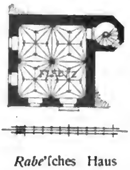
117. Adeliges Haus zu Schwäbiſch-Hall. Unwiderleglich nachweisbar iſt ſolche Anlage in dem zweiten hier anzuführenden Beiſpiel (Fig. 124[115]), einem Hauſe, das in der ihres fröhlichen Lebens wegen altberühmten Stadt Schwäbiſch-Hall einer der vielen dort lebenden Adelsfamilien diente. Es liegt in der „Oberen Herrengaſſe“ und ſtammt noch aus gotiſcher Zeit, wie die reichgegliederten Fenſterſtöcke der Rückſeite beweiſen, hat allerdings zur Frührenaiſſancezeit einen Umbau, auch eine hier nicht dargeſtellte Erweiterung erfahren, der das reichverzierte Hauptportal und der geſchwungene Giebel der Vorderſeite entſtammen. Bei dieſem Bau iſt gleichfalls das Erdgeſchoß jetzt

Fig. 125.



Obergeſchoß.

Fig. 126.



Erdgeſchoß.

Rabe'ſches Haus zu Rothenburg o. d. T.[116]).

[114]) Nach eigener Aufnahme.
[115]) Nach eigener Aufnahme.

durch Teilungswände verbaut; aber eine über alle diefe Teilungen hinweglaufende feine Leiftendecke, die noch auf gotifchem Mittelftänder aufruht, bezeugt die urfprüngliche Einheitlichkeit diefes ganzen Erdgefchoßraumes.

Wie die oberen Gefchoffe diefer kleinen Häufer geftaltet waren, ift nicht mehr feftzuftellen. Beim erften Beifpiel dürfen wir eine größere Hinterdiele und nur nach vorn heraus abgefchloffene Zimmer vermuten. Für das Haus aus Schwäbifch-Hall kann man nach der Lage der Treppe einen Vorraum an der vorderen rechten Ecke annehmen, dem fich an der hochgelegenen, ausfichtsreichen Rückfeite zwei kleinere oder ein größeres Zimmer und nach der Straße zu ein weiterer zweiachfiger Raum anfchloffen.

Fig. 127.



Schlüffelfelder'fches Haus zu Nürnberg.

118. Häufer zu Rothenburg o. d. T., Wismar ufw.

Häufer diefer einfachen Grundform mit großer, falls nötig durch einen Mittelpfoften geftützter Halle finden fich in deutfchen Städten reichlich. In der Herrengaffe zu Rothenburg o. d. T., wo in der Nähe der alten Reichsburg urfprünglich die Ritterfchaft anfäffig war, liegen fie in ganzer Anzahl nebeneinander, zeigen allerdings größere Abmeffungen, auch eine andere Beftimmung des Erdgefchoffes. Man brauchte es hier nicht zu den Wohnräumen hinzuzuziehen, für welche im Obergefchoß genügend Raum war; dabei ift die Halle fo geräumig, daß fie, durch Einfahrten zugänglich gemacht, dazu dienen konnte, etwa Reifewagen und Gaftpferden einen Unterftand zu bieten, eine für vornehmen Haushalt jener Zeit zum mindeften höchft erwünfchte Räumlichkeit. Auch die Häufer geiftlicher Herren nahmen häufig gleiche Formen an. Als Beifpiel fei das alte Pfarrhaus der Marienkirche in Wismar hier angeführt. Diefe Ähnlichkeit ift leicht verftändlich dadurch, daß für die beiden Arten von Häufern gleichermaßen ein einheitlicher großer Empfangsraum nötig war, ohne daß für kaufmännifchen oder handwerklichen Betrieb Nebenräume gefordert wurden. Im übrigen ähneln folche Häufer denjenigen des wohlhabenden kaufmännifch tätigen Bürgerftandes (fiehe unten) fo fehr, daß fich im Einzelfalle oft nicht entfcheiden läßt, welcher Art ihre alten Bewohner gewefen find. Das fpätere völlige Verfchmelzen beider Lebenskreife

tritt eben in ihren Bauten klar zutage.

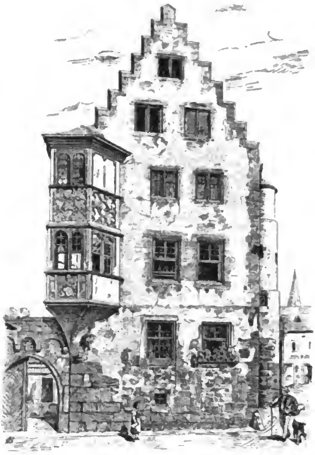
119. *Rabe*'ſches Haus zu Rothenburg o. d. T.

In Rothenburg o. d. T. findet ſich ferner auch ein Beleg für eine architektoniſch durchgebildetere Form einer ſolchen vornehmen Diele, wie ſie bei mehr quadratiſchem Grundriß der Bauſtelle ſich leicht ergab. Das *Rabe*'ſche Haus, Kirchgaſſe 9, bildet im Erdgeſchoß eine etwa quadratiſche Halle, die auf ſchlanker Mittelſtütze zierlich mit vier Sterngewölben bedeckt iſt. Ein Treppenturm ſchließt ſich ſeitlich an. Im Obergeſchoß teilen zwei ſich kreuzende Wände, den unteren Gurtbogen entſprechend, dieſes Ganze in vier Räume, von denen der an der Treppe gelegene als Vorraum, einer als Küche, die zwei an der Straße gelegenen als Wohnzimmer dienten (Fig. 125 u. 126[115]).

120. *Schlüſſelfelder*'ſches Haus zu Nürnberg.

In den Abmeſſungen etwa ähnlich iſt das zwiſchen 1431 und 1437 erbaute *Schlüſſelfelder*'ſche Haus in Nürnberg, welches im Beſitze dieſer Familie bis zu ihrem Ausſterben blieb und jetzt noch, wie für künftige Zeiten, im Beſitze der *Schlüſſelfelder*'ſchen Stiftung zu bleiben hat, die aus dem Vermögen der ausgeſtorbenen Familie gebildet iſt. Es iſt volkstümlich bekannter unter dem Namen des „Naſſauerhauſes". Daß dieſer Name, trotzdem er ſchon im Jahre 1600 auftritt, dem Hauſe nicht zukommt, iſt durch *Mummenhof* überzeugend nachgewieſen. Es gehörte vielmehr bis 1442 dem Nürnberger Patrizier *Ulrich Ortlieb*, der mit König *Sigismund* durch Geldgeſchäfte eng verbunden war und aus dieſer Verbindung heraus wohl das Recht erhielt, am prunkvollen Oberbau ſeines Hauſes neben dem Kaiſerlichen und dem Kurfürſtlichen Wappen auch den böhmiſchen Löwen (in dem man lange das naſſauiſche Wappen zu erkennen glaubte) anzubringen. Der Grundriß bildet ein einfaches Rechteck; wie die innere Einteilung urſprünglich beſchaffen, insbeſondere wie der Treppenaufgang eingebaut war, iſt nicht mehr feſtzuſtellen; der Hauptwert des Gebäudes liegt in der formenſchönen Ausſtattung mit zierlichem Erker und reicher

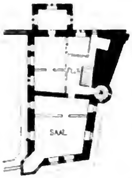
Fig. 128.



Anſicht.

Fig. 129.

1/500 w. Gr.



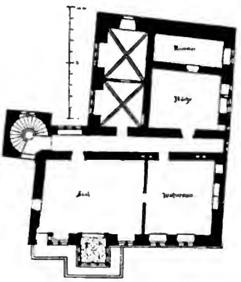
Grundriß des 1. Obergeſchoſſes.

Steinernes Haus zu Büdingen[116]).

[116]) Vergl. Bau- und Kunſtdenkmäler im Großherzogtum Heſſen. Provinz Oberheſſen, Kreis Büdingen. Darmſtadt 1890. S. 75 ff.

Zinnenkrönung, wahren Prachtſtücken hochgotiſcher Baukunſt (Fig. 127). Trotz der Zinnenbewehrung vermögen wir in dem Hauſe keinen verteidigungsfähigen „Donjon“ zu ſehen; denn einen ſolchen zu bauen, hätte im XV. Jahrhundert in der wohlregierten Stadt Nürnberg weder Zweck gehabt, noch wäre es vom Rate der Stadt erlaubt worden. Denn allenthalben wachte die Bürgerſchaft ſchon ſeit dem XIII. Jahrhundert eiferſüchtig darauf, daß in den Städten nicht neue Burgen errichtet wurden. Solch kriegeriſch anmutende Form iſt hier vielmehr nur als ritterlich-höfiſcher Schmuck zu verſtehen, durch den der reiche Beſitzer ſeine enge Verbindung mit vornehmſten Kreiſen zur Schau zu ſtellen beliebte. Wir halten daher für wahrſcheinlich, daß ſämtliche Geſchoſſe Wohnzwecken gedient haben und vermuten nach den vorbeſprochenen Beiſpielen, daß zu unterſt eine Empfangshalle, darüber kleinere Wohnzimmer ſich befunden haben. Im II. Obergeſchoß folgte dann der Feſtſaal mit ſeinem ſchönen Erker, welch letzterer auch nicht gleich auf eine Kapelle gedeutet zu werden braucht, ſondern, wie viele andere, ſehr wohl dem profanen Zwecke des bequemen Hinausſchauens gedient haben kann. Im oberſten Geſchoß endlich mögen ſich Schlafgemächer befunden haben.

Fig. 130.



Haus *Hilchen* zu Lorch.

Grundriß des I. Obergeſchoſſes [117]).

Die bisher vorgeführten Beiſpiele waren in die Reihe der Bürgerhäuſer eingeſchoben, was natürlich bei ſolch nachträglicher Anſiedelung vornehmer Herren die Regel bildete. Gelegentlich fanden ſich aber wohl auch noch freiere Plätze für ſolche Zwecke innerhalb der Stadt vor, insbeſondere, ſeitdem man in den friedlicher gewordenen Zeiten auf die freie Zugänglichkeit der Befeſtigungsmauern nicht mehr denſelben Wert wie früher legte. So iſt das ſog. „Steinerne Haus“ an der Mühlpforte zu Büdingen (Fig. 128 u. 129 [116]) derart erbaut, daß ſeine rückſeitige Giebelwand auf der Stadtmauer ſteht und daß ein Teil des urſprünglich zur Mauerverteidigung beſtimmten Freiraumes ihm als Hoffläche zugeteilt werden konnte. Wir ſind über ſeine Entſtehung und Beſtimmung ungewöhnlich gut unterrichtet; denn es wird um das Jahr 1518 zuerſt erwähnt als „das neve Haus“, das Graf *Ludwig II.* von Iſenburg-Büdingen für ſeinen dritten Sohn im Jahre 1500 (oder 1510) hatte bauen laſſen. 121. Steinernes Haus zu Büdingen.

Der Grundriß des Hauſes bildet im weſentlichen ein unregelmäßiges Viereck mit angelehntem kleinem Treppenturm und umfaßte wieder im Erdgeſchoß urſprünglich eine einheitliche Halle. Die Obergeſchoſſe ſind jetzt durch allerlei ſpätere Wände untergeteilt; wir geben nach der angeführten Quelle den Grundriß des I. Obergeſchoſſes, das urſprünglich zwei größere Räume, Vordiele und Saal, ſowie ein kleineres Erkergemach enthielt. Das Äußere macht mit ſeinem zierlichen Eckerker und ſtraffem Staffelgiebel noch jetzt einen ſtattlichen Eindruck, trotzdem die ſteinernen Fenſterſtöcke zum Teile zerſtört ſind und eine in Höhe des I. Obergeſchoſſes vom Erker bis zum Treppenturm entlanglaufende Maßwerkgalerie gänzlich beſeitigt worden iſt.

Als letztes Beiſpiel dieſer Gebäudeart ſei das Haus angeführt, das ſich der große Kriegsmann *Johann Hilchen* laut Inſchrift 1546–48 in Lorch a. Rh. erbaute. 122. *Hilchen*-Haus zu Lorch.

---

[117]) Vergl.: Luthmer, F. Die Bau- und Kunſtdenkmäler des Reg.-Bezirks Wiesbaden. I.: Der Rheingau. Frankfurt a. M. 1902. S. 120 ff.

Es bildet in der Formgebung einen Übergang zur antikisierenden Kunstweise der Renaissancezeit und bietet auch in der inneren Raumanordnung wohl durch den Einfluß des weitherumgekommenen Bauherrn erhebliche Fortschritte gegen die ähnlichen älteren Bauten.

Das Untergeschoß soll mit seinen schöngewölbten Räumen als Pferdestall gedient haben. In den beiden Obergeschossen (Fig. 130[117]) finden wir nach der Straße hin je einen großen Saal und einen weiteren ansehnlichen Wohnraum. Ein Flur verbindet beide Räume mit der Wendeltreppe und bildet zugleich den Übergang zu der nach hinten hinaus gelegenen, mit Tonnengewölbe überdeckten Küche. Neben dieser liegt im Erdgeschoß ein weiterer, mit zwei Kreuzgewölben überspannter Raum, jetzt durch eine spätere Wand in zwei Teile geteilt, in dem *Luthmer* die Hauskapelle (?) vermutet. Das Äußere erhält seinen Hauptschmuck durch den in zwei Geschossen aufsteigenden Erker des Saales, sowie den im I. Obergeschoß darum geführten, mit reichem Wappenwerk geschmückten Laufgang. Der mächtige, das Haus nach seiner breiten Seite ganz überspannende Hauptgiebel wurde erst zwei und einhalb Jahrzehnte nach dem Tode des Feldmarschalls im Jahre 1574 aufgesetzt.

Hier ist mit dem Gedanken des überwiegenden Saalbaues oder der einheitlichen Flurhalle durchaus gebrochen worden. Wie in der Formgebung, so auch in der Grundrißanlage vermittelte das Haus den Übergang zur Wohnweise der nachmittelalterlichen Zeit.

b) Bürgerliche Reihenhäuser.

123. Rechtliche Grundlagen des bürgerlichen Hausbaues in den ältesten Städten.

Die Dienstmannen oder „Ministerialen" der Stadtherren, aus denen der städtische Adel erwachsen ist, treten in der ältesten Geschichte vieler Städte als einflußreiche Lenker an erster Stelle hervor; trotzdem aber sind sie und ihre Behausungen, die wir in vorstehendem zu schildern versuchten, doch alleweil in der Minderheit gewesen gegen diejenigen der einfachen schlichteren Bürger, in denen von früh auf die selbständige neuartige Kraft der Städte ihre Träger fand. Diese Schicht der städtischen Bevölkerung war es, die in den rheinischen Bischofsstädten für deutsche Verhältnisse zuerst und oft im scharfen Gegensatz zu den Ministerialen den Widerstand gegen die lehnsrechtliche Grundlage des mittelalterlichen Staates zur Geltung brachte. In den Zuständen dieser zuerst sich durchsetzenden Stadtgemeinden werden wir daher auch die älteste Grundlage für die Entwickelung des Bürgerhauses zu suchen haben. Ob durch die heftigen Erschütterungen und schweren Verluste, welche die politischen Kämpfe des XI. und XII. Jahrhunderts mit sich brachten, Handel und Gewerbe mehr gelitten oder ob sie aus ihnen mehr einen Ansporn zu gesteigerter Entfaltung gezogen haben, wird schwer zu entscheiden sein. Sicher aber ist, daß nach Ablauf dieser Kampfeszeiten die Städte in viel höherem Grade als früher aus diesen beiden Erwerbszweigen ihre Kraft zogen, und daß für viele Bürger die Landwirtschaft, die früher einzige Lebensgrundlage des freien Mannes, gegen sie in den Hintergrund trat. Daraus mußten sich naturgemäß Wandelungen in der Art der Wohnanlagen ergeben; die Umformung des Ackerbürgerhofes zum eigentlichen Bürgerhause setzte überall mit dem Erstarken von Handel und Gewerbe ein. Für den Gang dieser Umwandelung aber wurde eine weitere Verschiebung der Besitzverhältnisse wesentlich bedeutsam, die sich daraus entwickelte, daß frische Volksmassen in großer Zahl dem aussichtsreichen Boden der Städte zuströmten. Bis dahin war nur ein kleiner Teil der städtischen Grundflächen mit Häusern besetzt; der größere wurde landwirtschaftlich benutzt, wie dies die Ansicht von Braunschweig, die wir auf der Tafel bei S. 67 gaben, in gelungener Wiederherstellung zum Ausdruck bringt. Jetzt wurden diese Ländereien, die teils freien vornehmen Besitzern, teils geistlichen Körperschaften gehörten, zerstückelt und an

die neu zuſtrömenden Bewohner als freies Eigen verkauft. Dabei bediente man ſich oft der Form einer freien Erbleihe. Bei dieſer hatte der Erſteher einen Zins für Benutzung zu zahlen, konnte das von ihm erbaute Haus auch verkaufen, mußte hierbei aber dem Grundeigentümer ein Vorkaufsrecht zugeſtehen und genoß ebenſo ſelbſt ein Vorkaufsrecht, wenn dieſer ſein Grundſtück verkaufen wollte. Auf dieſe Art verſchwanden ſchnell die weiten Räume, in denen man ſich hatte nach Belieben ausdehnen können; der Grund und Boden ſtieg, ganz entſprechend heutigen Vorgängen, innerhalb der ſtädtiſchen Umfaſſungsmauern ſchnell an Wert, und eng ſchloß ſich bald auf ſchmalem Raume Haus an Haus. Die Beſchränktheit des Raumes bildete fortab eine weſentliche Bedingung für die Form der bürgerlichen Wohnhäuſer.

Dieſe Vorgänge in den älteſten deutſchen Städten haben ſich des weiteren durch die Macht ähnlicher Verhältniſſe auch in den ſpätergegründeten Städten wiederholt. Von Anfang an allerdings waren hier die Beſitzverhältniſſe gleichmäßiger geordnet. Es bildete die Regel, daß bei der Neugründung einer Stadt die Grundſtücke in gleichen, regelmäßig geformten Höfen von ziemlich bedeutender Größe an die Anſiedler ausgegeben wurden. Die Abmeſſungen dieſer erſten Hofgrundſtücke ſind uns mehrfach überliefert; ſie ſind durch ganz Deutſchland hindurch ziemlich gleichmäßig und ſchwanken bei etwa 100 Fuß Tiefe zwiſchen 50 Fuß bis 72 Fuß (4 bis 6 Ruthen) Breite. Dazu kam dann eine zum Lebensunterhalt des neuen Bürgers ausreichende Ausſtattung mit Ackerland, Weidegerechtigkeit und dergl. Auch eine ſolche neugegründete Stadt ſetzte ſich alſo zunächſt aus Ackerhöfen zuſammen, und der Betrieb der Landwirtſchaft nahm neben Handwerk und der Marktgerechtſame eine weſentliche Stelle in ihrer Tätigkeit ein. Weſentlich gleiche Verhältniſſe ergaben ſich von vornherein dort, wo Städte in Form einer reinen „Marktanſiedelung“ gegründet wurden, in welchem Falle jeder Anſiedler nur eine Hausſtelle (*Area*) mit Anteil an der Allmende, aber ohne Ackerland zugeteilt erhielt. Die Größe dieſer Hausſtellen wird bezeichnender Weiſe ebenſo bemeſſen wie diejenige der Ackerbürger. Aber auch hier iſt durch Teilung und Verkauf regelmäßig eine Verkleinerung der Grundſtücke eingetreten, ſo daß ſich durchweg das Haus des eigentlichen Bürgers nicht auf den obenangeführten Grundſtücksmaßen, ſondern auf viel beengterem Raume erhebt. Und zwar ſind es Abmeſſungen ſehr ungleicher Art, die, wie wir ſehen werden, gelegentlich bis zu ganz winzigen Maßen zuſammenſchrumpfen. Neben den verſchiedenen Größenabmeſſungen wirken dann noch die ſehr verſchiedenartigen Lebensverhältniſſe der verſchiedenen Städte auf die Entwickelung der Bürgerhausformen im Sinne einer oft verwirrenden Vielfältigkeit ein. Denn naturgemäß mußte die Ausbildung der Wohnhäuſer ſich nach dem ſehr verſchiedenen Fortſchreiten der ſtädtiſchen Entwickelung richten. Wo eine Stadt dauernd auf dem Standpunkt ihrer Gründungszeit beſtehen blieb, wo alſo das Ackerbürgertum mit etwas daneben betriebenem Handwerk und Handel ſich als wichtiger Erwerbszweig behauptete, mußte eine größere Gleichmäßigkeit der Hausform und auch ein dauernder enger Zuſammenhang mit bäuerlicher Wohnweiſe der Umgegend ſich ergeben. Auch der Stadtplan hat ſich in der einfachen Führung der Straßen hier noch vielfach ganz in der alten, faſt dörflichen Form der um einen Markt oder an eine langgeſtreckte Straße gereihten Hofanlagen erhalten. Solche Städte oder Städtchen, deren Bedeutung über ihre nächſte Umgebung nicht hinausreichte, finden ſich in allen Gegenden Deutſchlands in großer Zahl; fraglich iſt es nur, ob wir ihre Wohnhäuſer überhaupt unter die Beiſpiele eigentlich bürgerlicher

124. Grundſtücksverhältniſſe ſpäterer Städte.

Wohnungsart einreihen dürfen, ob ſie nicht vielmehr zu den Bauernhäuſern zu zählen ſind, wie ihre alten Bewohner überwiegend bäuerlicher Art waren.

125. Verſchiedene Anſprüche der einzelnen Bevölkerungsklaſſen und Gegenden.

Weſentlich anders bildete ſich das Wohnungsweſen derjenigen Städte aus, die ſich durch geſteigerte gewerbliche Tätigkeit und weiter auszugreifenden Handel eine bedeutungsvollere Stellung zu erringen verſtanden. Zunächſt ſind ſie vor allem die Stätten der vorbeſchriebenen adeligen Niederlaſſungen; daneben bringt die geſteigerte Betriebſamkeit der Bürgerſchaft eine größere Verſchiedenheit der Bevölkerungsklaſſen und der ihnen eigentümlichen Wohngebäude hervor. Auch in ihnen ſpielt noch lange das landwirtſchaftliche Gewerbe eine nicht unwichtige Rolle; aber es iſt doch für die angeſehenſten Städte vom Range wie Frankfurt, Nürnberg, Baſel uſw. bezeichnend, daß ihr Betrieb mehr und mehr durch polizeiliche Vorſchriften in die äußeren Stadtbezirke verwieſen wurde. Als letzter Reſt der alten Hofwirtſchaft blieb meiſtens die im eigenen Hauſe betriebene Schweinezucht übrig, die man allgemein ſelbſt in den entwickeltſten Städten erſt im XVII. Jahrhundert verbot, während man ſich in den kleineren (Bremen, Berlin uſw.) darauf beſchränkte, das freie Herumlaufen der Borſtentiere zu unterſagen oder wenigſtens nur zu beſtimmten Tagesſtunden zu geſtatten.

Neben die Ackerbürgerhäuſer oder bald an ihre Stelle traten die eigentümlichen Wohnhäuſer des Kaufmannes und des Handwerkers, als der hauptſächlichen Vertreter des eigentlichen Bürgerſtandes. Gegen Schluß des Mittelalters kamen dann noch die Behauſungen der zahlreicher werdenden Beamten und der Angehörigen gelehrter Berufe, Notare, Ärzte uſw. hinzu. Ja, die ſich allmählich ſteigernde Freizügigkeit der Stadtbevölkerung führt vom XV. Jahrhundert ab, zum mindeſten in vielen mittel- und ſüddeutſchen Städten, ſchon zur Errichtung von Häuſern, die darauf angelegt waren, mietsweiſe auf längere oder kürzere Zeit Wohnung zu bieten für ſolche, die ſich nicht in der Stadt feſt anſiedeln wollten. So entſtand eine reiche Abſtufung bürgerlicher Wohngebäude ſchon nach der bloßen Zweckbeſtimmung als Handwerkerhaus, Kaufmannshaus uſw. und daraus, daß die Verſchiedenheit der Lebensgewohnheiten und der örtlichen Vorbedingungen in verſchiedenen Gegenden für gleiche Zwecke auch ſehr verſchiedene Formen hervorbrachte. So ſind insbeſondere im Norden Deutſchlands, der zum Teile erſt vor kurzem der chriſtlichen Kultur erſchloſſen war, ja zum Teil erſt während der hier zu beſprechenden Zeit ihr erſchloſſen wurde, die Wohnverhältniſſe des vornehmeren Bürgers durchaus auf einfachere, rauhere Verhältniſſe zugeſchnitten als auf dem älteren Kulturboden des Südens. Dazu trat noch, daß das Mittelalter durchweg, im Gegenſatz zu einem verbreiteten populären Vorurteil, eine Zeit flüſſigſter Entwickelung war und durch ſeine aller Regeln ſpottende, quellende Lebenskraft in der Formung aller Verhältniſſe, durch die Mannigfaltigkeit der für gleiche Fälle möglichen Löſungen immer wieder überraſcht. Dies hatte zur Folge, daß auch die verſchiedenen Grundformen der Gebäude ſich nicht ſelten miteinander miſchten, daß die Einflüſſe entwickelter Gegenden weithin auf andere Gebiete einwirkten, und daß ſo eine faſt unabſehbare Fülle von Einzelerſcheinungen ſich dem Beobachter darbietet.

126. Gliederung des Stoffes.

Wir werden verſuchen, eine möglichſt zutreffende Überſicht über dieſes Gewoge der vielgeſtaltigſten Entwickelung zu gewinnen, indem wir zunächſt bezeichnende Beiſpiele der obengekennzeichneten Grundformen zur Vergleichung vorführen. Dabei wird es der Klarheit der Darſtellung dienlich ſein, wenn wir im einzelnen weniger ſtreng der zeitlichen Folge uns anſchließen als der Folge einfacherer und verwickelter Wohnformen. Auch das gelegentliche Überſchreiten

der durch den Titel des vorliegenden Heftes gegebenen Zeitgrenze werden wir nicht ſcheuen, wenn es dadurch ermöglicht wird, gute Beiſpiele aus der etwas ſpäteren Zeit der deutſchen Renaiſſance zur Anſchaulichkeit der mittelalterlichen, damals noch fortlebenden Gewohnheit heranzuziehen. Dies hat auch hiſtoriſch ſeinen guten Grund darin, daß der Fortſchritt der Kultur die verſchiedenen Gegenden zeitlich ſehr ungleich erfaßt hat, ſo daß hohe Entwickelung in der einen, ſchlichte Verhältniſſe in der anderen ſich gleichzeitig vorfinden. Eine nach zeitlicher Folge geordnete Darſtellung würde daher das Bild des größten Wirrwarrs an Stelle einer tatſächlich vorliegenden folgerichtigen Entwickelung bieten. Ein Überblick über die Grundlinien dieſer Entwickelung wird ſich dann aus der Folge der auszuführenden Beiſpiele von ſelbſt ergeben.

Rein logiſch und geſchichtlich wäre es am verlockendſten, die Überſicht über das deutſche Bürgerhaus zu beginnen mit den älteſten Häuſern der Ackerbürger, aus denen ſich die ſpäteren Formen entwickelt haben müſſen. Aber dies iſt nicht möglich aus dem einfachen Grunde, weil uns von jenen älteſten ſtädtiſchen Häuſern nichts erhalten geblieben iſt. Mag man dieſe Tatſache erklären daraus, daß jene Behauſungen gar zu leichter Art waren, um die Zeit zu überdauern, oder daraus, daß ſie ſpäteren Gewohnheiten nicht mehr entſprachen und deshalb verſchwunden ſind; richtig iſt jedenfalls, daß wir von ihnen keine durch Denkmäler zu belegende Kenntnis haben. Das ſpätere Ackerbürgerhaus kann aber, wie wir unten ſehen werden, nicht als Ausgangspunkt der Darſtellung genommen werden.

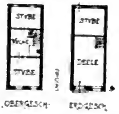
Wir werden daher ſo verfahren, daß wir von den einfachſten Formen des Wohnhauſes allmählich zu den verwickelteren fortſchreiten. Daß die Vereinigung bürgerlichen Lebens mit dem Ackerbaubetriebe eine Vermehrung der Bedingungen für die Hausanlage mit ſich bringt, iſt klar, und ſo beginnen wir die Darſtellung mit denjenigen Häuſern, für deren Anlage der Gewerbebetrieb der Bürger „ohne Ar und Halm“ allein maßgebend geworden iſt.

127. Kleinbürgerhäuſer.

Die einfachſte Form ſolcher Wohnungen bieten naturgemäß die Häuſer der Minderbemittelten, die wir unter dem Namen der „Kleinbürger“ zuſammenfaſſen können. Wenn dieſe als freie Leute in der Stadt ſitzen wollten, ſo mußten ſie nach mittelalterlichem Begriffe auf eigenem Boden ſitzen und ihren eigenen Hausherd, „den eigenen Rauch“, haben. Und die Bürgerſchaften fanden ihren Vorteil darin, die Anſiedelung der Kleinbürger zu befördern; denn dieſe dienten durch ihre Betriebſamkeit als Handwerker, Krämer uſw. in hohem Grade dem lebhaften ſtädtiſchen Verkehr. Sie allein ermöglichten es, den ſtändigen Markt in feſten Buden aufrecht zu erhalten, der im Gegenſatz zum Jahres- oder Wochenmarkt der Kleinſtädte und Flecken eben das Kennzeichen der gewerblich höher entwickelten Stadt ausmachte. So hat man für dieſe weniger bemittelten neuen Anſiedler, die ja nicht eine ganze Hofſtelle mit Rechten der Vollbürger zu erwerben vermochten, ſchon ſehr früh Gelegenheit zum Erwerb kleinerer Bauſtellen geſchaffen, indem man teils größere Güter von Einzelbeſitzern oder geiſtlichen Körperſchaften aufteilte, teils auch von Gemeinde wegen die zunächſt noch reichlich vorhandenen unbebauten Plätze im Stadtinneren für ſolche Bebauung freigab. Die obenerwähnte Form der Erbleihe iſt ſicherlich eigens geſchaffen für die Vermögenslage dieſer Anſiedler, deren weſentlicher Beſitz ihr Fleiß und ihre Geſchicklichkeit bildeten, die danach wohl zur Leiſtung eines dauernden Zinſes, nicht aber zur Zahlung einer größeren Kaufſumme imſtande waren.

128. Lübeck. Fig. 131 u. 132[118]) geben die Anfchauung eines folchen Handwerker- oder Kleinbürgerhaufes aus Lübeck. Bezeichnend für die ganze Gattung find fchon die Abmeffungen: 3,94 m Breite und 9,90 m Tiefe für das ganze Haus, an das fich hinten ein kleiner Hof anfchließt[119]). Auch die Stockwerkhöhen find ganz gering. Sie betragen im Erdgefchoß etwa 3,80 m, in den beiden Obergefchoffen rund 2,00 m bis Unterkantebalken, wozu noch 25 cm bis zur Unterkante der jetzt aus einfacher Dielung mit Fugenleiften beftehenden Decke hinzukommen.

Fig. 131. Fig. 132.



Kleinbürgerhaus zu Lübeck[118]).

1/400 w. Gr.

Trotz der geringen Gefamtmaße enthält das Häuschen eine ganze Anzahl von Einzelräumen. Im Erdgefchoß betritt man zuerft eine Hausdiele oder Werkftätte, aus der die Treppe nach oben fteigt; dahinter befindet fich noch ein Raum, als Schreibftube oder Zimmer des Meifters oder als Vorratsraum verwendbar. Im Obergefchoß finden wir eine Dreiteilung. Der mittlere Raum, der auch die um einen Mittelpfoften fich herumwindende enge Treppe enthält, nimmt den Hausherd auf. Nach vorn ift eine Wohnftube durch eine Fachwerkwand abgetrennt, nach hinten hin ein weiteres kleineres Gemach durch eine Holzwand. Das Äußere ift in den fpäteften Formen des norddeutfchen Backfteinbaues fchlicht, aber durchaus gediegen aufgeführt.

Fig. 133. Fig. 134.

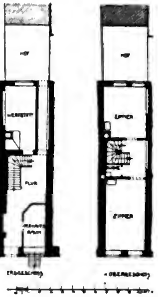


Kleinbürgerhaus zu Colmar[118]).

1/400 w. Gr.

129. Colmar, Breslau usw.; Frankreich. Die hier gegebene Grundform ift bedeutungsvoll dadurch, daß fie fich durch alle deutfchen Lande, ja noch weit darüber hinaus verfolgen läßt. Fig. 133 u. 134[118]), 135 u. 136[120]) geben weitere Beifpiele gleicher Grundriffe aus fo weit voneinander entlegenen Städten, wie Colmar und Breslau; das letzte ift durch den Einbau eines kleinen Verkaufsraumes und eines zum Hofe führenden Flures nur wenig verändert. Ganz übereinftimmende Anlagen kennen wir, um nur einzelne Beifpiele zu nennen, im Often und Norden aus Danzig und Königsberg, Roftock, Hildesheim, Lüneburg, in Mitteldeutfchland aus Thüringen (Neuftadt a. d. Orla u. a.), aus den rheinifchen Städten Cöln, Coblenz, Mainz ufw., aus Miltenberg und Kitzingen a. M. Im Süden geht der Typus über Straßburg und Bafel bis tief in die Schweiz hinein.

Fig. 135. Fig. 136.



Kleinbürgerhaus zu Breslau[120]).

Die Stellung diefer Häuschen im Stadtplane ift fehr verfchieden; bald ftehen fie reihenweife in größerer Anzahl nebeneinander, wo wir dann die einheitliche Aufteilung größerer Grundflächen annehmen dürfen. Bald auch find fie einzeln zwifchen größere Häufer eingebaut; letzteres ift dadurch zu erklären, daß gelegentlich einzelne größere Befitzer Teile ihres Grundftückes, etwa die neben dem Haufe zum hinteren Hofe führende Einfahrt, als entbehrlich gewordenen Überreft früheren landwirtfchaftlichen Betriebes an neue Zuzügler verkauft haben.

Bezeichnend für alle diefe Häuschen ift die Dreiteilung der Tiefe nach und die Lage des Herdes im

118) Nach eigener Aufnahme.

119) Dies find noch nicht die kleinften Maße folcher Häuschen. Ein architektonifch ziemlich bedeutungslofes Beifpiel gleicher Art, das ich am „Drubbel" in Münfter i. W. fand, hat im Erdgefchoß nur Lichtmaße von 2,80 m Breite zu 5,20 m Tiefe. Darüber erheben fich drei Stockwerke; dahinter befindet fich ein kleiner Hof von nur 2,20 m Tiefe!

120) Nach: Gurlitt, C. Hiftorifche Städtebilder. Breslau. Berlin.

mittleren, beim eingebauten Hause nur mittelbar beleuchteten Raume. Die Abmessungen sind in der Breite ziemlich gleichmäßig etwa zwischen 3 bis 5 m; die Tiefe wechselt je nach den Grundstücksformen in größerem Abstande, bis zu etwa 20 m als Höchstmaß. Sehr viel seltener sind in Deutschland Häuser, die der Tiefe nach nur aus zwei Räumen bestehen: einem Vorderzimmer und einem tiefen Hinterflur, welch letzterer die Treppe und den Hausherd aufnimmt. Sie finden sich aber in weitentlegenen Orten, wie in Pilsen und in Rothenburg o. d. T. (das sog. Haus des Judenlehrers in der Judengasse) und bezeichnen wohl eine ältere und durch die unmittelbare Beleuchtung der Herdstelle gesundere Form des gleichen Baugedankens. So findet sich der Grundriß des Kleinbürgerhauses dann auch in Frankreich wieder vor. *Viollet-le-Duc*[121]) bringt Beispiele aus dem im Jahre 1284 gegründeten Städtchen Monpaziers (Herzogtum Guyenne) und aus Laval, *Verdier* solche aus Cluny und anderen Städten, die in Größe und Einteilung fast ganz mit den deutschen Bauten übereinstimmen. Diese überraschende Gleichartigkeit kann kein Zufall sein; sie beruht darin, daß die gesellschaftliche Stellung und die Lebensbedingungen des Handwerkerstandes überall wesentlich die gleichen waren, und sie ermöglichte, ähnlich wie die heutige Mietkaserne, indem sie dem Durchschnittsbedürfnis genügte, einen leichten Besitzwechsel und damit eine ziemliche Freizügigkeit der ehrbaren städtischen Bevölkerung. Wir sind berechtigt, in diesen Häuschen die typische Wohnweise für den ganzen niederen Bürgerstand zu sehen. Wenn wir absehen von den geringen Geschoßhöhen, die für unsere gesundheitlichen Anschauungen gar zu gering gegriffen sind, so geben sie uns auch das Bild eines durchaus behaglichen und durch die Trennung in verschiedene Räume auch weitentwickelten Wohnwesens. Von wesentlicher Bedeutung für den Sinn des mittelalterlichen deutschen Wohnbaues scheint uns dabei, daß im Erdgeschoß dieser kleinen Häuschen die alte, unmittelbar von außen her zu betretende Halle dauernd fortlebt. Daß sie hier auf dem beschränkten Raume nicht Geschäftsverkehr und Familienleben gleichzeitig aufnehmen konnte, ist die Veranlassung dazu gewesen, daß man den Hausherd in diesen Häusern regelmäßig in das Obergeschoß verlegte. Wir dürfen wohl annehmen, daß die dringende Raumnot hier zuerst diese einschneidende Änderung erzwang, durch die in die uralte Gewohnheit völliger Lebensgemeinschaft zwischen allen Familiengliedern ein zweifellos tiefempfundener Riß hineingebracht wurde. Nur zögernd ,und ganz allmählich führte sich bei den größeren Häusern das Verlegen des Herdes und Familienlebens in das Obergeschoß ein, wie wir weiterhin sehen werden. Und so dürfen wir unseren kleinen Häuschen eine besondere kulturhistorische Bedeutung zuschreiben, indem in ihnen die Scheidung des Familienlebens von der Öffentlichkeit vorbereitet wurde, ohne die wir uns feinere Bildung und häusliches Glück nicht mehr vorstellen können.

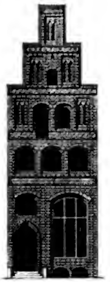
130. Ausbilden des Äußeren: Lüneburg, Colmar.

So sehr sich diese Kleinbürgerhäuser dem Grundrisse nach gleichen, so wechselvoll ist ihre künstlerische Durchbildung. Hier finden sich die größten Verschiedenheiten sowohl in Schlichtheit und größerem Reichtum der Auffassung, als in der Verwendung verschiedenen Baumaterials und in der Massengliederung. Je nach der Bausitte der einzelnen Städte finden wir Giebel über der schmalen Fläche aufgeführt, auch wohl zwei solche Häuschen unter einem größeren Giebel vereinigt, oder die Dachtraufe ist an die Straße gelegt, so daß ein schmales Satteldach das Haus, der Tiefe nach mächtig aufsteigend, deckt. Auch in der Formbehandlung

[121]) In: *Dictionnaire raisonné de l'architecture etc.*, Bd. VI, S. 247, 253.

bilden fich eine Menge einzelner Schulen heraus. So find die Backfteingiebel Hannovers durch ihre ftraffe Pfeilergliederung ausgezeichnet, die Roftocker, Lübecker und Lüneburger durch feine Blendengliederungen, die fich mit treppenförmigem, ftrengem Giebelabfchluß verbinden. In den Gebieten des Fachwerkbaues fpielt das ftärkere oder geringere Vorkragen der Gefchoffe eine große Rolle; daneben traten felbft an diefen kleinen Häuschen gelegentlich Erkerauskragungen zur Belebung der Maffe auf.

Fig. 137.



Haus
zu Lüneburg.
1/200 w. Gr.

So bildet die große Menge diefer Häuschen ein fehr lebhaftes und fehr lehrreiches Bild. Dem fchlichten Beifpiel aus Lübeck fei hier ein etwas reicheres aus Lüneburg angereiht (Fig. 137).

Es ift 5,15 m breit und enthält im Erdgefchoß eine mächtig hohe Halle, in die über der Eingangstür eine kleine Kammer als Zwifchengefchoß eingebaut ift. Darüber befindet fich dann nur ein Wohnftockwerk. Ein Treppengiebel in den für Lüneburg bezeichnenden derben Formen der Spätzeit fchließt das Häuschen nach oben ab und enthält auch über den Fenftern noch das Loch für einen Aufzugbalken, mittels deffen man die Ladeöffnungen beider Dachgefchoffe bedienen und fo die für die urtümliche Hauswirtfchaft jener Zeit nötigen Vorräte einholen konnte.

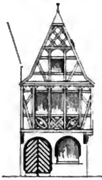
Sehr viel leichter und feiner ift das kleine Häuschen aus Colmar gegliedert (Fig. 138[122]), das wieder nur ein einziges Obergefchoß nebft Dachboden befitzt. Seine Wirkung beruht vor allem auf dem im Gegenfatz zum fteinernen Unterbau zierlich geformten und ftark überkragenden Fachwerk, und diefe Wirkung wird vor allem in Mittel- und Süddeutfchland mit Vorliebe zur Gliederung herangezogen.

131. Doppelhaus zu Marburg.

So war das Fachwerk in höchft eigentümlicher Werkweife an einem kleinen Doppelhaus in Marburg benutzt, welches *Schäfer* nach feinen beim Abbruch angefertigten Aufnahmen veröffentlicht hat (Fig. 139 u. 140[123]), und welches feiner ganzen Art nach wahrfcheinlich entftanden ift, bald nachdem eine Feuersbrunft den betreffenden Stadtteil im Jahre 1320 in Afche gelegt hatte[124]). Als das ältefte der uns bekannten Häuschen diefer Art fordert es eine befonders eingehende Betrachtung.

Jedes der beiden Einzelhäufer hat eine Frontlänge von ungefähr 4,30 m, das ganze Doppelhaus alfo von rund 9,00 m. Wenig größer ift auch die Tiefe der Häufer. Sie haben außer dem 3,00 m im Lichten hohen Erdgefchoß noch 2 Stockwerke, von denen das erfte 2,50 m, das zweite gar nur 2,00 m lichte Höhe hat. Die alte Einteilung des Haufes ift infolge vielfacher fpäterer Einbauten nicht erhalten gewefen; insbefondere fehlte leider jede Aufzeichnung über die Lage des Hausherdes. In unferem Grundriß ift daher nur die Stellung der Hauptftützen und Unterzüge, fowie die Lage der Treppe angegeben. Im Erdgefchoß (Fig. 139) befand fich naturgemäß die Werkftätte, durch die zugleich, wie durch die Halle des Vornehmen, der Zugang zur Treppe hin führte. Sie öffnete fich unmittelbar nach der Straße; denn fie diente gleichzeitig zum Empfang der Kunden, die auf Beftellung arbeiten laffen wollten, und auch als Laden für folche, die auf Vorrat angefertigte Waren kauften. In vielen Städten war allerdings für die letztere Art der Verwertung der ftrenge „Marktzwang" eingeführt, d. h. es durften fertige Handwerksarbeiten nicht im Haufe, fondern nur in den auf dem Marktplatz aufgeftellten ftändigen Buden

Fig. 138.



Kleinbürgerhaus
zu Colmar[122]).
1/150 w. Gr.

[122]) Nach eigener Aufnahme.

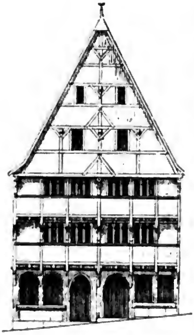
[123]) Vergl.: SCHÄFER, C. Holzarchitektur Deutfchlands im 14. bis 18. Jahrhundert. Berlin o. J.

[124]) Verfaffer verdankt diefe Kenntnis perfönlicher Mitteilung feines verehrten Lehrers *C. Schäfer*, nach deffen Skizzen er feinerzeit die Darftellung diefes Zimmerwerkes a. a. O. gezeichnet hat.

und Scharren verkauſt werden. Man ſicherte dadurch ſowohl die aus dem Vermieten dieſer Buden zu ziehenden Einnahmen, wie den Eingang der vom Verkauf zu zahlenden Abgaben, des im ſpäteren Mittelalter ſehr häufig erhobenen „Ungeldes“.

Für die Obergeſchoſſe unſeres Hauſes werden wir natürlich je eine Stube nach vornheraus annehmen müſſen und im I. Obergeſchoß auch den Hausherd vermuten, ſowohl nach Maßgabe der vorangeführten Beiſpiele, als auch, weil er nur dort in dem notwendigen engen Zuſammenhang mit dem Familienleben ſtehen konnte. Die Lage der Treppe führt dabei zu der Annahme, daß das Haus der Tiefe nach nur zweiteilig war, ſo daß ſich nach hinten hin eine, wenn auch nur kleine „Hausdiele“ ergab, in der ſich, als im Hauptraum des Hauſes, die Familie am Herde, dem Arbeitsplatz der Hausfrau, zuſammenſand. Als ſpäterer Einbau erſcheint die Teilung dieſes Raumes in einen ſchmalen Treppenflur und eine kleine Hinterſtube mit danebenliegendem Abort, wie ſie beim Abbruch des Hauſes beſtand.

Fig. 139.



Anſicht.
$^1/_{250}$ w. Gr.

Fig. 140.



Grundriß.
$^1/_{500}$ w. Gr.

Kleines Doppelhaus zu Marburg[123]).

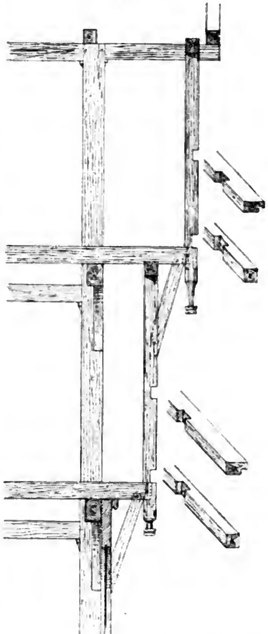
Außerordentlich bemerkenswert iſt die Bauart dieſes Hauſes, die in gewiſſem Gegenſatz zu der ſpäter üblichen ſteht.

Das Doppelhäuschen beſteht nämlich aus 5 hintereinander aufgeſtellten Bünden, durch welche es in vier Abteilungen gegliedert iſt, von denen zwei die Vorderſtube bilden, zwei die hintere Diele mit der Treppe. Jedes Bund iſt ein einfaches Gerüſt, welches aus je drei lotrechten Säulen aufgerichtet iſt, die vom Boden bis zum Dache durchgehen und in der Richtung der Front durch eingezapfte Durchzüge verbunden ſind (Fig. 141). Unter ſich ſind die 5 Gerüſte durch eingezapfte wagrechte Riegel verbunden, welche tiefer liegen als die Durchzüge, damit nicht vier Zapfenlöcher an derſelben Stelle der Säule zuſammentreffen und dieſe zu ſtark ſchwächen. Bemerkenswert iſt, daß ſowohl für dieſe Verbindungsriegel als für die Durchzüge bei der Bearbeitung der viereckigen Säulen aus dem Rundholze konſolenartige, flache Anſätze ſtehengeblieben ſind, auf welchen die eingezapften Hölzer noch ein Auflager fanden. Eingeblattete Bügen und gleichfalls verblattete ſchräge Windhölzer in den Seiten des Hauſes ſtellen die lotrechten und wagrechten Hölzer feſt, ſo daß in der ganzen Konſtruktion, die unten nicht auf hölzernen Schwellen ruht, ſondern auf den in die ſteinerne Baſis eingeſtellten 15 Säulen, ein Verſchieben oder Drehen nicht ſtattfinden kann. Auf den Durchzügen dieſer 5 Gerüſte liegen der Tiefe nach die beiden unteren Gebälke. Sie ſchießen nach der Giebelſeite, das untere 50, das obere 90 cm, vor; einzelne der Balken haben an der Stirnſeite Zapfen, an welche die Ständer der Frontwand angehängt ſind; mit dieſen Hängeſäulen ſind die Schwelle, der Brüſtungsriegel und ein Kappholz verblattet. Die verblattete Schwelle liegt auf den übrigen Balkenköpfen auf, ſo daß auch dieſe die Front des I. Obergeſchoſſes tragen. Der Giebel ſelbſt hat nochmals einen geringen Vorſprung; das Gebälk über dem II. Obergeſchoß liegt darüber, ſo daß es die Konſtruktion des Daches trägt. Dieſes enthält noch 2 Stockwerke, die zu Schlaf- und Vorratsräumen benutzbar waren. Verzierungen kommen, außer den geſtochenen Hängeſäulenköpfen, nicht vor.

War ſo vom Zimmermann das Gerippe des Hauſes hergeſtellt, ſo konnte es der Beſitzer mit Hilfe ſeiner Leute fertigſtellen, indem er mit unabgeſchälten Zweigen und Aſtſtücken, die mit Lehmſtroh umwickelt wurden, ſich Wände in dieſes Gerüſt einflocht. Selbſt für die Rauchſchlote begnügte man ſich noch bis in viel ſpätere Zeit mit dieſer einfachen Ausführungsart. Die Deckung des Daches mit Stroh, Schindeln oder ſelbſt etwa mit Ziegeln konnte der Beſitzer gleichfalls ſelbſt beſorgen; doch war Ziegel- oder gar Schieferdeckung auch in den Städten urſprünglich nur auf den Häuſern reicher Leute zu finden. Der ehrſame

Handwerker begnügte ſich mit Stroh. Er erhielt ſo, wenn er das Holz aus dem Stadtwalde bezog, ein billiges Haus, das er leicht bezahlen konnte. Wenn dann die gewickelten Felder oder Fache zwiſchen den Hölzern der Front aus freier Hand mit Lehm ſauber glatt geſtrichen und mit Kalkmilch getüncht, das Holzwerk aber mit Rötel oder gelbem Ocker geſtrichen waren, dann hatte die Straße, wo ſich ein ſolches Haus an das andere ſchloß, jedes mit einem beſonderen Zeichen verſehen, nach welchem es benannt wurde, ein freundliches Ausſehen, und das Leben darin konnte ſehr behaglich ſein, wenn Meiſter und Geſellen in den offenen Werkſtätten fleißig arbeiteten, der irgendwo angeſtimmte Geſang ſich von Werkſtätte zu Werkſtätte fortpflanzte, wenn Kinder die Straße füllten und, von den Müttern an den Fenſtern beobachtet und beaufſichtigt, ſpielten, die Nachbarinnen bei der Arbeit von den Fenſtern aus ihre Neuigkeiten austauſchten, die Alten auf der Bank vor den Häuſern ſaßen, Kunden durch die Straße gingen.

Fig. 141.



Zimmerwerk des Hauſes in Fig. 139 u. 140.
$^{1}/_{40}$ w. Gr.

Die Bauweiſe dieſes Marburger Hauſes beruht erſichtlich auf der Gewohnheit, das ganze Haus vom Erdboden bis zum Dache einheitlich aufzufaſſen und die Stockwerksteilung als Zutat zweiten Ranges zu behandeln. Dies hängt offenbar damit zuſammen, daß man, wie in Art. 7 (S. 5) gezeigt wurde, von der eingeſchoſſigen, mit offenem Dachgebälk verſehenen Hütte ausgegangen iſt. Wie man in dieſen einfachen Innenraum zunächſt nebenſächliche Zwiſchenböden einzog, zeigt das Haus zu Kveſte (ſiehe Fig. 4 bis 6, S. 9), und es iſt ganz leicht verſtändlich, daß man beim Fachwerkbau ſolche untergeordnete Teilungen als ſelbſtändige Einbauten in die durchgehende Ständerſtellung der Wände einfügte. Daß man dieſes Zwiſchenfügen der Balkendecken dann noch beibehielt, als ſich die einzelnen Einbauten zu vollen Geſchoſſen auswuchſen, iſt aus dem Beharrungsvermögen handwerklichen Betriebes ebenfalls leicht erklärlich. Die ſpäter übliche und uns allein geläufige Art, daß die Geſchoſſe, jedes ſelbſtändig für ſich, übereinander gebaut wurden, ſchloß für frühmittelalterlichen Brauch einen Bruch mit alter Überlieferung in ſich. Es iſt wohl kein anderes Beiſpiel mehr erhalten, das ſo folgerichtig wie unſer Doppelhaus dieſe Bauart in Außenwänden und Innenſtützen durchführte; aber weniger vollſtändige Anklänge an die alte Sitte finden

Fig. 142.



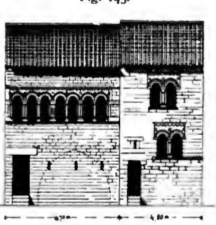
Haus zu Laval[125]).

ſich noch recht häufig. Beiſpiele ſolcher bürgerlicher Häuſer werden wir an anderer Stelle noch zu erwähnen haben; viel verbreiteter aber iſt dieſe Bauart im ländlichen Bauweſen, wo ſich die durch mehrere Geſchoſſe durchgreifenden Stiele, beſonders für die Ecken, von Oſtelbien bis nach dem Elſaß hin faſt bis auf unſere Tage erhalten haben.

Bereits dem XV. Jahrhundert gehört ein Doppelhaus in Laval (Fig. 142[125]) an, das wir aus der reichen Fülle ſchöner alter Wohnhäuſer hier anführen, die auf franzöſiſchem Boden wenigſtens bis vor kurzem noch erhalten waren. Es entſpricht in Maßen und Grundrißanordnung auffallend dem eben gegebenen deutſchen Beiſpiel; nur hat es die erheblich größere Tiefe von 15,00 m und legt daher die Treppe nach der Tiefenrichtung. Der Aufriß iſt im Gegenſatz zu der phantaſtiſch vorgehängten Front des deutſchen Beiſpieles bezeichnend für die nüchternere Art des franzöſiſchen Fachwerkbaues, der auch ſpäter ſeinen Reiz weniger in der ausdrucksvollen Durchbildung der Bauglieder, als in dem Überſpinnen der Flächen mit feinerem, der Steinarchitektur nachgeahmten Schnitzwerk geſucht hat. 132. Doppelhaus zu Laval.

In Deutſchland und auch in Nordfrankreich blieb weitaus in den meiſten Städten dem Holzbau dauernd der Vorrang vor dem Steinbau. Wo letzterer ſchon im XIII. Jahrhundert eintrat, wie in den von *Bickell* veröffentlichten Häuſern aus Gelnhauſen, iſt er in der Regel ſehr ſchlicht behandelt. Für Südfrankreich und Italien dagegen ſind ſchon aus früher Zeit ſteinerne Beiſpiele ſelbſt von ſolchen kleinen Häuschen vorhanden. In Fig. 143[126]), rechts, geben wir ein ſolches (aus Cluny) wieder, wobei allerdings die ſtarke Geſchloſſenheit des Erdgeſchoſſes kaum als urſprünglich, ſondern als moderne Wiederherſtellung anzuſehen ſein wird. Im übrigen entſpricht das Häuschen, das nicht das einzige ſeiner Art iſt, in den Abmeſſungen den vorher gegebenen deutſchen Beiſpielen. Allerdings übertrifft es im Reichtum ſeiner verzierten Fenſterformen bei weitem dasjenige, was man in Deutſchland etwa gleichzeitig, d. h. gegen Ende des XII. Jahrhunderts, anwenden konnte. 133. Steinerne Kleinbürgerhäuſer zu Cluny.

Fig. 143.



Wohnhäuſer zu Cluny[126]).
1/200 w. Gr.

Unter den ſüdfranzöſiſchen Verhältniſſen mit ihrem Reichtum älterer Kultur haben ſich ſodann, wohl durch antiken Einfluß andere Grundformen gebildet, die insbeſondere durch Einlegen eines Hofes den Eindruck höherer Entwickelung machen. Ein etwas größeres Haus ſolcher Art, ebenfalls aus Cluny, geben wir in Grundriſſen und Anſicht[127]).

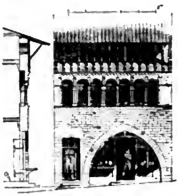
125) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VI, S. 253.

126) Nach: Verdier, A. & F. Cattois. *Architecture civile et domeſtique au moyen-âge et à la renaiſſance*. Paris 1864. Bd. I, S. 69 ff. – Der Verfaſſer gibt darin 9 romaniſche Hausfaſſaden und bezeichnet im Plane etwa ein Viertelhundert mindeſtens damals, hoffentlich auch heute noch vorhandener Wohnhäuſer des XII. Jahrhunderts.

127) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VI, S. 222 u. 224.

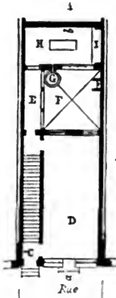
Wir ſehen hier (Fig. 144 bis 146), wie die Treppe *C* unmittelbar an den Hauseingang anſchließt, durch eine Wand getrennt vom daneben gelegenen Raum, der einen Laden oder eine Werkſtätte gebildet haben wird. Ein Höfchen *F* mit Brunnen *G* ſchließt ſich hinten an; an ihm läuft der Laubengang *E* nach dem Raume *H*, der wegen des großen Rauchmantels *J* von *Viollet-le-Duc* als Küche bezeichnet, in dieſer vom eigentlichen Wohnraum ſo entfernten Lage aber wohl eher als Werkſtätte eines Waffenſchmiedes oder ſonſtigen Feuerarbeiters angeſehen werden kann. Im Obergeſchoß mündet dann die Treppe frei in den großen Hauptraum *L* aus, der zum Tagesaufenthalt der ganzen Familie und mit ſeinem Kamin wohl auch zum Bereiten der Speiſen diente. Der Laubengang *N* enthält hier noch eine kleine Bodentreppe und mündet auf ein hinteres Schlafgemach.

Fig. 144.



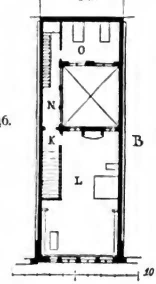
Anſicht.
1/200 w. Gr.

Fig. 145.



I. Obergeſchoß.

Fig. 146.



Erdgeſchoß.

Haus zu Cluny [127].

134. Haus zu Cauſſade.

Andere in Südfrankreich erhaltene ſteinerne Häuſer erinnern ſtark an italieniſche Bauten. So ein Haus zu Cauſſade (Fig. 147 [128]), das mit 8,50 m Breite weiter erhöhte Maße aufweiſt und allerdings nur mit dem Vorbehalt in unſere Gruppe aufgenommen werden kann, daß die von *Viollet* ſtammende Ergänzung des Untergeſchoſſes als eines offenen Laden- oder Werkſtättenraumes zutreffend iſt. Es enthält im I. und II. Obergeſchoß je einen nahezu quadratiſchen Saal und ein kleines Zimmer, im III. Obergeſchoß 3 Zimmer nebſt der Treppe. Die Front iſt in früh-gotiſchen Formen aus Backſtein mit Werkſtein gemiſcht ſehr monumental errichtet und hat in ihrer ganzen Haltung ſtarke Anklänge an die Adelspaläſte Sienas.

Ebenfalls unter die Großen ſeiner Art gehört mit ungefähr 7,00 m Frontlänge ein Fachwerkhaus in Caen, etwa der erſten Hälfte des XV. Jahrhunderts entſtammend (Fig. 148 u. 149 [129]). Es beſitzt wieder im Erdgeſchoß neben dem Eingange den etwas größeren Laden- oder Werkſtättenraum. Darüber ſind zwei Obergeſchoſſe vorgekragt, in Formen, die mit vorgeſetzten kleinen Säulchen und Strebepfeilerchen eine Vorſtufe zu der überaus reichen Ausbildung darſtellen, die im franzöſiſchen Fachwerkbau ſpät-gotiſcher Zeit gelegentlich angewendet wurde.

135. Häuſer wohlhabenderer Bürger; Kaufmannshäuſer.

Die letztangeführten Häuſer bilden ſchon nach ihrer Größe und Ausſtattung den Übergang zu den größeren Häuſern der wohlhabenden Bürger und Kaufleute. Es wäre ja ganz irrtümlich, zwiſchen beiden Klaſſen eine ſchroffe Kluft anzunehmen; ſondern wie der geſchickte

[128]) Siehe: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., S. 235.

[129]) Nach: GAILHABAUD, J. *L'architecture du V au XVIII me ſiècle et les arts qui en dependent.* Paris 1820–59.

Fig. 147.



Haus zu Cauffade[129]).
1/100 w. Gr.

Handwerker fehr wohl dem kleineren Kaufmann an Wohlhabenheit nachftreben, ja felbft zu größerem Handelsbetrieb fich auffchwingen konnte, fo werden auch die Behaufungen beider Stände mehr allmähliche Übergänge zeigen. In der Tat finden wir auch für die Gattung Häufer, die wir nach der überwiegenden Klaffe ihrer Eigentümer als Kaufmannshäufer bezeichnen wollen, zunächft noch fehr einfache Verhältniffe in Geltung und können die Nachwirkung diefer Einfachheit bis in um fo jüngere Zeit hinein verfolgen, je länger die Landfchaft, der die zu betrachtenden Bauten angehören, an einfacheren und rauheren Lebensverhältniffen feftgehalten hat. Wir werden daher unfere Betrachtung hier mehr landfchaftsweife gliedern und beginnen mit den Bauten Norddeutfchlands. Denn hier wirkt eine Reihe von Umftänden gleichzeitig der Weiterentwickelung zu verfeinerten Lebensgewohnheiten entgegen: die in bezug auf Bodenerzeugniffe meiftens kärglichere Natur des Landes; fodann der Umftand, daß der Handel diefer Gegenden mehr auf landwirtfchaftlichen Erzeugniffen und auf der Einfuhr von Maffengütern und Rohftoffen beruhte als auf der feiner entwickelten Handwerkstätigkeit; fchließlich wohl auch die Art des Handelsbetriebes, die den reichen Kaufmann auf monatelangen gefahrvollen Reifen hinauf nach dem rauhen Norden und nach dem unkultivierten Often führte, und ihn daher eine fchon verhältnismäßig einfache Wohnweife als behaglich empfinden ließ.

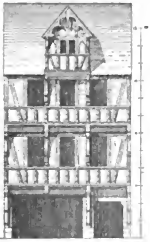
136.
Kaufmannshaus zu Lüneburg.

Die Grundform des Kaufmannshaufes in Norddeutfchland geht, wie das einfachfte Kleinbürgerhaus, ja faft noch beftimmter als diefes, auf die Wohnbedingungen der älteften einfachen Hütte zurück. Ein fehr klares Beifpiel hierfür bietet das nahe am Hafen in der Lünerftraße gelegene Haus zu Lüneburg in Fig. 150 u. 151[130]), trotzdem es erft dem Ende des XV. oder gar dem beginnenden XVI. Jahrhundert entftammt. Es bildet im Erdgefchoß, wenn wir von einigen fpäteren, nicht fehr bedeutenden Einbauten abfehen, im wefentlichen eine große, die ganze Grundfläche einnehmende Halle von verhältnismäßig bedeutender Höhe, die von der freien Längsfeite her aus vier hohen, durch Stabwerk geteilten Fenftern reichliches Licht empfing. Nur im rechten vorderen Winkel ift eine kleine Stube von Anfang an abgetrennt gewefen, ficher als Gefchäfts- und Empfangszimmer des Kaufherrn, dem diefes Haus gehörte. Der diefer Stube vorgebaute Erker, fowie der ihm auf der vorderen Hälfte der Front entfprechende find Zutaten nachmittelalterlicher Zeit.

Fig. 148.



Fig. 149.



Haus zu Caen[129]).

[130]) Nach eigener Aufnahme.

Über diefer Stube, die noch ihre alte Decke von hohlprofilierten Balken bewahrt, ift ein gleicher Raum als Zwifchengefchoß angelegt, und diefes Zwifchengefchoß fetzt fich auf einem Unterzug mit fchönem Holzpfoften ruhend, in gleicher Breite durch die ganze Tiefenrichtung

Fig. 150.



Anficht.

Fig. 151.

¹⁄₃₀₀ w. Gr.



Grundriß des Erdgefchoffes [183]).

Kaufmannshaus zu Lüneburg.

des Haufes fort. Es enthielt 3 Kammern, von denen die beiden hinteren Licht und Luft nur mittelbar von der Diele her empfingen. Unter ihm lag in dem dadurch abgegrenzten niedrigen Teil der großen Diele fowohl die Treppe zu den Kammern des Zwifchengefchoffes, wie auch der Hausherd. Da die Diele im Lichten 4,48 m hoch ift, fo bleibt für diefe abgetrennten Räume nur eine Höhe von 2,14 m unter den Balken, womit wir dann wieder auf gleiche Verhältniffe gelangen,

wie ſie in den Kleinbürgerhäuſern herrſchten. Über der Diele baut ſich zwar noch ein weiteres Geſchoß auf; aber dieſes iſt nicht für Wohnzwecke beſtimmt, ſondern, wie das Fehlen ſeitlicher Fenſter und das Vorhandenſein der Ladeöffnung über dem Eingangstor beweiſt, diente es ebenſo wie die darüber befindlichen Dachgeſchoſſe als Speicher für Handelsgüter. Selbſt wenn wir annehmen, daß in dieſen weiten Speicherräumen hier und da durch Verſchläge Schlafgelegenheit für Geſinde geſchaffen wurde[131]), ſo ſind die hier verfügbaren Einzelräume äußerſt geringfügig.

Wir müſſen annehmen, daß das ganze tägliche Leben der Familie, Beſuch von Freunden und Verwandten, aller gröbere Verkehr und ſonſtige Tätigkeit, die mit dem Betriebe des Handels zuſammenhing, ſoweit letztere nicht im Kontor des Handelsherrn ſelbſt erledigt wurde, ſich in der großen Halle abſpielten. Hier konnte ebenſo, wie es ſchon *Möſer* vom ſächſiſchen Bauernhauſe rühmt, die Hausfrau vom Herde aus das Getriebe der geſamten Wirtſchaft überſehen und leiten; ſie konnte Anteil am geſchäftlichen Treiben des Hausherrn nehmen und, falls dieſer auf Handelsreiſen abweſend war, wohl ſogar ſelbſt an ſeiner Statt die laufende Tätigkeit des Geſchäftes überwachen.

Und trotzdem ein ſolches Haus unſeren Begriffen nach nur ſehr geringe Bequemlichkeit gewährt, iſt es nicht etwa als Behauſung eines weniger wohlhabenden Bürgers anzuſehen. Dies anzunehmen verbietet ſchon die Ausbildung der ſchönen Giebelfront, die mit ihrer reichen Gliederung durch tauartig gewundene Stäbe und die Einlagen plaſtiſch verzierter Rundfüllungen eines der aufwändigſten Beiſpiele ihrer Art darſtellt. Aber noch mehr iſt dieſe Annahme hinfällig dadurch, daß ſich Häuſer gleicher Art, ſowohl in Lüneburg ſelbſt wie in den anderen öſtlichen Hanſeſtädten Lübeck, Roſtock, Wismar, Stralſund uſſ., und zwar erweislich in den Händen der vornehmſten Familien, häufig finden. Oft haben ſie erheblich größere Abmeſſungen, wie z. B. das Haus in Lüneburg, am Berg Nr. 39, das inſofern vielleicht einen älteren Typus bewahrt, als über dem eingebauten Schreibſtübchen des Hausherrn keine Oberſtube, ſondern ein freier Altan ſich befindet. Auch gewiſſe Abweichungen im einzelnen kommen gelegentlich vor, ohne daß die Geſamtform ſich weſentlich änderte.

So iſt aus der Reihe ähnlicher Anlagen, die Lübeck, zum Teil bis in das XVIII. Jahrhundert hinuntergreifend, enthält, das Haus der jetzigen Löwenapotheke hervorzuheben. Es geht mit ſeinem wohlerhaltenen Hintergiebel noch in ſpätromaniſche Zeit zurück, entſtammt in ſeinen Hauptteilen erſt dem XIV. Jahrhundert und iſt als eines der vornehmſten Häuſer ſeiner Zeit dadurch bezeugt, daß es im Jahre 1375 der Gemahlin Kaiſer *Karl IV.* als Wohnung gedient hat. An ſeiner freien Langwand waren vor der Wiederherſtellung noch deutlich die Reſte der urſprünglichen Fenſteranlage zu ſehen, und es ging aus ihnen hervor, daß der ganze Vorderteil einen hohen Dielenraum bildete, in deſſen hintere Ecke eine kleinere Stube mit Zwiſchengeſchoß eingebaut war. Eine Bereicherung weiſt dieſes Haus allerdings dadurch auf, daß an der entgegengeſetzten Ecke ein geräumiges Zimmer in gotiſcher Zeit angebaut worden iſt und ſich mit kleinerem Giebel nach der Straße hin zeigt. Die hierdurch entſtehende Grundrißform, beſtehend aus einem tiefen Haupthauſe mit kleinerem und weniger tiefem Anbau, findet ſich nicht ſelten in deutſchen Städten, ſo daß man wohl einen gemeinſamen Grund für ihre Entſtehung annehmen kann. Vermutungsweiſe kann man ihre Anlage dadurch erklären, daß der Raum einer in früherer Zeit zum hinteren Hofe führenden Durchfahrt für einen ſolchen Anbau eines Staatszimmers ausgenutzt wurde, als dieſe mit der Einſchränkung landwirtſchaftlichen Betriebes überflüſſig erſchien.

137. Löwenapotheke zu Lübeck.

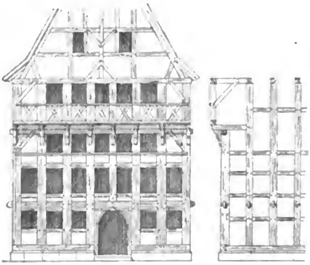
[131]) Nicht unmöglich iſt es auch, daß wenigſtens das männliche Geſinde, wie es noch heute in Rußland vielfach auf den Fluren vor der Zimmertür der Herrſchaft nächtigen ſoll, in der Diele ſelbſt ſchlief.

138.
Haus
zu
Münden.

Dem Umfange und wohl auch der Zeitſtellung nach, für die etwa der Beginn des XV. Jahrhunderts anzuſetzen ſein wird, iſt hier ein Haus aus der »Dunkeln Straße« in Münden einzureihen (Fig. 152[132]), das noch unter dem alten Namen »Zum Ochſenkopf« ſich erhalten hat. Das vordere Dritteil dieſes Hauſes, das a. a. O. allein veröffentlicht iſt, beſitzt drei niedrige Stockwerke unter dem vortretenden Dachſpeichergeſchoß, verzichtet alſo auf die übliche Anlage der hohen Diele. Dieſe befindet ſich im hinteren, größeren Teile des Hauſes, derart, daß ſie der Höhe nach etwa anderthalb der vorderen Geſchoſſe einnimmt. Über ihr befindet ſich ein weiteres Geſchoß, das dann, wie das II. niedrige Zwiſchengeſchoß des Frontteiles, unter dem Dachſpeicher endigt.

Wie dieſes Haus benutzt wurde, ob etwa im hinteren Dielenraum früher ein Herd beſtanden hat, iſt nicht mehr feſtzuſtellen. Noch jetzt ſind der hintere Dielenraum in beiden Geſchoſſen, ferner das vordere II. Obergeſchoß und das ganze vortretende Speichergeſchoß ohne jede Teilung durch Wände, die auf Benutzung dieſer Räume zu Wohnzwecken deuteten, ſo daß nur in den Vorderräumen der Untergeſchoſſe Wohnzimmer geſehen werden können. Sehr bemerkenswert iſt die Bauart des Hauſes. Sie bildet eine Art Vermittelung zwiſchen der ganz altertümlichen Herſtellung des Marburger Hauſes (ſiehe Art. 131, S. 140) und dem ſpäteren Stockwerksbau. Sie beruht, wenn auch nicht mehr auf einzelnen die Unterzüge tragenden Ständern, ſo doch auf den lotrechten, durch alle Stockwerke von unten bis oben gehenden Säulen der Umfaſſungswände (Fig. 153). Dieſe ſind ſo enge geſtellt, als die Gebälke gelegt ſind, ſo daß ſämtliche übereinander liegende Balken der unteren Geſchoſſe auf jeder Seite von ſolch einer Säule getragen werden und mit dieſen Säulen einen Querbund durch das Haus bilden. Die Balken ſind in die Säulen eingezapft, außerdem auch die neben den Zapfen ſtehenbleibenden Teile in ſchräge Ausſchnitte eingelegt. Bei der unterſten Balkenlage greifen die Zapfen durch die Säulen hindurch, ſtehen nach außen weit hervor und ſind durch eingeſchobene Holzkeile verklammert, ſo daß das ganze Haus der Quere nach eine feſte Spannung erhielt. Solcher Bünde ſteht eine ganze Anzahl hintereinander. Der Tiefe nach iſt ihre Verbindung unter ſich durch einen in der Mitte des Hauſes entlang laufenden Längsunterzug und ſeine Ständer gebildet, der allerdings im unteren der beiden Dielenſtockwerke nur bis zum Abſchluß der vorderen Stockwerksteilung durchgreifen konnte. In der Dachbalkenlage laufen ſodann ſämtliche Balken der Tiefe nach und bilden im Verbande mit quergerichteten Unterzügen einen weiteren, ſehr kräftigen Tiefenverband für die großen Wandſtänder. In den Wandflächen der Seitenwände fehlt jedes Schrägholz, ſo daß das Einfügen des ausladenden Giebels, welcher Bügen und Kreuzriegel hat und auf Stichen ruht, die mindeſtens zum erſten Balken hinter der Front gehen, noch eine weſentliche Befeſtigung bedeutet. Die Säulen ſelbſt ſind durch die Zapfen der Balken natürlich geſchwächt. Um nicht zu viele ſchwache Stellen am ſelben Punkte zuſammentreffen zu laſſen, ſind die wagrechten Riegel nirgends in die Balkenhöhe genommen, ſondern in beliebiger Höhe dazwiſchen angebracht. In der Front ſind ſie ſo angeordnet, daß die Fenſter die nötige Höhe erhielten.

Fig. 152.



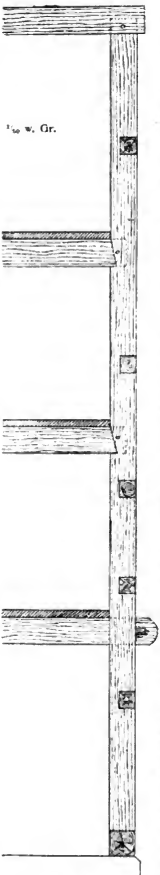
Holzhaus zu Hannöveriſch-Münden[132].

1/100 w. Gr.

Wenn auch dieſe Bauart auf den erſten Blick regellos erſcheint, ſo hat ſie ſich doch vortrefflich bewährt und iſt der Eigenart des Holzbaues ausgezeichnet angepaßt. Sie vermeidet die vielen Stockwerksteilungen der Trageſtützen, an denen das Auffetzen von Hirnholz auf Langholz regelmäßig zu ungleichem Setzen Veranlaſſung gibt. Sie verſpannt die aus langen Hölzern gebildeten ſteifen

[132]) Nach: Schäfer, C. Holzarchitektur vom 14. bis 18. Jahrhundert. Berlin.

Fig. 153.



1/50 w. Gr.

Zimmerwerk des Hauses in Fig. 152[132]).

Außenwände durch die wechselnde Richtung der Balkenlagen und Unterzüge in sehr überlegter und zweckmäßiger Weise. Allerdings dürfte sie durch die große Zahl langer und gerade gewachsener Eichenbalken, die sie forderte, schon damals kostspielig gewesen sein und hat wohl aus diesem Grunde dem Stockwerksbau den Platz räumen müssen.

139. Steinerne Giebelhäuser in Westfalen.

Herrscht in den Gebirgsgegenden des Harzes und an der Weser der Holzbau fast unumschränkt, so findet sich im angrenzenden Westfalen neben ihm häufiger der reine Steinbau angewendet. Zwei gotische Häuser mit sehr kraftvoll-altertümlichen Staffelgiebeln aus Stadthagen, die wohl sicher noch dem XIV. Jahrhundert entstammen, werden wir wegen der mit ihnen später vorgenommenen Umbauten an anderer Stelle zu besprechen haben (siehe Art. 169). Anderes von ähnlicher Art findet, oder fand sich wenigstens, noch vor kurzem in Lemgo (vergl. Art. 291 u. Fig. 374), Herford usw. Die reichste Ausbildung erfuhren diese gotischen Giebelfronten, zu denen ähnliche Grundrisse, wie die zuletzt besprochenen, gehören, alsdann in Münster, wo sie sich am Hauptplatze der Stadt, dem langgestreckten „Prinzipalmarkt", in stolzer Reihe zu einem der großartigsten Städtebilder des Mittelalters zusammenschließen. Sie gewinnen hier besonderen Ausdruck dadurch, daß man die Frontwand im Erdgeschoß durch die Anordnung hoher, gewölbter Laubengänge auflöste. Diese Bereicherung des Eindruckes ist aber nicht etwa allgemeine Münstersche Sitte; sondern die teilweise sehr ansehnlichen und reich verzierten Bürgerhäuser, welche in anderen Straßen der Stadt stehen, zeigen geschlossene Erdgeschosse, wie diejenigen anderer norddeutscher Städte. Man hat in Münster häufig, besonders bei den Laubenhäusern des „Prinzipalmarktes", den ganzen unteren Dielenraum als einheitlichen Ladenraum ausgebildet; dahinter folgt dann ein selbständiger Herdraum. Doch ist dies wohl erst spätere Umänderung, die auf der modernen Einrichtung der Ladengeschäfte beruht; auch der sehr übliche Anbau eines dritten hinteren Raumes, der soviel schmaler ist, daß der Herdraum neben ihm noch Licht von der Hinterfront her erhält, ist sicher eine spätere Zutat.

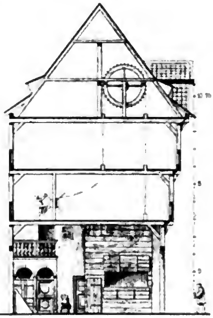
140. Häuser zu Braunschweig.

Die bisher behandelten deutschen Häuser sind sämtlich mit straßenwärts gerichtetem Giebel versehen. Anders gestalten sich Form und Bauart des Hauses äußerlich dort, wo man die Dachtraufe nach der Straße zu kehren gewohnt war; aber die innere Einteilung blieb davon ziemlich unberührt. Das *Nagel*'sche Haus zu Braunschweig, Langenstraße 9, durch Fig. 154 u. 155[138]) in Grundriß und Schnitt dargestellt, ist ein Beispiel einer solchen Anlage auf mehr breitem als tiefem Grundstück und entstammt schon dem letzten Abschnitt der hier zu besprechenden Zeit,

[138]) Nach: Pfeiffer, H. Die Holzarchitektur der Stadt Braunschweig. Berlin 1892. (Auch in Zeitschr. f. Bauw.) Taf. III.

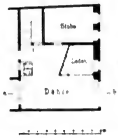
als ſich bereits die erſten Renaiſſanceformen in die gotiſche Grundlage des Bauens zu miſchen begannen. Seine Errichtung iſt durch eine über dem Torweg eingeſchnitzte Inſchrift auf das Jahr 1533 feſtgelegt. Trotzdem finden wir äußerſt einfache Verhältniſſe. Im Untergeſchoß des Hauſes nimmt eine große „Dähle" (Diele) zwei Drittel des Hauſes ein; abgeſehen von einem erſichtlich ſpäter in ganz unregelmäßiger Form abgetrennten Ladenraum iſt neben ihr nur eine Stube angelegt, über der ſich in einem eingeſchobenen Halbgeſchoß eine Kammer befindet. Die hinter der Stube liegende Treppe, ebenfalls in der Zeit der Spätrenaiſſance umgebaut, vermittelt den Verkehr von der Dähle nach dem oberen Wohnraume und den höheren Geſchoſſen. Dieſe ſind durchaus als Warenſpeicher angelegt, und nach außen hin mit Ladeluken als ſolche gekennzeichnet, was natürlich nicht ausſchließt, daß gelegentlich von ihren weiten Räumen einzelne Schlafkammern abgeſchlagen wurden.

Fig. 154.



Querſchnitt. – $^{1}/_{250}$ w. Gr.

Fig. 155.



Erdgeſchoß.

Haus *Nagel* zu Braunſchweig, Langenſtraße 9[133]).

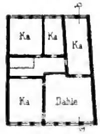
Eine große Haſpel, der die notwendigen Klappen in den Fußböden zu entſprechen pflegen, geſtattet, die Waren zwiſchen den Lagerräumen und dem Verkehrsraum, der Dähle, unmittelbar hin und her zu befördern oder ſie auch durch die äußeren Ladeluken von der Straße aus auf den Speicher zu ſchaffen. Dem Warenhandel zuliebe ſind hier die Tore der Dähle ſo bemeſſen, daß ſie mit 3,70 m Höhe die Einfahrt beladener Wagen ermöglichen. Die Lage des urſprünglichen Herdes iſt leider nicht erſichtlich. Vermutlich hat er in der Diele an dem Platze des erwähnten Ladens gelegen und iſt deſſen Anlage zum Opfer gefallen. An der Hinterwand der Dähle führt eine Treppe mit ſchrägliegender Falltür in den Kellerraum hinab. Daß die hier aus ſpäteſt-mittelalterlichen Zeiten beglaubigte Anſpruchsloſigkeit der Wohnweiſe nicht etwa in ärmlichen Verhältniſſen des Beſitzers begründet war, geht auch hier aus verſchiedenen Anzeichen hervor. So deutet die Anordnung von drei Warenböden übereinander, während viele ähnliche Häuſer ſich mit einem einzigen begnügten, darauf, daß das Haus von dem Inhaber eines bedeutenden Handelsgeſchäftes bewohnt wurde, und die üppige Schnitzerei, mit der die Flächen der Fachwerkhölzer überzogen ſind, beweiſt, daß dieſer Handel reiche Erträge abwarf.

Dieſe Art der Hausanlage ſteht nun nicht etwa zuſammenhangslos als unverſtandener Reſt alter Zeiten neben der ſpäteren Entwickelung, ſondern ſie geht durch zahlloſe Zwiſchenſtufen allmählich in die Formen ſpäterer Wohnungsweiſe über. Als Beiſpiel dafür, wie aus ſolchem weiträumigen Hauſe mit geringem Wohnraum ſich die Anordnung zahlreicherer Wohngelaſſe entwickelt, kann der Grundriß des noch etwas ſpäteren, im Jahre 1543 erbauten, Hauſes in der neuen Knochenhauerſtraße zu Braunſchweig gelten (Fig. 156 u. 157[134]). Es war wohl weniger dem Handelsbetriebe gewidmet; jedenfalls diente es daneben auch den Bedürfniſſen eines geringen Ackerbaues, worauf die Anlage des Hofes mit ſeinen Stallgebäuden hindeutet.

[134]) Nach: Pfeiffer, a. a. O., Taf. I.

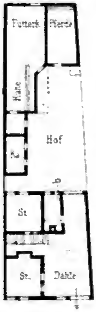
Hier tritt die Dähle an Bedeutung ſtark zurück. Ihr Zugang iſt zu einer mäßigen Tür von ſtark 2,00 m Breite zu $2^1/_2$ m Höhe zuſammengeſchrumpft; an der einen Seitenwand wie an der Rückwand ſind in zwei Geſchoſſen 6 Wohnräume nebſt ſelbſtändiger Küche von ihr abgetrennt. Immerhin geht die Dähle noch durch beide Wohngeſchoſſe hindurch; in der einen ihrer ſtraßenſeitig gelegenen großen Fenſterniſchen iſt ein erhöhter Sitzplatz angelegt und durch vier Stufen zugänglich gemacht. Erſt in nachmittelalterlicher Zeit hat man auch in Niederſachſen gelegentlich auf dieſe großräumige Anlage verzichtet, indem man an die in unſerem Beiſpiel noch freie Dählenwand gleichfalls eine Stube anlegte. Dann blieb vom alten Hauptraum des Hauſes nur noch ein ſchmaler Eingangsflur übrig, den zweigeſchoſſig zu geſtalten ſinnlos geweſen wäre. So zog man die Wohnräume des Obergeſchoſſes an der Straßenſeite über dieſen Flur hinweg und gelangte damit zu der nüchternen Anordnung zweier an beiden lichtgebenden Seiten des Hauſes entlang laufenden Zimmerfluchten, die einen nur mittelbar beleuchteten Längsflur mit der Treppe zwiſchen ſich ſchloſſen.

Fig. 156.



Obergeſchoß.

Fig. 157.



Erdgeſchoß.

Haus in der neuen Knochenhauer-Straße zu Braunſchweig[134]).

$^1/_{400}$ w. Gr.

Dies iſt ein ſowohl künſtleriſch wie praktiſch genommen recht kläglicher Ausgang einer groß und frei aus einfachen Verhältniſſen heraus begonnenen Entwickelung, im Grunde genommen ein Sieg ſpäterer Bequemlichkeit und Weichlichkeit über die rauhe Größe mittelalterlicher Lebensauffaſſung.

141. Haus zu Goslar.

Immerhin iſt dies nur eine ſpäte Entartung; zur eigentlich mittelalterlichen Zeit richtet man ſich, zwar weniger regel- und ſchulgerecht, aber künſtleriſcher, in anderer Weiſe ein. Die alte Kaiſerſtadt, das durch Bergbau und Handel hervorragend reiche Goslar, enthält neben ſchlichteren Dielenanlagen eine ganze Anzahl von Häuſern reicherer Einteilung. Wir geben hier das Haus Frankenberger Straße 11 [135]) als ein bezeichnendes Beiſpiel, wie ſich durch die allmähliche Angliederung einzelner Teile aus der einfachen Dielenform ganz zuſammengeſetzte Grundriſſe bilden (Fig. 158). Den Hauptraum des in ſeiner Hauptmaſſe der Spätgotik angehörigen Hauſes bildet eine große Dähle, durch welche eine Durchfahrt nach dem Hofe hindurchführt. In ihrem Hintergrunde, urſprünglich ganz nach älteſter Sitte frei im Raum ſtehend, jetzt aber durch dünne Wände zu einer geſonderten Küche abgetrennt, iſt der Platz des Hausherdes. Daneben führt eine Treppe zum Keller hinab. Auf der rechten Seite ſind — nach den verwendeten Formen zu ſchließen, erſt in der Renaiſſancezeit — zwei Stuben angelegt, von denen die hintere erheblich in den Hof vorſpringt. Zwiſchen ihnen liegt eine enge Treppe, in Wände feſt eingeſchloſſen. Sie führt hinauf in die oberen Gemächer, die ſich über die genannten beiden Stuben und die

Fig. 158.



Haus zu Goslar.

Erdgeſchoß[135]).

[135]) Nach: WOLFF, C. Die Kunſtdenkmäler der Provinz Hannover. II, 1. u. 2: Stadt Goslar. Hannover 1901. S. 327.

Durchfahrt erſtrecken, während die Dähle bis zum Lagerſpeicher hinaufreicht. Einen uns bisher noch neuen Bauteil ſehen wir ſodann in der großen Stube, die links vom Hofe her unregelmäßig in den Grundriß eingreift. Sie dürfte der älteſte Teil des Hauſes ſein und aus einer Zeit ſtammen, als alles Übrige noch in Holzfachwerk errichtet war. Solche von ſtarkem Mauerwerk umzogene Bauteile hat man unter verſchiedenen Namen (Steinwerk, Steinkammer, Steinhaus, Turm, Feuerſaal, Kemenate) nicht ſelten dem aus Holz errichteten Wohngebäude hinzugefügt, um bei den häufigen Bränden, von denen die Städte heimgeſucht wurden, wenigſtens für den koſtbareren Hausrat eine geſchützte Zufluchtsſtätte zu beſitzen. Es iſt leicht erklärlich, daß ihr Inneres dann zum vornehmſten Raum des Hauſes ausge-

Fig. 159.

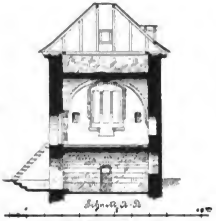


Fig. 160.

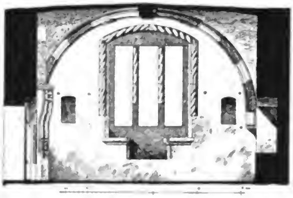


Fig. 161.

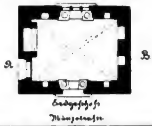


Fig. 162.

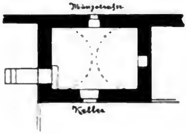


Fig. 163.



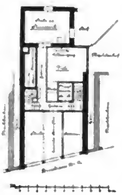
Innenraum.)

Steinwerk zu Goslar.

bildet wurde. Sie ſind uns literariſch ſchon um das Jahr 1200 bezeugt und auch noch reichlich erhalten. Regelmäßig, ſo auch bei unſerem Beiſpiel, beſaßen ſie ein gewölbtes Kellergeſchoß, das ſich um etwa 1,00 m über dem Dielenfußboden erhob; darüber finden wir dann meiſtens nur ein, ſeltener zwei Stockwerke. Nicht ſelten ſind dieſe Steinkammern, ſo wie in unſerem Beiſpiel, in das Haupthaus hineingebaut oder wenigſtens an dieſes angelehnt geweſen. Vielleicht war letzteres ehemals auch der Fall mit dem Steinwerk aus Goslar, das wir in Fig. 159 bis 163[136]) als eines der beſterhaltenen darſtellen und das jetzt freiſtehend faſt an die Wohntürme adeliger Geſchlechter erinnert. Es iſt nur beſcheiden in ſeinen Abmeſſungen, in dem gewölbten Obergeſchoß aber mit dem behaglich derben Reichtum aus-

136) Nach: Wolff, a. a. O., S. 343.

Fig. 164.



Haus *Kromſchröder* zu Osnabrück[137].
I. Obergeſchoß.

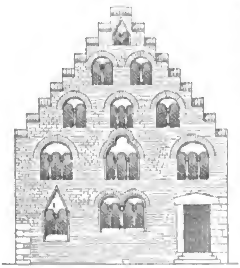
geſtaltet, den die ſpät-gotiſche Handwerkskunſt Niederſachſens liebte; es enthält auch noch die Reſte der urſprünglichen farbigen Ausmalung.

Als letztes Beiſpiel für die Anordnungen einer ſpäteren Zeit, in der man dieſe alten Dielenhäuſer den entwickelteren Wohnungsverhältniſſen anpaſſen mußte, ſei das *Kromſchröder*ſche Haus in Osnabrück angeführt. Es zeigt ebenſo die Sorge für Raumgewinnung bei fortſchreitender Dichtigkeit der Bebauung wie für größere Feuerſicherheit. Fig. 164[137]) gibt den Grundriß des I. Geſchoſſes. Während das Haus im allgemeinen noch aus Fachwerk beſteht, ſind die Grenzwände gegen die Nachbarn aus ſchwerem Bruchſteingemäuer errichtet; an die Hinterſeite des Hauſes legt ſich ein „Steinwerk" obengeſchilderter Art als ſelbſtändiger Bauteil an. Die Raumeinteilung des übrigen Grundriſſes iſt ebenfalls bemerkenswert. 142. Haus *Kromſchröder* zu Osnabrück.

Eigenartigerweiſe iſt die Diele nach hinten verlegt, während die Straßenſeite in zwei Geſchoſſen, die zuſammen der Dielenhöhe entſprechen, von Wohnräumen eingenommen wurde. Nur im Erdgeſchoß laſſen dieſe eine Einfahrt zwiſchen ſich frei. Die Diele iſt an der rechten hinteren Ecke durch ein breites Fenſterpaar, das nach dem Nachbarhofe hinausgeht, beleuchtet. Sie enthält den alkovenartig eingebauten Herd, dazu eine Speiſekammer und die Treppenanlage nebſt Verbindungsgalerien zu den oberen Räumen. In ihrer Mitte iſt die Winde angebracht, welche dem Herauf- und Herunterſchaffen der Kaufmannsgüter nach dem Keller und dem Speicher zu dienen hatte. Daneben iſt durch leichte Wände noch im Erdgeſchoß eine ſchlechtbeleuchtete Speiſekammer, im Zwiſchengeſchoß eine Mägdekammer abgetrennt, und ſo bietet auch dieſes Haus ein Beiſpiel, wie die alte große Dielenanlage allmählich durch Einbau immer weiterer Räume aufgezehrt wurde.

Gehen wir aus den niederdeutſchen Kernlanden weiter weſtlich zu den kunſtberühmten rheiniſchen Städten, ſo können wir von vornherein auf dieſem älteren Kulturboden eine vorgeſchrittenere Bauweiſe vorausſetzen. Und in der Tat ſtehen ſchon im XIII. Jahrhundert die Wohnbauten ihrer ganzen Erſcheinung nach auf höherer Stufe; insbeſondere iſt an ihnen ſchon der Steinbau zu weitaus reicherer Durchbildung gekommen. Im „heiligen" Cöln ſind oder vielmehr waren uns wohl die älteſten Denkmäler dieſer reichen Bürger erhalten. Von *Boiſſerée*[138]) haben wir wenigſtens noch die Aufnahme des wuchtigen Giebelhauſes (Fig. 165), das bei St. Peter ſtand. Es hat bei allem Ernſt der flächig aufſteigenden Mauermaſſe reichen Zierat in den Säulenſtellungen der gruppierten Fenſter und überraſcht im Vergleich mit den bisher angeführten Häuſern durch die ſtrenge Geſchloſſenheit ſeines möglichſt ſymmetriſch gehaltenen Aufriſſes. 143. Cöln: Haus bei St. Peter.

Fig. 165.



Giebelhaus zu Cöln[138]).
$^1/_{250}$ w. Gr.

Über die innere Einteilung können wir aus der Fenſterſtellung des Erdgeſchoſſes leicht ſchließen, daß die uns bekannte Anordnung einer großen Diele auch hier vorhanden war in Verbindung mit einem beſonderen Geſchäftsraum für den Kaufherrn, deſſen Stelle durch die dreieckig geſchloſſene Fenſtergruppe am linken Ende der

[137]) Nach: SCHULZE, F. Bürgerhäuſer in Osnabrück. Zeitſchr. f. Bauw. 1894, S. 498.

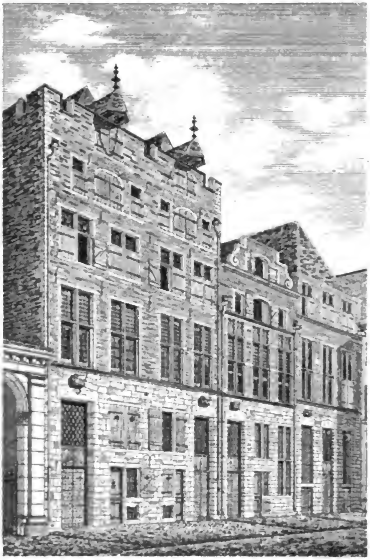
[138]) BOISSERÉE, S. Denkmale der Baukunſt vom VII. bis XIII. Jahrhundert am Niederrhein. München 1833.

Erdgeſchoßfront bezeichnet iſt. Das Obergeſchoß kann hier ſehr wohl noch als der ungeteilte Raum eines großen Söllers beſtanden haben; wahrſcheinlicher iſt allerdings, daß ſich auch hier das Abtrennen einzelner Gemächer von dem großen oberen Dielenraum bereits vollzogen haben wird.

Ähnliche Verhältniſſe für eine wohl wenig ſpätere Zeit zeigt auch das etwas ſchmalere Haus am Altmarkt, das leider verſtümmelt und in ſeinem Reſt für die Einrichtung als Apotheke im Erdgeſchoß umgebaut worden iſt[139]. Wir können ſie daher als typiſch für Cölniſche Verhältniſſe des XIII. Jahrhunderts anſehen.

Solches Haus bot in ſeinen Dachräumen ähnlich wie die erſtbetrachteten niederdeutſchen Häuſer wohl eine ziemliche Menge Raum; ſeine Einrichtung war aber für die ſpäteren Verhältniſſe des Cölniſchen Handels nicht mehr angemeſſen. Zu den ſonſt üblichen Gegenſtänden mittelalterlicher Kaufmannſchaft geſellte ſich hier als eine Ware von überwiegender Wichtigkeit der Wein, für den Cöln den Hauptlagerplatz bildete. Der Weinhandel braucht geräumige Kellerräume; daher verbindet ſich für das Cölniſche Kaufmannshaus die Anordnung ſolcher mit der Anlage einer großen Diele; dazu ſchiebt ſich hier ziemlich regelmäßig ein zu Wohnzwecken dienendes Obergeſchoß, nach außen durch große, hohe Fenſter gekennzeichnet, zwiſchen die untere Diele und die oberen, als Warenſpeicher dienenden Stockwerke.

Fig. 166.



Häuſergruppe am Filzengraben zu Cöln[140].

144. Cöln: Häuſer am Filzengraben.

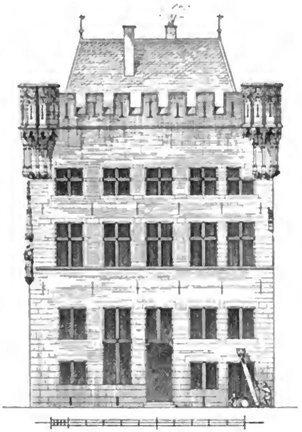
Eine ganze Gruppe ſolcher Häuſer, von denen nur das mittlere durch den ſpäter aufgeſetzten Renaiſſancegiebel ein wenig verändert wird, geben wir in Fig. 166[140] wieder. Sie zeigen alle Eigentümlichkeiten Cölniſcher Häuſer ſchon im Äußeren. Bezeichnend für die ganze niederrheiniſche Gruppe iſt die durchgängige Verwendung von rechteckigen Fenſtern mit ſteinernem Pfoſtenwerk, dazu auch die ſtarke Auflöſung des

[139]) Abbildung des früheren Zuſtandes findet man in: Köln und ſeine Bauten. Feſtſchrift zur VIII. Wanderverſammlung des Verbandes deutſcher Architekten- und Ingenieur-Vereine Köln 1888. S. 84. – Ein ähnliches leiden ebenfalls ſehr verdorbenes Haus ſteht in Trier.

[140]) Nach: Köln und ſeine Bauten etc., S. 114 (Fig. 90).

I. Obergeſchoſſes durch große Lichtöffnungen und die Verwendung geſchmiedeter Balkenanker zur Belebung der Flächen. Solche Anker kommen außerhalb Cölns beſonders in den Niederlanden und in den vielfach von dort beeinflußten Hanſaſtädten der Oſtſee vor. Sie überdauerten das Mittelalter, ſind häufig reich ornamental ausgeſtaltet, um Namen des Beſitzers oder Jahreszahl der Erbauung damit anzugeben. Bezeichnend für Cölniſche Architekturbehandlung iſt auch die Zinnenkrönung des Hauſes, ſei es, daß ſie, wie hier und am *Etzweiler*'ſchen Hauſe, den Dachfuß und die daſelbſt angeordnete ſchmale Rinne umzog, oder daß ſie in Form eines Giebels mit kleinen Staffeln den Dachrand begleiteten. Nach den mehrfach gegebenen Darlegungen brauchen wir in ihnen nicht gerade kriegeriſche Vorkehrungen zu erblicken, ſondern können ſie als beliebtes Ziermotiv auffaſſen. Eigenartig iſt ſodann der in Cöln ſich oft wiederholende Brauch, ſtatt eines großen Daches zwei kleinere gleichlaufend nebeneinander gelegte Dächer zu erbauen, wie ihn das am meiſten links gelegene Haus unſerer Gruppe zeigt. Gewährte ſo der Dachboden weniger Raum als im großen Giebeldach, ſo half man dem lieber durch Errichtung eines weiteren Lagergeſchoſſes ab, als daß man auf das Überwiegen wagrechter Abſchlußlinien verzichtet hätte, das aus dieſer Dachordnung folgte.

Fig. 167.



Etzweiler'ſches Haus zu Cöln.

Anſicht [143]).

Die innere Einrichtung ſolcher Häuſer hat ſich bis kurz vor der Jetztzeit, wenn auch nicht unberührt, ſo doch in allem weſentlichen kenntlich im mittelalterlichen Sinne erhalten. Unſere Quelle [141]) beſchreibt ſie, ganz in Übereinſtimmung mit den vorher beſprochenen norddeutſchen Häuſern, folgendermaßen.

Seitlich große, mit Oberlicht verſehene Tor- oder Türöffnung zum Einbringen von Waren, davor im Inneren Schrottreppentür, über dem Sturz der ſog. „Gringkopf“ mit zwei eiſernen Zähnen zum Feſthalten des angelehnten Baumes mit dem Rade für das Faßſeil; daneben kleine Pforte zum gewöhnlichen Eintritt der Bewohner und ihrer Beſucher, darüber große Fenſter, rechts davon kleines niedriges Laden- oder Kontorlokal, darüber Galerie und ſog. Hängeſtube, Wohnzimmer für den Geſchäftsdiener und auch oft für die Familie. An der hinteren Wand des etwa $5^1/_2$ bis 6 m hohen Hausflures befand ſich die Tür zum Hofe, daneben zu einer Küche und die große Tür zum Saal, dem Wohn- und Speiſeraum der Familie, Empfangszimmer, auch 5 bis 6 m hoch, mit Balkendecke, oft auch reich gewölbt, mit Säulen (z. B. *Zabach*'ſches Haus in der Sternengaſſe [142]); in der Ecke am Ende des Hausflures findet ſich in der Regel die meiſt hölzerne, bequeme, oft ſehr kunſtvoll behandelte Wendelſtiege mit geſchnitztem Anpfoſten. Ein Aufzugs-

[141]) A. a. O., S. 114.

[142]) Häufig, oder wir möchten ſagen, urſprünglich regelmäßig, befand ſich dieſer Saal im I. Obergeſchoß des Hauſes, anſtatt in dem hier beſchriebenen, wie auch in Bremen hofſeitig gelegenen Ausbau.

[143]) Nach: Köln und ſeine Bauten etc., S. 116 wiederhergeſtellt.

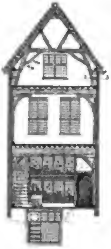
ſchacht verband die Räume aller Stockwerke, deren erſtes teilweiſe noch Wohnzwecken diente, während die übrigen meiſtens nur Lager- und Packräume enthielten, die auch von außen mittels eines Aufzuges über dem Ausleger zu verſorgen waren. Hinter den Zimmern lief ein breiter Laufgang am Dachſpeicher vorbei. Alle Fenſter waren ſtraßen- und hofwärts wenigſtens im Erdgeſchoß vergittert und oft mit ſtarken eiſernen Läden geſchloſſen.

145. Cöln: *Etzweiler*'ſches Haus.

Größer und anſehnlicher iſt das *Etzweiler*'ſche Haus, welches die Ecke »Unter Taſchenmachern« einnimmt (Fig. 167[143]).

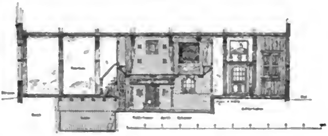
Es iſt nahezu quadratiſch und wieder mit zwei gleichlaufenden Dächern gedeckt. An den oberen Ecken des Hauſes ſind nach dem Vorbilde des Gürzenich, aber in viel zierlicheren Abmeſſungen, drei maßwerkgeſchmückte Achteckerker auf Säulchen vorgekragt. Zwiſchen ihnen iſt auf unſerer Darſtellung nach dem gleichen Vorbilde (ſiehe Art. 182 u. Fig. 228) eine dekorative Zinnenkrönung angegeben, die am Hauſe ſelbſt allerdings durch eine ſpätere, geradlinig abgeſchloſſene Aufmauerung erſetzt iſt. Die Straßenecke iſt des weiteren durch eine Madonnenſtatue unter ſchlank aufſteigendem Baldachin ausgezeichnet, ein Schmuck, der allenthalben und zu allen künſtleriſch tätigen Zeiten in Deutſchland eine liebgewordene Zierde der Häuſer und der Straßen bildete. An der rechten Ecke unſerer Anſicht befindet ſich hoch oben ein ſcheinbar rätſelhafter großer Kragſtein, wie ähnliche ſich auch an anderen Häuſern finden. Hier erklärt er ſich aus dem Nachbarhauſe, einem mit Giebel verſehenen, weſentlich niedrigeren Hauſe. Letzteres hatte ohne Zweifel, wie dies auch in Aachen vielfach Sitte war, einen vortretenden Giebel, der auf dieſem Kragſtein auflag.

Fig. 168.



Querſchnitt.

Fig. 169.



Schnitt durch das Erdgeſchoß.

Fig. 170.

1/500 w. Gr.



Erdgeſchoß.

Haus zu Edam[144]).

Von den oberen Geſchoſſen des Hauſes dürfen wir das höchſte mit ſeinen faſt quadratiſchen Kreuzſtockfenſtern als Speichergeſchoß anſehen, deſſen Windebalken ſich noch heutzutage an der Seitenanſicht vorſtrecken. Darunter folgt das Hauptwohngeſchoß, welches vor allem den vorhin erwähnten Saal aufnahm, daneben vielleicht auch einige Schlafräume. Das hohe, durch ein feines Geſims abgetrennte Untergeſchoß iſt neuerdings zu großen Schaufenſteröffnungen umgebaut. Wir folgen in unſerer Wiederherſtellung nicht der Darſtellung a. a. O., weil wir nicht annehmen möchten, daß in einem ſo vornehmen Hauſe offene Verkaufsläden eingebaut waren. In Anlehnung an Fig. 166 und an die gegebene Beſchreibung der Durchſchnittsanlage ergänzen wir dieſes Untergeſchoß ſo, daß in der Mitte die große Tür und ein mächtig hohes Kreuzſtockfenſter die Lage der großen Hausdiele andeuten. Rechts und links davon nehmen wir den Einbau kleinerer, mit Zwiſchengeſchoß verſehener Stuben an, in deren eine wieder der Kellereingang, mit Schrottreppe und »Gringkopf« verſehen, eingreift.

146. Holländiſches Bürgerhaus zu Edam.

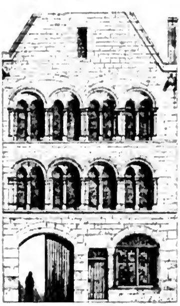
Sehr eigenartig und klar zeigt wieder ein von *Mühlke* veröffentlichtes altholländiſches Bürgerhaus[144]), wie eine ſpätere Zeit die einheitlichen Dielenräume

[144]) Nach: MÜHLKE, K. Streifzüge durch Alt-Holland. Denkmalpflege 1904, S. 26 ff. — Auch in des gleichen Verfaſſers: Von nordiſcher Volkskunſt. Berlin 1906.

durch Einbauten ihren Anſchauungen anpaßte. Das Haus (Fig. 168 bis 170[144]), in Edam gelegen, hat eine ſchmale, tiefe Form und wendet ſeinen ſpät-gotiſchen Backſteingiebel der Straße zu.

Der Grundriß (Fig. 170) zeigt uns den hohen, durch die große Fenſteranlage der Front hellbeleuchteten Vorderteil der Diele (Voorhuis) noch in ganzer Breite des Hauſes durchgehend. Daran ſchließt ſich an der rechten Seite ein ſchmaler, bis zur Hofſeite durchlaufender Gang, an dem ein mittlerer zweigeſchoſſiger Teil und die wieder in ganzer Höhe dielenartig durchgehende „Achterkammer" liegen. Der zweigeſchoſſige Mittelteil iſt mit ſeinem Fußboden um rund 80 cm gegen das Übrige vertieft, um ausreichende Höhe zur Anlage zweier Geſchoſſe zu gewinnen (Fig. 169). Sein unterer, mit Kaminherd verſehener Raum, die mit dem kleinen Keller (Kelder) in unmittelbarer Verbindung ſtehende „Kelderkamer", dient als Küche und Speiſeraum der Familie; das Zwiſchengeſchoß zerfällt in zwei „Upkamern", die mit feſteingebauten Bettſtellen ausgeſtattet und dadurch als Schlafräume der Familie gekennzeichnet ſind. Jede iſt über eine beſondere Zugangstreppe zu erreichen. Eine weitere feſte Bettſtätte iſt auch in die Achterkammer eingebaut. Der Querſchnitt des Hauſes (Fig. 168) läßt erkennen, wie man durch möglichſt ausgiebige Anordnung von Fenſterflächen die Beleuchtung und Lüftung dieſer mittleren Räume zu ſteigern bemüht war; er zeigt auch die hallenartige Form des Vorderhauſes, wie des anſcheinend ungeteilten Obergeſchoſſes. Beachtenswert iſt auch die Ausbildung des Dachſtuhles wegen ihrer Anklänge an die in Fig. 64 (S. 79) gegebene große Halle des früh-mittelalterlichen Reichsſaales im Haag. Das Ganze iſt zwar durch Zutaten und Ausſtattungsſtücke ſpäterer Zeit weſentlich geſchmückt, in ſeinem Kern aber noch rein mittelalterlich. Es gibt uns den wertvollſten Anhalt dafür, wie wir uns den Einbau von Schlafkammern und Kojen auch anderwärts vorſtellen können.

Fig. 171.



Haus zu Amiens.

Ähnlich, wie im Weſten Deutſchlands in der reichen Handelsſtadt Cöln, ſind auch im Norden Frankreichs reich durchgebildete Steinhäuſer ſchon aus verhältnismäßig früher Zeit erhalten, Häuſer, die wir nach Größe und Ausſtattung für die Behauſungen wohlhabender Bürger anſehen können. Leider fehlen uns über ihre Einrichtung alle Nachrichten; die Abbildungen, die wir von ihnen beſitzen, laſſen aber erkennen, daß die nach der Straße gerichteten Bauteile, abweichend von den zuletzt gegebenen deutſchen Beiſpielen, nicht zur Aufnahme und Speicherung von Waren eingerichtet waren. Vermutlich hat man dort den ganzen Geſchäftsverkehr auf den Hof verlegt. Als Beiſpiel möge ein Haus (Fig. 171[145]) dienen, das in Amiens in der Straße St.-Martin ſteht, bei welchem allerdings, wie bei ſo vielen deutſchen Baudenkmälern, das Erdgeſchoß nicht in alter Form erhalten iſt.

147. Bürgerhäuſer Nord-frankreichs: Amiens.

Falls die von *Viollet* gezeichnete Form des Erdgeſchoſſes zutreffend iſt, enthielt es eine breite Durchfahrt zum Hofe, welche alſo geeignet war, den Wagenverkehr mit Kaufmannsgütern vom übrigen Verkehr des Hauſes getrennt zu halten. Daneben bleibt dann im Erdgeſchoß nur noch ein Raum von mäßigen Abmeſſungen übrig. Was die beiden Obergeſchoſſe enthielten, iſt nicht erſichtlich. Nach dem Reichtum der mit abgeſtuften Säulchen verzierten Fenſterreihen zu ſchließen, werden aber beide Geſchoſſe zu Wohnräumen gedient haben. Darüber erhebt ſich in künſtleriſch wohlberechnetem Gegenſatz der glatte, nur durch feines Randgeſims begrenzte Giebel, mit nur ſchmaler Fenſteröffnung. Wenn das Dach Warenlager hinter ſich barg, ſo muß es vom Hofe her durch Ladeluken, etwa wie ſie in Nürnberg an den Vorderfronten üblich ſind, zugänglich geweſen ſein.

Ähnliche Architekturverhältniſſe, nur mehr in das Südliche gekehrt, bietet das Haus, das *Viollet-le-Duc*[146]) aus der kleinen Stadt St.-Antonin anführt (Fig. 172). 148. Südfrankreich: Haus zu St.-Antonin.

145) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VI, S. 324 (Fig. 9).

146) A. a. O., S. 228 (Fig. 8).

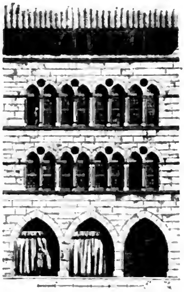
Es öffnet ſich im Erdgeſchoß nach dem Marktplatz mit einem Laubengang mit drei Spitzbogenöffnungen; im I. und II. Obergeſchoß ſteht je eine Fenſtergalerie von 8 ſpitzbogigen Öffnungen, die wechſelweiſe durch Pfeiler und Säulen getrennt ſind.

Im Inneren enthält es, wie ſo manches Andere, das ſich erhalten hat, im Erdgeſchoß einen großen Geſchäftsraum oder ein Warenlager; darüber lag in jedem Stock nach vornheraus ein großer Saal, dem ſich nach hinten die Treppe, ſowie ein kleineres Zimmer anfügte. Auch hier, wie überhaupt in den uns bekannten Wohnhäuſern ſüdlicher Länder (Italiens und Spaniens), fehlen alle Einrichtungen zum Einholen und Speichern größerer Warenmengen. Dies kann ſeinen Grund darin haben, daß in dieſen Ländern mit früher entwickelter Geldwirtſchaft der Großhandel überhaupt weniger als im Norden ſich mit Maſſengütern befaßte, oder darin, daß man gewöhnt war, die Warenſpeicher getrennt von den Wohnhäuſern zu errichten.

149. Bürgerhäuſer Mittel- und Süddeutſchlands.

Wieder ein anderes Bild zeigt ſich uns, wenn wir uns den Gebieten Süd- und Mitteldeutſchlands zuwenden. Eine feinere, zum Teil auf älteſte Überlieferung gegründete Kultur ließ hier die rauhe Wohnweiſe Norddeutſchlands mit ihren hohen und weiten Dielenräumen nicht zu. Andererſeits nötigte das Klima dazu, ſich gegen die Unbilden der Winterkälte beſſer zu ſchützen, als dies im ſonnigen Südfrankreich nötig war. Wohl bildet auch hier das Haus zunächſt einen einheitlichen Innenraum; noch im XIV. Jahrhundert iſt uns bezeugt, daß die hölzernen Bürgerhäuſer Münchens, die mit dem Namen »ein Zimmer« bezeichnet wurden, ohne Unterteilung bis zum Dache hinaufreichten. Aber daneben her geht doch eine auf größere räumliche Gliederung des Ganzen hinauslaufende Strömung.

Fig. 172.



Haus zu St.-Antonin.

Anſicht[146]).

Während man ſich im Norden mit einzelnen in die große Diele eingebauten Stuben und Schlafkammern begnügte, den Schwerpunkt des Lebens mit dem häuslichen Herde aber im Erdgeſchoß beließ, wenn irgend der verfügbare Raum es geſtattete, ſo ſtrebte man hier ſchon ſehr bald danach, durch Anlage vollſtändiger Obergeſchoſſe das alte einräumige Haus gründlicher für die Erforderniſſe behaglichen Wohnweſens umzugeſtalten. Schon früh iſt für das ſtädtiſche Haus hier die vornehme Anlage eines »Söllers« oder durchgehenden Obergeſchoſſes literariſch bezeugt[147]) als der Ort, an dem man zu ſpeiſen und zu ruhen pflegte. Er führte auch den Namen Saal oder Sommerhaus, kann alſo als ein urſprünglich ungeteilter Raum angeſehen werden, der, nach der letztgenannten Bezeichnung zu ſchließen, ohne Heizeinrichtung oder Feuerſtelle war.

Daraus wäre zu folgern, daß der Hausherd zunächſt noch im unteren Geſchoß ſeinen Platz behalten hatte, ſo daß dieſes auch weiter den Hauptraum des Hauſes bildete. Im baulich ungeteilten Obergeſchoß aber konnte man ſich mit Abtrennung einzelner Teile durch Vorhänge oder leichte Wände aus Flechtwerk wohl ganz behaglich einrichten und dabei den wechſelnden Anforderungen des Lebens leicht anpaſſen. Auf dieſe Weiſe konnte ſich ſolche ſchlichte bauliche Anlage noch bis zu ſpäterer Zeit erhalten. Häuſer, in denen ſolch ein ungeteiltes

[147]) Siehe: HEYNE, a. a. O., S. 221.

oberes „Sommerhaus“ noch kenntlich iſt, finden ſich noch in einigen Beiſpielen zu Erfurt, Trier uſw.

Wir geben in Fig. 173[148]) die Anſicht eines ſolchen in der Allerheiligen- 150. Haus zu Erfurt.
ſtraße zu Erfurt ſtehenden Gebäudes, das durch eine Inſchrift an ſeinem ſchönen Erkerchen auf das Jahr 1429 datiert iſt. Der Grundriß bildet ein ſchlichtes Rechteck von rund 20m Länge zu 12m Tiefe.

Dem mächtigen, 3½m breiten Einfahrtstor entſpricht eine ebenſo mächtige Ausfahrt nach dem Hofe; rechts von dieſer Durchfahrt, wo wohl von jeher die Herdſtelle war, iſt eine Stube und eine Treppe erſichtlich ſpäter eingebaut. Im Obergeſchoß, das durch allerlei moderne Wände jetzt aufgeteilt iſt, ſind in dieſen Wänden noch die zwei ſorgfältig durchgebildeten Achteckpfoſten eingebaut zu ſehen, welche, urſprünglich frei im ungeteilten Raum ſtehend, mit ausgeſchweiften Sattelhölzern den längslaufenden Unterzug trugen.

Fig. 173.



Haus zu Erfurt.

Für ſpätere Zeit bildet indeſſen doch der Einbau feſter Wände in dieſe großen Räume die Regel, wobei man mit der Abtrennung einer Zimmerreihe an der Straßenſeite begann. 151. Haus *Schweitzer* zu Neuſtadt a. d. Orla.
Zugleich auch wurde es, zum mindeſten bei den Wohlhabenderen, dem zunehmenden Sinn für Behaglichkeit und für ein abgeſchloſſenes Familienleben unerträglich, den Hauptraum des Hauſes und die Herdſtelle im freien Raum des Erdgeſchoſſes zu behalten, wo ſie bei jedem Öffnen der Haustür ſowohl dem Wind und Luftzug, wie dem Einblick der auf der Straße verkehrenden Fremden preisgegeben waren. Nur geringe Abhilfe, und dabei mancherlei Unbequemlichkeit für das häusliche Leben, wurde geſchaffen, indem man den Herd mit einem leichten Verſchlage umgab und vielleicht neben dem ſo geſchaffenen Küchenraum noch ein Zimmer anlegte, etwa ſo wie es das Untergeſchoß des ſoeben beſprochenen Erfurter Hauſes als ſpätere Einrichtung zeigt. In der Regel ging man aber weiter und verlegte den Hausherd in die obere große Diele, wo er zunächſt ebenſo frei ſtand, wie er früher im unteren Raum frei aufgeſtellt war. Das ſpät-gotiſche Haus *Schweitzer* zu Neuſtadt a. d. Orla, dem Jahre 1551 entſtammend, gibt ein gutes Bild eines ſolchen, auch nach heutigen Begriffen ſchon recht wohnlichen Hauſes (Fig. 174 u. 175[148]). Es zeigt, den geſteigerten Anſprüchen der Spätzeit entſprechend, ſogar über dem Erdgeſchoß zwei Wohngeſchoſſe. Davon iſt das obere durch einen noch in das Dachgeſchoß hinaufgreifenden Erker ausgezeichnet, der früher mit ſpitzem, hohem Helm gekrönt war und im Inneren mit zierlichen Sterngewölbchen geſchloſſen iſt. Dieſes II. Obergeſchoß kann danach als vornehmſtes Wohngeſchoß des Hauſes betrachtet werden, wenngleich ſich auch im unteren Geſchoß noch eine Holzdecke aus geſtülpten Brettern mit reich profiliertem Unterzuge findet.

148) Nach eigener Aufnahme.

Wir geben in Fig. 175 ſeinen Grundriß. Bei weitem überwiegt darin noch die große Diele oder das „Sommerhaus“ die übrigen Räume an Ausdehnung. Nur an der Straßenſeite zieht ſich eine Reihe von 3 Zimmern entlang, von denen das mittelſte durch den erwähnten Erker und durch eine reichgegliederte Balkendecke ausgezeichnet iſt. An die Rückwand dieſer Zimmerreihe legt ſich nach links ſeitlich gerückt der Herd an, der urſprünglich frei im Raume ſtand, wenn er auch jetzt, zugleich mit einigen Kammerräumen durch leichte Bretterwände von der Diele geſchieden iſt. In dieſe mündet ziemlich in der Mitte die von unten heraufkommende Treppe, während in der rechten hinteren Ecke eine kleinere Treppe weiter zum Boden hinaufführt. So bietet dieſe Diele einen weiten Raum, der prächtig ſich dazu eignete, nach alter Weiſe die ganze Familie um den Hausherd herum zum gemeinſamen Leben zu vereinigen, während die Einzelzimmer teils für feierlichere Gelegenheiten, teils zu Schlafräumen dienen konnten. An der Hofſeite des Hauſes zieht ſich ein breiter, offener Laubengang entlang und dient als Zugang zu den dort abſeits gelegenen Aborten.

Solche Zweiteilung des Hauſes in eine vordere Reihe von Wohnräumen und eine hintere Diele, in welche ſich Hausherd und Treppe frei einbauen, iſt beſonders in Mitteldeutſchland ſehr verbreitet. Sie findet ſich nördlich bis zur weſtfäliſchen Grenze hin und trifft dort, z. B. in Münden, mit dem norddeutſchen Dielenhaus der obengeſchilderten Art zuſammen. Ebenſo dringt ſie über das untere Eichsfeld (Duderſtadt, Northeim uſw.), wo ſie noch vollkommen vorherrſcht, bis nach Braunſchweig hin vor und behauptet auch dort neben dem norddeutſchen Haustypus eine nicht unbedeutende Rolle.

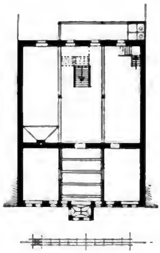
152. Kaufmannshaus zu Nürnberg, (am Dürerplatz). War man in der Abtrennung der Wohnräume einmal ſo weit gekommen, ſo

Fig. 174.



Anſicht.

Fig. 175.



II. Obergeſchoß.

Haus *Schweitzer* zu Neuſtadt a. d. Orla [119].

lag es, befonders bei befchränkterem Bauplatz, nahe, etwa weiter erforderliche Räume dadurch zu befchaffen, daß man auch die Rückfeite des Haufes zur Anlage von Einzelzimmern benutzte. Dabei blieb aber in befferen Zeiten immer ein Teil diefer Rückfeite frei und diente zum mindeften in der Form eines Lichtflures zur Erleuchtung der Diele. Ein vortreffliches Beifpiel zur Darftellung diefer Wohnungsweife gibt das fchöne fpätgotifche Haus am Dürerplatz 1 in Nürnberg, deffen Grundrißbildung hundertfach wiederkehrt (Fig. 176 u. 177[119]).

Es befitzt im Erdgefchoß eine große Einfahrt, die in den weiten „Fleetz" führt. Von diefem ift nur in der rechten vorderen Ecke ein kleiner Kontorraum abgetrennt; fonft ift der Raum ungeteilt geblieben. Links vom Eingangstor war noch vor wenigen Jahren darin die große Wage zum Abwägen der Warenballen aufgeftellt. Die Treppe zum Obergefchoß liegt nach uralter Sitte an der Außenfeite im Hofe. Sie ift zur Renaiffancezeit erneuert und dabei wohl zur größeren Bequemlichkeit um einen in das Innere des Haufes mündenden Lauf vermehrt worden. Im Hintergrunde des Hofes liegt ein kleiner Holzftall. So ift der Grundriß in allem Wefentlichen faft genau gleich dem in Fig. 151 (S. 146) wiedergegebenen norddeutfchen Beifpiel. Dagegen gründlich verfchieden ift das Obergefchoß. Es wird über die erwähnte Außentreppe mittels des offenen Hofumganges erreicht und enthält, um einen Reft der Diele gruppiert, zwei Vorderftuben, ferner nach dem Hofe zu eine Stube oder Küche, fowie eine Kammer und die nach oben führende Treppe. Das Äußere ift in gediegenem Quaderbau im Ganzen fchlicht durchgeführt; allein die kräftigen Profile des fpitzbogigen Einfahrtstores und ein zierlicher Erker im I. Obergefchoß beleben diefe Flächen. Dagegen ift das Dach durch die reichfte Ausbildung von großen gefchnitzten Dacherkern auf das lebhaftefte gegliedert.

Fig. 176.

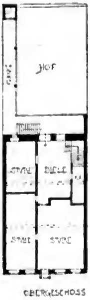
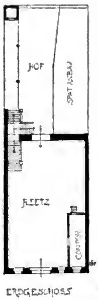


Fig. 177.



Kaufmannshaus am Dürerplatz zu Nürnberg[119]).

In folchem Haufe konnten fchon die oberen Gefchoffe je nach Bedarf zu Wohnzwecken oder als Lagerräume benutzt werden; doch war damit für größeren Handelsbetrieb noch nicht ausreichend geforgt. Ein vortreffliches Beifpiel, welches als Typus gelten kann, wie die Kaufleute bei dem lebhaften Auffchwung des Handels fich große Lagerräume befchafften, ihren Häufern aber zugleich eine gewiffe Anpaffungsfähigkeit gaben, d. h. fie fo einrichteten, daß leicht Umgeftaltungen und Veränderungen vorgenommen werden konnten, hat fich in Nürnberg erhalten. Wir geben feine Darftellung auf umftehender Tafel und feine Schilderung mit den Worten *v. Effenwein's*. Es ift das Haus Bergftraße Nr. 7, welches gerade in den Jahrzehnten von der Mitte des XIX. Jahrhunderts an, als allenthalben Umgeftaltungen vorgenommen wurden, einem Kunftfreunde gehörte, welcher feinen Stolz darein fetzte, es ungeändert gerade in dem Zuftande zu belaffen, wie er es um die Mitte des Jahrhunderts erkauft hatte.

153. Kaufmannshaus in der Bergftraße zu Nürnberg.

Noch war in allen Teilen die Anlage des XV. Jahrhunderts vollftändig erkenntlich erhalten; nur hatte man um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts die alten Räume mit neuen Täfelungen ausgeftattet. Vielleicht waren auch erft damals einige Wände neu eingezogen worden, welche aber, wenn man ihrer früher bedurft hätte, fchon im XV. Jahrhundert eingezogen worden fein könnten; denn was wir foeben als Anpaffungsfähigkeit bezeichnet haben, geht darauf hinaus, daß man, ohne den Kern des Baues zu berühren, allenthalben

[119]) Nach eigener Aufnahme.

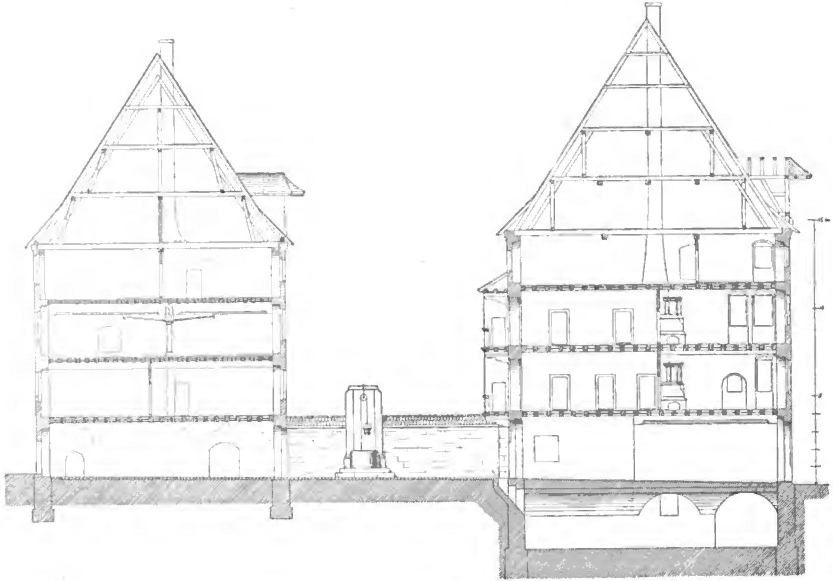
Wände einziehen und herausnehmen konnte, daß im gesamten Hause keine einzige baulich notwendige Innenwand vorhanden war. Ein wenig dekorativer Schmuck im Flur, eine kleine Umgestaltung der Treppe, welche im XVIII. Jahrhundert stattgefunden hatten, änderten am Charakter nichts, und wenn auch der frühere Besitzer vor unserem Kunstfreunde nach seinen bescheidenen Mitteln alle Jahre eine Kleinigkeit für die „Verschönerung" des Hauses getan, d. h. irgend ein Zimmer hatte tapezieren oder ein altes Getäfel anstreichen oder einige Täfelwerke herausreißen und die Riegelwände putzen lassen, so war doch der letzte Besitzer um so konservativer, dabei ein abgesagter Feind der Architekten und jeder Restaurationstätigkeit, so daß im Hause nichts geändert werden durfte, als etwa das Entfernen einiger Tapeten, mit denen der Vorbesitzer das Haus verschönert hatte. Ließ er auch aus Reinlichkeitsrücksichten, wie er den Architekten sagte, alljährlich einige ihrer „Kollegen" in sein Haus, d. h. einige Tünchergesellen, um die seit alter Zeit weißgetünchten Teile seines Hauses, ob solche nun von Anfang an getüncht waren oder dies erst im XVIII. Jahrhundert geschah, neu tünchen zu lassen, so pflegte er doch in gewissen Teilen des Hauses mit Vorliebe seine Spinnen, duldete das Wegwischen des Staubes nicht, so daß sein Haus stets auch das Gepräge des unberührt Altertümlichen behielt. Doch *tempora mutantur*; er starb und, was er am meisten gefürchtet hatte, trat ein: sein Haus ging in die Hände eines Architekten über, welcher die gesamte innere Einrichtung modernisierte, so daß es nun seit einigen Jahren einen dem Kapitalwerte entsprechenden Zins bringt. Doch dieser neue Besitzer hatte volles Verständnis für das, was er zu diesem Zwecke verändern mußte. Die schönste Täfelung ist jetzt im Germanischen Museum; anderes wußte er wieder zu verwenden, und vor allem machte er genaue Aufnahmen des Bestandes, nach welchen unsere Abbildungen gezeichnet sind.

Das Haus besteht aus zwei vollständig getrennten Gebäuden: einem an der Straße gelegenen Vorderhaus und dem durch einen Hof davon getrennten Hinterhause. Das Vorderhaus ist unterkellert, der Eingang zum Keller in der Hausecke von der Straße genommen. Nur ein Aufbau im Flur, zu welchem eine Treppe in die Höhe führt, in der Ecke links vom Beschauer, erinnert im Inneren an den Keller. Dieser Aufbau bildet eine Art Empore, auf welcher ein Bediensteter des Kaufmannes sitzen und über die aus- und eingehenden Kaufmannsgüter Aufschreibungen führen konnte. Wurde im Flur des Hauses ein Fest gefeiert, so saßen dort die Musikanten. Ein Fenster, das von der Gasse aus auf diese Empore ging, mag ursprünglich vorhanden gewesen sein; die anderen drei gehörten der ersten Anlage nicht an. Im Übrigen war das ganze Erdgeschoß anfangs eine große Halle mit einem Einfahrtstor in der Front, nach dem Hofe zu offen. Eine mächtige Wage, an der Wand, an großem beweglichen Arme hängend, gestattete, die größten und schwersten Ballen zu wägen. In etwa einem Vierteil der Halle ist später ein gewölbter Raum eingebaut, in welchem besondere Güter eingelagert werden konnten[130]. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in die Höhe. Der Hof konnte auch mit Waren vollgelagert werden; er enthielt in der einen Trennungsmauer vom Nachbar einen den beiden Häusern gemeinschaftlichen Ziehbrunnen.

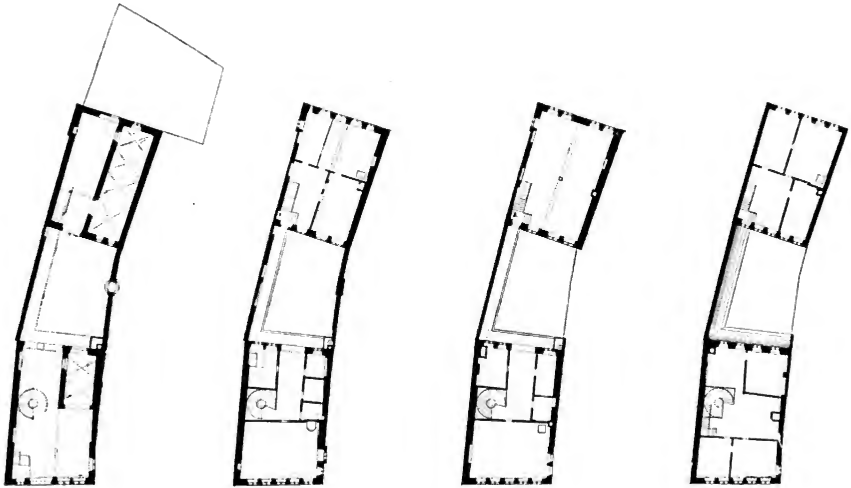
Das Hinterhaus war der Länge nach in zwei Teile getrennt; der eine, gewölbt, diente etwa als Pferdestall oder zum Einlagern besonderer Güter, der andere als Durchfahrt nach einem hinteren Hofe, welcher in der Breite über das Grundstück hinausgriff und der, wenn der Raum nicht auch vom Geschäft in Anspruch genommen war, als Gärtchen angelegt werden konnte, wie er es seit langer Zeit war. Eine eigene geradläufige Treppe führte im Hinterhaus in die Höhe. Der Flur hatte nicht die Höhe, wie dies in Cöln üblich war; dagegen war das gesamte I. Obergeschoß offenbar noch für das Geschäft bestimmt, und zwar nahm ein Saal im Vorderhause, an der Straßenseite gelegen, durch eine Riegelwand, welche sich leicht herausnehmen ließ, vom übrigen Flur getrennt, die kleinere Hälfte des I. Obergeschosses ein. Hierin befand sich die Schreibstube des

[130]) Nach Maßgabe anderer süddeutscher Kaufmannshäuser, z. B. des soeben beschriebenen, am Dürerplatz erhaltenen, in welcher ähnliche abgetrennte Teile des Erdgeschosses offenbar als Schreibstube für den Handelsherren oder einen Buchhalter gedient haben, sowie auf Grund der gleichen in Norddeutschland herrschenden Anlage kann man wohl auch hier in diesem Gewölbe eher ein kleines Geschäftszimmer sehen. (Der Verf.)

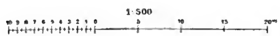
Zu S. 162.



Längenschnitt.



Erdgefchoß. I. Obergefchoß. II. Obergefchoß. III. Obergefchoß.



Kaufmannshaus zu Nürnberg, Bergftrafse 7.

Handbuch der Architektur. II. 4, b. (2. Aufl.)

Kaufmannes, der wohl viele Gehilfen hatte; der Flur selbst dürfte ursprünglich nicht weiter in diesem Geschoß, wo Bedienstete und Fremde verkehrten, unterteilt gewesen sein; doch ließ sich das Alter der teilenden Wände nicht feststellen, und so sind sie in unserer Zeichnung wiedergegeben, da ja der Kaufmann stets eine Anzahl gesonderter Räume für besondere Waren, namentlich aber in der Nähe des Kontors für Warenmuster, nötig hatte. In dem Raum neben der Treppe befand sich seit langer Zeit eine Küche. Ein fliegender hölzerner, offener Gang stellte die Verbindung mit dem Hinterhause her, dessen I. Obergeschoß ursprünglich ein ungetrennter Raum mit einer großen Säule in der Mitte war. Doch waren schon früh Wände eingezogen; denn die so gebildeten 3 Zimmer trugen Täfelungen aus dem XVII. Jahrhundert. Im II. Obergeschoß des Vorderhauses war die Familienwohnung, deren großes Zimmer jene hervorragend schöne Täfelung hatte, welche sich nun im Germanischen Museum befindet. Die zwei kleineren Räume dienten als Schlafzimmer; der Raum neben der Treppe mag die ursprüngliche Küche gewesen sein, so daß der Tisch dort auch im Vorplatze gedeckt werden konnte. Das auch in diesem Stockwerk durch einen fliegenden Gang verbundene Hinterhaus war als einheitlicher Lagerraum mit einer hölzernen Säule in der Mitte bis zuletzt erhalten. Bis hierher liegen die Gebälke nach der kurzen Seite über Vorder- und Rückgebäude. Im oberſten Geschoß sind sie der Tiefe nach gelegen und vorn durch zwei Durchzüge, im Hinterhaus durch einen einzigen unterstützt. Eine Verbindung zwischen Vorder- und Rückgebäude besteht in diesem III. Obergeschoß nicht mehr; die Durchzüge sind schwach, und so scheint es, wenn nicht eine ganz große Umgestaltung stattgefunden hat, als ob die Wände im Hinterhause schon ursprünglich angelegt waren und sich daselbst Zimmer für das Personal befunden haben. Auch im Vorderhause dürften die zwei nach der Straße gelegenen Zimmer ursprünglich als Wohnung für die Kinder vorhanden gewesen sein. Der Dachboden hat im Vorderhause 5, im Hinterhause 4 Geschosse; doch hat man nur 3 als Lagerräume benutzt. Ein Aufzug von der Straße für das Vorderhaus und vom Hofe für das Hinterhaus sind zwar jünger, dürften aber nur die Nachfolger älterer sein; denn durch das Aufziehen der Waren mußte ja häufiges Beschädigen der Aufzüge eintreten, was alsdann öftere Erneuerungen nötig machte.

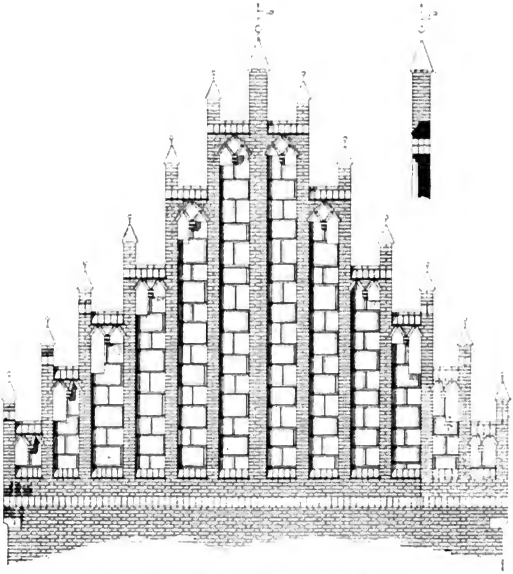
Im Gegensatz zum Cölner Kaufmannshause konnte man in Nürnberg, wo die Kaufmannshäuser sämtlich an breiten Straßen lagen, die Ware von der Straße hinaufwinden, ohne den Verkehr zu stören. Ein Gegensatz gegen das Cölner liegt aber auch in der Ausnutzung des Daches, welches so hoch als möglich aufgebaut ist, deshalb auch nicht, wie es naturgemäß gewesen wäre, nach der schmalen Seite den Giebel kehrt, sondern nach der langen. Man brauchte in Nürnberg mehr Lagerräume im Hause, da hier nicht große öffentliche Lagerhäuser einen Teil der Waren aufnehmen konnten.

Die äußere Architektur unseres Beispieles, wie solcher Häuser überhaupt, ist die denkbar einfachste. Aus glatten Quadern sind die Fronten, sowohl nach den Höfen, als nach der Straße aufgerichtet, und zwar durchgängig aus solchen, welche durch die ganze Mauerstärke hindurchgriffen, also aus bloßen Bindern. Aus diesen Mauern sind einfach das Tor und die Fenster ausgeschnitten, ohne daß die Fassade auch bloß ein vorspringendes Gesims zeigte. Nur das einfach profilierte Hauptgesims, auf welches meist noch drei bis fünf Backsteinschichten aufgemauert sind, schließt die Front ab. Die Liegsparren (Aufschieblinge) des Daches treten darüber vor. Das Eingangstor ist mit einem etwas reicheren Profil eingefaßt; die Fenster, durch lotrechte Pfosten in zwei Teile geteilt, sind bloß mit einer Hohlkehle gegliedert. Steinkreuze kommen bei den geringen Stockwerkshöhen in Nürnberg nicht vor, nur lotrechte Pfostenteilungen. Die Giebelwände und Trennungswände zwischen zwei Nachbarn sind aus Backstein gemauert.

So wie dieses hier vorgeführte Haus standen auch die übrigen schlicht und recht in den Straßen, ohne darum philisterhaft zu erscheinen; denn da und dort belebte doch eine liebenswürdige Zugabe das Bild und gewann gerade auf dem allgemeinen, ruhigen Hintergrunde eine besonders feine Wirkung. Bald springt ein zierliches Chörlein aus der Fläche hervor; bald steht an einer Ecke eine Figur unter einem Baldachin; bald ist das Dach an seiner Ecke oder auf seinen 154. Andere Häuser zu Nürnberg.

breiten Flächen durch Aufbauten bereichert, die vor allem dem Umriß der ganzen Maſſe zu Gute kommen. Beſonders wertvoll für die Belebung des Straßenbildes iſt es, daß in mittelalterlichen Städten häufig ein Haus gegen das benachbarte ſoweit vorſprang, daß man nach der Seite noch ein oder ſelbſt mehrere Fenſter anlegen konnte, wie dies auch auf nebenſtehender Tafel zu erſehen iſt. Im I. Obergeſchoß iſt dort ein Fenſter und ein kleines Chörchen; im II. Obergeſchoß ſind

Fig. 178.

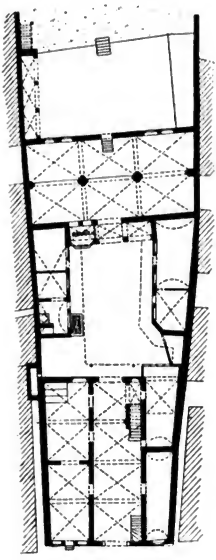


Von einem Hauſe in der Thereſienſtraße zu Nürnberg.
$^1/_{100}$ w. Gr.

zwei Fenſter angelegt. Im III. Obergeſchoß zwar nur eines; aber es iſt vom Flur aus eine Niſche durch die Mauer geſchoben, welche noch wenigſtens ein Schlitzfenſter ermöglicht, welches vom Flur einen Ausblick nach der Straße geſtattet. Der Vorſprung beträgt hier nahe an 5,00 m und iſt bei anderen Häuſern oft noch weſentlich größer. Da ſprang denn auch ein Teil des großen Giebels über das Nachbarhaus hervor, und die bewegte Architektur dieſer Giebel belebte die Straße ungemein. Der untere Teil des Hausvorſprunges war zwar bis zur Geſimshöhe übereinſtimmend mit der Front aus Quadern errichtet; aber im Anſchluß an

die Backſteinmauer, welche tiefer innen das Haus von jenem des Nachbarn ſcheidet, iſt für dieſe Giebel der Backſteinbau üblich geworden. Sie ſind in einer eng an die norddeutſche Weiſe anſchließenden Art aus Pfeilern gemauert, zwiſchen welchen ſich geputzte Niſchen befinden, die, ſo weit ſie über das Dach vorſtehen, Durchbrüche zeigen und oben von Pfeiler zu Pfeiler reichende Verbindungen haben, ſo daß auch hier der Treppengiebel wieder erſcheint. Da an dem von uns gewählten Beiſpiel der alte Giebel nicht mehr erhalten iſt, ſo geben wir in Fig. 178 jenen des an das Rathaus anſtoßenden Hauſes in der Thereſienſtraße, ſo viel wir wiſſen, unter den vielen verſtümmelt übrig gebliebenen der beſterhaltene, welcher auch noch die Malerei der geputzten Niſchen, rote und ſchwarze Quaderlinien auf weißem Grunde, zeigt.

Fig. 179.



Schad'ſches Haus zu Ulm.

Erdgeſchoß[151]).

1/500 w. Gr.

Ebenfalls aus einem Vorder- und einem quergelegten Hintergebäude beſteht das *Schad*-ſche Haus in der Hirſchgaſſe zu Ulm (Fig. 179[151]). Es verbindet damit aber eine Anzahl Zutaten, durch die ſeine ſpätere Erbauungszeit und auch der höhere Rang ſeiner kaufmänniſchen Beſitzer gekennzeichnet wird. 155. Haus *Schad* zu Ulm.

Der mächtige gewölbte Hausflur iſt breit genug, um die gerade auffteigende Treppe zum Obergeſchoß neben der Hofausfahrt mit aufzunehmen; rechts und links von ihm liegen gewölbte Warenlager, ſowie erkerartig in den Hof hinaustretend die Schreibſtube des Kaufherrn. Der Hof iſt rechts und links mit Gebäudeflügeln beſetzt, welche Stallungen und ſonſtige Nebenräume enthalten; hölzerne Umgänge in 2 Geſchoſſen ziehen ſich an ihnen entlang und verbinden das Vordergebäude mit dem Querflügel im Hofe. Dieſer enthält im Erdgeſchoß wieder eine mächtige, auf zwei Pfeilern gewölbte Halle, die ebenfalls ein großes Warenlager bildete. Im Obergeſchoß mündet die Treppe des Vorderhauſes auf einen großen Vorraum, an den ſich links die Küche, nach vorn und rechts Wohnräume anſchließen. Die Hofſeitenflügel dienen für Schlafräume und Dienerſchaft; das Quergebäude enthält die großen Feſträume des Hauſes. Von dieſen führt ein Übergang auf der links beginnenden Halle nach dem Garten hinüber, der ſich in etwas erhöhter Lage hinter dem zweiten Hof erſtreckt. So iſt in der ganzen Anlage die vornehme heitere Seite gegenüber der mehr bürgerlich nüchternen Art des vorhergehenden Beiſpieles viel ſtärker betont, und dieſe vornehme Art ſpricht ſich auch in der Ausſtattung des Ganzen aus. Der Hof beſitzt reicher durchgeführte Laufgänge; eine Säulenhalle mit ſchönem, 1627 hinzugefügtem Brunnen ſchließt ihn nach hinten ab; auch der Vorraum des Obergeſchoſſes bewahrt noch die ſchöne getäfelte Decke. Das Ganze bildet, ſchon in der Renaiſſancezeit ſtehend, ein Schlußglied der aus ſchlicht bürgerlichen Verhältniſſen anhebenden Entwickelung.

Auch dieſe ſchon ſehr zuſammengeſetzten ſüddeutſchen Hausformen laſſen ſich nach vorſtehendem klar aus dem altgermaniſchen hallenartigen einräumigen Hauſe ableiten. Neben ihnen aber treten im äußerſten Süden, Südweſten und 156. Hausformen von mehrräumiger Grundlage.

[151]) Nach: Gurlitt, C. Hiſtoriſche Städtebilder. Ulm. Berlin o. J.

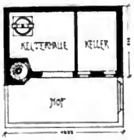
Südoſten Deutſchlands eine Reihe von Hausformen auf, welche eine ſolche Ableitung nicht geſtatten. Es ſind Bauten, deren unregelmäßigere Raumverteilung jeden Anklang an eine alte große Hallenform vermiſſen läßt. Ihre Lage in den Grenzgebieten und der Umſtand, daß ſie faſt durchweg ſpäterer Zeit angehören, laſſen darauf ſchließen, daß wir ſie auf den Einfluß ausländiſcher Hausformen zurückführen können. Als Vorbild für ſie hat im Süden und Südoſten wohl ſicher das Haus der Alpenländer gedient, das in dem unmittelbarem germaniſchem Einfluß mehr entrückten Hochgebirge die antike Überlieferung mehrräumiger Anlage ſich dauernd bewahrt hatte. Als Beiſpiel ſeiner Bauart möge man den in Art. 84 (S. 96) beſprochenen kleinen Edelſitz bei Klauſen vergleichen. Im Südweſten, beſonders im Elſaß, kann man daneben wohl annehmen, daß die kleineren franzöſiſchen Schlößchen und *Manoirs* einen Einfluß auf die Baugewohnheiten des begüterten Bürgerſtandes geübt haben. Gelegenheit, das an dieſen kennen Gelernte zu verwenden, bot ſich dort reichlich dadurch, daß man gewohnt war, in den maleriſchen Städtchen, die ſich in die rebenumrankten Vorberge der Vogeſen ſo reizvoll einbetten, ſich Häuſer zu errichten, die zwiſchen einem Edelſitz, dem Hauſe eines wohlhabenden Weinbauern und ſtädtiſcher Bauweiſe eine Mittelſtellung einnahmen.

Fig. 180.



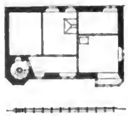
Anſicht.

Fig. 181.



Erdgeſchoß.

Fig. 182.



Obergeſchoß.

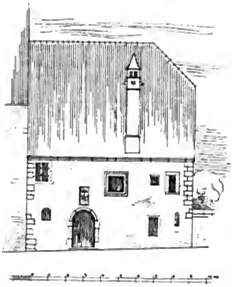
Haus zu Reichenweier [152]).

157. Haus zu Reichenweier. Aus dem an Reſten alter Wohnungsherrlichkeit überreichen Städtchen Reichenweier bringen wir als Beiſpiel in Fig. 180 bis 182 [152]) ein ſolches Wohnhaus. Es iſt nach Art eines Edelhofes von der Straße durch einen von hoher Mauer umzogenen Hof getrennt; ſein Untergeſchoß dient aber ganz dem Betriebe des Winzergewerbes, indem es nur zwei Räume enthält: eine weitgeöffnete Kelterhalle und einen Keller, wie ſolche als Gähr- und Vorratsräume für Wein im Elſaß ſich vielfach finden, wenig oder garnicht in die Erde vertieft. Sie entſprechen zwar dem Begriffe des alten *Cellarium*, aber kaum dem, was wir heutzutage ſonſt unter Keller verſtehen. Von der Kelterhalle ſteigt man auf ſteinerner Wendeltreppe, einem regelmäßig wiederkehrendem Beſtandteil dieſer

[152]) Nach eigener Aufnahme.

Häuſer, zu den Obergeſchoſſen auf, in welchen ſich an einem kleinen Flurzimmer Küche und Kammern anordnen. Das mit Erker verſehene Hauptzimmer iſt durch eine zierlich getäfelte Decke ausgezeichnet. Im Äußeren herrſcht eine ſchlichte Formbehandlung; nur ſchlichte Geſimſe und einfache Kreuzſtockfenſter beleben die Flächen. Trotzdem iſt durch den friſchen Wechſel der verſchiedenen Öffnungen und das Vorſpringen von Treppenturm und Erker auch mit geringem Formenaufwand eine anmutige Wirkung erzielt. Für den Treppenturm haben wir in unſerer Zeichnung die Krönung mit einem Ziegeldach, der ſchlichten Haltung des Ganzen entſprechend, angenommen. Neben derartigen Löſungen findet ſich hierfür auch die Anordnung einer kleinen mit zierlicher Maßwerkbrüſtung umhegten Plattform vor.

Fig. 183.



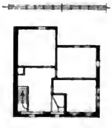
Anſicht.

Fig. 184.



Erdgeſchoß.

Fig. 185.



Obergeſchoß.

Suſo-Haus zu Überlingen[152].

158. *Suſo*-Haus zu Überlingen.

Weiter ſüdlich im äußerſten Winkel des heutigen deutſchen Reiches bildet das ſog. *Suſo*-Haus in Überlingen ein ſehr altertümliches Beiſpiel dieſer Art (Fig. 183 bis 185[152]). Ob es wirklich die Behauſung des in der erſten Hälfte des XIV. Jahrhunderts lebenden gelehrten Myſtikers *Suſo* geweſen iſt, wie eine örtliche Überlieferung will, mag dahingeſtellt ſein. Die Einzelformen der nach der Straße zu gelegenen ſteinernen Frontwand geben keinen ſehr ſicheren Anhalt zum Feſtſtellen der Entſtehungszeit; jedenfalls gehört der Bau durch ſein Alter und die Eigenart ſeiner Anlage zu den bemerkenswerteſten Wohngebäuden des deutſchen Mittelalters. Sieht man von den mancherlei Einbauten und Erneuerungen jüngſter Zeit ab, ſo ergibt ſich eine ziemlich einfache Grundrißanlage.

Im Erdgeſchoß betritt man durch eine rundbogige, mit feiner Hohlkehle umzogene Tür, über welcher eine Darſtellung der Kreuzigung angebracht iſt, einen mit Steinplatten belegten Flur. In ihm liegt im Hintergrunde der Herd, in der Mitte des Fußbodens eine Klappe als Zugang zum Keller; links von der Eingangstür führt die Treppe zum Obergeſchoß; in der rechten Wand öffnet ſich eine Rundbogentür zum Hauptraume des Hauſes, einem Zimmer von etwa $4{,}50 \times 6{,}70$ m. Ein weiteres kleineres Zimmer ſchließt ſich an der Hinterwand des Einganglures an; es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß ſein Vorſpringen vor die Flucht des großen Zimmers durch ſpäteren Umbau hergeſtellt iſt, da dieſe ganze Rückſeite des Hauſes, die auf dem abſchüſſigen Bauplatz um ein Stockwerk tiefer freiſteht als die alte Hauptfront, weſentliche Änderungen in neuerer Zeit erfahren hat. Abgeſehen vom Abſchluß dieſer vortretenden Stube ſind ſämtliche Wände im Steinbau mit recht erheblichen Mauerſtärken errichtet. Im Obergeſchoß dagegen iſt nur noch die Frontwand und die Giebelwand aus Stein; alles übrige iſt ſchlichtes, nach außen nur durch die geſunde Fügung der einzelnen Teile wirkendes Fachwerk. Auch hier ſchließt ſich an die Treppe ein Eingangsflur an, der zugleich den Herd, hier aber nach der Frontwand verlegt, enthält. Von der Niſche aus, in der er ſich befindet, geht eine kleine Öffnung zum Durchreichen der Speiſen nach dem nebenliegenden Zimmer hinein, das wir alſo als Speiſezimmer anſehen müſſen. Zwei weitere Zimmer ſchließen ſich wieder nach hinten an. Das Ganze bildet eine ſehr behagliche Wohnung, an

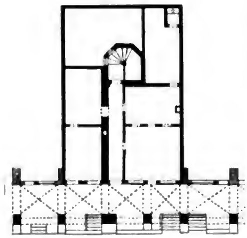
der für unfere heutigen Anfichten wohl nur die fehr geringen Stockwerkshöhen von 2,10 m im Obergefchoß wie im Untergefchoß auffallend erfcheinen.

Fig. 186.



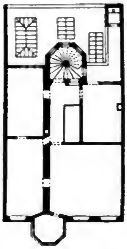
Anficht.

Fig. 187.



Erdgefchoß.

Fig. 188.



Obergefchoß.

1/500 w. Gr.

Haus in der Keßlergaffe zu Bern[153]).

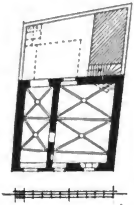
159. Haus zu Bern. Vielleicht als eine Fortbildung der hier gegebenen Grundlagen darf man das ftattliche Haus zu Bern anfehen, das wir in Fig. 186 bis 188[153]) wiedergeben.

[153]) Nach: Gurlitt, C. Hiftorifche Städtebilder. Bern. Berlin o. J. S. 3 (Abb. 4–6).

Bern gehört zu den Städten, die nach südlichem Vorbild ihre Hauptstraßen mit fortlaufenden gewölbten Laubengängen begleiteten und damit die günstigste Örtlichkeit schufen, an der sich ungestört durch Sonnenbrand oder Regenwetter ebensowohl Handel und Geschäft abwickeln, wie auch der heitere Verkehr der spazierenden vornehmen Welt abspielen konnte.

So zieht sich auch im Erdgeschoß unseres Hauses der auf schweren Pfeilern gewölbte Gang entlang, an dessen Rückwand sich zwei Ladenräume öffnen, von denen wir allerdings nicht wissen, ob sie jederzeit die gegenwärtige Gestalt hatten. Vermutlich bildeten früher die rechts gelegenen Räume mit dem jetzigen Hausgang zusammen eine große Eingangshalle, von der der Laden nebst Werkstätte, an der Rückwand der Aufgang zu den Obergeschossen zu erreichen war. In diesen schließt sich nur ein kleiner Flur an die Treppe an; alles übrige ist zur Anlage geräumiger Wohnzimmer und der im rechten hinteren Winkel gelegenen Küche ausgenutzt. Von dieser geht auch der übliche offene Gang nach dem in der rückwärtigen Ecke des Hofes gelegenen Abort. Das Ganze ist so eingerichtet, daß sehr wohl jedes Stockwerk für sich eine abgeschlossene Wohnung bilden konnte, und da hier an eine Verwendung der Obergeschosse zu Speicherzwecken, wie wir sie in Norddeutschland allgemein fanden, nicht gedacht werden kann, so mag das Haus wohl zu denjenigen gehört haben, in denen man einen Teil der Wohnräume an Nichtansässige vermietete.

Fig. 189.



Haus zu Regensburg.

Grundriß des Erdgeschosses [154]).

1/500 w. Gr.

Das Äußere des Hauses ist im allgemeinen schlicht und wird einen noch schlichteren Eindruck gemacht haben, als noch an Stelle der großen modernen Fenster kleinere Lichtöffnungen die oberen Wandteile durchbrachen. Aber durch die Zutat des kraftvollen Erkers mit dem reichen Maßwerkschmuck seiner Brüstungen und seiner höchst verwickelten Auskragung im Verein mit dem weitvortretenden Dachrande tritt es doch kräftig aus der Reihe der Nachbarn hervor und gewinnt den Ausdruck behaglicher Wohlhabenheit.

160. Kleines Haus zu Regensburg.

Wenige deutsche Städte haben sich so viele Reste mittelalterlicher Bauweise erhalten wie das uralte Regensburg, das auch nach seiner ersten Glanzzeit, in der es unter den letzten Karolingern die Reichshauptstadt war, seine überragende Bedeutung als geistiger und handelspolitischer Mittelpunkt von Bayern noch durch das ganze Mittelalter gegen das viel jüngere München behauptet hat. Auch nach den vielen Verlusten, welche die jüngste Zeit dem dortigen Bestande alter Wohnhäuser gebracht hat, Verluste, zu denen insbesondere der Neubau des alten, unter dem Namen des „Goliathhauses" bekannten Stammhauses der Familie *Thundorfer* zu zählen ist, haben in den engen Gassen des Stadtinneren neben so manchen Resten der romanischen Zeit noch zahlreiche Wohnhäuser gotischen Stils, dank dem an ihnen durchgängig angewendeten Steinbau, die vielerlei Stadtbrände überdauert. Leider sind gerade die größeren und ansehnlicheren dieser Bauten im Inneren so verändert, daß ihre alte Anlage kaum mehr kenntlich zu machen sein wird. Fig. 189 [154]) gibt den Erdgeschoßgrundriß eines der kleineren Häuser, an der Ecke des Fischmarktes und der Kählerstraße gelegen.

Es zeigt die Anlage eines breiten gewölbten Eingangsflures und daneben ein größeres, ebenfalls mit Rippengewölben bedecktes Gemach. Die Treppe windet sich bis zum I. Obergeschoß in der Ecke des Hofes als Freitreppe hinauf; erst von dort ab ist sie in das Innere des Gebäudes verlegt. Die oberen Geschosse, 3 an der Zahl, enthielten je einen kleinen Vorraum, der die oben erwähnte Innentreppe aufnimmt und in der Größe dem hinteren Gewölbefeld des größeren Erdgeschoßraumes entspricht. Drei Zimmer, etwa den übrigen drei Gewölbefeldern des Erdgeschosses entsprechend, schlossen sich daran. Vom hinteren Zimmer führte im I. Stock wieder ein Gang nach dem in der Hofecke liegenden Abort hinüber. Der Hofgiebel dieses Hauses mit seinem oberen Staffelabschluß und einem mit Nasenbogen verzierten Fenstersturz im oberften Geschoß ist noch wohlerhalten; sonst ist das ganze Äußere des Hauses stark überarbeitet.

[154]) Nach eigener Aufnahme.

161. *Roritzer*-Haus zu Regensburg. Um die für Regensburg bezeichnende Behandlungsweife der Architektur vorzuführen, geben wir in Fig. 190[151]) das Äußere des Haufes, das dem Dombaumeifter ***Wolfgang Roritzer*** gehört haben foll und wahrfcheinlich von ihm durch Um- und Anbauten aus zwei oder drei alten Häufern zu einem größeren Anwefen ziemlich verwickelten Grundriffes hergerichtet wurde. In fchlichten Flächen fteigen die Außenwände auf; die einfach nach Bedarf eingefchnittenen Fenfter der Wohngefchoffe find durch Deckgefimfe in mehrere Gruppen zufammengefaßt; als wefentlicher Schmuck dienen die mit Säulchenftellungen gegliederten Fenfter des Dachgefchoffes. Der Staffelgiebel des links gelegenen Hausteiles findet nach rechts feine Fortfetzung in einem zinnenförmigen Abfchluß der Hauswand, hinter welcher fich ein nach hinten zu geneigtes Pultdach verfteckt.

Fig. 190.



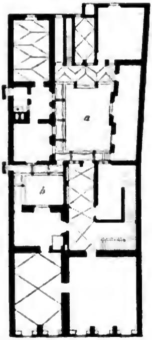
Roritzer-Haus zu Regensburg[151]).

162. Häufer zu Paffau und Steyr. In anderer Weife zeigt fich ferner der Anfchluß an füdliche Baufitte, den wir in folchem Verhehlen des krönenden Daches erblicken können, wenn wir weiter donauabwärts gehen. In Paffau, das von gewölbten Untergefchoffen von ähnlicher Art, wie das in Fig. 187 dargeftellte, eine ganze Anzahl noch befitzt, treten fchon die erften einfachen Beifpiele von mehrftöckigen fteinernen Hofumgängen auf. Diefes Motiv wird dann in zierlichfter Weife in Oberöfterreich, befonders in Steyr, ausgebildet. Dort find um den langgeftreckten Hauptplatz der Stadt herum die Grundftücke der Vollbürger in recht anfehnlichen Breiten und fehr großer Tiefenausdehnung angelegt. Als fich Steyr durch feine berühmten Eifengewerbe und durch die Vermittelung des aus den Alpen kommenden Südhandels zu einem bedeutenden Stapelplatz erhob, wurden diefe tiefen Grundftücke unter Einfchalten von mehreren Höfen in oft recht aufwändiger Weife

bis an die hintere Grenze, die durch die Berglehne oder den Mauerring der Stadt gegeben war, bebaut. Fig. 191 bis 194[155]) geben einen Begriff von solcher verwickelten Anlage.

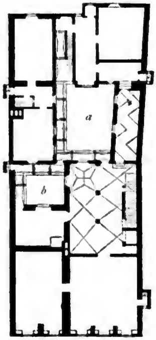
Wir sehen, wie im Erdgeschoß die ganze Vorderfront zu Verkaufsgewölben hallenartig geöffnet ist, wie sich weiter in allen Geschossen große gewölbte oder mit Balkendecken versehene Gemächer aneinanderreihen. Durch verschiedene Treppen und die Säulenumgänge der Höfe *a* und *b* ist dafür gesorgt, daß fast jeder Raum für sich gesondert benutzt werden, daß man je nach Bedarf daraus Warenlager, Quartier für durchreisende Kaufleute und ihre Knechte oder auch Wohnzimmer des Besitzers machen konnte. So können wir uns ein solches Haus wohl von buntem Leben geräuschvoll erfüllt denken; vereinigte es doch auf engem Raum Wohnhaus, Bazar und Karawanserai des Südens in sich.

Fig. 191.



I. Obergeschoß.

Fig. 192.



II. Obergeschoß.

Haus zu Steyr[155]).

$^1/_{500}$ w. Gr.

Als besondere Eigentümlichkeit der oberösterreichischen Städte finden wir auch hier starken Gebrauch gemacht von Überkragungen. Nicht nur die Hofumgänge treten im I. Obergeschoß auf Konsolen vor; die ganze Front ist auf diese Weise in zwei Stockwerkshöhen erkerartig vorgezogen. Im Inneren sind zur Belastung der Kragsteine starke und tiefe Pfeiler aufgeführt, zwischen denen die Frontmauer nur ganz dünn eingespannt ist. Die Fenster stehen zwischen diesen durch Bogen verbundenen Pfeilern wie in tiefen Nischen und haben jene gemauerten Sitze neben sich, welche das Zimmer so behaglich machen. In den spätesten Beispielen hat man diese Pfeiler durchbrochen und schließlich durch säulenartige Stützen ersetzt, welche in statisch durchaus richtiger Weise nur das Hinterende der Kragsteine belasten und für die Raumgliederung ein höchst reiches Motiv bilden. Bezeichnend für die Kunst dieser Voralpenländer ist auch die vielfache Verwendung starker Wölbungen und die Anordnung der auf wenigen starken

[155]) Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Fig. 193.

Ansicht.

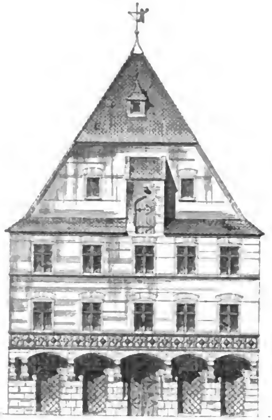
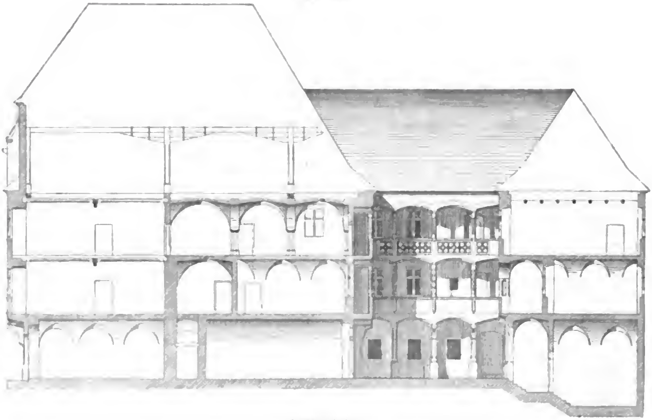


Fig. 194.



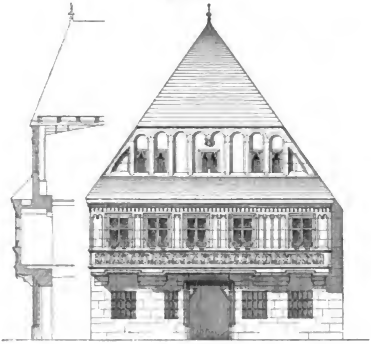
Längenschnitt.

Giebelhaus zu Steyr[155]).

$^{1}/_{250}$ w. Gr.

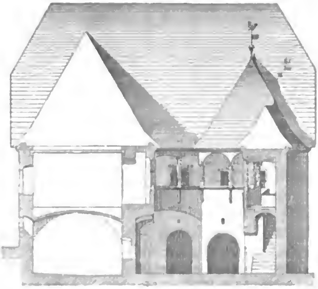
Stützen mit verdübelten Trägern ruhenden freien Dachräume. Eine Ladeluke in dem zunächst lotrecht hochgeführten Giebel gestattete das Speichern von Waren. Darüber war das Dach durch einen Krüppelwalm abgeschlossen, während es nach hinten ganz abgewalmt war und eine Öffnung für das Höfchen *b* enthielt.

Fig. 195.



Ansicht.

Fig. 196.



Schnitt durch das Hinterhaus.

Haus der Alpinen Montangesellschaft zu Steyr[156]).

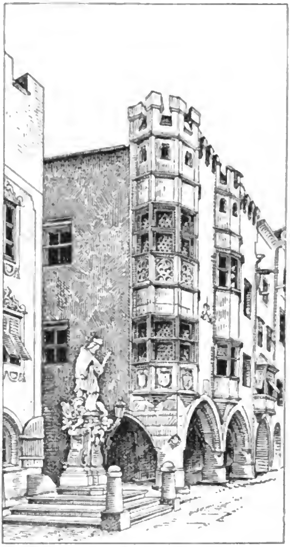
$^1/_{150}$ w. Gr.

Ähnlich angelegt und um zwei innere, höchst malerische Höfe gruppiert ist ein anderes Haus zu Steyr, heute Geschäftshaus der Alpinen Montangesellschaft, dessen

156) Gleichfalls nach einer Veröffentlichung der Wiener Bauhütte.

Giebelfront nebst Schnitt wir in Fig. 195 u. 196[156]) wiedergeben. Das Haus hat nur ein Obergeschoß, welches wieder erkerartig vorgekragt ist. Die Bauweise übertrifft an Kühnheit die sonst ortsübliche, wie wir sie am vorigen Beispiel sahen, indem die Auskragungen und die Belastungspfeiler nicht einmal durchweg aufeinander treffen, sondern nur recht weitgespannte scheitrechte Bogen die Fensterwand des vortretenden Geschosses tragen. Auch durch die reiche Maßwerkbelebung der Flächen zeichnet sich der Bau vor anderen aus, enthält auch im Inneren mit schönen Türen, einer reizvollen Treppenanlage und den erwähnten schönen Höfen eine ganze Anzahl feiner Architekturlösungen.

Fig. 197.



Häusergruppe zu Sterzing[157]).

163. Bürgerhäuser Tirols.

Wie diese Steyrischen Häuser, so erheben sich auch die Bürgerhäuser in den köstlichen Städten Tirols zumeist auf tiefen, schmalen Grundstücken und erreichen unter Zwischenschalten von einem oder mehreren Höfen eine bedeutende Ausdehnung. Im Außeren ist die Tiroler Hausbaukunst ausgezeichnet durch die Vorliebe für Anlage von Laubengängen, die den baulichen Eindruck der Städte so behaglich machen, und durch die Neigung, die landesüblichen flachen Schindeldächer hinter wagrechter Aufmauerung zu verstecken, falls man sie nicht mit mächtig vortretendem Traufrande weit vor die Front überhängen ließ. Die mit großer Vorliebe und zahlreich verwendeten Erker gliedern dann diese rechteckigen Baumassen in lotrechtem Sinne. Unser Straßenbild aus Sterzing (Fig. 197[157]) möge eine Anschauung der so entstehenden Wirkungen geben.

Als ein besonderes Hilfsmittel, in diese tiefen Baumassen Licht hineinzuführen, ohne die Unannehmlichkeiten offener Höfe auf sich zu nehmen, hat sich dort die eigenartige Anlage von Lichthöfen entwickelt, die sehr merkwürdig an die überhöhte Dachlichtöffnung erinnert, deren Keim wir bei altgermanischen Hallen gelegentlich erwähnt finden, und die als *Testudo* auch im St. Gallener Klosterplan auftaucht. Es sind große Räume, die meist zugleich die Treppe enthalten, im Kern des Hauses gelegen und in ihren Seitenwänden so hoch über Dach geführt, daß große Bogenfenster eine Fülle von Licht bis in das Erdgeschoß herunter fallen lassen.

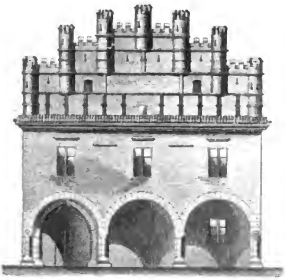
164. Bürgerhäuser in Böhmen.

Ähnliche vielräumige Wohnanlagen dringen schließlich nordwärts weiter vor in den Grenzgebieten Westböhmens, wo ihnen eine ältere deutsche Überlieferung

[157]) Nach: STEFFEN. Baudenkmäler deutscher Vergangenheit. Berlin o. J. Bd. I, Bl. 37.

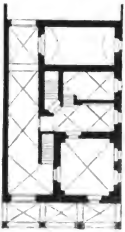
nicht entgegenſtand. Sie verbindet ſich hier nicht ſelten mit der ſüdlichen Sitte der Laubengänge, mit denen beſonders die mächtigen Marktplätze oder „Ringe“ der dortigen deutſchen Koloniſtenſtädte gern umzogen wurden. In den Einzelformen iſt dabei vielfach eine Einwirkung der ſehr naiven und derbmaleriſchen Architekturen ſichtbar, wie ſie in den ſlaviſchen Ländern, häufig in Verbindung mit dem Einfluß der von den Herrſchern damals ſchon nach dem Nordoſten gezogenen italieniſchen Künſtler, beliebt war. Zwei Häuſer aus Wittingau (Fig. 198 bis 200 [158]) und Budweis (Fig. 201 [158]) führen wir hier als Beiſpiel vor. Der Grundriß des erſteren zeichnet ſich vor den ſteyriſchen Häuſern durch die klare Anordnung der Durchfahrt im Erdgeſchoß aus, beruht aber ſonſt auf dem gleichen praktiſchen Zuge, die Räumlichkeiten rein nach den Erforderniſſen des Gebrauches nebeneinander zu reihen. Im Äußeren iſt an beiden Häuſern die Vorliebe für flache Dachneigung und die ſpielende Verwendung von Formen des Kriegsbaues bemerkenswert, die wir auf die obenberührten Einflüſſe zurückführen können.

Fig. 198.



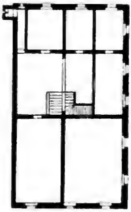
Anſicht.
1/250 w. Gr.

Fig. 199.



Erdgeſchoß.

Fig. 200.



Obergeſchoß.

Haus zu Wittingau [158]).
1/500 w. Gr.

Den höchſten Grad des ſüdlich-italiſchen Einfluſſes ſehen wir ſich ſchließlich betätigen in den großen Säulenhöfen einiger Nürnberger Kaufmannshäuſer, in denen der vielfach übliche und wiederholt von uns dargeſtellte hölzerne einſeitige Hofgang ſich zu einer rings um den Hof geführten gewölbten Halle erweitert. Die beſten finden ſich in einigen Häuſern, die ſämtlich der Familie *Imhof* gehörten, am ſchönſten, einen ſehr großen Hof umſchließend, in dem jetzt *Krafft*'ſchen Hauſe in der Thereſienſtraße (vergl. Art. 268 u. Fig. 343), dann in einem Hauſe der Tucherſtraße, und endlich in dem Hauſe an der Ecke der Brunnengaſſe, der Lorenzkirche gegenüber, das in neuerer Zeit allerdings verbaut iſt. 165. Säulenhöfe zu Nürnberg.

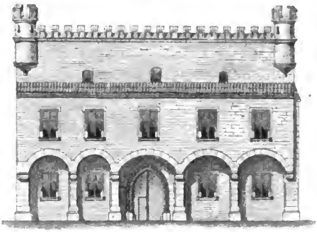
Nachdem wir im Vorſtehenden einen Überblick über die verſchiedenen Behauſungen zu gewinnen verſucht haben, die dem Bürger im engeren Sinne dienten, d. h. dem Handwerker und Kaufmann, welcher der „bürgerlichen Nahrung“, wie das Mittelalter ſagte, oblag, wird es Zeit ſein, auch dem Hauſe derjenigen Stadtbewohner uns zuzuwenden, deren Lebensbedingungen weſentlich mit durch den 166. Ackerbürgerhäuſer.

[158]) Nach: Mitteilungen der k. k. Centralkommiſſion zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale.

Betrieb des Ackerbaues beſtimmt wurden. Es iſt, wie ſchon geſagt, ſicher, daß in den Anfängen der meiſten Städte zunächſt alle Bürger zu dieſer Klaſſe gehörten, indem man durch den Beſitz und die Bebauung der ſtädtiſchen Feldflur einer ſtädtiſchen Anſiedelung den feſten Rückhalt zum Überſtehen auch unglücklicher Zeiten zu geben pflegte. Aber man darf nicht vergeſſen, daß dieſe ackerbautreibenden Vollbürger einer entſtehenden Stadt keineswegs mit den Bauern der umliegenden Dörfer auf eine Stufe geſtellt werden dürfen. Politiſch und ſozial waren ſie durch die, wenn auch ſparſamen Verleihungen von Rechten der Selbſtverwaltung über deren Stand hinausgehoben; vor allem aber bildete für ſie von vornherein die Ausnutzung des *Jus mercatorum* oder des Rechtes, Märkte abzuhalten und Handel zu treiben, den Hauptgrund zur Anſiedelung oder in den älteſten langſam entſtehenden Städten die Urſache ihres Emporkommens.

In Betracht zu ziehen iſt ferner, daß die Neugründung von Städten ſich im allgemeinen durchaus nicht im Anſchluß an die Sitten und Gebräuche der Umgegend vollzog. Vielmehr entlieh man regelmäßig die Beſtimmungen über Rechte und Pflichten der Bürger, das „Stadtrecht“ oder die „Stadtfreiheit“, von einer älteren, oft weit entfernten Siedelung. Ein landfremder Unternehmer, der *Locator*, übernahm gegen Belehnung mit dem Schultheißenamt oder andere Entſchädigung die Beſetzung der neugeſchaffenen Bürgerſtellen mit leiſtungsfähigen, oft aus weiter Ferne herbeigeholten Anſiedlern. All das ergibt gewichtige innere Gründe gegen die, wie ſelbſtverſtändlich, weitverbreitete Annahme, als ſei das ſtädtiſche Haus in ſeiner Form ohne weiteres abhängig von dem Bauernhauſe ſeiner Umgebung. Dieſe Annahme würde bedeuten, daß im nördlichen Gebiete, wo das ſächſiſche Bauernhaus herrſcht, das Bürgerhaus dieſem im Grundriß ähneln müſſe, in Süddeutſchland dagegen dem fränkiſchen Bauernhaustypus. Aus unſerer Muſterung der ſozuſagen „eigentlichen“ Bürgerhäuſer geht nun hervor, daß für dieſe ſolche enge Beziehungen zu den verſchiedenen Bauernhausarten jedenfalls nicht angenommen werden können. Nicht aus dem landſchaftlich verſchiedenen Bauernhauſe, ſondern aus der einfachen Form des einräumigen hallenartigen Hauſes ſind die in beiden Gebieten vorkommenden Hausformen für den wohlhabenden Bürger gleichmäßig abzuleiten. Die letzte Hoffnung, jenen auf den erſten Blick ſo einleuchtenden Satz wenigſtens zum Teile bewahrheitet zu finden, kann uns noch das Studium der Ackerbürgerhäuſer bieten; denn es iſt klar, daß es bei dieſen am nächſten lag, ſich infolge der gleichen Zweckbeſtimmung eng an die Raumordnung des Bauernhauſes anzuſchließen. Aber auch hier erfahren wir, abgeſehen von einer gleich anzuführenden, nicht beweiskräftigen Ausnahme, nur Enttäuſchungen. Die Prüfung der erhaltenen Bauten lehrt uns, daß im allgemeinen die Häuſer der Ackerbürger im ſpäten Mittelalter dem Typus der übrigen Bürgerhäuſer folgen. Selbſtverſtändlich treten zu deren Beſtandteilen noch einige Zutaten hinzu. Es iſt

Fig. 201.



Haus zu Budweis[188]).
1/200 w. Gr.

ein mehr oder weniger geräumiger Hof erforderlich, an dem Ställe und Schuppen für Ackergeräte liegen, und dieser Hof muß mittels einer hohen Durchfahrt oder einer seitlichen Einfahrt zugänglich sein. Aber dies berührt die Anlage des eigentlichen Wohnhauses wenig, eigentlich nur insofern, als sich an eine Durchfahrt leicht eine große Erdgeschoßhalle anschloß, eine Anlage, die aber auch im nicht landwirtschaftlich benutzten Bürgerhause durchaus üblich war, die auch im adeligen Hofe die Grundform bildete; Stallungen und sonstige Wirtschaftsräume fanden regelmäßig auf dem Hofe ihren Platz, so wie Fig. 157 (S. 151) es zeigt. Für die Erzeugnisse der Landwirtschaft, vor allem das Korn, konnte man die oberen Geschosse und Dachböden der üblichen Bürgerhäuser ebensowohl benutzen, wie für Kaufmannswaren, und noch heute finden sich in den kleinen Städten Mitteldeutschlands viele Bürgerhäuser des XV. und XVI. Jahrhunderts, in denen die Obergeschosse als Kornböden benutzt werden wie in alter Zeit. Reichte dies nicht aus oder wollte man

Fig. 202.



Ansicht der Hinterstraße zu Duderstadt[159]).

mit fortschreitender Kultur diese Obergeschosse zu Wohnungen einrichten, so erbaute man wohl auch auf dem Hofe eigene Speichergebäude.

167. Ackerbürgerhäuser zu Duderstadt.

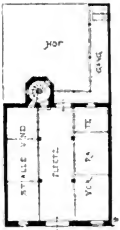
Ein gutes Beispiel, wie gelegentlich durch diese Einrichtung eine ganze Stadtanlage beeinflußt wird, gibt das alte, schon im Jahre 929 erwähnte Duderstadt. Dort bildet den Kern des Städtchens ein langgestreckter breiter Anger, zu dessen beiden Seiten sich in wohlerhaltenen Reihen die Bürgerhäuser hinziehen, in nichts, nicht einmal in großen Einfahrten einen Bezug auf ackerbürgerliche Tätigkeit verratend. Hinter den Häusern aber greifen dann tiefe Höfe bis zu den nächsten Straßenzügen durch, von denen der eine noch heute den bezeichnenden Namen „Hinterstraße" führt. An dieser Hinterstraße nun erheben sich, ebenfalls noch stellenweise in geschlossener Reihe erhalten, die Schuppen und Scheunen der alten Ackerbürger und geben mit ihren großen Durchfahrtstoren und ihren nach der Straße zu meist fensterlosen Wänden der ganzen Straße ein höchst eigenartiges Aussehen (Fig. 202[159]).

[159]) Nach eigener Aufnahme.

168. Ackerbürgerhaus zu Rottweil.

In dieser und ähnlicher Art ist der landwirtschaftliche Betrieb in der Regel mit bürgerlichen und patrizischen Häusern in Verbindung gebracht. Daneben aber finden sich vereinzelt in einigen Städten Württembergs merkwürdige Beispiele dafür, wie sich am Ende des Mittelalters, wohl veranlaßt durch den steigenden Platzmangel, eigenartige Formen des Ackerbürgerhauses bildeten. Fig. 203[159]), ein Haus aus Rottweil darstellend, möge sie veranschaulichen. Ähnliches findet sich z. B. in Reutlingen und Eßlingen. Das ganze Erdgeschoß dient hier landwirtschaftlichen Zwecken. Es ist durch Stützenstellungen in drei Schiffe zerlegt, ähnlich dem sächsischen Bauernhause, aber sicherlich, ohne daß man an einen Zusammenhang mit diesem denken könnte. Der Mittelraum dient als große Hausdiele und Durchfahrt; rechts und links von ihm sind Vieh und Vorräte untergebracht. Eine Wendeltreppe führt an der Hinterseite des Hauses hinauf zu den Obergeschossen, die, in üblicher Einteilung an eine nach hinten gelegene Diele gereiht, die Wohnräume enthalten. Auch hier finden wir eine vollständige Trennung des landwirtschaftlich benutzten Raumes von den eigentlichen Wohnräumen, also eine von den bekannten Bauernhaustypen grundsätzlich verschiedene Anlage. Diese Trennung beider Raumgruppen erscheint als ein der höheren städtischen Bildung angemessener, allgemein gültiger Grundzug, der uns an sich schon veranlassen muß, das Ackerbürgerhaus des Mittelalters von dem Bauernhause, wie es uns heute überliefert ist, als eine besondere und unabhängige Erscheinung zu trennen.

Fig. 203.



Haus zu Rottweil[159]).

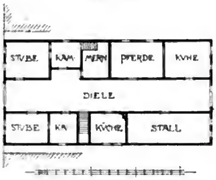
1/500 w. Gr.

169. Ackerbürgerhäuser in Westfalen und an der Weser.

Gegen diese Anschauung scheint allerdings zu sprechen, daß sich in Westfalen und an der unteren Weser, etwas oberhalb Höxter bei Beverungen beginnend, auch von dort gelegentlich nach Osten hin übergreifend, zahlreiche Ackerbürgerhäuser finden, die sich allerdings einer Abart des dortigen Bauernhauses nahe anschließen. Es sind dies, wie die Skizze in Fig. 204[159]) zeigt, Häuser, die eine in der ganzen Tiefe des Hauses durchgehende Diele besitzen, neben der rechts und links die Zimmer nebst Küche, manchmal auch Stallräume sich entlang ziehen. In kleineren Häusern fehlen die letzteren. Über diesen Seitenräumen befindet sich ein Zwischengeschoß, während die Diele bis zum Dachboden hinaufgreift. Bauernhäuser ganz ähnlicher Anlage, bei denen nur die Ställe an der Vorderseite des Hauses statt an der Rückseite zu liegen pflegen, finden sich häufig in den Dörfern der gleichen Gegend.

So sehr diese städtischen Häuser, besonders mit dem in kleinen Städten nicht fehlenden Beiwerk der straßenseitig gelegenen Plätze für Düngerstätte und Ackergeräte, auch in ihrer äußeren Erscheinung, mit Einfahrtstor und mächtigem Giebel, dem sächsischen Bauernhause ähneln, so wenig darf man sie als Zeugen dafür ansehen, daß das Bürgerhaus aus dem sächsischen Bauernhaus hervorgegangen sei. Denn die Grundlage entspricht gar nicht dem eigentlichen Typus des sächsischen Hauses, sondern nur einer späteren Ableitung, der das quergerichtete Fleet mit dem der Eingangstür gegenüberliegenden Herde völlig fehlt. Und es entstammen auch die er-

Fig. 204.



Haus zu Beverungen[159]).

haltenen Beispiele, wie sich an zahlreichen Inschriften feststellen läßt, fast durchweg dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, trotzdem sie die Formenwelt der Frührenaissance ziemlich unverändert zeigen. Wenige nur gehören noch dem XVI. Jahrhundert an, und auch diese zeigen Renaissanceformen.

170. Häuser zu Rinteln und Stadthagen.

Wo sich eine solche Inneneinrichtung mit der älteren gotischen Formenwelt verbunden vorfindet, ist sie als späterer Einbau nachzuweisen, wie an dem schönen Haus in Rinteln, Brinnerstraße 290, wo der ursprüngliche Torweg über die ein-

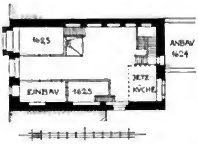
Fig. 205.



Wohnhäuser zu Stadthagen.

Fig. 206.

Erdgeschoß.



Wohnhaus zu Stadthagen [160]).

gebaute Zimmerwand hinwegschneidet, oder wie in den sehr bezeichnenden Häusern in Stadthagen an der Niederstraße, von denen wir eine Ansicht und den Grundriß des einen hier geben (Fig. 205 u. 206 [160])). Es sind in ihrer äußeren wuchtigen Erscheinung höchst eindrucksvolle Bauten, sicherlich von sehr wohlhabenden Besitzern errichtet und, abgesehen von den zugefügten Renaissanceteilen, wohl dem XIV. Jahrhundert zuzuschreiben. Im Äußeren machen sie durchaus den Eindruck, als entsprächen sie den obenangeführten Ackerbürgerhäusern. Wäh-

[160]) Nach eigener Aufnahme.

rend das links gelegene fehr ftark modern verbaut ift, befitzt das rechts gelegene auch einen Grundriß ähnlich diefen Bauten, läßt aber noch einen guten Teil der großen Erdgefchoßhalle nach Art der früher betrachteten Bürgerhausdielen von Einbauten frei. Dies war früher noch mehr der Fall; denn die Küche ift erft vom jetzigen Befitzer von der Stelle des alten Herdes an ihren heutigen Platz verlegt worden; ebenfo ift die im Hintergrund der Diele befindliche Treppe nur eine fpätere Zutat, die zum Obergefchoß des urkundlich im Jahre 1624 errichteten hinteren Anbaues hinaufführt. Und auch die verbleibenden Einbauten find nach einer auf dem Gebälke des rechts gelegenen Zimmers befindlichen Infchrift mitfamt ihrem Zwifchengefchoß und den kleinen dort hinaufführenden Treppen erft im Jahre 1625 hinzugefügt. Denken wir uns diefe fpäteren Zutaten hinweg, fo haben wir das Bild eines Haufes mit großer Diele, in welche links vom Eingange eine kleine Stube und an deren Rückwand angelehnt der Herd eingebaut war; wir haben damit wieder die in ganz Norddeutfchland herrfchende Bürgerhausform als die ältere Form diefer Häufer feftgeftellt.

Dazu tritt dann noch die Beobachtung, daß gar nicht felten diefe Ackerbürgerhäufer nur an einer Seite der Diele mit Nebenräumen verfehen find[161]), um die Überzeugung zu feftigen, daß nicht die dreifchiffigen, dem fpäteren Bauernhaufe gleichenden Häufer, fondern eine viel einfachere Anlage, nämlich das in ganz Norddeutfchland herrfchende Dielenhaus auch in diefen Gegenden die Grundform des Bürgerhaufes gebildet hat. Die behaglichere Form der in der ganzen Dielentiefe durchgehenden Einbauten kann fich daraus fowohl in der Stadt wie auf dem Lande gebildet haben. Wahrfcheinlicher ift es, daß die höherentwickelten Städte mit folcher Verfeinerung vorangegangen find, und fo kann man wohl annehmen, daß fich in der Übereinftimmung des weftfälifchen Ackerbürgerhaufes mit dem Haufe der umliegenden Kleinbauern viel eher ein zeitlich fehr fpät liegender Einfluß der Stadt auf das Land, als eine uralte Beeinfluffung in umgekehrtem Sinne erkennen läßt.

171. Gefchichtlicher Überblick.

In vorftehendem find wir auf Grund der Denkmalsbetrachtung zu dem Ergebnis gekommen, daß für die mittelalterliche Ausbildung des Bürgerhaufes die uns jetzt bekannten Bauernhausformen nicht als Vorbild gedient haben. Und es ift nicht allzu fchwer, für diefe Erfcheinung auch die gefchichtliche Erklärung zu geben.

Vorauszufchicken ift dabei, daß wir nur wenige Anhaltspunkte haben, um das Alter diefer Bauernhausformen feftzuftellen. Davon, fie als uraltes Vermächtnis zum mindeften der Völkerwanderungszeit anzufehen, ift man bei näherer Kenntnis der damaligen Verhältniffe (vergl. Art. 9, S. 7 ff.) zurückgekommen. Die älteften uns bekannten Beifpiele entftammen dem XVI. Jahrhundert, und nur das fcheint feftzuftehen, daß die Grundformen des fächfifchen und fränkifchen Haufes fchon ausgebildet waren, als um die Mitte des XII. Jahrhunderts die Befiedelung der oftelbifchen Länder fich vollzog. Daß aber felbft damals noch nicht der uns geläufige Grundriß des fächfifchen Haufes feftgelegt war, darauf deuten fo manche Anzeichen. So unterfcheidet fich der ältefte uns bekannte Reft eines folchen Haufes in Groß-Siepen[162]), der vielleicht noch dem XIV. Jahrhundert angehört, durch feine fünffchiffige Anlage fehr beftimmt von der uns geläufigen dreifchiffigen Form. Die Ausbildung ftädtifchen Lebens, die Befiedelung des freien

[161]) Diefer Art find zum Beifpiel die vor einigen Jahren von mir in dem Werke: SCHÄFER, C. Die Holzarchitektur Deutfchlands (Berlin 1889) veröffentlichten Häufer aus Blomberg und aus Hameln.

[162]) Siehe: Denkmalpflege 1905, S. 49.

Bodens innerhalb der ältesten Städte setzte aber schon um etwa 2 Jahrhunderte früher ein. Wenn uns nun die Betrachtung der erhaltenen deutschen Denkmäler — abgesehen von leicht kenntlichen Beeinflussungen durch fremde Formen — auf einfache einräumige Grundrisse als Urform des deutschen Bürgerhauses hinweist, so legt dies den Gedanken nahe, daß zu jener ältesten Zeit der Entwickelung auch das deutsche Bauernhaus noch an dieser einfachsten und ältesten Form festgehalten hat. Kraft der obenberührten Gewohnheit, von den ältesten Städten Einrichtungen und Erfahrungen zu übernehmen, und weil der Raum in den Städten schon früher knapp und kostbar wurde, blieb die einräumige Grundform weiterhin im Bürgerhause klarer ausgesprochen als im Bauernhause, und die bei gesteigerter Lebenshaltung nötige Weiterbildung des Wohnwesens ging andere Bahnen in den Städten wie auf dem Lande. Diese verschiedenen Bahnen hier einzeln zu verfolgen, kann schon aus Mangel an Raum nicht unsere Aufgabe sein. Zum Studium des Bauernhauses, dessen Vertreter durchweg der nachmittelalterlichen Zeit angehören, müssen wir auf die umfassende Veröffentlichung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Architektur- und Ingenieur-Vereine verweisen und uns auf wenige Bemerkungen über die zwei Hauptgruppen beschränken. Im Süden und Westen Deutschlands vereinigte man auf dem Lande das den Herd enthaltende Haupthaus mit dem Schlafhaus und dem Stall zu einem Gebäude, indem man die beiden letzteren an das erste seitlich anfügte, und schuf so die bekannte Form des fränkischen Bauernhauses. In den Städten gewann man den zu behaglicherem Leben wünschenswerten Raum durch Anlage eines Obergeschosses, dessen Entwickelung aus dem ungeteilten „Sommerhause“ zu dem mit Hausherd versehenen Hauptwohngeschoß wir ebenso wie seine Vermehrung zur Zahl von zwei bis drei Geschossen an den vorgeführten Beispielen verfolgen konnten.

In dem an rauhere Lebensart gewohnten Norden hielt man länger an dem alten Grundzuge der weiträumigen Halle fest. Auf dem Lande zog man die Standplätze des Viehes mit in letztere hinein, ohne sie durch Wände abzugrenzen. Dadurch gewann man die Grundform des sächsischen Bauernhauses, das aus der Längsdiele mit beiderseitigen Ställen und dem quergerichteten Fleet mit Hausherd bestand und in dieser Form — ohne das später zum vornehmeren Wohnteile ausgebildete „Kammerfach“ — den städtischen Bürger nicht gerade zur Nachahmung reizen konnte. In den Städten lag zur Dreiteilung der Halle, der geringeren Viehhaltung wegen, keine Veranlassung vor. Man ließ sie zunächst im wesentlichen ungeteilt und baute nur einzelne, festabgetrennte Räume in sie hinein. Auch fügte man wohl ein oder mehrere obere Geschosse hinzu, meistens nicht zu Wohnzwecken, sondern um in ihnen die Erträge des Ackerbaues oder andere Handelsgüter zu speichern. Wie sich die Abtrennung von Einzelgemächern auch hier steigerte, bis nur noch geringe Bruchteile der alten Diele übrig blieben, ja bis diese völlig verschwand, haben wir ebenfalls mit bezeichnenden Beispielen belegt.

Neben der Verwendung solcher raumsparender Einbauten hat man aber gerade für vornehme Häuser die Wirkung der großen Diele, entsprechend der *Hall* in englischen Landsitzen, noch weit über die in unserer Besprechung zu berücksichtigenden Zeiten gern zur Geltung gebracht und dabei die Nachteile und Unbequemlichkeiten solchen weiten Raumes mit in Kauf genommen. Die wohlerhaltenen Großkaufmannshäuser des alten Lübeck mit ihren bis in die Rokkokozeit hinabgehenden Dielenausstattungen einerseits, andererseits in umgedeuteter und wesentlich bereicherter Form das sog. *Leibniz*-Haus in Hannover als Beispiel aus

der Mitte des XVII. Jahrhunderts beweifen, mit welcher Kraft fich der Grundgedanke des altgermanifchen Hausbaues in Norddeutfchland auch unter ganz veränderten Lebensverhältniffen behauptete.

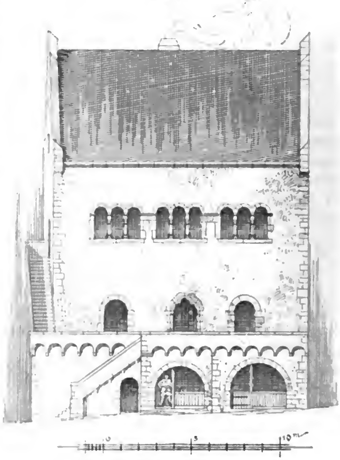
c) Öffentliche Bauten.

1) Rathäufer.

172. Älteftes Auftreten von Rathäufern.

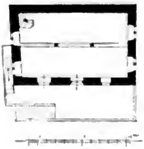
Das Bedürfnis nach der Errichtung öffentlicher, nicht kirchlicher Bauten hat fich im Mittelalter nur allmählich herausgebildet; zufammengefetzte Verwaltungseinrichtungen, für die man Unterkunft hätte fchaffen müffen, gab es nach dem Untergang der antiken Ordnung zunächft nicht mehr. Unter dem Einfluß des fiegreichen germanifchen Volkstumes drang wohl allenthalben die Sitte durch, Volksverfammlungen, Gerichtsfitzungen und dergl. unter freiem Himmel abzuhalten. Auch in diefer Beziehung gehen erft vom Aufblühen der Städte und von der bürgerlichen Selbftverwaltung neue Antriebe aus. Man hatte bald zu forgen, fowohl für den Handelsverkehr wie für die gemeinfame Verhandlung, über die der Bürgerfchaft zuftehende Gerechtfame; dies find Verwaltung der Stadtflur oder der Allmende, Handhabung der Straßen- und Marktpolizei, Unterhaltung der Wege und Befeftigungen ufw.[163]). Von Vorkehrungen zur Förderung des Marktverkehres fcheint die Errichtung offener Hallenbauten *(Lobia)* auf dem Marktplatze die ältefte zu fein. Sie wird in einzelnen deutfchen Städten fchon im XII. Jahrhundert erwähnt und ift in Italien und Frankreich vielleicht noch früher bekannt gewefen. Zu gleicher Zeit wie folche Markthallen *(Lobia fori)* wird auch fchon in anderen Städten, für Deutfchland zuerft im Jahre 1120 in Soeft, das Vorhandenfein eines Bürgerhaufes — *Domus civium* — oder Rathaufes — *Domus confulum* — er-

Fig. 207.



Anficht.

Fig. 208.



Erdgefchoß.

Rathaus zu Gelnhaufen[164]).

[163]) Eine etwas eingehendere, aber immer noch kurzgefaßte Überficht über die Entwickelung der mittelalterlichen Stadtverwaltung und eine reichere Sammlung von alten Beifpielen habe ich gegeben in: Stiehl, O. Das deutfche Rathaus des Mittelalters (Leipzig 1905), auf welches Werk hier verwiefen fein möge.

[164]) Nach: Stiehl, a. a. O.

wähnt, alfo eines Gebäudes, das zu Verfammlungen der Bürger oder ihrer Vorfteher dienen konnte. So fcheinen anfangs diefe beiden Zwecke, Handel und Verwaltung, jeder für fich verfolgt worden zu fein, wobei in den verfchiedenen Städten wechfelnd bald der eine, bald der andere den Vorrang baulicher Berückfichtigung erlangte. Insbefondere wurde die Verfammlung der Bürger häufig auf dem Hofe des Stadtherrn oder in den Räumen eines Klofters abgehalten. Aber bald fchon bildete fich eine Form heraus, welche beiden Bedürfniffen gemeinfam beftimmt war und dauernd eine Grundlage für die Weiterbildung der Rathausbauten abgegeben hat. Man vereinigte die für beide Zwecke dienenden Räume des Kaufhaufes und des Bürgerfaales oder Rathaufes in einen Saalbau, in dem regelmäßig das untere Gefchoß dem dauernden Marktverkehr diente, das Obergefchoß die Verfammlung der Bürger aufnahm. Daneben konnte diefer obere Saal noch für fo manche andere gemeinfame Zwecke, als Feftfaal der Bürgerfchaft ufw., benutzt werden.

Fig. 209.



Stadthaus zu Piacenza[165]).

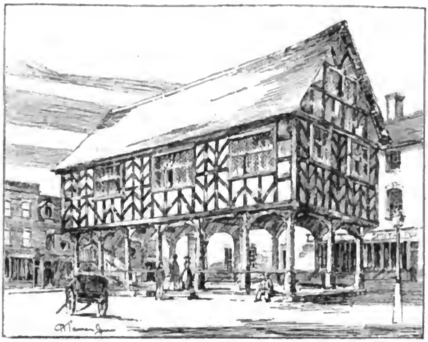
173. Rathaus zu Gelnhaufen.

In urtümlichfter Weife war diefe einfache Form in dem älteften in Deutfchland erhaltenen Rathaufe, demjenigen zu Gelnhaufen, verkörpert (Fig. 207 u. 208[164]). Es liegt auf anfteigendem Boden und ift zu deffen Ausgleichung mit hohem Unterbau verfehen, der fich als Vorplatz noch in 4,00 m Breite vor das untere Saalgefchoß vorfchob und als Schauplatz für Anfprachen des Rates oder für das öffentliche Stadtgericht fehr geeignet war. Im übrigen enthält der Bau nur die erwähnten zwei Säle, von denen der obere durch eine der Giebelfeite angefügte Freitreppe, erft im XV. Jahrhundert durch eine innere Wendeltreppe zugänglich gemacht wurde. Beide Säle waren an der Rückwand mit Kaminen verfehen; doch find ihre Lichtöffnungen in keiner Weife für Verfchluß durch Glas oder Holzläden eingerichtet. Man kann das Haus demnach noch als eine Zwifchenftufe anfehen auf dem Entwickelungsgange, der von der füdländifchen Gewohnheit offenen Hallenbaues zur Anlage gefchloffener und verglafter Säle führt. Diefe wurden fpäter aus begreiflichen Gründen im Norden allgemein üblich; nur manchmal öffnete man den unteren Kaufhausraum an einer Seite zu einem Laubengang. In diefen wurden dann häufig die Gerichtsfitzungen verlegt, bei denen fich die

[165]) Nach eigener Aufnahme.

alte Sitte, unter freiem Himmel zu tagen, länger als bei anderen Verſammlungen erhielt, und dies trat um ſo eher ein, wenn es der Bürgerſchaft gelang, die ihr zunächſt nicht zuſtehende Gerichtsbarkeit gegen Geld oder andere Leiſtungen in ihre Gewalt zu bekommen. Dagegen blieb in Italien die vollſtändige Auflöſung des unteren Geſchoſſes in eine von Pfeilern oder Säulen getragene Halle ſehr beliebt. Und gerade dieſe allereinfachſte Form des Rathauſes, beſtehend aus einer unteren, rings geöffneten Halle und oberem geſchloſſenen Saal erhielt ſich dort als Form des Stadthauſes auch in bedeutenden Städten. Von dem Reichtum und der Wucht des Ausdruckes, zu der man es zu ſteigern wußte, möge unſere Darſtellung des Stadthauſes zu Piacenza (Fig. 209[165]) eine Anſchauung geben. Ihr ſei als Zeichen, daß gelegentlich auch der Norden dieſe offene Hallenform als

Fig. 210.



Rathaus zu Ledbury[166]).

Nachklang der oben erwähnten *Lobia fori* beibehielt, die Abbildung des zierlichen Rathauſes in Ledbury (Fig. 210[166]) gegenübergeſtellt.

174. Rathäuſer unfreier Städte: Tangermünde.

Aber bei weitem nicht überall wurde die Bürgerſchaft, ſo wie in den unmittelbar dem Reiche, alſo der wechſelnden und entfernten Gewalt der Kaiſer, unterſtellten Städten zum Mitregieren zugelaſſen. Vielmehr ging das Streben der kleineren Fürſten und Herren dahin, die Leitung des Gemeinweſens, das auf ihrem Grund und Boden ſtand und ihnen zins- und dienſtpflichtig war, ſelbſt in der Hand zu behalten und es durch Beamte, die Stadtſchultheißen, Amtleute oder Vögte, regieren zu laſſen. Dies geſchah in der Regel unter Zuziehung eines Ausſchuſſes von Bürgern, die der Stadtherr ernannte oder wenigſtens beſtätigte und die meiſt als Schöffen (*Scabini*) bezeichnet werden. Wo dies der Stadtherrſchaft gelang, iſt nicht das Kaufhaus und der Saal der Bürger die Grundlage zum Rathauſe, ſondern es bildet ſich die Form eines kleinen Amtshauſes, das für die Schöffenſitzungen und die Erledigung der vorkommenden Schreibgeſchäfte nur

[166]) Nach: *Architectural Review* 1899, S. 120: *Half timber houſes in Worceſterſhire.*

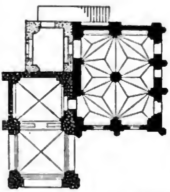
Fig. 211.



Anficht [167]).

Fig. 212.

Erdgefchoß [168]).



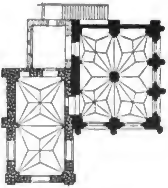


Fig. 213.

Obergefchoß [168]).



Rathaus zu Tangermünde.

[167]) Nach: Gurlitt, C. Hiftorifche Städtebilder. Stendal-Tangermünde. Berlin o. J.

[168]) Nach: Stiehl, a. a. O.

einige Räume mäßigen Umfanges zu enthalten brauchte. Auch mit ihm verbindet ſich öfters die Anlage einer offenen Halle, unter welcher das Gericht öffentlich am Markte abgehalten wurde. Ein ſehr bezeichnendes Beiſpiel eines ſolchen Gebäudes iſt das reizende Rathaus zu Tangermünde. Es beſteht (Fig. 212 u. 213[168]) aus mehreren zeitlich verſchiedenen Teilen. Der älteſte Beſtandteil iſt der durch üppigſte Maßwerkausbildung ausgezeichnete Giebelbau (Fig. 211[167]), in dem ſich zwei gewölbte, durch einen Mittelpfeiler geſtützte Säle übereinander befinden. Der etwas jüngere, auf unſerer Abbildung heller getönte Flügel enthält im Erdgeſchoß die Gerichtslaube, darüber einen länglich rechteckigen, als Sitzungszimmer oder Schreibſtube nutzbaren Raum. Auch er bildet in einfacheren Formen ein ſehr bezeichnendes Beiſpiel der kraftvollen norddeutſchen Backſteinbaukunſt.

175. Rathaus zu Ochſenfurt.

Wenngleich ein ſolches Gebäude mit ſeiner Mehrzahl von Räumen, die nur für Verwaltungszwecke dienten, ſchon einen ziemlich fortgeſchrittenen Zuſtand des Städteweſens bezeugt, ſo genügte es doch nicht für ſolche Städte, die in Handel und Gewerbe zu reicherer Tätigkeit gelangten. Denn mit dem Blühen dieſer beiden Zweige bürgerlicher Tätigkeit erſtand der ſtädtiſchen Leitung eine Fülle neuer Aufgaben.

Der Erſatz der alten Naturalwirtſchaft durch Geldverkehr, die Überwachung des Handwerkes und des viel verwickelteren Verkehres, die Einziehung von allmählich eingeführten Steuern und Abgaben ſehr vielfältiger Art, nicht zum wenigſten auch das viel künſtlicher ausgebildete Kriegsweſen erforderten eine Teilung der Verwaltungsarbeit und verurſachten einen geſteigerten Raumbedarf.

Auf ſolche Anſprüche iſt das Rathaus des Mainſtädtchens Ochſenfurt (Fig. 214[170]) bis 216[169]) berechnet, das von etwa 1490—1505 errichtet wurde. Über einem Untergeſchoß, das als Rüſtkammer und Marſtall gedient haben mag, erhebt ſich das in Fig. 215 dargeſtellte I. Obergeſchoß, beſtehend im Hauptbau aus einer Diele als Vorraum und einem Ratsſaal. In einem ſpäter zugezogenen Nebenhauſe ſind zwei Schreibſtuben untergebracht, von deren einer eine kleine Wendeltreppe zum Untergeſchoß hinabführte und die Möglichkeit ſchaffte, etwaige Gefangene ungeſehen dem Rate vorzuführen. Im II. Obergeſchoß (Fig. 216), das ſich nur über den Hauptbau erſtreckt, ſchließen ſich an eine kleinere Diele nicht weniger als 5 Einzelzimmer an. Das Äußere (Fig. 214[170]) gibt ein reizendes Beiſpiel, wie bei völligem Anſchluß der Architektur an die ungleiche Einteilung des Inneren ein anmutig bewegter Eindruck ohne Unruhe erzielt werden kann. Eine hohe Freitreppe mit zierlichem Maßwerkgeländer, das Stadtwappen und an der rechtsgelegenen Ecke eine ſchöne Madonnenſtatue beleben die ſchlichten Flächen der zwei ſteinernen Untergeſchoſſe; darüber tritt das aus Fachwerk errichtete Obergeſchoß mit ſeinem bedeutenden Uhrturm kräftig mit lebhafter Schattenwirkung vor.

176. Rathaus zu Münſter i. W.

Bei weiterer Entwickelung der ſtädtiſchen Verhältniſſe konnte auch das Saalgebäude der freien Bürgerſchaften nicht in der erſt vorgeführten einfachen Form beſtehen bleiben; man mußte ihm Nebenräume anfügen. Denn um die Verwaltung des ſtädtiſchen Vermögens zu führen, um die Rechte der Bürgerſchaft nach außen hin zu vertreten und die im Inneren der Stadt ſich mehrenden Aufgaben wahrzunehmen, war die Vollverſammlung der Bürger, für welche der große Saal geſchaffen war, doch nicht auf die Dauer geeignet. Man wählte daher aus ihrer Mitte eine Anzahl angeſehener Bürger aus, damit ſie als „Rat“ der Stadt

169) Nach eigener Aufnahme.

170) Nach Zeichnung von *H. A. O. Müller* in: Deutſche Bauhütte 1905.

Fig. 214.



Anficht.

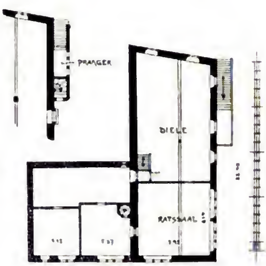


Fig. 215.

I. Obergefchoß.



Fig. 216.

II. Obergefchoß.

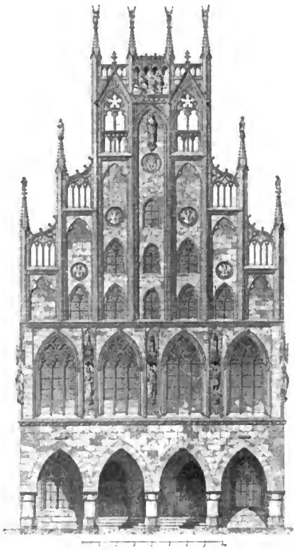
Rathaus zu Ochfenfurt [169 u. 170]).

unter ſelbſtgeſetzten Bürgermeiſtern die laufende Verwaltung führten, während die Vollverſammlung der Bürger, der *Univerſus populus*, ſich nur die wichtigſten Entſcheidungen vorbehielt. Neben den ſeine Befugniſſe ehrenamtlich ausübenden Rat trat ferner ſehr bald der Ratsſchreiber als beſoldeter Beamter.

Es wurde alſo nötig, für dieſe neuen Glieder der Verwaltung entſprechende Räume zu beſchaffen, und man fügte ſie häufig, ohne die rechteckige Grundform des Gebäudes zu ändern, an die Schmalſeite des großen Saales an; meiſt im Obergeſchoß, gelegentlich aber auch im Erdgeſchoß.

Am ſchönen Rathaus zu Münſter in Weſtfalen verbindet ſich ſolche immer noch einfache Grundrißanlage (Fig. 218 [171]) mit einer ſehr reichen Entwickelung der vorderen Giebelfront.

Fig. 217.



Giebelfront des Rathauſes zu Münſter i. W. [172]

Zum Grundriß iſt zu bemerken, daß die ſehr große Ratsſtube ſich hier als Anbau an die ältere zweigeſchoſſige Saalanlage darſtellt. Sie wurde ſchon bei ihrer Errichtung im XV. Jahrhundert mit einer monumentalen Ratsbank und reichvertäfelter, baldachinartiger Wand hinter dieſer ausgeſtattet und wurde in der Frührenaiſſancezeit durch Umbau und Hinzufügen weiterer Ausſchmückung zu einem ausgezeichneten Prachtſtück ihrer Art gemacht. Ihr ſchloß ſich früher in einem ſelbſtändigen Anbau die jetzt verſchwundene Ratsſchreiberei an. Der Saalbau bildete vor dem Umbau, den ihm die Mitte des vorigen Jahrhunderts brachte, in beiden Stockwerken eine zweiſchiffige, flachgedeckte Halle, was die weitaus überwiegende Form ſolcher Räume iſt. Im Erdgeſchoß legt ſich ihm an der Vorderfront eine offene Halle vor, die als Gerichtslaube noch bis in das XVII. Jahrhundert hinein benutzt worden iſt. Aus ihr führt, außer den zwei großen Eingängen zum Kaufhausſaal, eine kleine Tür in der Mittelachſe zu dem gleichfalls für Handelszwecke dienenden Keller hinab. Über den vier ſchlichten Bogen ihres Äußeren iſt die Schauſeite (Fig. 217 [172]) des Bürgerſaales mit prächtvollen Fenſtern, Statuen und Baldachinen, ebenfalls vierachſiger Anordnung, geſchmückt. Darüber ſteigt der ſtraffe Giebel ſiebenteilig empor, in der reichen Belebung der Dachkante mit durchbrochenem Steinwerk und der glänzenden Ausſtattung der Flächen mit Maßwerkfenſtern und Figurenſchmuck ein ſtolzes Wahrzeichen bürgerlicher Kraft. Dabei ſind die praktiſch-materiellen Geſichtspunkte nicht vernachläſſigt; denn die ſchlichten Öffnungen in der Mittelachſe des Giebels geſtatteten als Ladeluken auch den mächtigen Dachboden zum Lagern von Zinsgetreide, einem Hauptteil des damaligen Einkommens aus Grundbeſitz, oder zum Speichern von anderen Handelswaren zu benutzen.

177. Zuſammengeſetzte Grundriſſe.

Neben der ſchlichten Rechtecksform dieſer Bauten, die in einfacher oder reicherer Ausbildung ſehr verbreitet iſt, trat anderwärts die ſehr naheliegende An-

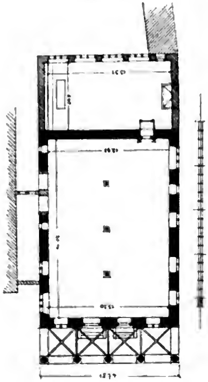
[171]) Nach: Stiehl, a. a. O., S. 49.

[172]) Nach: Verdier & Cattois. *Architecture civile et domeſtique au moyen-âge et à la renaiſſance.* Bd. 1. Paris 1855. S. 156 ff. mit zugehöriger Tafel.

ordnung auf, daß die Räume des Rates ſich als ſeitlicher Anbau an die Langſeite des Saales anfügen. So iſt das Rathaus in Dortmund, deſſen Hauptbau noch dem XIII. Jahrhundert entſtammt, um das Jahr 1400 vervollſtändigt worden; andere ſchöne Anlagen dieſer Art finden ſich in Jüterbog und Stendal, in Brandenburg, Pirna, Sulzbach uſw. Wir werden ſie als Übergangszuſtand bei Beſprechung der Rathäuſer zu Duderſtadt und Nürnberg vorfinden und verzichten daher auf die Darſtellung eines beſonderen Beiſpieles.

Noch zuſammengeſetztere Grundriſſe bildeten ſich, wenn neben dieſem Zufügen neuartiger Räume die Anſprüche an die Ausdehnung der Säle ſich mit dem zunehmenden Handelsverkehr ſo ſteigerten, daß man ihre Zahl vermehrte. Man legte dann gern zwei Saalbauten der üblichen zweiſtöckigen Art im rechten Winkel zu einem hakenförmigen Grundriß aneinander, wobei bald die offene, bald die geſchloſſene Seite des Winkels dem freien Markte zugekehrt wurde. Erſtere Anordnung zeigt beiſpielsweiſe das Rathaus zu Braunſchweig in einer durch das Zufügen des prunkvollen zweigeſchoſſigen Laubenganges ſehr bereicherten Faſſung. Für die geſchloſſene Form kann der maleriſche Bau des Rathauſes zu Saalfeld als Beiſpiel genannt werden.

Fig. 218.



Grundriß des Erdgeſchoſſes zu Fig. 217.

178. Rathaus zu Lübeck.

Eine andere eigenartige Form entwickelten wieder die Oſtſeeſtädte für das Zuſammenſtellen von zwei Saalbauten. Maßgebend dafür iſt der Kernbau des Lübecker Rathauſes (Fig. 219[178]). Hier errichtete man ſchon im XIII. Jahrhundert zwei gleichlaufende zweigeſchoſſige Langbauten, ſo daß ſie zwiſchen ſich einen etwa 10,00 m breiten Raum frei ließen. Der in unſerer Abbildung oben befindliche Bau diente als „Gewandhaus“ dem Tuchhandel, der andere wohl in üblicher Weiſe unten als Kaufhaus, oben als Bürgerſaal und „Tanzhaus“. Beide Bauten, ſowie auch der zwiſchen ihnen liegende Hof wurden für den vom Rate betriebenen Handel und Ausſchank von Wein in großartigſter Weiſe unterkellert. Im Beginn des XIV. Jahrhunderts baute man das Ganze um, ſchloß dabei die Lücke zwiſchen den beiden Saalbauten durch eine mächtige Wand, die man mit wagrechtem, oberem Abſchluß bis zur Firſthöhe der Saaldächer hinaufführte. Etwa 50 Jahre ſpäter wurde die ganze Anlage nach der Rückſeite hin um etwa 14,00 m verlängert. So war eine geſchloſſene und durch die hochgeführten Abſchlußmauern der Höfe ſehr eindrucksvolle Bauform gewonnen, deren Einfluß die Rathausbauten von ſo manchen Oſtſeeſtädten, wie Stralſund, Roſtock u. a., beſtimmt hat.

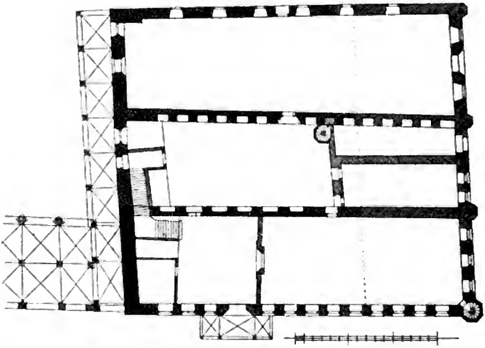
Wie die meiſten Rathäuſer ſolcher Städte, die geſchichtliche Bedeutung erlangten, hat dann auch dasjenige zu Lübeck eine ganze Reihe von Änderungen und Zutaten erfahren.

Solche Zutaten etwa der Zeit um 1400 ſind die Querwand im Erdgeſchoß des Kaufhauſes, durch welche dieſes in den kleineren Raum für das Marktgericht und die größere Ratsſtube zerlegt wurde, und die offene Säulenlaube der Langſeite, von deren oberen Plattform die Beſchlüſſe des

178) Nach: Stiehl, a. a. O.

Rates und der Bürgerverſammlung verkündet wurden; unten mag ſie als Gerichtslaube benutzt worden ſein. Ebenſo ſind die Räume, die ſich an den Schmalſeiten des Hofes zwiſchen die beiden Hauptbauten legen, erſt ſpäter hinzugefügt. Bedeutende Erweiterungen erfuhr das Haus dann, als Lübeck ſich zum Vorort der Hanſa erhob und in ſeinem alten Bürgerſaal die Verſammlungen der Städtevertreter ſtattfanden. Man verlängerte ſchon um das Jahr 1400 dieſen Saalbau durch einen Flügel, der unten auf Pfeilern als offene Halle gewölbt war, oben einen weiteren großen Saal aufnahm (auf unſerer Abbildung links unten nur zum Teil wiedergegeben), und vergrößerte dieſen Flügel 1442–44 nochmals um ein gleich großes Stück. Im Äußeren zeigen alle dieſe Bauteile den tiefen Ton und die kräftige Formengebung des norddeutſchen Backſteinbaues, belebt durch bunte Wappen, helle Putzblenden, ſowie metallene Zierate verſchiedener Art. So bringt der mittelalterliche Bau mit ſeiner abſichtlichen Steigerung der Baumaſſen den kraftvollen, ſtolz aufſtrebenden Sinn der alten Bürgerſchaft trefflich zum Ausdruck. Erſt die Renaiſſancezeit hat durch Zutat zierlicher Werkſteinarbeiten noch einen anderen, zarteren Ton in die Geſamtwirkung eingefügt.

Fig. 219.



Rathaus zu Lübeck.

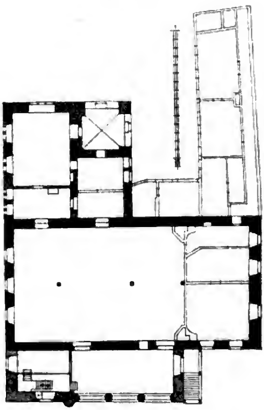
Erdgeſchoß[177]).

179. Rathaus zu Duderſtadt.

In Lübeck half man ſich mit einer Vermehrung der großen Säle, wohl unter dem Einfluſſe der dort auch für die vornehmeren Wohngebäude üblichen Dielenanlagen. Anderwärts aber war man beſtrebt, durch allmähliches Zufügen von kleinen Räumen der Entwickelung des Verwaltungsweſens zu folgen. Am Rathaus zu Duderſtadt hat dies zu höchſt maleriſcher Wirkung geführt. Dort beſaß man einen in den Grundmauern bis auf ſpät-romaniſche Zeit zurückgehenden Saalbau. Seine Umfaſſungsmauern ſind in Fig. 220[178]) durch ſchwarze Färbung hervorgehoben. Im Jahre 1432 baute man dieſen Saal in gotiſchen Formen um und legte gleichzeitig einen ſeitlichen Anbau an eines ſeiner Enden, links oben in unſerer Abbildung. In ihm brachte man vor allem die Ratsſtube mit einem kleinen Vorraum, ſowie eine Schreibſtube, ferner in einem Zwiſchengeſchoß das Archiv unter. Den einſpringenden Winkel zwiſchen dieſen beiden Räumen benutzte man wahrſcheinlich ſchon damals zur Anlage einer Gerichtslaube, deren Eckpfeiler aber ſpäter erneuert wurde, und verwendete das tiefeingeſenkte Keller-

geschoß zum Unterbringen des wichtigen Ratskellers. So entstand die in Art. 177 (S. 189) erwähnte Form eines hakenförmigen Grundrisses, wobei das Ganze noch sehr schlicht, wenn auch in reinem Quaderbau, durchgeführt wurde. Erst nach einem weiteren Jahrhundert, in den Jahren 1528—33, legte man, im wesentlichen aus künstlerischen Gründen, auf der bisher noch freien Langseite einen weiteren Anbau an (Fig. 220 unten). Er öffnet sich in den Untergeschossen mit je drei weiten Bogenöffnungen als freie Halle und enthält daneben in jedem Geschoß nur je ein kleines Gemach, von denen das im Erdgeschoß befindliche als Ratskapelle erklärt wird. Über der ganzen Grundfläche des Baues aber errichtete man, teils einstöckig, teils zweistöckig, einen malerischen, durch Dacherker, Giebel und Türmchen auf das lebhafteste gegliederten Fachwerkbau, der außer seiner künstlerischen Wirkung keinen anderen Zweck hat, als Bodenräume zur Lagerung des Zinsgetreides zu schaffen (Fig. 221 [174]). Damit ist die mittelalterliche Baugeschichte unseres Rathauses erschöpft; die in unserem Grundriß in einfachen Linien dargestellten Wände bezeichnen Zutaten des XVIII. Jahrhunderts.

Fig. 220.



Rathaus zu Duderstadt.
Hauptgeschoß [174]).

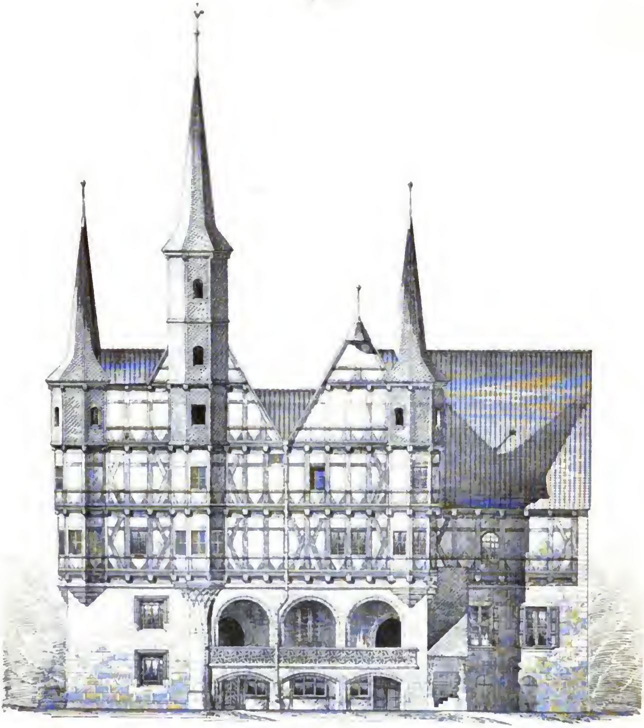
Den Abschluß findet diese allmähliche Steigerung der Rathausbauten naturgemäß in den Rathäusern der mittelalterlichen Großstädte, und es wird sich verlohnen, auch ein solches zum Schluß unserer Betrachtung vorzuführen. Wir wählen als eines der hervorragendsten Beispiele dasjenige zu Nürnberg [175]). Es zeichnet sich vor den bisher geschilderten Beispielen dadurch aus, daß es fast vollständig für die Zwecke der Stadtverwaltung bestimmt war und Handelszwecken nur in geringem Maße diente. Dies erklärt sich daraus, daß man ein älteres Rathaus, das in üblicher Weise gleichzeitig den Bedürfnissen des Handels und den Ratsgeschäften gedient hatte, um das Jahr 1330 dem Handel gänzlich überließ und daher das neue Haus überwiegend für den Ratsbetrieb einrichten konnte. 180. Rathaus zu Nürnberg.

Die Lokalgeschichtsforscher haben allerlei Vermutungen über das plötzliche Verlassen des alten Rathauses, bevor nur der Neubau begonnen war, aufgestellt. Uns scheint der zuerst von *v. Essenwein* angeführte Grund die Veranlassung gegeben zu haben, daß die Entwickelung des Tuchgewerbes und Tuchhandels nach dem Beispiele der Niederlande gefördert werden sollte und daß deshalb vor allem für den Tuchhandel ein größerer Raum freigemacht werden mußte. Fällt doch das Verlassen des Gebäudes gerade in die Zeit, als die lebhaftesten Handels-

174) Nach: Lehmgrübner, P. Mittelalterliche Rathausbauten in Deutschland. I. Fachwerkbauten. Berlin 1905. S. 77. Taf. 4/5.

175) Zur Besprechung des Baues ist neben der in der 1. Auflage dieses Heftes von *v. Essenwein* gegebenen Darstellung die Veröffentlichung von E. Mummenhof: Das Rathaus zu Nürnberg (Nürnberg 1891) benutzt worden.

Fig. 221.



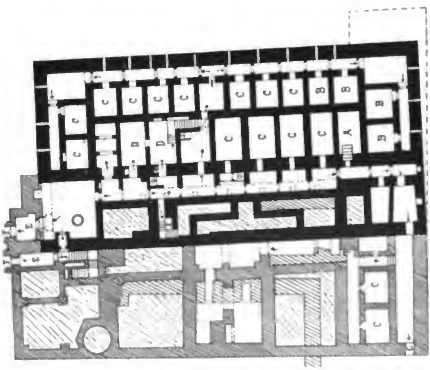
Rathaus zu Duderſtadt.

Anſicht[176]).

beziehungen zu den Niederlanden eben angeknüpft und die in den Niederlanden erworbenen Privilegien der Nürnberger durch Verträge beſiegelt worden waren.

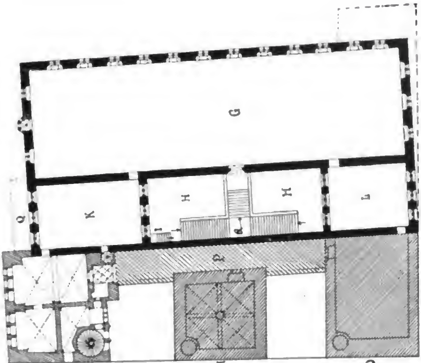
Das alte Rat- und Tuchhaus wurde erſt 1569 abgebrochen, und eine bei dieſer Gelegenheit aufgezeichnete Beſchreibung ſchildert es als einen 118 Fuß langen und nur 24 Fuß breiten Bau, der im Erdgeſchoß eine einzige Halle bildete und im Obergeſchoß in zwei Räume getrennt war.

Fig. 222.



Kellergeschoß.

Fig. 223.



Obergeschoß.

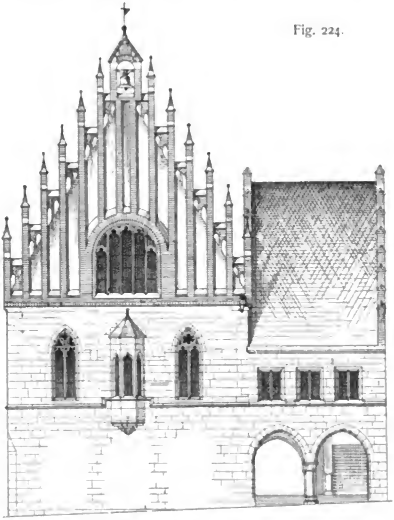
1:500



Rathaus zu Nürnberg.

Nach den Bedürfnissen, welchen bei allen Rathäusern jener Zeit Rechnung getragen wurde, dürfen wir annehmen, daß der eine dieser Räume im Obergeschoß der Saal der Bürgerschaft war, der andere, wahrscheinlich durch Verschläge noch mehrmals unterteilt, die übrigen für den Rat nötigen Gelasse enthielt, das Erdgeschoß aber dem Tuchhandel diente. Von einem Turme ist nirgends die Rede. Eine Tuchhalle von den oben angegebenen Maßen entsprach den Verhältnissen einer kleinen Stadt, konnte aber der stets wachsenden Bedeutung der Stadt Nürnberg nicht genügen, so daß Wandel geschafft werden mußte, und da offenbar der Tuchhandel, wenn er sich nicht von Nürnberg wegziehen, wenn er vielmehr daselbst immer größere Bedeutung annehmen sollte, mit dem ihm zugewiesenen Raume nicht auskommen konnte, da größere Vorräte fremder, steuerpflichtiger

Fig. 224.



Rathaus zu Nürnberg.

Ostansicht[179]).

1:250

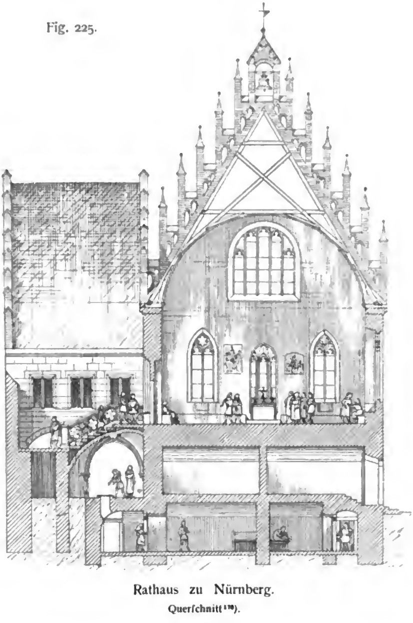
Tuche, insbesondere Niederländer, eingelagert werden mußten, so beschloß der Rat, sofort das ganze Haus, von welchem er einen Teil benutzt hatte, dem Tuchhandel zu überlassen, sich auf kurze Zeit zu behelfen und ein neues Rathaus zu bauen.

Dieses wurde dann in Maßen angelegt, welche den Verhältnissen der wachsenden Stadt entsprachen. Der Hauptteil war, wie allenthalben, der große Saalbau, welcher bei 43,00 m Länge im Äußeren eine Breite von 13 1/2 m erhielt (39,00 m lichte Länge bei 11 1/2 m lichter Breite). Dies ist zwar der einzige aus der Er-

[179]) Nach *v. Essenwein*'s Wiederherstellungsversuch des ursprünglichen Bestandes.

bauungszeit übrig gebliebene Teil; Grund genug für Manche, zu behaupten, daß es auch der einzige sei, welcher damals errichtet wurde. Da es sich nun aber nicht bestreiten läßt, daß schon damals auch andere Gelasse unbedingt ebenso nötig waren wie bei anderen Rathäusern gleichentwickelter Städte, so bleibt nichts als die Annahme übrig, daß sie auch zugleich mit errichtet oder in älteren Nachbarhäusern eingerichtet wurden. Dies ist um so wahrscheinlicher, als schon bald nach 1340 Unterhaltungsarbeiten im »Nebenhaus« erwähnt werden. Auch Abbildungen, die vor der Errichtung des großen Spätrenaissance-Neubaues an-

Fig. 225.



Rathaus zu Nürnberg.

Querschnitt[178]).

$^1/_{250}$ w. Gr.

gefertigt wurden, zeigen an der Westseite des Rathauses einen ähnlichen Anbau mit unterem Durchgang, wie er noch jetzt im Osten besteht. Der 1332 erworbene Bauplatz umfaßte jedenfalls auch den kleineren Hof, in welchem sich die Freitreppe zum Saale befand, ohne die man ja nicht zum Saale gelangen konnte, nebst den beiden Gelassen an der Ost- und an der Westseite. Ein dazu gekauftes *Grundherr*'sches Haus muß auch noch im XIV. Jahrhundert, und zwar bald nach

1340, erworben worden ſein; denn dann erſt war der Bau anderer Gelaſſe möglich, von denen ſchon früh die Rede iſt. Unſere Grundriſſe (Fig. 222 u. 223) zeigen dieſen älteſten Teil ſchwarz ausgeführt; die Trennungsmauer im Norden beſteht heute noch, während der zweite Teil bis zur Linie *NMO* jenes *Grundherr*'ſche Haus iſt, an deſſen Stelle noch im XIV. Jahrhundert Bauten ausgeführt wurden. Einen Turm hat das Nürnberger Rathaus, wie die meiſten in Deutſchland, nicht beſeſſen. Die übrigen Bauten, die ſich im Oſten an den Saal angeſchloſſen hatten, waren am Schluß des XV. Jahrhunderts ſo unzulänglich geworden, daß ſie von *Hans Behaim* 1500—15 im Inneren wie im Äußeren gänzlich umgebaut und erweitert wurden. Aus den Verhandlungen über den Umbau der einzelnen Räume erfahren wir dabei, daß ſchon vorher die gleichen Gelaſſe vorhanden waren.

Fig. 226.



Rathaus zu Nürnberg.
Ratsſtubenanbau.

Dieſe Umbauten betrafen den Aufbau neuer Stockwerke auf den beiden an die Ratsſtube angrenzenden Nachbarhäuſern, die man ſchon früher hinzu gekauft hatte, und deren vollſtändig neuen inneren Ausbau, ferner eine Erweiterung der Ratsſtube durch Vorziehen nach der Gaſſe hin. Es entſtand damals, wenn auch das Ganze nach des Urhebers eigener Äußerung nur Flickwerk war, die glänzende neue Schauſeite der Ratsſtube (Fig. 226), dazu der reizende, ausgekragte Hoferker und eine Menge geiſtvoller Einzelheiten an der Treppe und den Gewölben des Inneren.

Der Saalbau des XIV. Jahrhunderts iſt in ſeinem Kern nie berührt worden, wenn auch manche Ausſchmückung ſtattfand; nur der Umbau des XVII. Jahrhunderts hat den weſtlichen Teil abgeſchnitten. Der Saal ſtellt einen weiteren Schritt in der Entwickelung des Saalbaues auch für Deutſchland dar, da die bis dahin übliche Zweigeſchoſſigkeit weggefallen und das Erdgeſchoß zu einem bloßen Unterbau geworden iſt.

Letzteres iſt nur niedrig und in zwei Reihen von Zellen geteilt, die Handelszwecken dienten und zwar anfangs auch dem Tuchhandel. Unter dieſen Zellen befinden ſich im Keller abermals Zellen, die ſo berüchtigten Lochgefängniſſe. Der Saal ſelbſt (vergl. den Querſchnitt in Fig. 225 und die Giebelanſicht in Fig. 224[176]) hat ringsum glatte Wände ohne architektoniſche Gliederung; die Oſtſeite hat ein Chörlein zwiſchen zwei ſpitzbogigen Maßwerkfenſtern und ein großes rundbogiges Fenſter darüber. Die ſüdliche Langſeite zeigt in gleichen Abſtänden 10 ſolche Maßwerkfenſter, während deren 2 mit der Weſtſeite abgeſchnitten ſind, welche einſt 3 Fenſter und darüber

eine Rofette hatte. An der Nordfeite befinden fich 3 Eingänge, der mittlere mit einer von *Behaim* gebauten, von unten aufführenden Treppe, wohl einer Nachbildung der Freitreppe des XIV. Jahrhunderts, welche vom Rathaushofe, der Fortfetzung des Marktes, unmittelbar zum Saal emporführte; die anderen beiden verbanden die Gemächer an der Oft- und Weftfeite des Hofes mit dem Saale. Der noch erhaltene Dachftuhl zeigt die gewöhnliche, für hölzerne Tonnengewölbe damals übliche Konftruktion; nur befaß er früher, wohl mit Rückficht auf die große Spannweite, frei im Saal fchwebende Durchzugsbalken. Sie wurden erft im XVII. Jahrhundert durch die jetzt vorhandenen eifernen Zugftangen erfetzt.

G in Fig. 223 ift der große Saal; *K* war die Ratsftube, welche im Beginne des XVI. Jahrhunderts um das Stück *Q* vergrößert wurde, *L* die Lofungsftube, d. h. die Steuerverwaltung; unter *K* und *L* war der Durchgang offen, fo daß der Hof *H* fich nach beiden Seiten bis zur Gaffe erftreckte, fomit vollkommen frei und zugänglich war. Darin führt als einziger Aufgang die Treppe *Q* zum Saale des Obergefchoffes in die Höhe, während die Treppe *J* zu den unterirdifchen Gefängniffen hinabführte, deren noch heute wohlerhaltene Anlage und Einrichtung fehr bemerkenswert find, wenn fchon der Menfchenfreund fie nicht nachahmenswert finden wird.

In Fig. 222 ift *A* die Folterkammer; *B* find befondere Strafzellen, *C* die gewöhnlichen Haftzellen; *D* find Gelaffe für die Küche, die Schmiede, ein Bad u. a.; *E* find die Ausgänge zum unterirdifchen Gangnetze *F*. Keine der Zellen hat auch nur das mindefte unmittelbare Licht; bloß durch die Öffnungen in den Türen konnte der ebenfalls nur durch Lichtfchächte erhellte Gang ein wenig Licht an die Zelle abgeben. Der Teil zur linken Seite des Befchauers in Fig. 222 u. 223 ift in feiner fpäteren Einrichtung gezeichnet, wobei die ftärker fchraffierten Teile jene der *Behaim*fchen Bauten von 1502—15 find, die fchwächer fchraffierten jene des XVII. Jahrhunderts.

2) Sonftige öffentliche Bauten.

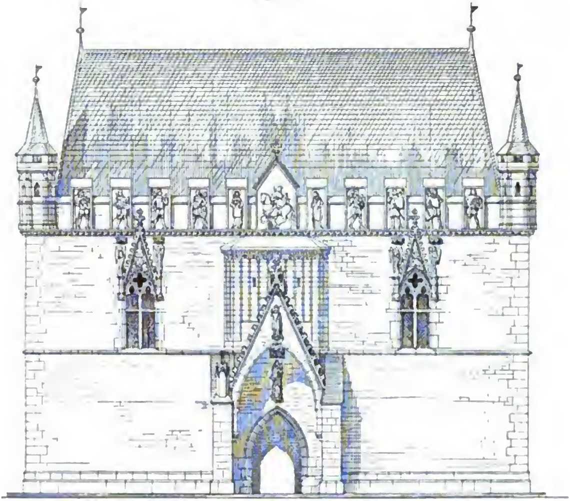
In allen Städten wohl war das Rathaus der bedeutendfte öffentliche Bau, und für kleine Gemeinwefen ift es felbft in feiner einfachften Form ausreichend für alle gemeindlichen Betätigungen gewefen. In den größeren und reicheren Städten aber treten neben das Rathaus noch eine Anzahl öffentlicher Bauten, die teils dem Handel, teils dem Schulwefen und der Krankenpflege zu dienen hatten. 181. Kaufhäufer.

Für folche Städte, die als Mittelpunkt des Großhandels auftraten, wuchfen deffen Raumbedürfniffe fo, daß ihm die Einengung auf den einen vorhandenen Kaufhausfaal unerträglich wurde. In manchen Fällen vergrößerte man das Rathaus derart, daß man eine Mehrzahl von Sälen gewann. So bei den in Art. 177 (S. 189) erwähnten winkelförmigen Anlagen und bei den Bauten, welche dem Lübecker Mufter folgten. Oft aber trennte man beide Zwecke vollftändig. Dann behielt man entweder das alte Rathaus als reines Verwaltungsgebäude bei und errichtete an anderer Stelle der Stadt ein neues Kaufhaus, wie z. B. in Gelnhaufen, oder man überließ das alte Gebäude, wie in Nürnberg, gänzlich dem Handel und baute ein neues Rathaus auf neuem Bauplatze. Erfteres fcheint der häufigere Fall gewefen zu fein. Das Kaufhaus geftaltete fich dann meift zu einem zweigefchoffigen, freiftehenden Saalbau, der mit der Form der älteften einfachften Rathäufer vollftändig übereinftimmt und naturgemäß auch wie diefe für größere öffentliche Feftlichkeiten gern benutzt wurde.

Solche Kaufhäufer oder Hallen haben oft fehr bedeutende Abmeffungen erlangt, indem man, dem wachfenden Raumbedarf fich anfchließend, allmählich, aber in fchneller Folge, eine Verlängerung an die andere fügte. Neben der hochberühmten Seidenhalle, *Lonja della feda*, in Valencia[177]) beanfpruchen die niederländifchen Hallen den Ruhm, die großartigften zu fein. Sie dienten vor allem dem Tuchhandel, welcher von allen Zweigen gewerblicher Tätigkeit zuerft folchen Umfang annahm, daß das Rathaus dafür nicht mehr zureichte. Die Tuchhalle von Ypern, mit welcher der mächtige ftädtifche Glockenturm verbunden ift, er-

[177]) Vergl.: VERDIER & CATTOIS, a. a. O., Taf. 173.

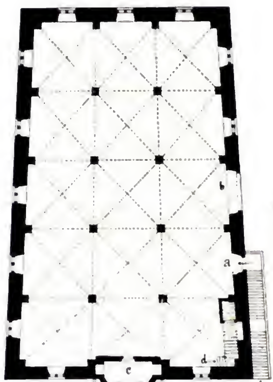
Fig. 227.



Anficht. – $^1/_{250}$ w. Gr.

Fig. 228.

$^1/_{250}$ w. Gr.



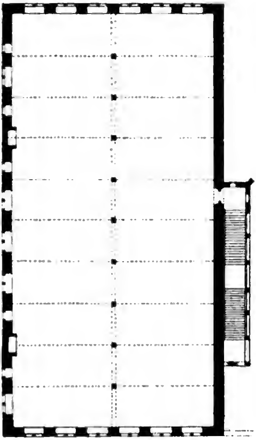
Grundriß des Obergefchoffes[178]).

Kaufhaus zu Mainz[178]).

reichte die Länge von rund 133 m; fie foll fchon im Jahre 1200 durch ***Balduin von Flandern*** angefangen worden fein; ihre letzte Vergrößerung folgte allerdings erft im Jahre 1304. Die Halle zu Brügge bildet ein Rechteck von 84,00 m Länge und 43,50 m Breite; fie wurde 1284 begonnen, war aber 1304 noch nicht beendet; ihr Turm hatte eine Gefamthöhe von über 107,00 m.

Auch im mittleren Deutfchland traten am Schluffe des XIII. Jahrhunderts und in der erften Hälfte des XIV. jene Hallen für den Handel, insbefondere den Tuchhandel, auf, der damals geradezu die Welt bewegte. Unter den Gebäuden diefer Art nimmt zunächft die Kaufhalle zu Mainz unfere Aufmerkfamkeit in Anfpruch[178]). Wenn auch in ihren Maßen nicht an jene zu Ypern reichend, war fie immerhin ein umfängliches Gebäude, deffen Grundriß ein verfchobenes Viereck von 42,00 m Länge bildete, deffen größere Schmalfeite 21,00 m maß. Der Bau foll 1313 beendet worden fein. Leider wurde es zur Zeit, als Mainz franzöfifch war, im Jahre 1812 abgetragen; doch hat ***Moller*** noch forgfältige Aufnahmen gemacht und diefe fpäter in feinem bekannten Werke veröffentlicht. Fig. 227 u. 228 geben den Grundriß des Obergefchoffes und die öftliche, d. i. die breitere Schmalanficht wieder. 182. Kaufhaus zu Mainz.

Fig. 229.



Kaufhaus Gürzenich zu Cöln.

Grundriß des Obergefchoffes[179]).

1/500 w. Gr.

(Siehe die Anficht in Fig. 230.)

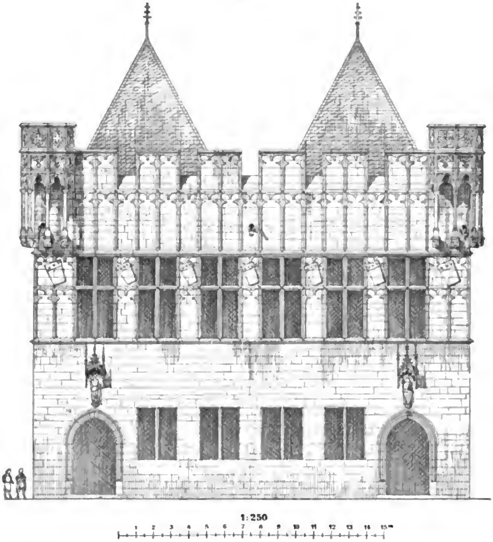
Beide gleich angelegten und gleich gewölbten Stockwerke find dreifchiffig; die Kreuzgewölbe mit fchmalen, fcharf profilierten Rippen ruhen auf niedrigen, quadratifchen Pfeilern ohne Kapitelle, in welche die fehr regelmäßig geftellten Rippen fpitz einfchneiden. Im Erdgefchoß ift auf der von uns dargeftellten Seite, welche überhaupt die eigentliche Schaufeite ift, ein reicheres vortretendes Portal angelegt, ihm gegenüber an der Weftfeite ebenfalls ein großes Tor, während in der Mitte der beiden Langfeiten kleine Türen fich befanden. Zum oberen Gefchoß führte eine äußere Freitreppe an der Nordfeite hinauf, von welcher man den Saal bei *a* betrat. Bei *b* war eine große, bis zum Fußboden herabreichende Öffnung, welche zum Aufwinden größerer, umfangreicherer Güter, aber auch etwa zum Anfügen eines proviforifchen Feftaufganges, fei es als Treppe oder als Rampe zum Emporreiten in den Saal, dienen konnte. Bei *c* ift ein kleines Gemach, das in feiner vom Saal abgefchloffenen Form kaum als Kapelle angefehen werden kann, als welche es gewöhnlich erklärt wird. Wir möchten darin einen Raum für den „Marktherren", d. i. den dem Markt vorgefetzten Ratsherren, oder feine Hilfskräfte, vielleicht auch eine Wechfelftube fehen. Der Dachfuß ift mit dekorativem Zinnenkranz und Ecktürmchen gefchmückt. Als ***Moller*** im Jahre 1805 feine Aufnahme anfertigte, trug das Gebäude ein niedriges Notdach. Auf der Anficht von Mainz bei ***Merian*** erkennt man neben dem Rathaufe das Gebäude und fieht, daß es eine Anzahl gleichlaufender Satteldächer hatte, jedenfalls deren fünf, den fünf Gewölbeeinteilungen entfprechend. Die äußere Ausbildung des ganzen Baues war fehr einfach; nur der Mittelbau der Oftfeite und die zwei Fenfter ihres Obergefchoffes zeigen für

[178]) Siehe: MOLLER, G. Denkmäler der deutfchen Baukunft. 4. Aufl. Herausg. von F. M. HESSEMER. Bd. I. Frankfurt 1854.

[179]) Vergl: Köln und feine Bauten. Feftfchrift ufw. Herausg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Weftfalen. Köln 1888. S. 107 ff.

einen deutſchen Profanbau jener Zeit einen auffallenden Reichtum. Die Zinnen der Oſtſeite tragen ſogar figürlichen Schmuck, und zwar in der Mitte den Schutzpatron der Stadt Mainz, den heiligen Martin, zu Pferde. In den Feldern, die zu *Moller*'s Zeit ſchon leer waren, ſtanden wohl die Mitpatrone St. Stephan und St. Alban, dann in den 8 weiteren Feldern die Figuren des Kaiſers und der 7 Kurfürſten, bei welchen es bemerkenswert iſt, daß auch die 3 geiſtlichen nicht im prieſterlichen Ornat, ſondern in ritterlicher Wehr dargeſtellt ſind; jene von Trier und Cöln haben Mitren neben ſich, während beim Mainzer ſolche fehlte.

Fig. 230.



Kaufhaus Gürzenich zu Cöln.
Anſicht[179]).
(Siehe den Grundriß in Fig. 229.)

183. Kaufhaus Gürzenich zu Cöln.

Auch in Cöln konnte der Saalbau des Rathauſes in ſeinen beſchränkten Abmeſſungen von $20 \times 11{,}00$ m dem Umfange des mächtig gewachſenen Handels nicht mehr genügen. Man entſchloß ſich daher wohl ſchon im Beginn des XV. Jahrhunderts, unmittelbar nach Vollendung des Rathausturmes, an dem nicht ſehr entfernten Quatermarkt das Haus „Gürzenich"[179]) zu errichten, deſſen Bau 1442 in Angriff genommen wurde. Es erhielt im Erdgeſchoß, wie im Obergeſchoß einen Saal von nahezu 60,00 m Länge auf 23,00 m Breite (Fig. 229) mit der anſehnlichen Stockwerkshöhe von etwa 7,00 m. Zum Saal führte an der Nordſeite eine geradarmige Treppe von außen empor; Nebengebäude waren nicht vorhanden. Dagegen

wurde bei beſonderen Gelegenheiten das an der Weſtſeite des Grundſtückes gelegene, durch einen Hof getrennte Haus am Quatermarkt, welches alsdann durch eine hölzerne Brücke mit dem Saale verbunden wurde, als Nebengelaß benutzt. So nahmen insbeſondere Kaiſer ***Friedrich III.*** und ***Maximilian*** bei Feſten, welche die Stadt ihnen gab, durch dieſes gegenüberliegende Haus und eine Holzbrücke den Eingang in den Saal durch eines der großen Fenſter.

Der Saal war wie die meiſten ſeiner Art zweiſchiffig. 9 hölzerne Säulen trugen den Hauptunterzug, welcher der Länge nach lief, ſowie 9 der Breite nach gehende Querdurchzüge, die den Saal in 10 Abſchnitte teilten. Die Wände waren ringsum glatt; die Nordſeite ohne Fenſter hatte nur die Eingangstür; die anderen drei Seiten waren mit großen Steinkreuzfenſtern in tiefen Niſchen verſehen. An der Oſt- und an der Weſtſeite ſtanden der Holzſäulenreihe entſprechende Wandpfeiler, welche eben noch ſo erhalten ſind, wie die zwei Prachtkamine auf der Südſeite, um derentwillen die urſprünglichen Fenſter zu ihren beiden Seiten nur in der halben Breite der anderen angelegt wurden. Der im übrigen ganz ſchlichte Saal wurde bei feſtlichen Gelegenheiten reich mit Teppichen und anderen Kunſtwerken ausgeſtattet und iſt in ſolcher Weiſe, allerdings etwas ſchadhaft geworden, auf uns gekommen. Unſerer Zeit war er nicht hoch und prunkvoll genug, und der mächtige Eindruck ſeines Inneren reichte nicht hin, ihn vor dem Umbau zu bewahren, welcher 1868 begonnen wurde. Glücklicherweiſe hat ***Wiethaſe*** noch den alten Beſtand aufgenommen.

Fig. 231.



Fleiſchhalle zu Münſter i. W. [150]).

Die äußere Behandlung der Langſeiten war ſehr ſchlicht, nur eine Vereinfachung des Syſtems der beiden kurzen Seiten, da ſie ziemlich unſichtbar blieben, indem die Südſeite gegen eine enge Straße geht, die Nordſeite gegen einen durch die Erweiterung jetzt verbauten Hof ſich richtete. Eigentümlich waren dagegen die Oſt- und die Weſtſeite ausgeſtattet; ſie gaben alle Einzelzüge der bürgerlichen Baukunſt des XV. Jahrhunderts in Cöln wieder und ſind daher das Vorbild für manche andere Gebäude geworden (Fig. 230). Das Erdgeſchoß iſt glatt mit großen Toren an jeder Seite, dazwiſchen vier durch Steinpfoſten unterteilte Fenſter, welche neu ſind. Figuren unter reichen Bleibaldachinen ſtehen über jedem Tore. Im Obergeſchoß ſtehen in ſelbſtändiger Achſenteilung 6 große Steinkreuzfenſter zwiſchen ſchmalen Pfeilern, welche durch Reliefſtäbe mit Maßwerknaſen die Architektur der Steinkreuze fortſetzen. Die äußeren Pfeiler ſind breiter und noch durch einen mittleren lotrechten Stab unterteilt. Auf jedem Pfeiler liegt über dieſer Stabarchitektur eine „Paveſe" (Schild) mit dem Wappen der Stadt, wie ſie deren Kriegsknechte trugen. Die Wand über dieſen Fenſtern, oben in Zinnen auslaufend, iſt gleichfalls mit Stabwerk überzogen; an den Ecken tragen auf Konſolen ſtehende Säulchen je ein vieleckiges, wenig über die Zinnen vorſtehendes Erkerchen ohne Spitze. Der Zweiſchiffigkeit des Saales entſprechend lagen zwei lange gleichlaufende Dächer, zwiſchen welchen ſich eine Stockrinne hinzog, auf dem Gebäude. Gerade dieſe Dachanlage, welche in ihrer Höhenentwickelung in ſehr glücklichem Verhältnis zur unteren Architektur ſtand, beſtimmte weſentlich den Eindruck des Gebäudes. Sie iſt durch den Umbau verloren gegangen, während ſonſt das Meiſte äußerlich getreu wiederhergeſtellt wurde.

Noch etwas umfangreicher und wohl das größte ſeiner Art in Deutſchland iſt das Kaufhaus in Konſtanz. Es enthält wieder zwei mächtige Säle übereinander, 48×32^{m} groß und durch zwei Reihen von Holzpfoſten in drei Schiffe geteilt. 184. Kaufhaus zu Konſtanz.

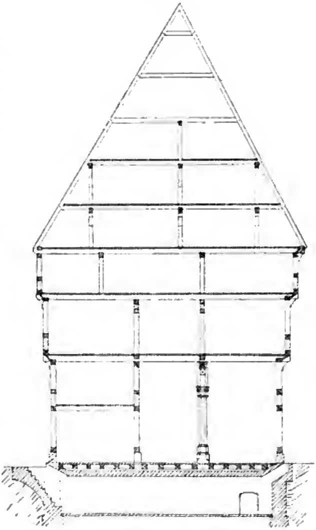
Letztere ſind noch ſo breit, daß durch das mittlere neuerdings Eiſenbahngleiſe gelegt worden ſind, um die Zu- und Abfuhr der Güter zu erleichtern; denn das Untergeſchoß dient noch heute ſeinem alten Zwecke als Kauf- und Lagerhaus. Trotz der für die große Ausdehnung nicht ſehr bedeutenden Stockwerkshöhe von 5,00 bis 5,50 m machten die Säle einen großartigen Eindruck durch die kräftige Durchführung der Balkendecken, deren Ständer im Erdgeſchoß die erkleckliche Stärke von 80 cm im Geviert beſitzen. Die Außenarchitektur iſt ſehr ſchlicht. Maleriſchen Ausdruck gewinnt das Gebäude nur dadurch, daß man es an den dicht an die frühere Stadtmauer grenzenden Seiten – und nur an dieſen – mit hölzernen, vorgekragten, wehrfähigen Laufgängen und Ecktürmchen verſehen und es ſo ſeiner überragenden Höhe wegen zur Verteidigung der Stadtmauer mit herangezogen hat. Um dieſer Befeſtigungsmaßnahmen willen iſt es im vorhergehenden Hefte (1. Aufl.: Fig. 186, S. 243) dieſes „Handbuches" berührt worden.

185. Fleiſchhalle zu Münſter i. W.

Neben ſolchen dem Großhandel bedeutender Stapelorte dienenden Gebäuden finden ſich aber auch noch andere beſcheidenere Anlagen rein örtlicher Bedeutung, meiſt berechnet darauf, für einzelne Handelsartikel als Schuhhaus, Kornhaus, Fleiſchhaus, Brotbank uſw. geſonderte Verkaufsſtätten zu bieten. Man baute ſie entweder ebenfalls frei auf dem Markte auf oder begnügte ſich damit, ſie in die Reihe der Bürgerhäuſer einzuſchieben.

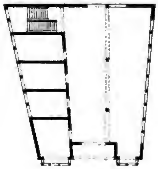
Solcher Art iſt zum Beiſpiel die in Fig. 231 [180]) dargeſtellte alte Fleiſchhalle zu Münſter in Weſtfalen. Sie bildet im Erdgeſchoß auf tiefem Grundſtück einen hohen Saal von reichlich 7,00 m lichter Breite. Zu dem durch einen Steinpfoſten zweigeteilten

Fig. 232.



Querſchnitt. – 1/200 w. Gr.

Fig. 233.



Erdgeſchoß. – 1/400 w. Gr.

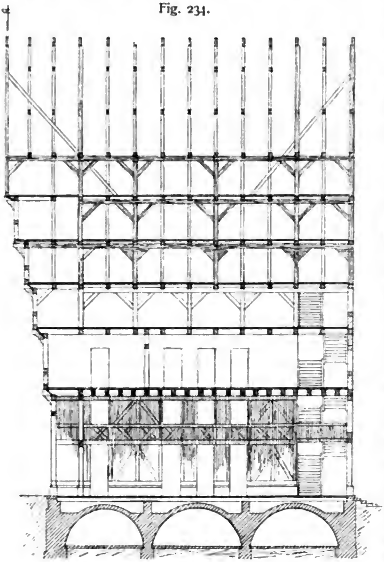
Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim [181]).

[180]) Nach eigener Aufnahme.

[181]) Nach: Schäfer, C. Holzarchitektur Deutſchlands. Berlin 1889. (Von *v. Eſſenwein* rekonſtruiert).

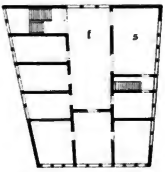
Eingang führte früher natürlich eine kleine Freitreppe empor; darüber ist die Wand durch 4 zweiteilige Steinpfostenfenster mit oberem Maßwerkabschluß stark durchbrochen, um möglichst weit in die Tiefe der Halle hinein Licht zuzuführen. Im Obergeschoß und im Dach gewann man dabei noch Lagerräume, aus deren Vermietung die Zunftkasse ihre Barmittel verstärken konnte.

Fig. 234.



Längsschnitt. — 1/250 w. Gr.

Fig. 235.



I. Obergeschoß. — 1/500 w. Gr.

Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim [151]).

Eine andere Form von Verkaufsgelegenheit wurde zum mindesten im späten Mittelalter gerade für den Fleischverkauf, der durch Geruch und Ungeziefer in geschlossenen Räumen leicht lästig fällt, beliebt. Sie besteht in der Anlage eines langgestreckten, von einer Straße zur anderen durch den Baublock durchgreifenden Hofes, an dem sich beiderseits die Verkaufsstände der Fleischer wie an schmaler Gasse aneinanderreihen. Solche an eine neuzeitliche „Passage" erinnernde Fleischscharren sind uns in Thorn urkundlich bezeugt; ein spätes, ziemlich kunstloses Beispiel ist in Neustadt a. Orla noch wohlerhalten. Eine Mittelstellung zwischen beiden Formen nimmt das Haus der Fleischergilde oder „Knochenhauer-Amtshaus" zu Hildesheim ein, bekannt durch die prachtvolle Durchführung seiner Fachwerkbauweise, das wir in Fig. 232 bis 235 [151]) darstellen. Es enthält im Erdgeschoß als Hauptraum eine zweischiffige, fast 6,00 m hohe Halle, die von den Schmalseiten her zugänglich ist und an die sich an einer Seite eine Reihe kleiner Verkaufsstände anlegte — gleichzeitig nach der Halle und nach der Straße hin geöffnet. Über ihnen befindet sich in einem Zwischengeschoß eine weitere Reihe

186. Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim.

gleicher Räume, die als Kontore oder Lager von Räucherwaren gedient haben mögen. Das mit drei Tonnengewölben gedeckte Kellergeschoß, aus dessen Anlage die Einteilung des Erdgeschosses abgeleitet ist, konnte nach Bedarf an Zunftgenossen oder Fremde als Lagerräume vermietet werden.

Ob das Obergeschoß in der hier wiedergegebenen Weise von vornherein eingeteilt gewesen ist, ob insbesondere auch die „Trinkstube", d. i. der Fest- und Versammlungsraum der Zunft, sich hier befunden hat, ist unsicher. Zutreffendenfalls würde man in dem größeren Raume s diese Trinkstube sehen können. Es ist aber sehr möglich, daß auch dieses Obergeschoß zunächst als ungeteilter vermietbarer Speicher gedacht war, wie dies vom II. Obergeschoß und den Dachgeschossen sicher feststeht.

187. Lagerhäuser.

Der Bedarf an Lagerräumen muß überhaupt in den mittelalterlichen Städten sehr groß gewesen sein. Dies hängt wohl damit zusammen, daß Massengüter, wie Korn, Wein, Wolle, getrocknete Fische, Salz und dergl., auf merkwürdig weite Entfernung verhandelt wurden. Bezogen doch die Florentiner Wollenweber die Wolle für ihre feinen berühmten Tuche lange Zeit — und zwar über Frankreich auf dem Landwege — aus England. Und in jeder Stadt, die das „Niederlagsrecht" hatte, war der reisende Kaufmann gezwungen, seine Ware eine gewisse Zeitlang zum Kaufe anzubieten, falls er sich nicht durch eine Abgabe von dieser Verpflichtung löste. Daher finden sich neben den umfangreichen Speicherböden, die in den Bürgerhäusern und auch in öffentlichen Bauten angelegt wurden, noch weiter ganze Gebäude vollständig für diesen Zweck errichtet. Eine ganze Anzahl solcher reiner Speicherbauten sind beispielsweise in der Stadt Nördlingen erhalten, die uns wie wenige andere noch ein ungetrübtes Bild behäbigen mittelalterlichen Städtewesens bietet.

188. Schulbauten.

Wesentlich aus den Bedürfnissen des Handels heraus hat sich auch das Schulwesen der Städte entwickelt. Rechnen, Lesen und Schreiben, ohne weitere gelehrte Beigaben, waren dem Kaufmann vonnöten. Schulen mit deutscher Unterrichtssprache neben den alten Lateinschulen der Klöster und Domstifte wurden daher allenthalben von den größeren Bürgerschaften begründet. An baulichem Aufwand ist allerdings für sie nicht viel nötig gewesen, da ja die Schülerzahl nie sehr groß war und eine Gliederung in verschiedene Klassen entbehrt werden konnte. In den meisten Fällen richtete man sich in irgendeinem vorhandenen Hause ein. Und selbst wenn ein neues Schulhaus errichtet wurde, enthielt es auch nur einen oder ein paar größere dielenartige Räume, sowie einige Gelasse als Wohnräume des Lehrers, unterschied sich also nicht wesentlich von einem beliebigen Wohnhause.

189. Universitäten.

Sehr allmählich hat sich die Anlage höherer Schulen, der Universitäten, entfaltet. Sie gehen zurück auf die gelehrten Klosterschulen, in denen die sieben „freien Künste" (Grammatik, Rhetorik, Dialektik — das Trivium —, sowie Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik — das Quadrivium) gelehrt wurden. Dazu kamen dann gelegentlich auch römisches oder kanonisches Recht (Pavia, Bologna, Ravenna) oder Medizin (Montpellier). An wichtigen Orten traten mehrere solche Schulen in Wettbewerb, wie in Paris die altberühmte Domschule mit den später aufblühenden Schulen von St.-Geneviève und St.-Victor. In solchem Wettbewerb beriefen die Schulen dann auch hervorragende weltliche Lehrer und zogen dadurch Hunderte, ja Tausende von Studierenden an. Soll doch die spanische Universität von Alcala de Henares von 14000 bis 15000 Studenten besucht worden sein. Nach mittelalterlichem Brauch schlossen sich diese in Landsmannschaften zusammen, und daraus bildete sich im Beginn des XIII. Jahr-

hunderts die feste Gliederung nach „Nationen", jede auch die zugehörigen Professoren umfassend und mit eigenem Rektor versehen. Erst 50 Jahre später traten, zuerst in Paris, die Professoren aus den Nationen aus und vereinigten sich nach ihren Lehrfächern zu den drei Fakultäten: der Theologen, der Rechtsgelehrten und der Mediziner. Die durch den Austritt der Dozenten geschwächten Nationen verfügten hinfort in der zu Beschlüssen zusammentretenden „Universitas", d. h. der Gesamtheit der zur Hochschule Gehörenden, nur noch zusammengefaßt zur vierten Fakultät über eine einzige gemeinsame Stimme.

Wichtig für uns sind diese Verhältnisse, die auch bei den Gründungen der deutschen Universitäten maßgebend waren, deshalb, weil jede Fakultät ihre eigenen Hörsäle und ihre eigene Kirche besaß. Weil ferner für die Scholaren vielfach das Alleinwohnen verboten wurde und sie sich, nach Nationen getrennt, in gemeinsamen Häusern, „Bursa" oder „Kollegium" genannt, zusammenfanden, eine Einrichtung, die in den *Colleges* der englischen Hochschulen bis auf unsere Tage gekommen ist. Und das Bild der Zersplitterung wird noch dadurch gesteigert, daß die Vielheit der Universitätsanstalten sich vermehrte, nachdem die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner ihren allgemeinen Wettbewerb auch an die Universitäten getragen hatten. So finden wir denn in der ganzen Stadt zerstreut die Kollegienhäuser mit ihren Sälen und die Bursen, von größerem oder geringerem Umfange, die meist wieder besondere Stiftungen für bestimmte Landsmannschaften waren.

So geben uns auch die Universitätsbauten ein ziemlich buntes Bild verschiedener Anlagen. Bald sind sie klosterartig angelegt, wie das Collège de Cluny in Paris, das einen Kreuzgang mit Kirche, großem Vortragssaal und Vorraum enthielt, oder die Universität Alcala de Henares[182]), deren ausgedehnte Bauten sich um eine ganze Anzahl von kreuzgangartigen Höfen zusammenschließen. Sehr viel einfacher war z. B. der dreigeschossige Rechteckbau des „Roten Kollegs" zu Leipzig[183]), das im Jahre 1511 als „New Burse" begonnen wurde und neben zwei Sälen im Erdgeschoß wohl wesentlich Wohnräume für die Studenten enthielt. Beispiele reiner Bursen, der Wohnhäuser für Studenten, waren in Leipzig noch vor kurzer Zeit erhalten, Gebäude sehr einfacher Art[184]). Auch das Collège St.-Michel zu Caen[185]) bildet einen schlichten Rechteckbau mit je drei Vortragssälen in jedem Geschoß nebst angebautem Treppenhaus.

Waren so die eigentlichen Lehr- und Wohngebäude der Universitäten sehr 190. Sog. Universität zu Erfurt.
verschieden gestaltet, so wird doch allen diesen Anstalten gemeinsam gewesen sein das Bedürfnis nach einem großen Saal, in dem feierliche Versammlungen veranstaltet, Prüfungen und Disputationen abgehalten wurden und dergl. Erhalten ist uns der Thesensaal der Universität zu Orléans, ein langgestreckter Raum, der auf drei schlanken Achteckschäften mit acht Kreuzgewölben[185]) bedeckt und mit reichen Maßwerkfenstern geschmückt ist. Als solchen Festsaalbau oder „Aula" dürfen wir wohl auch das „Collegium majus", die sog. alte Universität zu Erfurt ansehen (Fig. 236 u. 237[186]).

Es enthielt im Obergeschoß einen großen Saal in unregelmäßiger Rechteckform, etwa 11,50 m im Durchschnitt breit und 32,00 m lang. In der Mitte der Längsseite ist eine breite flache Altar-

---

[182]) Vergl.: VERDIER & CATTOIS, a. a. O., Bd. II, S. 161 ff.

[183]) Vergl.: Leipzig und seine Bauten. S. 66 u. 90 – sowie: GURLITT, C. Beschreibende Darstellung der älteren Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Heft 17 u. 18: Stadt Leipzig. Dresden 1895. S. 250.

[184]) Vergl. ebendas., Bd. II, S. 160 – und: GURLITT, a. a. O., S. 255.

[185]) Vergl.: VERDIER & CATTOIS, a. a. O., Bd. II, S. 163.

[186]) Nach eigenen Aufnahmen – und: GURLITT, C. Historische Städtebilder. Erfurt. Berlin o. J.

niſche angelegt; die ganze eine Schmalſeite iſt als Sitz des Lehrkörpers zu einer reichen und geiſtvollen, leider jetzt ſtark verſtümmelten Baldachinanlage ausgebildet. Ein Prachtſtück ſpät-gotiſcher Bauweiſe bildet auch das unter der erwähnten Altarniſche befindliche Haupttor des Baues, das mit ſich kreuzendem Stabwerk, Kielbogenumrahmung, Figurenbaldachinen und dergl. auf das zierlichſte gegliedert iſt. (Vergl. Art. 232 u. Fig. 284.)

191. Univerſität zu Krakau.

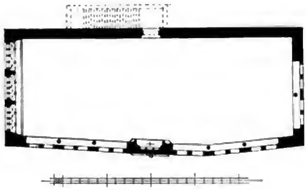
Im Gegenſatz zu dieſen in verſchiedene Gebäudegruppen getrennten Univerſitäten vereinigte die Univerſität, das ſog. „Collegium Jagellonicum“ zu Krakau, die *Caſimir der Große* im Jahre 1364 geſtiftet hatte, in einer zuſammenhängenden An-

Fig. 236.



Anſicht.

Fig. 237.



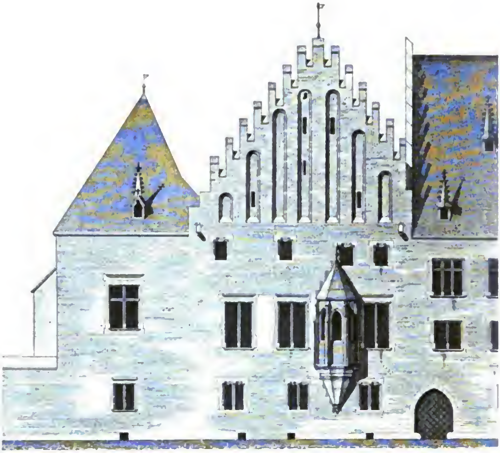
Grundriß des Obergeſchoſſes [199]).

Sog. alte Univerſität zu Erfurt.

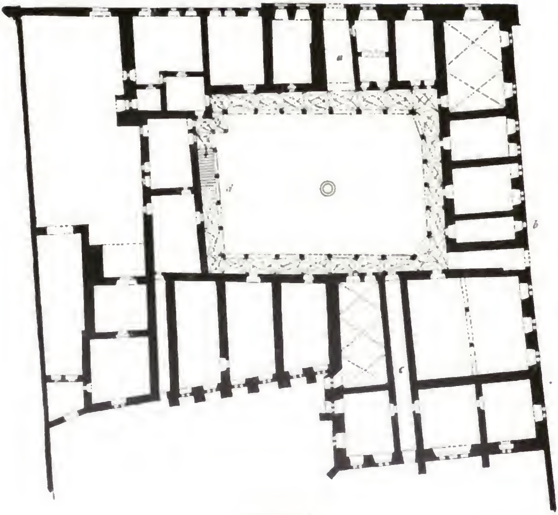
lage zum mindeſten einen großen Teil der ihr dienenden Räumlichkeiten. Die Gebäude, die wir auf der nebenſtehenden Tafel in Grundriſſen, Anſichten und Schnitt darſtellen, umziehen kloſterartig einen rechteckigen Hof, welcher im Erdgeſchoß von einer Bogenhalle, darüber von einem offenen Umgange umgeben iſt. Die einzelnen Räume haben mancherlei Umgeſtaltungen erfahren, am meiſten wohl, als ſie in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Univerſitätsbibliothek eingerichtet wurden.

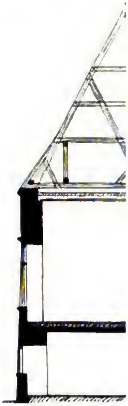
Kollegium

Jagellonicum

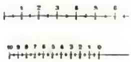


Anſicht der

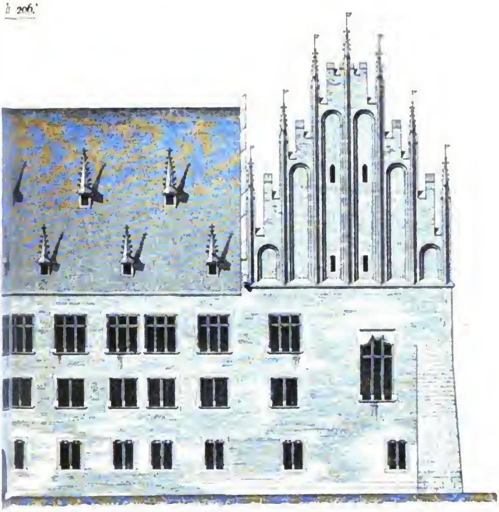




Qu



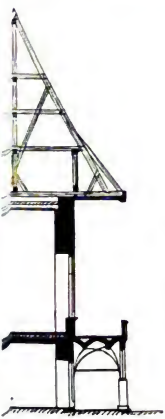
Erdgeſchoß.



zu

Krakau.

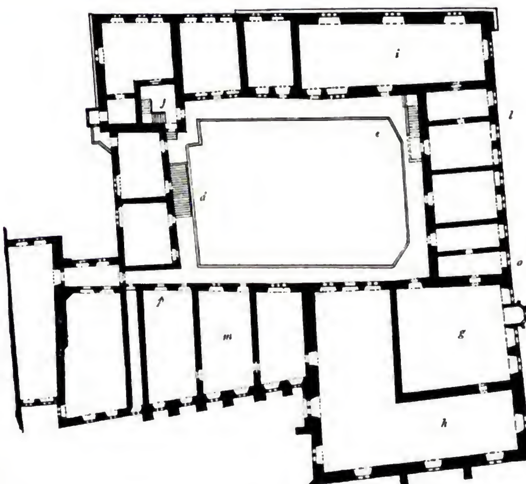
Oftfeite.



erfchnitt.

1:250

1:500



I. Obergefchoß.

Der Hauptzugang befindet ſich an der Nordſeite bei *a*, ein anderer auf der Oſtſeite bei *b*, ein Durchgang vom mittleren nach einem ſüdlich gelegenen Hofe bei *c*. Eine ſchmale Treppe führt bei *d* innerhalb des Umganges zum Obergeſchoß hinauf, ähnlich den Treppenanlagen in den Deutſchordensſchlöſſern. Die Haupträume haben die beträchtliche Höhe von 7,00 m. Dadurch iſt über den kleineren Zimmern die Anlage eines Zwiſchengeſchoſſes möglich geworden, und zwei beſondere Treppen bei *e* und *f* machen ſeine durch die hohen Säle getrennten Raumgruppen zugänglich. Überraſchen kann es zunächſt, daß neben ganz wenigen großen Sälen die kleinen Räume vollſtändig überwiegen. Wenn wir indeſſen mittelalterliche Auditorien abgebildet ſehen, ſo finden wir ſtets nur wenige Schüler zu Füßen der Lehrer ſitzen und dürfen annehmen, daß für viele Vorleſungen ſolche kleine Räume als Hörſäle genügten. Allerdings können wir nicht vorausſetzen, daß die vielen Zimmer unſeres Gebäudes alle zu Lehrzwecken benutzt worden ſeien; einen ſo reich verzweigten wiſſenſchaftlichen Betrieb dürfen wir einer mittelalterlichen Univerſität vom Range Krakaus nicht zutrauen. Es iſt vielmehr anzunehmen, daß die Mehrzahl dieſer kleinen Räume, wahrſcheinlich wohl auch das ganze Untergeſchoß, Wohnungen für Profeſſoren und Studierende darbot. Später, etwa im XVII. Jahrhundert, werden ſie dann auch zu Auditorien eingerichtet worden ſein, wovon an manchem noch der Name berühmter Lehrer haftet. Wo die Lage der Aula war, darüber haben wir nur Vermutungen. Der Saal *G* iſt durch einen Erker als hervorragender Raum gekennzeichnet, ſo daß er das meiſte Anrecht auf dieſe Bezeichnung zu haben ſcheint. Der eigentümlich hakenförmige Saal, der ihn an zwei Seiten umgibt, iſt, nach der Fenſteranlage zu urteilen, wohl urſprünglich in dieſer Form erbaut und nicht erſt Ergebnis ſpäteren Umbaues. Er läßt ſich, wieder nach dem Vergleich mit anderen Anlagen (z. B. der Niederburg in Rüdesheim; vergl. Art. 80, S. 91) vielleicht als Schlafſaal der „Burſanten" erklären.

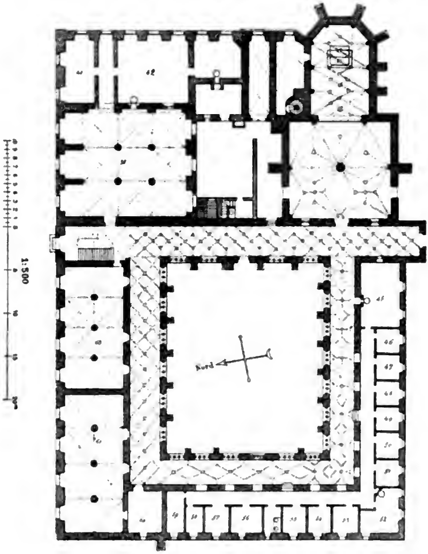
Eigenartige Züge bietet auch die Dachbildung des Gebäudes. Um den oberen Umgang gegen Regen zu ſchützen, hat man das Hauptdach einſeitig ſoweit über die Hofmauer vorſchießen laſſen, daß etwa ein Drittel des Daches in der Luft ſchwebte. Nach jahrhundertelanger Dauer hatten ſich die Verbindungen gelockert und die Balken mit ihren Köpfen ſich abwärts gebogen, ſo daß man bei der oben erwähnten Wiederherſtellung leider genötigt war, ſehr zur Abſchwächung des Eindruckes, Strebenwerk darunter einzubauen. Eigenartig nach heutigen Begriffen, aber ganz der mittelalterlichen Regel entſprechend iſt es auch, daß jeder Bauteil ſein beſonderes, durch zwei Giebel abgeſchloſſenes Dach hatte. Über dem Nordflügel liegt ein in ganzer Länge durchlaufendes Dach, deſſen Zimmerung in unſerem Querſchnitt gegeben iſt. Da es der Breite nach über den offenen Hofumgang ſich erſtreckt, reicht ſein Giebel an der Oſtſeite bis *l*. Frei daneben erhebt ſich rechtwinkelig dazu das von *l* bis *o* reichende Dach des Oſtflügels, wird aber vor dem Saale *g* abgeſchnitten zugunſten eines von Oſten nach Weſten ſtreichenden Giebeldaches, dem ſich über dem Saal *H* ein gleichlaufendes weiteres Dach anlegt. Zwiſchen dieſen getrennten Dächern lagern allenthalben Stockrinnen, welche man im Mittelalter durchaus nicht ſcheute. Aus dem neuzeitlichen Widerwillen gegen dieſe Rinnenanlagen, die allerdings gelegentlich Beaufſichtigung und leichte Arbeit erfordern, hat man ſie am Collegium Jagellonicum durch Verlängerung des Dachfirſtes bis zum nächſten Dache zu beſeitigen gewußt; man hat damit aber die künſtleriſch lebhafte Maſſengliederung des Ganzen ſehr ungünſtig verändert. An Stelle reicher Gruppenbildung iſt jetzt der Eindruck eines einheitlichen Daches getreten, vor dem ſich ohne innere Begründung einzelne Giebel als blinde Verzierung aufbauen.

Großartige Tätigkeit hat das Mittelalter auch auf dem Gebiete der Krankenhausbauten entfaltet. Die Krankheiten regelrecht zu bekämpfen und abzuwehren, war man nach dem tiefen Stande ärztlicher Wiſſenſchaft nicht fähig, und ungeheuere Verluſte an Volkskraft und Vermögen entſtanden durch die Verwüſtungszüge, die Peſt, Blattern und Ausſatz im ganzen Abendlande vollführten. Aber das ungeheuere Elend regte auch in den Grenzen des Möglichen zur Gegenwehr an, und neben der eifrigen Tätigkeit, welche die ſpäteren Mönchsorden in der Krankenpflege entfalteten, wurden allenthalben reiche Stiftungen geſpendet, um Krankenhäuſer, Verſorgungshäuſer oder Spitäler für hilflos zurückgebliebene alte Bürger und Zufluchtsſtätten für Ausſätzige zu ſchaffen. Letztere, häufig mit abergläubiſcher Scheu vor dem Namen der unheilbaren Krankheit „Gutleuthöfe" genannt, liegen immer weit außerhalb der Städte, um durch Abſonderung der Kranken die Anſteckungsgefahr zu vermindern. Sie bilden regelmäßig einfache, durchaus ländliche Niederlaſſungen ohne beſondere bauliche Eigenart. Eigentliche Kranken- 192. Krankenhäuſer.

häuſer dagegen erheben ſich innerhalb der Stadtmauern oder wenigſtens dicht vor den Toren. Ihr maſſenhaftes Entſtehen hat auch zur Ausbildung ganz eigenartiger Bauformen geführt.

193. Hoſpital zu Cues. Als ſolche iſt zunächſt zu nennen das Anpaſſen klöſterlichen Grundriſſes an die Zwecke der Krankenpflege, wofür das Hoſpital zu Cues an der Moſel ein gutes Beiſpiel bietet (Fig. 238[187]). Es umfaßt zwei für ſich beſtehende Raumgruppen.

Fig. 238.



Hoſpital zu Cues.

Erdgeſchoß[187]).

An die als kleiner Zentralraum geſtaltete ſchöne Kirche ſchließen ſich um einen kleinen Hof herum die Räume der pflegenden Brüder nebſt einem ſehr anſehnlichen Verſammlungsſaal. Weſtlich davon entwickeln ſich um einen großen, gewölbten Kreuzgang die Krankenräume, zwei mittelgroße, auf Säulen zweiſchiffig gewölbte Säle und ein langer, um zwei Seiten des Kreuzganges mit rechtwinkeliger Knickung herumgreifender Saal, in dem durch Zwiſchenwände kleinere

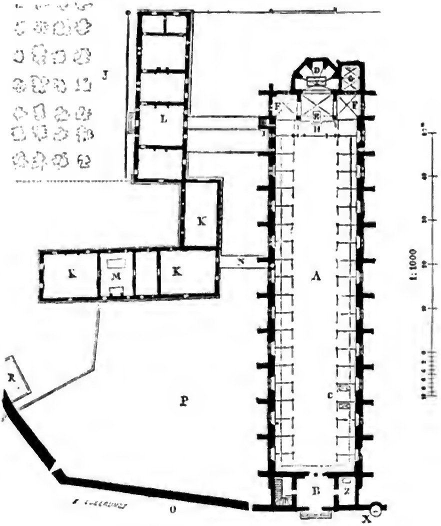
[187]) Nach: Schmidt, C. W. Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung. Trier 1836–45. Heft. 3.

Zellen abgeteilt ſind. In einfacherer Anordnung reihen ſich im Hoſpital zu Beaune, das *Verdier & Cattois* in ihrem mehrfach angeführten Werk wiedergeben, die nötigen Räume an drei Seiten eines langgeſtreckten Hofes aneinander.

194. Krankenhaus zu Tonnerre.

Beliebter aber ſcheint eine andere Art der Anlage geweſen zu ſein, der bei größerer Einfachheit des Grundgedankens eine gewiſſe Großartigkeit nicht abgeſprochen werden kann. Man errichtete als Hauptraum einen großen Saal, etwa in der Art eines klöſterlichen Schlafſaales, in den die Krankenbetten entweder

Fig. 239.



Krankenhaus zu Tonnerre.

Lageplan [188]).

frei oder durch niedrige Zwiſchenwände getrennt hineingeſtellt wurden. Die Größe dieſer Säle wechſelt naturgemäß je nach den zur Verfügung ſtehenden Mitteln ſehr, von dem kleinen Saal, der etwa 5 bis 6 Betten aufnehmen konnte, zu ganz rieſenhaften Abmeſſungen.

Vielleicht die größte der erhaltenen Anlagen iſt das Krankenhaus zu Tonnerre in Frankreich, errichtet 1298, deſſen Lageplan wir in Fig. 230 [188]) geben.

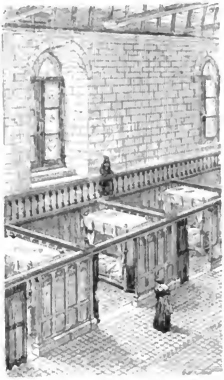
A iſt der große Krankenſaal, deſſen nähere Einrichtung uns weiterhin noch beſchäftigen wird. Ihm legt ſich an einer Schmalſeite eine Eingangshalle nebſt kleiner Kapelle *Z* vor, an der

[188]) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VI, S. 107 ff.

anderen ein gewölbter Chor mit Apſis und Seitenräumen zum Abhalten von Gottesdienſten. Dieſer Chor, in dem ſich auch das Grab der Stifterin ***Margarete von Burgund***, Königin von Sizilien, der Schwägerin ***Ludwig des Heiligen***, befand, war durch einen Lettner *H* vom eigentlichen Krankenſaal abgeſchloſſen. Von dort aus führte ein erhöhter Gang, der über die Wendeltreppe *J* erreicht wurde, nach der Wohnung *L* der Königin. Ein anderer Gang *N* führte zu den Wohnungen der Pfleger und zur Küche *K, M*. Auf dem weiten Grundſtück findet ſich dann weiter bei *R*, am Fluſſe gelegen, ein Waſchhaus, ſowie öſtlich vom Chor des großen Saales das Haus des Priors, der die Leitung der ganzen Anſtalt hatte.

Der große Saal hat nicht weniger als 18,60 m Breite bei 88,00 m Länge. Er iſt mit mächtigem hölzernen Tonnengewölbe überdeckt und enthält 40 Zellen, die durch niedrige Holzwände abgetrennt ſind. Über ihnen zieht ſich an ſeinen Seitenwänden ein hölzerner Laufgang entlang, der es ermöglichte, die Kranken ohne Störung zu beaufſichtigen, auch die hochgelegenen Fenſter zu handhaben. Fig. 240 zeigt einen Ausſchnitt aus dieſer künſtleriſch wie praktiſch ſehr bedeutſamen Anlage.

Fig. 240.



Vom Krankenſaal des Krankenhauſes zu Tonnerre[158]).

Wenn dieſe Bauweiſe wegen der Unmöglichkeit, anſteckende Kranke abzuſondern, unſeren heutigen Anſchauungen nicht mehr entſpricht, ſo muß ſie in ihrer großartigen Weiträumigkeit und Überſichtlichkeit für mittelalterliche Verhältniſſe als ganz unübertrefflich bezeichnet werden. Sie hat ſich auch bis in ſpätere Zeiten in ſolcher Achtung erhalten, daß man noch im Anfang des XIX. Jahrhunderts in Vercelli ein aufwändiges Krankenhaus nach dieſem Grundplan angelegt hat.

195. Verſorgungsanſtalten. Auch die Verſorgungsanſtalten für alte, hilfsbedürftige Bürger hat man gern in dieſer Form errichtet, wofür wir in Deutſchland am Heilig-Geiſt-Spital zu Lübeck ein ſehr bedeutendes Beiſpiel beſitzen.

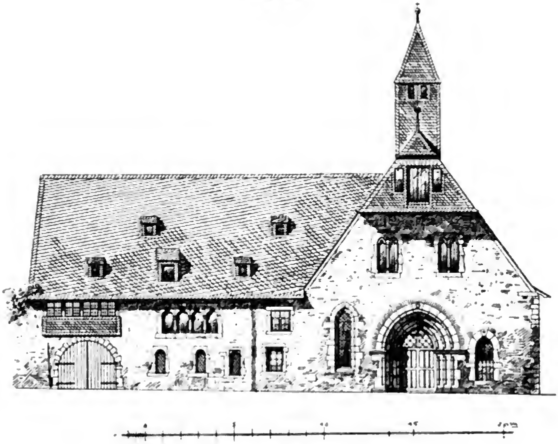
Der ſchon im XIII. Jahrhundert errichtete, ſpäter weſentlich erweiterte Bau vereinigt hinter ſeiner ſtraffaufſtrebenden Dreigiebelfront die Eingangshalle und Kapelle in einem dreiſchiffigen kreuzgewölbten Raum. Dahinter liegt ein Saal, ganz ähnlich demjenigen zu Tonnerre, durch kleine Zellen geteilt; nur ſind dieſe Zellen zur beſſeren Raumausnutzung gaſſenartig ſo angeordnet, daß auch die Mitte des Saales beſetzt wird. Sie ſind in ſpäteren Zeiten durch eine obere Abdeckung zu kleinen, abgeſchloſſenen Kämmerchen ausgebaut, waren aber urſprünglich zweifellos oben offen, um am großen Luftraum der Halle teilzunehmen.

Naturgemäß erfordert die Benutzung eines ſolchen „Pfründnerhauſes“ noch eine Reihe von Nebenräumen, vor allem einige Stuben zur Abſonderung Erkrankter und eine Wärmeſtube für den Winter. Dieſe Räume ſchließen ſich in Lübeck, um einige Höfe gruppiert, dem Hauptbau ſeitlich an.

196. Heiligkreuzſpital zu Goslar. Wir geben in Fig. 241 bis 244[159]) im Grundriß, in Schnitten und Anſichten eine kleinere, aber ſehr wohl durchgebildete Anlage, das ſog. „Große“ Heiligkreuzſpital zu Goslar. Es ſoll im Jahre 1253 errichtet ſein, und die romaniſchen Teile der Straßenſeite dürften dieſer Zeit angehören; das Innere iſt zwar in ſpäterer Zeit, etwa im XVII. Jahrhundert, erneuert, beruht aber noch ganz auf mittelalterlicher Gewohnheit des Lebens.

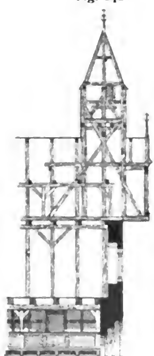
[159]) Nach: Wolff, K. Die Kunſtdenkmäler der Provinz Hannover. II: Reg.-Bez. Hildesheim. 1, 2: Stadt Goslar. Hannover 1901. S. 196 ff.

Fig. 241.



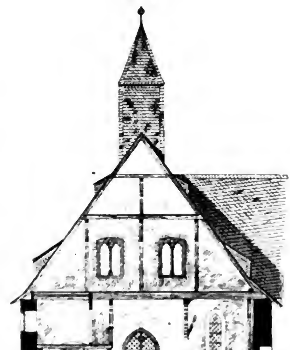
Anficht nach der Straße.

Fig. 242.



Längenfchnitt

Fig. 243.

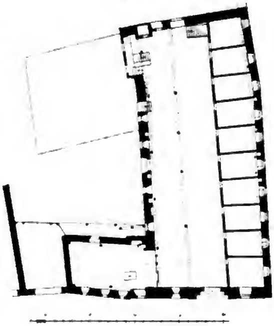


Querfchnitt.

Heiligkreuzfpital zu Goslar[189]).

Man betritt von der Straße eine große gepflaſterte Diele, den für allgemeine Benutzung beſtimmten Hauptraum des Hauſes. An ihn ſtößt links vom Eingang die Kapelle, nur mittels eines durchbrochenen Lettners abgeſchloſſen, ſo daß der Altar von der Diele aus frei ſichtbar blieb. An der gegenüberliegenden Langſeite liegen in langer Reihe die Schlafkämmerchen der Pfründnerinnen, 10 an der Zahl und durchſchnittlich $2^1/_4 \times 4{,}00$ m groß. Sie nehmen in der Höhe nur die Hälfte der Diele ein; daher iſt eine weitere Reihe ſolcher Kammern über der unteren angeordnet und durch einen ſchmalen Laufgang nebſt im Hintergrunde liegender Treppe zugänglich gemacht. Für Heizung der Kammern wie auch der Halle ſind keinerlei Vorkehrungen vorhanden; es war alſo zur Behaglichkeit im Winter eine Wärmeſtube als gemeinſchaftlicher Verſammlungsraum vonnöten. Sie befindet ſich jetzt, in nüchternſter Weiſe modern erneuert, auf dem Raum, der links am hinteren Ende der Halle mit einfachen Linien umzogen iſt. Sie wird aber an gleicher Stelle, vielleicht in geringeren Abmeſſungen, auch früher vorhanden geweſen ſein. War damit für die Winterszeit den Inſaſſen die damals übliche Behaglichkeit geboten, ſo ſtand ihnen zum Genuſſe der ſchönen Jahreszeit der Garten zur Verfügung, der ſich hinter dem Hauſe befindet und durch eine Einfahrt beſonders zugänglich gemacht iſt.

Fig. 244.



Heiligkreuzſpital zu Goslar.

Erdgeſchoß[169]).

Es mag vielleicht ermüdend wirken, wenn wir immer wieder den gleichen Geſichtspunkt hervorheben; aber es iſt doch wohl nicht überflüſſig, darauf hinzuweiſen daß auch bei dieſen der Pflege von Kranken und Bedürftigen gewidmeten Bauten der altgermaniſche Gedanke der Halle bis zum Schluſſe des Mittelalters ſeinen beherrſchenden Einfluß behält. Da wir auch auf den anderen Gebieten unſerer Darſtellung die gleiche Erſcheinung beobachten konnten, ſo ergibt ſich die Anſchauung, daß das Mittelalter in ſeinen Baugedanken, trotz der verwirrenden Vielheit der Einzelerſcheinungen, ſich einer großen Geſchloſſenheit und Einheitlichkeit erfreut hat. Indem in dieſer Beziehung das Haſchen nach neuen Gedanken im Verhältnis zu heute mehr zurücktrat, behielten die alten Meiſter um ſo mehr Muße, die Einzelheiten der Formgebung und der Werkfügung auf das ſorgfältigſte durchzubilden.

II.

Durchbildung des Äußeren.

Die vorstehenden Ausführungen haben uns den Werdegang des mittelalterlichen Wohnbaues vergegenwärtigt, soweit er durch den Gebrauchszweck der Gebäude bedingt war, und es hat sich dabei eine Gruppierung in verschiedene Abteilungen als nötig erwiesen, je nachdem die verschiedenen Anforderungen der einzelnen Lebenskreise ihren bestimmten Einfluß geltend machten. In dieser Gesamtanlage der Gebäude und in ihrer Gruppierung herrscht für den mittelalterlichen Meister eben grundsätzlich keinerlei Theorie oder Schulüberlieferung, sondern jeder einzelne Bau wird unter freiester Berücksichtigung der eigenartigen Verhältnisse, wie sie das praktische Bedürfnis und die Umgebung vor allem bestimmten, als eine selbständige Schöpfung behandelt. 197. Gemeinsamkeit der Grundlagen.

Wenn ganze Reihen von Gebäuden eine starke Gemeinsamkeit der Erscheinung an sich tragen, so lag dies nur darin, daß die ganze Zahl der Einzelbauten unter ganz gleichen Bedingungen entstanden war und ganz gleichen Zwecken diente.

Nun entstand allerdings aus solcher Gleichmäßigkeit der Aufgabe und Gleichmäßigkeit der Erscheinung eine gewisse Überlieferung, welche es mit sich brachte, daß man gewisse Formen einfach als selbstverständlich festhielt, ohne daran zu denken, ob sie etwa auch anders sein könnten. Auch darauf haben wir oben mittelbar und unmittelbar hingewiesen. Aus der Macht der Überlieferung leitet sich ja der Lehrsatz ab, daß und unter welchen Umständen aus späteren Gebäuden Rückschlüsse auf solche ältere Werke gezogen werden dürfen und müssen, welche nicht mehr erhalten, oder auf die ursprüngliche Gestalt solcher, die verstümmelt auf uns gekommen sind. Ebenso beruht auf Gemeinsamkeit der Überlieferung die Übereinstimmung in den Werken jeder örtlichen Baugruppe, auf deren Verschiedenheit aber die Abweichung der einzelnen Schulen und ihrer Formenkreise voneinander. Insbesondere sind die örtlichen Schulen die Träger jener Erscheinung geworden, daß bestimmte Bestandteile der Bauten nach langer naturgemäßer Verwendung sich so fest einbürgerten, daß sie in den Augen der Baumeister, wie der Bauherren und des gesamten Volkes ganz selbstverständlich waren und infolge der Macht der Gewohnheit noch allenthalben angewendet wurden, nachdem ihre eigentliche ernstliche Bedeutung längst geschwunden war.

Etwas anders indes, als mit den Bedingungen, welche in den Grundrißformen immerhin eine große Verschiedenheit bestimmt abgegrenzter Gruppen erzeugten, verhält es sich mit denjenigen, welche die Einzelbildung der Formen bestimmten. Für letztere ergibt sich bei aller persönlichen Freiheit des Einzelfalles doch ein jederzeit geschlosseneres und mehr zeitlich als landschaftlich sich änderndes Bild, und es liegt nahe, dafür Ursachen allgemeiner Art zu suchen. Als eine solche Ursache hat man mehrfach das Vorhandensein von bestimmten Regeln über die Bemessung 198. Bestimmung der Maßverhältnisse aus mathematischen Unterlagen.

der Raumverhältniſſe angenommen, wobei man ſich darauf ſtützte, daß einige vereinzelte Handwerksanweiſungen des ſpäteſten Mittelalters beſtimmte Maßzahlen als Muſter vorſchreiben, und daß es möglich iſt, in die Zeichnungen alter Bauten eine Anzahl gleichlaufender Linien oder gleichwinkeliger Dreiecke einzutragen. Wir vermögen dieſen ſehr theoretiſchen Annahmen keine Bedeutung beizulegen. Darüber, daß die erſterwähnten handwerklichen Schönheitsregeln keinen Anhalt für die Arbeitsweiſe künſtleriſch ſchaffender Zeiten gaben, iſt kein Zweifel möglich. Sie bilden nur einen erſtarrten Rückſtand ſelbſtändigen künſtleriſchen Lebens, eine Anleitung für ſolche, welche aus eigenem Gefühl geeignete Maßverhältniſſe nicht zu finden vermögen. Sie ſind auch kaum viel, ſicher nicht allgemein benutzt worden. Und die Verſuche, beſtimmte Dreiecksverhältniſſe als maßgebend für die Querſchnitts- und Aufrißverhältniſſe mittelalterlicher Bauten nachzuweiſen, leiden in ihrer Beweiskraft ſehr ſtark darunter, daß die dazu in die Zeichnungen eingetragenen Linien die Höhenverhältniſſe bald einſchließlich, bald ausſchließlich der Sockel- und Kämpfergeſimſe, bald die Höhen bis zum Bogenſcheitel oder nur bis zur Kämpferlinie, bald von Pfeilerachſe zu Pfeilerachſe, oder aber einſchließlich der Pfeilerbreiten oder im Lichtmaß der Öffnungen feſtlegen[190]. Dazu iſt zu bedenken, daß die meiſt ſorgloſe Aufführung mittelalterlicher Bauten und noch mehr die Ungenauigkeit der meiſten Aufnahmezeichnungen keinerlei Gewähr dafür geben, daß die Dinge in Wirklichkeit ſich ſo verhalten wie auf dem Papier. Vom künſtleriſchen Standpunkt aber liegt in der hohen Bewertung ſolcher Linienſyſteme eine Verkennung deſſen, was ſie überhaupt für die Wirkung eines Baues bedeuten können.

So einfach, ſo nüchtern mathematiſch erlernbar, wie die Vertreter dieſer Anſchauung glauben, iſt die Schaffung guter Raum- und Flächenverhältniſſe doch nicht. Neben den reinen Maßen ſpielen darin eine Menge anderer Umſtände die größte Rolle. Perſpektiviſche Verſchiebung und Beeinfluſſung durch benachbarte Bauteile, die Anordnung der Beleuchtung, Abtrennung einzelner Teile durch Farbe oder Gliederung, Feinheit oder Derbheit der Einzelheiten, gleichlaufende Führung der Linien oder Wechſel der Richtung uſw.; faſt unüberſehbar iſt die Anzahl ſolcher Einflüſſe, welche der Architekt bei ſeinen Schöpfungen berückſichtigen muß und welche er nach ſeinem Willen benutzen kann, um durch ſie den Eindruck der reinen Maßverhältniſſe weſentlich zu verändern, ja völlig aufzuheben und in das Gegenteil zu verkehren. Sicherlich hat das künſtleriſch geſchulte menſchliche Auge, ähnlich dem Ohr, eine Freude an einfachen und gleichmäßig wiederkehrenden Maßverhältniſſen, und ebenſo unwillkürlich, wie der muſikaliſch Begabte die entſprechenden Tonabſtände richtig trifft, wird auch der empfindende Architekt in ſeinen Werken ſolche Maßverhältniſſe zur Erſcheinung bringen[191].

Aber ſo wenig jemals eine Tonſchöpfung aus der abſichtlichen Berechnung der Schwingungszahlen entſteht, ſo wenig glauben wir daran, daß jemals das Eintragen von Dreiecksverhältniſſen weſentlichen Einfluß auf die Architekturgeſtaltung ausgeübt hat. Auch in dieſem Falle iſt künſtleriſche Geſtaltungskraft jederzeit un-

[190]) Man vergleiche z. B. hierzu in: VIOLLET-LE-DUC (a. a. O., Bd. VII, S. 540 u. 542) die Vorführung der Maßverhältniſſe von *St.-Sernin* in Toulouſe, bei denen neben den angeführten Freiheiten noch auffällt, daß ſo verſchiedenartige, dem Auge garnicht, jedenfalls niemals gleichzeitig bemerkbare Verhältniſſe, wie dasjenige zwiſchen Geſamtlichtweite des fünfſchiffigen Innenraumes zur Höhe des äußeren Dachfirſtes (!) und das Höhenverhältnis der beiden Seitenſchiff-Hauptgeſimſe nach gleichem Dreiecksverhältnis entworfen ſein ſollen.

[191]) Verf. war bei einer vor Jahren einmal angeſtellten Probe ſelbſt erſtaunt, in welcher Zahl ſich ſolche gleichlaufende Linien in die ohne jede derartige Abſicht gezeichneten älteren Entwürfe eintragen ließen.

endlich reicher als die aus ihren Werken geſchöpfte und deshalb ihr ſtändig nachhinkende Theorie.

199. Bedeutung der handwerklichen Schulung. Von größter Bedeutung iſt dagegen der Einfluß, den die handwerkliche Arbeitsweiſe und Fertigkeit als gemeinſame gleichmäßige Überlieferung, von landſchaftlichen Beſonderheiten weniger berührt, auf die Formgebung des Mittelalters ausübte. Nicht in dem Sinne, daß man deswegen die mittelalterliche Kunſt in abſprechendem Sinne als eine „handwerkliche“, d. h. ſchwungloſe und gedankenarme Übung bezeichnen dürfte, wie es in oberflächlichſtem Mißverſtändnis manchmal beliebt worden iſt. Im Mittelalter iſt der Künſtler nicht etwa in den Hemmniſſen des Handwerks hängen geblieben; ſondern, indem er die volle Herrſchaft über alle handwerklichen Werkweiſen und die reife Kenntnis von den Eigenſchaften der Bauſtoffe beſaß, iſt ihm ihre Berückſichtigung die ſelbſtverſtändliche Grundlage für die Durchbildung ſeiner kühnen und oft verblüffend eigenartigen Kunſtgedanken geworden. Daß dem Stoff nicht nach vorgefaßten, von außen hinzugetragenen Schulregeln abſtrakter Art Gewalt angetan wurde, ſondern daß gerade aus ſeiner greifbaren Eigenheit und aus der Art ſeiner Verwendung die Anregungen zu dem unabläſſigen Fortſchreiten der Formbildung gezogen wurden, darin ſehen wir die geſundeſte Grundlage für das künſtleriſche Schaffen des Mittelalters. Wenn wir dazu berückſichtigen, daß dieſe „handwerkliche“ Grundlage als Erbteil des Mittelalters auch noch der Kunſt der Renaiſſance den feſten Halt gegeben hat, um den das Rankenwerk geſchichtlicher und äſthetiſcher Theorien und Abſtraktionen nur locker ſpielte, ſo werden wir ihren Wert kaum zu hoch einſchätzen können. Wir legen die handwerkliche Scheidung der einzelnen baulichen Arbeiten daher auch der folgenden Beſprechung der Einzeldurchbildung zugrunde.

4. Kapitel.

Behandlung der Wand.

a) Holzbau.

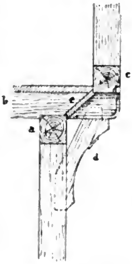
200. Verſchiedene Bauweiſen: Blockbau, Fachwerk. Das Bauweſen der germaniſchen Völker, die, wie oben ſchon angeführt wurde, für die Wohnbaukunſt des Mittelalters die treibenden Kräfte abgaben, beruhte in ſeinem Beginn faſt allein auf der Verwendung des Holzes zu allen tragenden Teilen. In faſt unerſchöpflichen Maſſen vorhanden, mit einfachem Werkzeug leicht zu bearbeiten und zu ſchmücken, bot es ſich ſo bequem zur Errichtung behaglich warmer und auch anſehnlicher Bauten dar, daß es im Wohnbau, beſonders des Bürgers und Bauern, ſeine überwiegende Rolle bis weit über die Grenzen des Mittelalters hinaus behauptet hat. Unentſchieden mag es dabei bleiben, in welcher Form der Holzbau zuerſt auftrat: ob als Blockbau mit Wänden, die völlig aus mehr oder weniger bearbeiteten Stämmen geſchichtet wurden, oder als Fachwerkbau, zwiſchen deſſen künſtlich gefügte Verbandhölzer ſich die Füllung der Gefache aus anderem Bauſtoff — Lehm, Reiſig, ſpäter aus Bruchſtein- oder Backſteinmauerwerk — einfügte. Das Überwiegen des Blockbaues im ſkandinaviſchen Norden mit ſeinen höchſt altertümlichen Verhältniſſen und auch in dem weniger von neuerer Entwickelung berührten Oſten Europas, auch manche Beſchreibungen alter Häuptlingshallen mögen für ein ſehr hohes Alter dieſer Bauweiſe ſprechen. Andererſeits lehren uns die Ausgrabungen, beiſpielsweiſe der in Art. 4 (S. 3) behandelten Anſiedelungen aus Großgartach, daß

man ſchon etwa 2000 Jahre vor der hier zu behandelnden Zeit es verſtand, Wohnſtätten durch Wände aus Reiſig und Lehm herzuſtellen, die man zwiſchen ſtärkere Pfoſten einfügte. So wird man annehmen können, daß beide Bauweiſen, vielleicht nach Gegenden getrennt, gleichzeitig erfunden und weitergebildet worden ſind, wobei der größere oder geringere Holzreichtum und die verſchiedenen Witterungsverhältniſſe der einzelnen Landſchaften für die Wahl dieſer oder jener Ausführungsart beſtimmend geweſen ſein werden.

201. Zurückweichen des Blockbaues.

Im weiteren Verlauf der Entwickelung iſt indeſſen der Blockbau durchweg zurückgewichen vor dem Fachwerkbau, was wohl mit dem allmählichen Verſchwinden der großen Waldbezirke zuſammenhängen mag. Allmählich verſchwand ſo der Blockbau gänzlich aus den Gebieten mittelalterlicher Kunſtübung. Verſchwunden iſt auch infolge der Vergänglichkeit des Bauſtoffes alles, was etwa im Blockbau errichtet war, und ſehen wir von den oft reichgeſchnitzten Werken der ſkandinaviſchen Kunſt ab, die aber mehr dem kirchlichen Gebiet angehören, ſo herrſcht der Fachwerkbau allein in dem Beſtande desjenigen, was uns an künſtleriſchem Holzbau des Mittelalters bekannt iſt. Denn die an ſich bedeutungsvolle, ſchöne Holzbaukunſt der Alpenländer müſſen wir hier unberückſichtigt laſſen. Es ſei dahingeſtellt, ob ihr Formenſchatz, wie viele wollen, auf uralter Überlieferung beruht, die von Manchen als urgermaniſch angeſehen, von Anderen mit dem etwas rätſelhaften Urvolk der Rhäter in Verbindung gebracht wird. Maßgebend iſt hier für uns, daß die erhaltenen Bauten über das XVI. Jahrhundert nicht zurückgehen und ſichere Schlüſſe auf die Art ihrer mittelalterlichen Vorgänger nicht ermöglichen.

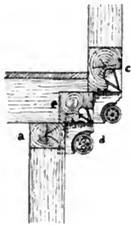
Fig. 245.



Gebälk von einem Hauſe zu Hersfeld [192]).

1/40 w. Gr.

Fig. 246.



Gebälk vom Knochenhauer-Amtshauſe zu Hildesheim [192]).

1/40 w. Gr.

202. Älteſter Fachwerkbau.

Aber ſelbſt von Fachwerkbauten iſt uns aus den älteren Zeiten, die in der Steinbaukunſt der romaniſchen und frühgotiſchen Stilperiode angehören, kein Reſt erhalten. Wollen wir verſuchen, uns die Holzbaukunſt dieſer Zeiten im Geiſte wieder vorzuſtellen, ſo werden wir ſie uns nach Maßgabe deſſen, was uns ſehr ſpärlich aus dem XIV., reichlicher aus dem Beginn des XV. Jahrhunderts erhalten iſt, als erfüllt von ſchlichter Strenge denken müſſen, ſtark ringend noch mit konſtruktiven Schwierigkeiten und ohne den reichen Schmuck von Schnitzerei, den man nach nordiſchen Vorbildern bei neuzeitlichen Schöpfungen als Kennzeichen „romaniſchen" Stils zu verwenden liebt. Eine eigenartige Formenſprache des Holzbaues dürfte damals ſich noch nicht entwickelt haben; dies können wir daraus folgern, daß gerade die älteren erhaltenen Bauten ſich ſchlichteſter Form befleißigen unter Vermeidung jeglichen geſchnitzten Schmuckwerkes und unter merklichem Anſchluß an die Gliederungen des Steinbaues. Man vergleiche hierzu die ſpitzbogigen Fenſter und Türen im Erdgeſchoß und I. Obergeſchoß des auf S. 139 wiedergegebenen Hauſes und die dort verwendeten Profilierungen. An dieſem

192) Nach: SCHÄFER, C. Holzarchitektur Deutſchlands. Berlin 1889 ff.

findet sich insbesondere kein Rest romanischer Formenüberlieferung, die doch in anderen Kunsthandwerkszweigen des XIV. Jahrhunderts sich noch reichlich erhalten haben. Nicht begründet ist wohl auch die weitverbreitete Annahme, daß den ältesten Bauten die Verwendung besonders starker Hölzer eigentümlich sei; denn auch in dieser Beziehung ist an den uns erhaltenen Bauten eine zeitliche Folge durchaus nicht festzustellen. Das soebenangeführte, sehr alte Haus überschreitet selbst in den Haupttragepfosten nicht die später allgemein üblichen Abmessungen; in den Hölzern, welche die Außenwände der Obergeschosse bilden, zeichnet es sich sogar durch ungewöhnliche Leichtigkeit aus. Und ihm stehen reichlich späte Werke, wie das Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim, gegenüber, an denen besonders starke Hölzer verwendet wurden, um durchaus im Sinne einer Spätzeit der schon mehr abgebrauchten Formenwelt einen neuen Reiz abzugewinnen. Bei Beurteilung dieser Frage ist zu bedenken, daß den älteren Zeiten vielleicht starke Hölzer leichter zur Verfügung standen, daß in ihnen aber auch die Schwierigkeit der Bearbeitung wie der Beförderung an die Baustelle erheblich größer, die verfügbaren Mittel aber meistens geringer waren.

Fig. 247.



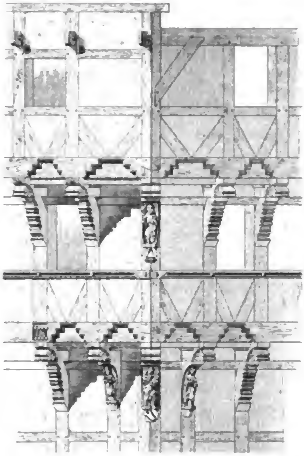
Geschnitzte Balkenköpfe[102].

203. Überkragung der Stockwerke.

In der Gesamtanlage der Wand bildet ein hervorstechendes Merkmal fast regelmäßig einen scharfen Unterschied des Fachwerkbaues gegen den Steinbau; es ist das Überkragen oberer Stockwerke gegen die unteren. Nicht als ob nun unbedingt jede Balkenlage zu einem solchen „Vorstoß“ benutzt worden wäre. Die auf S. 141

u. 149 gegebenen Beifpiele haben uns fchon darauf hinweifen laffen, daß das Hinzufügen eines Obergefchoffes wahrfcheinlich früher durch Einzapfen eines Zwifchengebälkes, als durch Auffetzen eines felbftändig aufgebauten „Stockwerkes“ bewerkftelligt wurde. Diefe Bauweife hat fich im bäuerlichen Bauwefen vielfach bis in die Neuzeit hinein, auch im Bürgerhaufe noch bis tief in die Renaiffancezeit in Übung gehalten, wofür als Beifpiele die im Werke *Schäfer*'s „Die Holzarchitektur Deutfchlands“ [193]) aus Ofterwiek vorgeführten Häufer, auch das Eckhaus mit Erker in der Bäckerftraße zu Goslar von 1612 ebendafelbft, als Beifpiele dienen mögen. Sie findet fich ebenfowohl in Oberdeutfchland wie in den Rheinlanden; wir haben daher keinen Grund, fie als Merkmal niederdeutfchen Einfluffes anzufehen, erblicken in ihr vielmehr überall einen altertümlichen Reft früherer Werkweife, ebenfo wie die in Art. 138 (S. 148) an einem Beifpiel vorgeführte Bauart, die Stockwerkbalken durch diefe langen Pfoften hindurchzuzapfen. Sie gewährt durch die zufammengehaltene Fläche der beiden unteren Stockwerke den künftlerifchen Vorteil lebhafteren Gegenfatzes gegen die bewegten Formen des oberen vorgekragten Gefchoffes, und dies hat wohl Veranlaffung gegeben zu der in Niederfachfen, vor allem in Braunfchweig, fo beliebten anfehnlichen Bürgerhausform, bei der über zwei fteinernen, gerade auffteigenden Untergefchoffen ein reichgebildetes Obergefchoß die mächtige Krönung der Wand darftellt. Immerhin bilden zur Zeit der

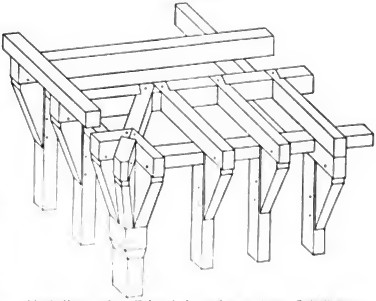
Fig. 248.



Eckbildung eines Fachwerkhaufes zu Braunfchweig[195]).

1/50 w. Gr.

Fig. 249.



Herftellung der Ecke bei vorkragendem Gebälk[196]).

[193]) Berlin 1889 ff.

[194]) Nach: Bickell, L. Heffifche Holzbauten. Marburg 1887.

[195]) Nach: Pfeifer, H. Holzarchitektur der Stadt Braunfchweig. Berlin 1892.

[196]) Nach: Hanftmann, B. Heffifche Holzbauten. Marburg 1907.

ausgebildeten Wohnbaukunſt die Häuſer, in denen jedes Stockwerk mit ſelbſtändigem, die aufſteigenden Pfoſten durchbrechendem Gebälk verſehen iſt, die Regel und die weit überwiegende Mehrzahl.

Über den Grund für dieſes Übertreten der Obergeſchoſſe hat man recht wechſelnde Vermutungen aufgeſtellt. Man hat den Überſtand von den vorkragenden, mit Gußlöchern verſehenen Umgängen der Wehrtürme ableiten wollen, als ob der Bürgersmann im gefriedeten Stadtbezirk überhaupt je mit der Verteidigung ſeines Hauſes hätte zu rechnen brauchen. Einleuchtender klingt ſchon die Begründung, daß man durch die überkragenden Außenwände der inneren Belaſtung der Balken habe entgegenwirken wollen. Solche Überlegung wäre techniſch richtig und den erfahrenen Meiſtern des Mittelalters wohl zuzutrauen; 204. Veranlaſſung der Überkragung.

Fig. 250.



Haus zu Hameln[197]).

aber es ſpricht doch gegen dieſe Erklärung, daß ſich der Überſtand faſt nur an den nach den Straßen zu ſichtbaren Hauswänden zeigt, faſt nie nach dem Hofe hin, wo er doch dem gleichen ſtatiſchen Zweck gedient hätte.

Ein anderer praktiſcher Vorteil der vorgekragten Gebälke iſt der Gewinn an Raum für die Obergeſchoſſe, und dieſer Zweck hat ſicherlich bei der Entſtehung ſo weit vorgeſchobener Obergeſchoſſe, wie am Marburger Haus, mitgewirkt, auch bei den vielfachen Wiederholungen des Vorſtoßes, wie ſie beſonders in ſüddeutſchen Städten den Lichtraum der Gaſſen ſo beengte, daß ſie durch behördlich-baupolizeiliche Vorſchriften auf ein beſtimmtes Maß beſchränkt werden mußten. Aber ihn als allgemein gültigen Grund für die Schaffung der in Rede ſtehenden Form anzuſehen, dagegen ſpricht wiederum, daß die Rückſeiten der Gebäude den Vorſprung ſo ſelten zeigen, auch daß er nicht ſelten bei den wertvolleren unteren

[197]) Nach: Schäfer, C. Holzarchitektur Deutſchlands.

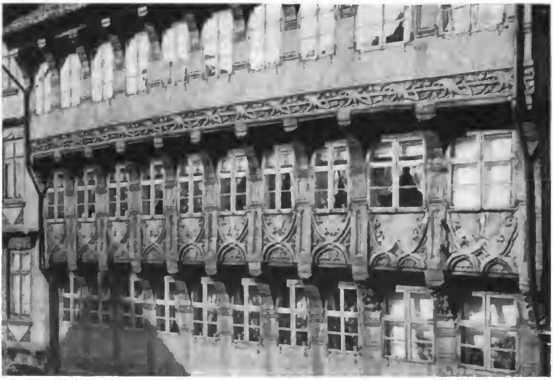
Wohngeſchoſſen nicht, faſt immer aber bei den minder nutzbaren oberen Speichergeſchoſſen angewendet wurde.

Wir müſſen daher die weſentlichſte Urſache, der dieſe an ſich vorteilhafte Form die allgemeine Verbreitung verdankt, in ihrer Schönheit erblicken. Sie bildet die aus der Werkweiſe des Holzbaues abgeleitete wirkſamſte Zier und Gliederung des Fachwerkbaues.

205. Durchbildung der Stockwerksgebälke.

Fig. 245 zeigt den Schnitt durch ein ſolches Gebälk einfacherer Art. Wir ſehen in *A* das Rähm des unteren Stockwerkes, in *B* den vor die Außenwand vortretenden Deckenbalken, am Kopf einfach abgerundet und mit ſchmaler Abkantung verſehen. Er wird durch ein bogig ausgeſchnittenes Kopfband (Bug oder Büge) geſtützt und trägt, bündig mit ſeiner Vorderkante, die

Fig. 251.



Haus in der Reichenſtraße zu Braunſchweig [198]).

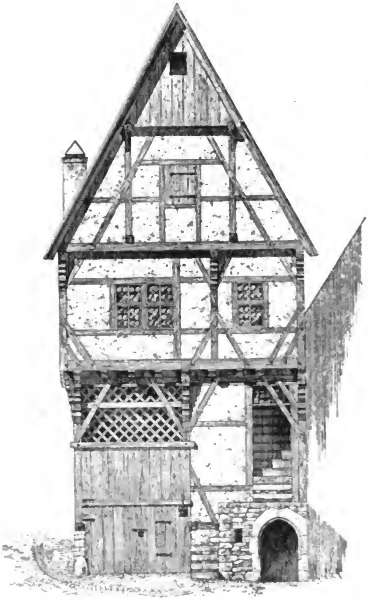
leicht profilierte Schwelle *C* des Obergeſchoſſes. (Jeder nicht gegen die Witterung gedeckte Vorſprung des Kopfes vor der Flucht des oberen Stockwerkes bildet als gefährlicher Angriffspunkt für die Näſſe einen ſchweren konſtruktiven Fehler. Solche zudem auch unſchönen Formen ſind nur durch Mißverſtändnis der mittelalterlichen Behandlung im XIX. Jahrhundert in Aufnahme gekommen.) Zwiſchen Rähm und Schwelle bildet ſich ein Zwiſchenraum, der in unſerem Beiſpiel durch ein ſchräg geſtelltes, in entſprechende Falze der Balken eingeſchobenes Brett geſchloſſen iſt. Statt deſſen findet ſich bei einfacher Behandlung auch wohl eine Löſung derart, daß die Lehmausfüllung der Decke, welche in Form der „Wickelſtakung" die ganze Höhe der Balken einnahm, ungefähr in der hinteren Flucht der Schwelle *C* lotrecht abgeglichen wurde und ſo den Anſchluß an dieſe vermittelte. Bei Vorſtößen von etwa 40 cm und mehr Ausladung war ohne ſolche

198) Nach: UHDE, C. Braunſchweigs Baudenkmäler. 2. Aufl. Braunſchweig 1893.

wagrechte Fortführung der inneren Lehmdecke gar nicht auszukommen; ſie wurde dabei manchmal, aber nicht immer, mit Brettern verkleidet.

Indeſſen ſind ſolche weite Ausladungen doch Ausnahmen. Meiſtens beſchränkte man den Abſtand zwiſchen Rähm und Schwelle auf die Abmeſſungen des üblichen Holzquerſchnittes und füllte ihn durch ein in eine lotrechte Nut des Balkens eingeſchobenes Holzſtück aus. Dieſe Füllhölzer wurden regelmäßig profiliert, bei ſchlichteren Bauten derart, daß das Profil, vielleicht eine einfache Holzkehle, ſeitlich gegen die Balkenflächen anläuft. Meiſtens aber wurde das Profil vor jedem Balken durch rechteckige Rückkröpfung, durch bogenförmigen oder geſchrägten Auslauf in das Viereck überführt (Fig. 246[192]). Ein ſolches Gebälk lud dann wohl 45 bis 70 cm weit aus und erzielte durch den wiederholten kräftigen Rückſprung der Hölzer äußerſt lebhafte und reiche Wirkungen, die durch die Wahl ſehr bedeutender Holzſtärken, beſonders in Niederſachſen, oft zu großer monumentaler Wucht geſteigert wurden. Zu ſolcher Steigerung trug weſentlich die Anwendung von Kopfbändern oder Knaggen unter den Balkenköpfen bei. Auch ſie wurden bald mehr, bald weniger reich geſchmückt, geradlinig aufſteigend, flachbogig oder in reicheren Profilen ausgeſchnitten, mit Flachornament oder reicher figürlicher Schnitzerei verziert. Immer aber wurden ſie in mittelalterlicher Zeit ſtark aufwärts gerichtet mit einer Neigung von 60 Grad oder mehr zur Wagrechten. Um ſie anbringen zu können, iſt naturgemäß Erfordernis, daß die Balkenköpfe gerade über den Wandſtändern ſtehen.

Fig. 252.

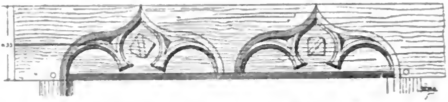


Haus zu Schwäbiſch-Hall[197]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

Die Balkenköpfe, bei einfachen Bauten glatt abgeſchnitten und nur durch ihren kraftvollen Vorſprung wirkend, bildeten doch den erſten Punkt, an den ſich eine Verzierung anfügte. Sie wurden an der unteren Kante abgerundet, dazu

Fig. 253.



Fenfterfturz an einem Haufe zu Moyenvic[199]).
1/40 w. Gr.

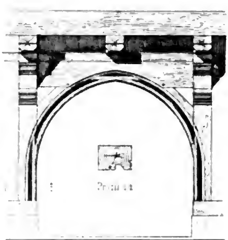
etwa mit feiner Fafung der Ecken umzogen oder an der Rundung feitlich abgekerbt. Reichere Wirkungen wurden durch zufammengefetztere Profilierung erzielt, wobei aber auf die unverminderte Tragkraft des Balkenendes Rückficht genommen wurde. Tiefeinfchneidende Kehlen erhielten daher Einlagen von ftützenden Klötzchen, die zur Verzierung durch Schnitzerei benutzt wurden, und in den fchönften Beifpielen entwickelte fich hier ein höchft zierliches Formenfpiel (fiehe Fig. 247 und die übrigen Darftellungen von Fachwerkbauten).

206. Eckbildungen.

Entftanden find diefe Gebälkbildungen in der natürlichften Weife an der Längswand des freiftehenden Haufes, wo die Köpfe der quergelegten Balken auflagen. Bei diefer in fich ftreng gefchloffenen Anwendung ift die Formgebung des Fachwerkbaues in der klarften Weife bewunderungswürdig aus dem baulichen Zweck und der Eigenart des Bauftoffes entwickelt. Die Schönheit der Form hat aber fchon früh dazu geführt, fie auch in weniger ftreng werkmäßiger Weife anzuwenden. Man gebrauchte fie auch bei fchmalen, eingebauten Giebelhäufern, an denen die Balken naturgemäß mit der Straßenrichtung gleichlaufen, und man führte fie bei freiftehenden oder Eckhäufern gern um die Ecken herum. Das Mittel dazu war die Anordnung kurzer Stichbalken, die auf dem Rähm aufliegen und mit Zapfen in den nächften durchgehenden Balken eingreifen, wie unfere Darftellung des Mündener Haufes in Fig. 152 (S. 148) für das Dachgebälk erfehen läßt.

Dies ergibt in der geraden Frontfläche eine durchaus glatte Löfung; an der Ecke dagegen hebt fich der Abftand zwifchen den letzten Balkenköpfen und dem fchrägen Eckftich durch feine Weite ftark von den übrigen Teilungen ab (Fig. 248[195]). Hier wurden daher gern zwei blinde Stichbalken in den Eckftich eingezapft und mit Knaggen unterftützt (vergl. die fchematifche Darftellung in Fig. 249[196]). Indem fo drei Balkenköpfe mit ihren Knaggen auf dem Eckftiel zufammentreffen, entftand eine Ecklöfung, die trotz ihrer wenig werkgerechten Fügung für das Auge einen fehr kräftigen, befriedigenden Eindruck macht. Erwähnt fei, daß man den hier notgedrungen angewandten Gebrauch von ganz kurzen Stichbalken, die nur durch rückwärtigen Zapfen und Knagge (ohne Auflager auf einem Rähm) gehalten wurden, fpäter auf die Auskragung ganzer Fronten übertragen hat, womit der gefunde

Fig. 254.

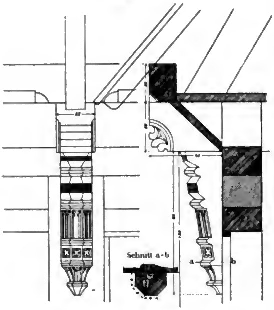


Torweg eines Haufes zu Braunfchweig[200]).
ca. 1/43 w. Gr.

199) Nach: SCHMITZ, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen. Düffeldorf o. J. Bl. 54.

200) Nach: PFEIFER, H. Holzarchitektur der Stadt Braunfchweig. Berlin 1892. Taf. 6.

Fig. 255.



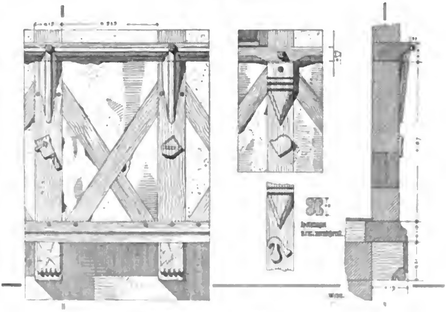
Vom Dachgebälke des Rathaufes zu Wernigerode[201]).

$^{1}/_{25}$ w. Gr.

Grundgedanke der Form allerdings ftark beifeite gefetzt wurde.

Das Rähm als oberer Wandabfchluß bleibt in der Regel ohne Verzierung; nur felten erhält es eine Profilierung von geringer Ausladung. Falls, wie es im fächfifchen Gebiete üblich ift, die Balken regelmäßig über den unteren Ständern liegen, ift feine bauliche Bedeutung darauf befchränkt, die Gefachausfüllung oben abzugrenzen und die Ständer fchloßartig zufammenzuhalten. Es wird daher dort gelegentlich durch eine flache Bohle erfetzt, durch welche die Zapfen der Ständer hindurch bis in den Balken hineingreifen. Wefentlich bedeutendere Rolle fpielt die Schwelle der Oberwand. An fie heftet fich nächft dem Balkenkopf zuerft die fchmükkende Zutat, und fie erlangt diefer zuliebe häufig fehr bedeutende Abmeffungen, befonders der Höhe nach. Von der ihr häufig zuteil werdenden reichen Profilierung haben wir fchon gefprochen. Ihre Wirkung wird dadurch verftärkt, daß fie fich treppenförmig oder im Flachbogen auf der Fläche der Schwelle hinaufkröpft und dadurch Flächen abgrenzt, die für ornamentale und figürliche Schnitzerei gern benutzt werden. In anderen Fällen läßt man die Unterfeite der Schwelle kantig und legt in die Fläche fchwach vertiefte Friefe von Rankenwerk, Infchriften oder Maßwerk ein. (Vergl. Fig. 251.) 207. Rähm und Schwelle.

Fig. 256.



Brüftung an einem Haufe zu Vic[202]).

$^{1}/_{25}$ w. Gr.

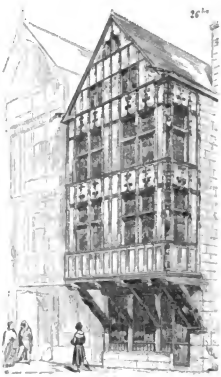
[201]) Nach: Lehmgrübner, O. Mittelalterliche Rathausbauten in Deutfchland. Berlin 1905. Taf. 17, Fig. 1-3.

[202]) Nach: Schmitz, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen. Düffeldorf. o. J. Bl. 60.

208. Brufthölz. Weitere für den Eindruck fehr wefentliche Gliederung empfängt der Fachwerkbau in Höhe der Fenfterfohlbänke dadurch, daß an befferen Bauten die Brufthölzer in der Regel durch ein vortretendes Profil aus dem übrigen Holzwerk hervorgehoben find. Sie find dann auf Halbholz mit den Ständern und Streben überfchnitten, während die in der Fläche liegenden Riegel in der Regel mit diefen verzapft wurden. In der Spätzeit erfetzte man diefe vortretenden Bruftgefimfe nicht felten durch Gliederungen, die flachvertieft in die bündig liegenden Hölzer eingearbeitet find und an den Stielen gern durch Verkröpfung hervorgehoben werden (Fig. 250[197]).

209. Verftrebungen. Wefentlich für die Erfcheinung des Ganzen ift ferner die Verftrebung, die das Holzwerk gegen Verfchiebungen zu fichern hat. Im norddeutfchen Gebiet, wo man es in den Städten befonders liebte, die ganze Breite des Haufes zu Fenftern zu öffnen, find die Verftrebungen meift auf die Fenfterbrüftung befchränkt. Sie nehmen im einfachften Falle die Form fteil gerichteter Fußbügen an; daraus entftand dann leicht die Verftrebung durch Bohlendreiecke, die den Winkel zwifchen Stiel und Rähm ganz ausfüllten. Die fo gebildeten breiten Holzflächen boten der Verzierung durch Schnitzwerk günftige und oft benutzte Gelegenheit. Eines der reichften Beifpiele, aus der Reichenftraße zu Braunfchweig, geben wir in Fig. 251[198]) wieder. Sie bilden fo den Übergang dazu, daß man die ganze Rechtecksfläche der Brüftung mit Holzbohlen zufetzte und mit Schnitzwerk überzog, eine reiche Anordnung, die in der Renaiffancezeit fehr beliebt wurde. Daneben war in diefen Gegenden die Verftrebung durch eine fortlaufende Reihe von Andreaskreuzen fehr üblich. An den Ecken der Häufer kommen dann wohl auch längere Windftreben, durch die ganze Höhe der Wand greifend, hinzu. In Süddeutfchland legte man in der Regel die Fenfter in freierer Verteilung in die gefchloffene Fläche, ftellte auch die Pfoften weiter und weniger regelmäßig und gewann dadurch Platz für eine ausgiebigere Verftrebung der Wände mit längeren Kopf- und Fußbügen, die man gern zweifach nebeneinander fetzte und mit oft fchwalbenfchwanzförmigem Blatt ebenfo fchön, wie zweckentfprechend in die zu verftrebenden Hölzer eingreifen ließ (Fig. 252[197]). In der überwiegenden Verwendung diefer Überblattungen gegenüber dem einfachen, mit einem Holznagel feftgehaltenen Zapfen wird von Manchen ein Unterfchied „fchwäbifchen“ und „fränkifchen“ Fachwerkbaues gefehen. In Wirklichkeit find in Franken wie in Schwaben fo viel Ausnahmen in die hiermit aufgeftellte Regel gemifcht (vergl. z. B. die alte Hofhaltung zu Bamberg in Fig. 119, S. 127), daß ihre Gültigkeit dadurch fehr bedingt erfcheint.

Fig. 257.



Haus zu Reims[203]).

Gern verwendete man zu allen diefen Verftrebungen krummgewachfene, gebogene Hölzer; felten dagegen findet fich vor Eintritt der Renaiffancebewegung,

[203]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI, S. 266.

daß die Umrißlinien der Strebenhölzer durch Ausfchneiden in Form von Kleeblattbogen, Vierpäffen und dergl. belebt wären. Erft in diefer Zeit der reichen Nachblüte, die ja zunächft noch ganz auf mittelalterlichen Formgedanken beruht, wurden Bohlenftücke, die in gefchwungenen Formen ausgefchnitten und mit „Nafen“ verziert find, mit Vorliebe verwendet, auch die Formen durch Häufung der mehrfach durcheinandergefteckten Kreuzverftrebungen bereichert.

210. Fenfter im Fachwerkbau.

Die Fenfteröffnungen wurden in der Regel fchlicht belaffen, nur durch das Zurückfetzen der Glasfläche gegen die äußere Wandflucht betont. Denn urfprünglich faßen die Fenfterflügel faft überall an der Innenfeite der Wand und fchlugen nach innen auf; es ift fpätere Veränderung, wenn fie des befferen Schluffes wegen nach außen auffchlagend in die Außenflucht der Wand vorgerückt wurden. Selten wurde die Öffnung mit einem Kantenprofil umzogen, das dann über dem Bruftholz in das Viereck überführt, in den oberen Ecken dagegen auf Gehrung zufammengefchnitten ift. Erft in der Spätzeit wurde der obere Fenfterfturz zur Form des Kielbogens oder des Vorhangbogens ausgefchnitten, wobei das angeftochene Profil die Öffnung umzog; feltener artige obere Abfchlüffe find blenden in den dann fehr hoch gebildeten Fenfterfturz eingefchnitten (Fig. 253 [199]).

Fig. 258.



Landhaus zu Craven Arms (Shropfhire[204]).

211. Türen im Fachwerkbau.

Dagegen erhielten die Türen von jeher die reichere Form des Bogenabfchluffes und eine Verzierung durch geftochene Kantenprofile. Die Bogenfpitze wurde dabei regelmäßig in die Sturzbohle eingefchnitten, fei es als Blende, wie bei dem Mündener Haufe in Fig. 152 (S. 148) oder als flacher Ausfchnitt. Die feitlichen Bogenfchenkel wurden an volle Knaggen oder Kopfbänder angeftochen. Fig. 254[200]) zeigt an einem fpätgotifchen Beifpiel die Werkfügung und Formgebung deutlich.

212. Fachwerkgiebel.

Über den fo behandelten Wänden fteigt der Giebel meiftens ohne weitere Vorkragung als gerade Fläche auf. Die Köpfe der inneren Pfetten werden in ihm fichtbar und beftimmen die Stellung der Haupt- oder Bundftiele. Meift treten fie nur um die Stärke des Sparrens vor die Giebelfläche vor; gelegentlich aber werden fie auch weiter herausgeführt, um einen freivortretenden Schwebegiebel (fiehe Fig. 143, S. 142) zu tragen. Gelegentlich werden aber auch noch im Giebel die verfchiedenen Stockwerke durch Vorkragung der Kehlgebälke

[204]) Nach: *Old Englifh Country Cottages.* Sondernummer des »*Studio*«. London 1906 u. 07. S. 73.

betont; alsdann muß in jedem Stockwerke eine Reihe Stichbalken in den letzten Kehlbalken eingezapft werden.

213. Dachgebälk. An den Langſeiten des Hauſes wird die Dachbalkenlage oft in ganz gleicher Weiſe wie die unteren Gebälke durchgeführt (Fig. 255[201]). Da im Schatten der Dachtraufe dieſer Formenreichtum indeſſen weniger zur Wirkung kommt, ſo begnügte man ſich häufig damit, die Balkenköpfe ſchräg abzuſchneiden und mit einem bemalten oder ſchlicht profilierten Brett zu verkleiden, über deſſen oberen Rand die Dachtraufe nur einige Centimeter vorſteht.

214. Franzöſiſcher Fachwerkbau. Der deutſche Fachwerkbau entfaltet bis in die Verfallzeit der Spätrenaiſſance hinein ſein reiches Formenleben in den Grenzen und im engſten Zuſammenhange des werkmäßigen Aufbaues und wahrt ſich dadurch den Vorzug volkstümlich klarer und kraftvoll geſunder Erſcheinung. Abweichende Entwickelung zeigt die Holzbaukunſt Frankreichs und Englands. Erſtere geht von ganz ähnlichen Anordnungen aus wie die deutſche Kunſt und iſt ihr an Alter vielleicht überlegen. Allerdings ſind die Datierungen der einzelnen Werke nichts weniger als feſtſtehend; insbeſondere darf man die von *Viollet* in ſeinem glänzendem Werke, dem *Dictionnaire de l'architecture françaiſe etc.*, gegebenen Darſtellungen von Häuſern des XII. Jahrhunderts wohl mehr für Erzeugniſſe der wiederherſtellenden Vermutung als für hiſtoriſche Belege anſehen. In die werkmäßige Fügung miſchten ſich in Frankreich aber ſchon früh fremde, rein formale Bildungen ohne konſtruktiven Sinn, wie z. B. in Fig. 256[202]), die aus dem vollen Holz des Ständers geſchnitzten kleineren Wappenſchildchen und konſolartigen Unterſtützungen des Bruſtgeſimſes, ſowie die vortretende Fußſchwelle. In ſpäterer Zeit entwickelte ſich hier eine Richtung auf zierlichere Eleganz der Erſcheinung, die ſich in der Bevorzugung der lotrechten Hölzer, in der Unterdrückung der kraftvollen Gebälkauskragungen und in der Zutat von zierlichem, den ſpät-gotiſchen Steinformen nachgeahmtem Schnitzwerk zeigt (Fig. 257[203]).

215. Engliſcher Fachwerkbau. In England beharrt die Fachwerkbaukunſt anſcheinend zunächſt in ziemlich nüchternen Bahnen rein werkmäßiger Fügung. In der Spätzeit, gegen das Einſetzen der Renaiſſancebewegung hin, kam im Gegenſatz hierzu die Luſt zu phantaſtiſch bunter Flächenbelebung zum Durchbruch, und man konnte ſich in der Verwendung ſchräg gegeneinander laufender Linien, ſowie gekrümmter, durch Ausſägen aus Bohlen hergeſtellter Formſtücke nicht genug tun. Wir geben ein noch der maßvolleren Richtung angehöriges Beiſpiel von einem Landhaus in Shropſhire in Fig. 258[204]).

b) Steinbau.

216. Aufkommen des Steinbaues. Der Steinbau iſt als die jüngere Errungenſchaft gegenüber dem Holzbau in den verſchiedenen Ländern zu recht verſchiedenen Zeiten in Aufnahme gekommen. Er dringt vom romaniſchen Süden und aus dem romaniſierten Gallien ſehr allmählich nach Norden und Oſten vor, zuerſt natürlich bei den kirchlichen Bauten und Klöſtern, kraft deren nach dem Süden weiſenden Verbindungen. Später erſt kommt er bei reinen Wohnbauten vor, und erklärlicherweiſe ſind es neben den Kaiſern wieder Biſchöfe, denen ſeine Anwendung naheliegt. Bezeichnend für ihre Rolle iſt die Nachricht, daß ein Steinhaus, welches ſich Biſchof *Alebrand* im Jahre 1036 zu Hamburg errichtete, die Eiferſucht des Herzogs *Bernhard von Holſtein* ſo erregte, daß er ebenfalls ein Steinhaus zu bauen beſchloß. Lange noch blieb der Steinbau im Wohnweſen ein Vorrecht der Vornehmſten und etwa noch der öffentlichen Gebäude; erſt im XIV. Jahrhundert förderte die Erſtarkung

des Bürgertumes und die Sorge um Feuerſicherheit der Städte ſeine allgemeinere Anwendung für bürgerliche Wohnhäuſer; aber ſelbſt damals noch mehr in den großen Siedelungsſtädten des Oſtens: Lübeck, Stralſund, Thorn uſw., als in den ſchon in älterer Überlieferung ſtehenden Städten des mittleren und ſüdlichen Deutſchlands.

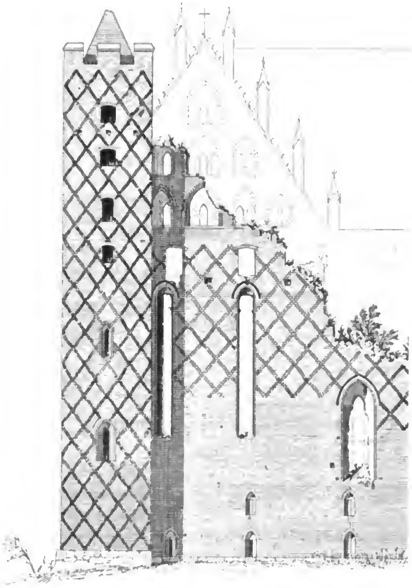
Als Bauſtoff wird in den einfachen Verhältniſſen der Frühzeit der Bruch- 217. Bruchſteinbau; Putzüberzug
ſtein eine größere Rolle geſpielt haben als das größere Handfertigkeit fordernde Quaderwerk, und man mag es dazumal auch gelegentlich in ſeiner kraftvoll rauhen Oberfläche ſtehen gelaſſen haben. Mit Sicherheit iſt dies anzunehmen in den allerdings ſeltenen Fällen, wo durch regelmäßige grätenförmige Reihungen oder ſogar durch roſettenartige Zuſammenſetzung mehrfarbiger Stücke aus dem groben Bauſtoff eine gewiſſe Verzierung geſchaffen wurde. Wenn aber irgendwelche aus Quadern gearbeitete Architekturteile in die Bruchſteinflächen eingeſetzt wurden, und in ſpäterer Zeit wohl durchweg, war man gewohnt, die Wirkung dieſer feineren Glieder dadurch zu ſichern, daß das rauhe Bruchſteinwerk mit Kalkputz überzogen wurde. Dieſer griff dann in der Regel über die unregelmäßigen Einbindungen der Werkſteinteile ſoweit hinüber, daß er den Umrißlinien der Hauptform in gleichmäßigem Abſtande folgte. An Bauten, welche neuerer Überarbeitung entgangen ſind, iſt noch deutlich zu erkennen, wie man die mit Putz zu überziehende Fläche der Quader durch Aufrauhung dazu vorbereitet hat. Das bloße Ausfugen ſowohl, als auch der Spritzbewurf, durch welchen man heute einen altertümelnden Eindruck zu erreichen ſtrebt, entſprechen nicht der mittelalterlichen Bauſitte. Nur eines findet ſich: daß man bei unregelmäßig rundlichem Material — Granit, Baſaltſäulen uſw. — mit dem Mörtel nicht den geſamten Stein verdeckte, ſondern an einzelnen Stellen dieſen aus dem Putze herausſehen ließ, dann aber regelmäßige Quaderfugen in den Putz einriß, ſie mit weißer Farbe lebhaft hervorhob und ſo dem Bruchſteinmauerwerk ein regelmäßigeres, beinahe an Quaderwerk erinnerndes Ausſehen gab. Der Putz wurde in allen Fällen möglichſt dünn, wohl gleich beim Aufführen des Mauerwerkes, aufgetragen und mit der Kelle glatt abgeſtrichen; in manchen Gegenden wurde dieſer Kellenputz durch gleichzeitiges Überſchlemmen mit reinem Kalkbrei faſt bis zur Politur geglättet. Ausdruck erhielt auch ſolche ſorgſam behandelte Fläche dadurch, daß ſie keine vollkommene Ebene darſtellte, wie der moderne, nach Lehren mit der „Kardätſche“ abgezogene Putz, ſondern durch die Anwendung der Kelle eine gewiſſe lebendigere Bewegung beſaß.

In dieſer Technik — Werkſteine für die Ecken und für alle Architekturteile — 218. Quaderbau.
ſonſt verputzter Bruchſteinbau, ſind die meiſten ſüd- und weſtdeutſchen Wohnbauten errichtet. Reine Quaderbauten finden wir in Deutſchland ſeltener, reichlich dagegen im Bauweſen der reichen franzöſiſchen Herren. Buckelquader erſcheinen in Deutſchland vielfach in der Hohenſtaufenzeit, am Schluſſe des XII. und in der erſten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, dann auch z. B. in Nürnberg wieder im XIV. und XV. Jahrhundert; ſie dienen aber doch mit ſeltenen Ausnahmen mehr der eindrucksvollen Ausbildung der Wehrbauten als dem eigentlichen Wohnbau.

An Stelle des fehlenden natürlichen Steines wurde im norddeutſchen Tief- 219 Backſteinbau.
lande und bis nach dem öſtlichen Mitteldeutſchland hinein der gebrannte Ton vielfach als Bauſtoff verwendet. Seine künſtleriſche Wirkung beruht weſentlich auf der Freiheit, mit der ſowohl die vielfach wechſelnde und faſt niemals gleichmäßige Färbung, als auch der Verband der Flächen behandelt wurden. Die Tiefe der Farbenwirkung wurde gern durch Anordnung kleinerer Putzflächen

belebt oder durch die Verwendung glaſierter Steine bereichert. Dieſe Verwendung der Glaſuren beſchränkt ſich zunächſt auf einzelne Architekturglieder, beſonders Zierbogen und Frieſe; dann greift ſie aber auch auf Flächen über und überzieht dieſe mit gleichmäßig enggeſtellten Streifen- oder großen Rautenmuſtern (Fig. 259 [205]), zu denen dann auch wohl die Einfaſſung der Ecken mit Glaſurſteinen hinzukommt. Die Einheit der Fläche wird hierbei jedenfalls ſtets gewahrt,

Fig. 259.



Vom Deutſchordensſchloſſe zu Rheden [205]).

1/250 w. Gr.

und harte Abſchlüſſe werden vermieden. In einzelnen Fällen, ſo am Erweiterungsbau des Rathauſes in Lübeck u. a. O., wurde ſogar die ganze Anſichtsfläche aus glaſierten Steinen hergeſtellt. Weniger günſtige Wirkung wurde erzielt, wenn man, was ſeltener vorkam, nur die Öffnungen mit Glaſurſteinen einfaßte. So gut wie nie wurden vereinzelte Glaſurſtreifen als Flächenteilung oder als billiger Noterſatz für Geſimsgliederungen benutzt, und das mit gutem Grunde. Die

[205]) Nach: STEINBRECHT, C. Preußen zur Zeit der Landmeiſter. Berlin 1888. Fig. 87.

Farbe der alten Glafuren ift meift braun oder fchwärzlich grün. Sie find offenbar aus Rohftoffen hergeftellt, die in chemifchem Sinne nichts weniger als rein waren; daher zeigen fie fehr zum Vorteil der künftlerifchen Wirkung nicht die gleichmäßige Färbung eines Lacküberzuges, fondern fpielen felbft am einzelnen Stück in oft recht verfchiedenen Tönen.

c) Bemalung des Äufseren.

Häufiger als man im allgemeinen annimmt, bedeckte im Mittelalter farbige Bemalung auch das Äußere der Häufer. Backfteinbauten wurden vielfach von oben bis unten, meift ohne Berückfichtigung des Fugenfchnittes, mit dunklem, kräftigem Rot überzogen, und vom ruhigen Hintergrunde diefes Anftriches oder der fauber verfugten Backfteinfläche wurden die Gliederungen der Gefimfe und Öffnungen in lebhaften Farben — Weiß, Schwarz, Schweinfurtergrün, Ockergelb — abgehoben. Am füdlichen Rathausgiebel zu Frankfurt a. O., der noch dem Beginn des XIV. Jahrhunderts entftammen dürfte, hat man für die Betonung der Architekturteile ein einfacheres Verfahren befolgt; man hat die Maßwerke der großen Rofen und des wagrechten Friefes fchwarz, diejenigen der auffteigenden Pfeilerfüllungen durch Eintauchen in dicke Kalkfchlemme fchneeweiß gefärbt und letztere noch dadurch gehoben, daß man den Putzgrund hinter ihnen mit dunkelgrauer Farbe überzog (Fig. 260[206]). Zu diefer Färbung der Backfteinteile kommt dann überall weiter die fehr verbreitete Bemalung der geputzten Blenden ufw. mit allerlei Zierat, vor allem mit Maßwerk in kräftig roter und fchwarzer Farbe und mit lebhaft gefärbten Wappen, hinzu. 220. Bemalung von Backfteinbauten.

Auch im Putz- und Werkfteinbau hat das Mittelalter die dem heutigen Architekten anerzogene verftandesmäßige Verpflichtung, die verwendeten Bauftoffe frei zu zeigen, nicht gekannt, fondern unbekümmert überall zur Farbe gegriffen, wo fie künftlerifch erwünfcht erfchien. Der Putz behielt zwar meiftens den hellen Grundton; doch malte man gern Eckquadern Begleitlinien der vortretenden Architektur und ganze Friefe auf die hellen Flächen auf. Ähnlich wie im Backfteinbau wurden auch hier einzelne Teile, Fenfterumrahmungen ufw., als lebhafte Schmuckftücke reicher farbig von den Flächen abgefetzt. Bei größerem Reichtum der Mittel waren auch förmliche Bilder am Äußeren der Gebäude im Mittelalter nichts feltenes. Der riefige Goliath an einem Haufe zu Regensburg hatte jedenfalls fchon feine mittelalterlichen Vorbilder, wie auch die aus fpäterer Zeit fo vielfach erhaltenen Heiligendarftellungen. Der Geftaltungsreichtum des Mittelalters lebt fich in folchen farbigen Zieraten in ganzer Fülle aus: da find Darftellungen aus der Tierfabel angebracht oder einzelne Tiergeftalten, dort andere Figuren, welche irgendeine Hantierung treiben, und alles Denkbare und Undenkbare ift zum Schmuck der Hauswände herangezogen. Zur Herftellung diefes Schmuckes entwickelte fich auch fchon in gotifcher Zeit die Technik des Sgraffito oder Kratzputzes. Reiche fpät-gotifche Friefe in diefer Ausführung fanden fich an der Domherrenkurie zu Freiberg in Sachfen, reiche gotifche Architekturmotive an einem Haufe zu Eggenburg in Niederöfterreich. Zur freien Blüte und weiterer Verbreitung ift die Technik befonders in Böhmen und Schlefien, allerdings erft in der Zeit der Frührenaiffance, gekommen. 221. Bemalung von Putz- und Werkfteinbauten.

Die lebhafte Freude an der farbigen Erfcheinung führte aber auch oft dazu, ganze Gebäude mit farbigem Anftrich zu überziehen. Ob wir die in Miniaturen fich findenden Färbungen in Zinnoberrot und Azurblau ohne weiteres in

[206]) Nach eigener Aufnahme.

die Wirklichkeit übertragen dürfen, kann zunächſt vielleicht zweifelhaft erſcheinen. Das Vorkommen ſolcher Wandfärbungen im Inneren iſt aber ſicher. Und wenn wir insbeſondere in der ſpäteren franzöſiſchen Gotik glatte Quaderflächen mit kleinen plaſtiſchen Lilien beſäet, wenn wir das Stachelſchwein *Ludwig XII.* und ähnliche Motive teppichartig plaſtiſch über die Fläche ausgeſtreut finden, ſo liegt der Gedanke nahe, daß dieſe Wappenſchilder und die durch ſie geſchmückten

Fig. 260.



Südgiebel des Rathauſes zu Frankfurt a. O.
Nach der Wiederherſtellung durch den Verfaſſer.

Flächen auch in den Wappenfarben bemalt waren und daß, wie man heraldiſch gemuſterte Gewebe zu Gewändern verarbeitete, man auch die Häuſerfronten heraldiſch bemalte, wodurch dann das glänzende Blau oder Rot in der Erſcheinung herrſchend wurde. Allerdings ſind uns Belege für dieſe Art der Behandlung nicht erhalten. Häufig aber finden wir ganze Putz- oder Quaderflächen mit gleichmäßiger hellroter oder grauer, auch gelblicher Farbe angeſtrichen und dann meiſt mit einem regelmäßigen Netz von weißen, ſchwarzen oder roten

Quaderfugen überzogen, das ohne Rückficht auf die wirkliche Fugenteilung aufgemalt wurde. Auch ftilifierte Darftellungen von verzierten Quaderungen finden fich fchon vor. Gefimfe, Fenfter- und Türumrahmungen ufw. wurden dann gern mit lebhafter Bemalung als Schmuckteile hervorgehoben, grundfätzlich ebenfo, wie dies vorhin von den Backfteinbauten angeführt wurde, aber in reicherer Färbung, indem Zinnoberrot, Ultramarin und Hellblau, fowie Gold zu den dort genannten Farben hinzutraten. Grundfatz ift dabei, daß die Färbung die plaftifche Gliederung unterftützt derart, daß vortretende Glieder im allgemeinen heller, die Gründe, Hohlkehlen ufw. tiefer gefärbt werden. Von der Art, in der weitere gemalte Zierate die Flächen verzieren, giebt Fig. 261 [207]) mit einem Beifpiele aus Straßburg eine Anfchauung.

Hier ift der Grund mit abwechfelnd dunkelroten und gelben Quadraten gefüllt, welche von weißen, fchwarz gerandeten Bändern getrennt werden. Auf den Kreuzungsftellen diefer Bänder fitzen viereckige weiße Rofetten mit grünem Kern. Die Fenfteröffnungen find mit breitem, hellroten Streifen umzogen, der wieder durch ein weißes, fchwarz eingefaßtes Band nach außen begrenzt wird. Der Dachneigung folgend, zieht fich ein Fries entlang: auf fchwarzem Grund gelbe Ranken mit weißen, rot modellierten Blättern. Die Dreiecke der Giebelftaffeln tragen auf rotem Grunde fchwarz umrandete Tierfiguren in weißer und gelber Farbe. Mitten auf der fo behandelten Fläche war eine große Figur des Chriftophorus gemalt.

Fig. 261.



Bemalung eines Hausgiebels zu Straßburg [207]).

$^1/_{50}$ w. Gr.

Es ift befonders bemerkenswert, daß folche Malerei auch an einem in enger Gaffe ftehenden kleineren Haufe vorgefunden wurde. Daraus erhellt, daß folch farbiger Schmuck nicht nur an hervorragender Stelle üblich, fondern ganz allgemein verbreitet war. Dies entfpricht trefflich den uns überlieferten gleichzeitigen Äußerungen, welche das fröhliche und glanzvoll heitere Ausfehen der füddeutfchen Städte preifen.

Den höchften Reichtum der Erfcheinung ergab wieder die Verwendung figürlicher Darftellungen, die man in Verbindung mit architektonifchem Rahmenwerk zu verwenden liebte. Die Bemalung des Ulmer Rathaufes, neuerdings zum Teil wieder hergeftellt, ift das reichfte Beifpiel auf deutfchem Boden. Es entftammt zwar erft der Übergangszeit zur Renaiffance und beruht in den figürlichen Teilen auf Vorbildern *Burgckmayr*'s, behält aber im Zierwerke die Auffaffung der Spätgotik bei. Wir können es daher mit Fug und Recht noch dem Mittelalter zuzählen, wie überhaupt deffen Einfluß gerade in bezug auf Häuferbemalung nicht etwa mit der Einführung der „antiken" Formen aufhört, vielmehr in der Verteilung des Schmuckes und der Art der flächenhaften Stilifierung noch lange nachwirkt. Auch Wappenmalerei, die fich als Einzeldarftellung oder friesartig angeordnet häufiger findet, überzieht gelegentlich größere Flächen. Ein intereffantes Beifpiel ift der fog. Wappenturm in Innsbruck, welcher zwar nicht mehr im Original erhalten ift, von dem aber im dortigen Ferdinandeum zuverläffige Abbildungen zu fehen find. Der ganze Turm war mit Wappen bemalt, welche in regelmäßiger Feldereinteilung alle Flächen bedeckten.

207) Nach: Denkmalpflege 1900, S. 50. – Ein weiteres Beifpiel fiehe ebendaf. 1901, S. 32.

222. Bemalung von Fachwerkbauten. Einige Bemerkungen ſind noch anzufügen über die Bemalung des Fachwerkes[208]). Auch bei ihm wird das Auftragen von Farbe, die gleichzeitig zum Schutze der Holzteile diente, die Regel gebildet haben, wenngleich auch ab und zu der reine Holzton ſichtbar gelaſſen ſein mag. Immer aber ſind Holzwerk und Ausfüllung der Fache farbig getrennt, letztere durch Überziehen mit Kalkputz und heller Tünche gekennzeichnet. In Gegenden, wo man geringe Holzſtärken zu verwenden gewohnt iſt, vor allem am Rhein, liebt man es, die Gefache mit einem feinen roten oder ſchwarzen Strich in 2 bis 3 cm Abſtand vom Holzwerk zu umziehen; ſonſt bleiben die Flächen ohne Malerei, erhalten höchſtens einige leichte Verzierungen durch rautenförmig ſich kreuzende oder kleines Streuornament bildende Linien, die mit einem mehrſpitzigen Geräte in den feuchten Putz eingeritzt wurden. Die im Heſſenlande verbreitete Verzierung mit in den Putz eingeſchnittenen und farbig ausgemalten Blumenranken dürfte viel ſpäterer Zeit angehören, hat aber als urgeſunde und dankbare Zierweiſe ein gutes Anrecht auf die in neuerer Zeit ihr zuteil gewordene Wiederaufnahme. Lebhaft abſtechend alſo von dieſen hellen Füllungsflächen erhielt das bauliche Gerüſt meiſt einen kräftigen Farbenanſtrich, überwiegend rot, wobei gebrannter Ocker, Caput mortuum oder Ochſenblut als Farbſtoffe verwendet wurden. Auch pechſchwarzer Anſtrich des Holzwerkes findet ſich, und im rheiniſchen Fachwerkbau iſt die etwas mildere Wirkung kräftig gelben Ockers gleichfalls für dieſen Zweck beliebt. Auf der Grundlage dieſer ſtarken Töne werden dann die Gliederungen in der oben erwähnten Weiſe farbig abgehoben; vor allem aber wird ornamentale und figürliche Schnitzerei durch zierlich-glänzende Bemalung mit leuchtenden Farben in ihrer Wirkung geſteigert.

Als Bindemittel der Farben iſt in alter Zeit bei ſteinernem Untergrund wohl durchweg Kalk verwendet worden; auf Quaderſteinen bewirkt die Porigkeit des Untergrundes, auf Putzflächen dazu noch die chemiſche Verbindung des Kalkgrundes mit Erdfarben eine ausreichend feſte Bindung der Farben. Auch Holzwerk mag vielfach, wie noch heute im bäuerlichen Betriebe, mit Kalkfarbe angeſtrichen worden ſein, wobei allerdings eine gelegentliche Erneuerung nötig war. Feſtere Bindung erzielte man mit Ochſenblut (beſonders für rote und ſchwarze Töne), Milch- und Käſefarben, und letztere werden für die feinen Ausführungen an geſchnitztem und gemeißeltem Zierat die Regel gebildet haben.

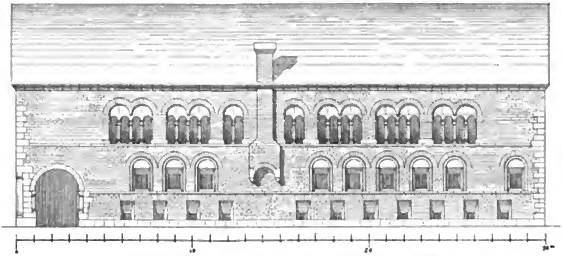
d) Gliederung durch Geſimſe uſw.

223. Sockel. Die ſolchergeſtalt gebildete Wand erhält nun weitere Teilung durch Geſimſe verſchiedener Art. Die entſprechenden Formen des Fachwerkbaues ſind ſo eng mit der werkmäßigen Ausführung verbunden, daß ſie oben ſchon beſprochen werden mußten. Im bürgerlichen Steinbau aber ſpielen die wagrechten Teilungen keine allzugroße Rolle. Ausladende Sockel werden manchmal, wenn auch in ſchlichten Formen, angewendet, häufiger aber und ſelbſt bei aufwändigen Bauten fortgelaſſen. Gelegentlich vertritt auch die Fügung ungewöhnlich großer Quader oder ſonſt ein Wechſel im Bauſtoff ihre Stelle, wie an der Anſicht des Stiftes von St. Gereon zu Cöln in Fig. 262[209]) zu ſehen iſt. Beſonders häufig ſind im Backſteingebiet einige Schichten von Granitfindlingen in dieſem Sinne verwendet worden. Ganz ausgeſchloſſen iſt die Anlage von Sockelgeſimſen naturgemäß an den auf ſteiler Höhe gelegenen Palasbauten, wie etwa am Landgrafenbau in Marburg

[208]) Vergl. hierüber den Vortrag von *G. Lübke* in den Verhandlungen des VII. Tages für Denkmalpflege zu Braunſchweig. Berlin 1906.

[209]) Nach: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Cöln u. Neuß. 1870–74.

Fig. 262.



Schlaſſaalbau des Stiftes von St. Gereon zu Cöln[209]).

(ſiehe die Tafel bei S. 80). Bei ſolchen Bauten wird dann wohl durch Böſchung des Unterbaues ein ſockelartiger Eindruck hervorgerufen. Geringeren Höhenunterſchieden der Bauſtelle pflegte man dagegen durch treppenförmige Abſätze des etwa vorhandenen Sockelprofils zu folgen, wie man es auch liebte, mittels ſolcher Sockelkröpfungen höher hinaufgreifender Teile Kellerfenſter und ſelbſt Türen in die Maſſe des Sockels mit hineinzuziehen.

Die Gurtgeſimſe haben durchweg nicht die Bedeutung wie in der Renaiſſancebaukunſt. Oft fehlen ſie gänzlich. Auch wenn ſie vorhanden ſind, bilden ſie nur feine Teilungslinien auf den durchaus überwiegenden Flächen. Sie betonen meiſt die Lage der Fenſterſohlbank, entweder an der ganzen Frontlänge durchlaufend oder auf die Fenſterbreiten beſchränkt; ſeltener und faſt nur neben dieſen „Kaffimſen“ dienen ſie, um die Balkenlagen im Äußeren anzudeuten oder um eine Fenſterkrönung zu bilden. In letzterem Falle werden ſie gern mit lotrechter Kröpfung neben dem Fenſterſturz ein Stück hinabgeführt, wodurch ſie weſentlich an Bedeutung gewinnen. Vergl. die Fenſtergruppen in Fig. 313 (S. 262). 224 Gurtgeſimſe.

Ihre Grundform iſt in romaniſcher Zeit eine ſtarke Platte, deren Unterkante meiſt durch irgendein Profil, Faſe, Kehle, Rundſtab, gegliedert und dann auch mit Ornament verziert ſein kann. In der gotiſchen Zeit iſt der übliche Waſſerſchlag die herrſchende Form und bietet ebenfalls in ſeiner unteren Kehlung Ge-

Fig. 263.

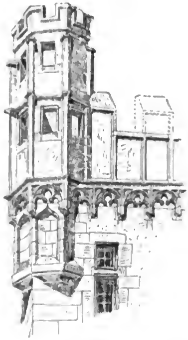


Geſims am Rathaus zu Breslau[210]).

210) Nach: Lutsch, H. Kunſtdenkmäler der Provinz Schleſien. Textband zum Tafelwerk. Breslau 1904.

legenheit, pflanzlichen und figürlichen Zierat anzubringen (Fig. 263[210]). An die Stelle der Gurtgesimse treten besonders im Ziegelbau auch Friese, die ohne Ausladung in die Mauerfläche eingelassen sind und, mit Glasur oder Malerei hervorgehoben, eine sehr kräftige Teilung der Wandflächen ermöglichen (siehe Fig. 260, S. 229).

Fig. 264.

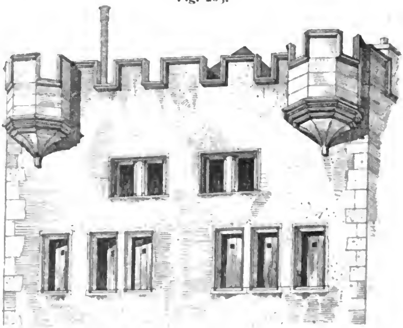


Ecktürmchen am „Steinernen Haus“ zu Frankfurt a. M.[211]).

225. Hauptgesimse.

Auch das Hauptgesims ist meistens nicht wesentlich stärker gegliedert, höchstens durch Hinzufügen einer hohen Platte als Auflager der Traufe kräftiger betont. Weitvortretende Holzgesimse über steinernem Unterbau sind weniger in Deutschland als in Italien beliebt, dort aber reich und fesselnd ausgebildet, indem man entweder die schrägvorstehenden Sparren durch unterlegte Hölzer verdoppelte und verdreifachte, oder indem man die Köpfe der Dachbalken wagrecht vorstoßen ließ, reichprofilierte und durch ebenso behandelte Sattelhölzer unterstützte. (Vergl. das Hauptgesims in Fig. 336.) Eine stark vortretende Steinkonstruktion, etwa durch große Profile oder durch große Kragsteine, gab man dem Hauptgesims nur, wenn es sich darum handelte, daß es einen ausladenden Gang, eine Galerie, oder sonst einen hervortretenden Bauteil tragen sollte. Als solcher bedeutsamer oberer Abschluß wurden in den verschiedensten Gegenden in rein dekorativer Absicht auch Zinnenkränze verwendet; so am sog. Nassauerhause in Nürnberg, in den Rathäusern zu Kalkar und zu Göttingen, an Patrizierhäusern Cölns usw. Ging man mit solchen Zinnenkränzen um eine freistehende Gebäudeecke herum, so war es geradezu Regel, dort ein kleines zierliches Ecktürmchen zur besonderen Betonung einzuschalten. Wir geben in Fig. 264[211]) eine der reizvollsten Lösungen dieser Art vom steinernen Hause in Frankfurt a. M., das sich der reiche Handelsherr *Johann von Mehlem* aus Cöln im Jahre 1464 errichtete; dazu als schlichtere Form den Dachabschluß eines Hauses aus Metz (Fig. 265[212]).

Fig. 265.



Von einem Hause zu Metz[212]).

[211]) Nach einem Aufsatz von *R. Jung* in: Denkmalpflege 1900, S. 29.
[212]) Nach: SCHMITZ, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen. Düsseldorf o. J. Bl. 13.

226. Plaſtiſche Zierate; Zieranker.

Als weitere Belebung der Flächen ſind noch anzuführen plaſtiſch dargeſtellte Wappen und die zur Benennung des Hauſes dienenden figürlichen oder ornamentalen Abzeichen, die ganz wie die gemalten Darſtellungen gleicher Art in freier Verteilung angebracht wurden. Eine Eigentümlichkeit einiger Gegenden beſteht ferner darin, daß man die eiſernen Anker, die an einzelnen Stockwerksbalken und Dachpfetten angebracht wurden, um die Wände am Ausweichen zu hindern, mit ihren Splinten außen an Wänden und Giebeln ſichtbar werden ließ und dann oft zu reicherem Zierat ausſchmiedete. Eine Reihe niederländiſcher Beiſpiele geben wir in Fig. 266 bis 272 nach älteren Aufnahmen *v. Eſſenwein*'s.

Fig. 266.



Fig. 267.



Fig. 268.



Fig. 269.



Fig. 270.



Fig. 271.



Fig. 272.



227. Verbindungsbogen.

Noch ſei, wenn auch nicht gerade zur Gliederung der Mauer gehörend, hier an die Tatſache erinnert, daß wir in Städten mitunter die gegenüberliegenden Häuſerreihen durch Bogen verbunden finden, welche den Zweck haben, das Überneigen der Hausfronten nach der Straße zu verhindern. Mitunter mag das ſtarke Vorkragen der Stockwerke von Anfang an Veranlaſſung gegeben haben, ſolche Vorſichtsmaßregeln anzuwenden; mitunter mag nachträglich die Hauswand ſich vorgebogen haben. Auch die Abſicht, unter ihnen Tore zum Abſchluß der einzelnen Stadtquartiere anzubringen, iſt ſicher oft der Grund für die Anlage dieſer Bogen geweſen, die wir geradeſo in kleinen deutſchen Städten finden, wie in Italien und im Orient. Mitunter dienten einzelne, in entſprechender Breite angelegt, auch dazu, eine Brücke über die Straße weg zur Verbindung der oberen Geſchoſſe zweier gegenüberliegender Häuſer herzuſtellen, obwohl man ſolche meiſt von Holz herzuſtellen vorzog, weil ſie ſich auch bequem wieder beſeitigen ließ, wenn die Verbindung wieder aufgehoben werden ſollte. Daß dieſe Bogen, oft in langen Reihen hintereinander wiederkehrend, zur maleriſchen Erſcheinung der Städte recht weſentlich beitragen, bedarf keiner beſonderen Erwähnung; ebenſo iſt ihre Wirkung für die Ruhe des Stadtbildes ſehr wertvoll, wenn ſie an der Einmündung von Seitenſtraßen ſich in die Flucht der Hauptſtraße einfügen, und in dieſem Sinne muß man ihr Verſchwinden aus den modernen oder moderniſierten alten Städten lebhaft bedauern.

5. Kapitel.

Wandöffnungen.

a) Türen.

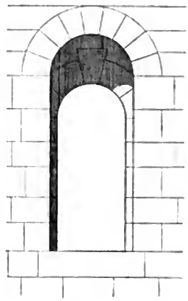
228. Türen einfacher Art.

Die weſentlichſte Grundlage für die künſtleriſche Durchbildung der auffteigenden Mauermaſſen bildet die Anordnung und Durchbildung der Öffnungen, der Türen und Fenſter, von denen wir die erſteren zunächſt behandeln wollen. Entſprechend den recht einfachen und engen Verhältniſſen der frühen Zeit ſind die romaniſchen Türen des Profanbaues meiſt beſcheidener Art. Sie dienen weſentlich nur dem Gebrauchszweck; reichen Schmuck, wie er im kirchlichen Bauweſen zur künſtleriſchen Vorbereitung auf das Innere mit vielfachen Säulenabſätzen, mit Ornamentumrahmung und Bildwerken eine ſo große Rolle ſpielt, findet man bei ihnen kaum. Auch große Torwege, die als Einfahrt dienen, ſind meiſtens ohne anderen Zierat, als ihre ſorgfältige Ausführung zu geben vermag. An Wehrbauten ſind für die Torumrahmungen Boſſenquader beſonders beliebt. Höchſtens tritt hierzu die Betonung der Kämpferlinie durch ein mehr oder weniger reich gegliedertes Geſims und die Brechung der Öffnungskante durch ein ſchlichtes Profil oder ein einzelnes Säulchen. Beiſpiele der einfachſten Art ſind an den Anſichten des Palas der Wartburg (ſiehe Fig. 56, S. 72) und am Kloſter St. Gereon zu Cöln (ſiehe Fig. 262, S. 232) zu finden. Etwas aufwändigere Behandlung zeigt die im vorhergehenden Hefte dieſes „Handbuches“ (1. Aufl.: Fig. 141, S. 206) angegebene Eingangstür der Salzburg. Die Türen, welche nur dem Fußgängerverkehr dienen, ſind nach den uns geläufigen Begriffen vor allem auffallend klein. Dabei mag das praktiſche Streben nach wirkſamem und leichtem Schutz – ſowohl gegen Feinde, wie gegen die Unbilden der Witterung – eine große Rolle ſpielen; unverkennbar iſt aber für Innenräume auch die große Behaglichkeit, das Gefühl wohnlicher Abgeſchloſſenheit, das

Fig. 273.

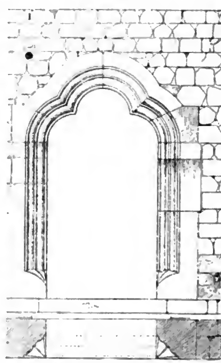


Fig. 274.



Tür der Burg Landeck[213].
1/40 w. Gr.

Fig. 275.



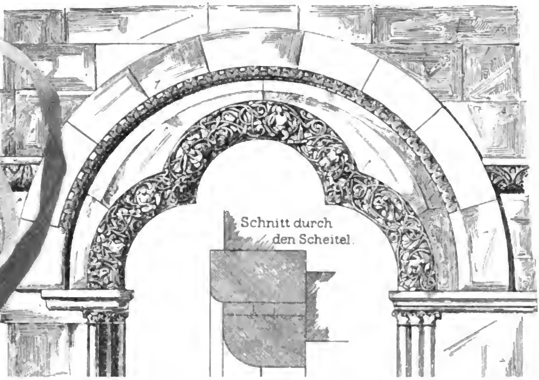
Tür am Palas zu Münzenberg[214].
1/30 w. Gr.

213) Nach: Naeher, J. Die Burgen der rheiniſchen Pfalz. Straßburg 1887.

214) Nach: Moller, a. a. O.

durch die möglichft geringe Durchbrechung der abfchließenden Wände erzeugt wird. Man ging in diefer Maßbefchränkung im Mittelalter häufig, auch wenn Sicherheit und Verteidigungsfähigkeit gar nicht in Frage kommen, fo weit, daß hochgewachfene Perfonen nur in geneigter Haltung durch eine folche Tür eintreten konnten, und man hat offenbar derartige kleine Unbequemlichkeiten als unerheblich gegenüber dem ebenberührten künftlerifchen Vorteil angefehen. Sind folche kleine Türen im Bogen gefchloffen, fo liegt regelmäßig der Kämpfer des Bogens unter Kopfhöhe, und gefchloffene Bogenfelder, wie fie kirchliche Portale fo häufig zeigen, find im Profanbau kaum nachzuweifen. Wir geben eine Tür aus Burg Landeck, wo fie im Hauptturm der Burg in 9,00 m Höhe über dem Erdboden fitzt (Fig. 273 u. 274[213]).

Fig. 276.



Tür am Palas zu Gelnhaufen[215]).

1/25 w. Gr.

Sie hat eine lichte Weite von 0,75 m und eine Scheitelhöhe von 1,53 m, ift im Äußeren mit Buckelquadern eingefaßt. Im Inneren ift der Türbogen erheblich höher geführt, fo daß ein rechteckiger Türflügel als Verfchluß Platz fand. Vor der Tür ftehen zwei Konfolen unter der Schwelle aus der Wand hervor. Sie trugen wohl die Hölzer eines leichten Laufganges, der von einem Nachbargebäude aus den Zutritt ermöglichte und in Zeiten der Gefahr leicht zerftört werden konnte.

Daß der Zugang zu einem reichen Klofter ebenfalls ohne großen Prunk geftaltet wurde, zeigt Fig. 11 (S. 29). Die Breitenmaße find noch etwa die gleichen, wie wir fie heutzutage für eine Haustür verwenden; die fchweren Sockelgefimfe des Baues find um die Öffnung herumgeführt und ergeben eine fehr wuchtige Umrahmung.

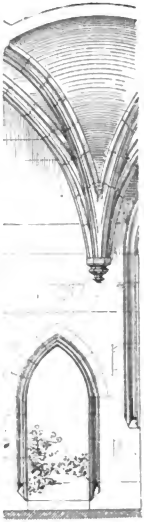
229. Türen zu Münzenberg und Gelnhaufen.

Reichere Behandlung haben in fpät-romanifcher Zeit die Türen erfahren, die fozufagen dem öffentlichen Verkehr an den kaiferlichen und fürftlichen Palasbauten

[215]) Nach: Denkmäler der Baukunft. Herausgegeben vom Zeichenausfchuß der Studierenden der Kgl. techn. Hochfchule zu Berlin. Abt. I. Jubiläumslieferung Nr. 26, Taf. 8.

dienten. Fig. 275[214]) zeigt die untere Eingangstür zum Palas in Münzenberg; ſie iſt im Kleeblattbogen geſchloſſen, mit weichen Karniesprofilen umzogen, die unten bogenförmig in das Viereck überführt ſind. Eines der reichſten Beiſpiele iſt die Eingangstür zum Palas in Gelnhauſen (Fig. 276[215]), bei der ſich über einem dreifach mit Säulchen beſetzten Gewände innerhalb eines umfaſſenden Rundbogens ein reichverzierter Kleeblattbogen als oberer Abſchluß findet. Wie eine vereinfachte Nachbildung dieſer Prachttür erſcheint der mittlere Eingang in das Rathaus zu Gelnhauſen (Fig. 207), wieder mit einem Kleeblattbogen geſchloſſen.

Fig. 277.

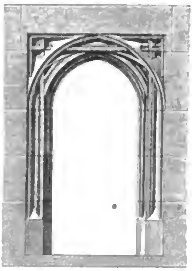


Törchen im Franziskaner-Kloſtergang zu Bozen.
1/50 w. Gr.

230.
Kleinere Bogentüren gotiſcher Zeit.

Auch in der gotiſchen Zeit iſt die Umrahmung der kleineren Bogentüren mit ſchlichtem Profil durchaus die Regel. Gegen die älteren Formen verändert ſich, abgeſehen von der Spitzbogenform der Öffnung, die Art der Gliederung zu größerer Zierlichkeit und Schärfe, wie dies Fig. 277, ein Pförtchen aus dem Franziskanerkloſter zu Bozen zeigt. Dazu kommen dann in der Zeit der Spätgotik die Bereicherungen, die ſich aus der Überſchneidung und Durchdringung verſchiedener Profile ergeben. Sie treten zuerſt am Kämpfer und am Bogenſcheitel auf, ſchießen aber ſchließlich nicht ſelten auch über die Bogenlinie hinaus zu einer viereckigen Umrahmung zuſammen, wie in Fig. 278[216]), einer Pforte im Südflügel des Kreuzganges zu Bebenhauſen. Anderweitige Bereicherung entſteht dadurch, daß über dem ſo abgeſchloſſenen Türbogen figürliche oder ornamentale Zierwerke, Wappen uſw., in ſelbſtändiger Umrahmung als Krönung der Tür ſich aufbauen. So am Treppeneingang des Rathauſes zu Marburg, wo im unteren Felde des Auſſatzes das Stadtwappen und der Namenszug der Stadt, von einem Affen getragen, darüber das landgräfliche Wappen, von der heiligen Eliſabeth beſchützt, in prächtiger, lebensfriſcher Modellierung erſcheinen (Fig. 279[217]).

Fig. 278.



Pforte im Kreuzgang zu Bebenhauſen.
1/50 w. Gr.

231.
Türen mit Sitzniſchen.

Eine ganz beſondere Form hat ſich ſodann in manchen deutſchen Städten gebildet durch die Gewohnheit, nach vollbrachter Tagesarbeit vor der Haustür ſich aufzuhalten, mit dem Nachbarn und den Vorübergehenden Zwieſprache und Nachrichtenaustauſch zu pflegen. In manchen, beſonders norddeutſchen Städten führte dies zur Anlage von erhöhten Sitzplätzen vor dem Hauſe, den ſog. Beiſchlägen; anderwärts, beſonders in Oberſachſen, zog man kleine, halbrund vertiefte Sitze in den Aufbau der Tür hinein. Die ältere Form mag diejenige ſein,

216) Nach: Paulus, E. Die Ciſterzienſer-Abtei Bebenhauſen. Stuttgart 1886. S. 130.

217) Nach eigener Aufnahme.

die wir an der fog. Probftei des Domes zu Meißen finden (Fig. 280[215]) mit Sitznifchen, die fich feitlich neben dem Portal in die Wand einlegen. Diefe ganze Türanlage gibt im übrigen ein Bild von der reichen und hochentwickelten Formenwelt, mit der die fpät-gotifche Kunft kurz vor dem Aufkommen der Renaiffance, und wahrfcheinlich fchon durch deren Wettbewerb angeregt, folche neue Aufgaben zu löfen unternahm.

Allgemeiner üblich wurde es aber, die Sitznifchen mit dem Gewände der

Fig. 279.



Tür am Rathaus zu Marburg[217]).

Tür zufammenzuziehen, wie dies an einem Haufe zu Naumburg gefchehen ift (Fig. 281[218]), das auf dem rechtsfeitig angebrachten, zierlich in Art eines Baldachins fkulpierten Kämpferftein die Jahreszahl feiner Erbauung — 1520 — trägt.

Neben der in ganzer Höhe geöffneten Bogentür finden fich dann gegen Schluß der gotifchen Zeit gelegentlich auch Portale größerer Breite mit gefchloffenem Bogenfeld. Sie unterfcheiden fich aber von den gleichartigen Kirchenportalen dadurch, daß der bei jenen unerläßliche Mittelpfoften fehlen muß, um eben das Durchfahren zu ermöglichen. Infolgedeffen wurde der für die größere 232. Größere Bogentüren.

Fig. 280.

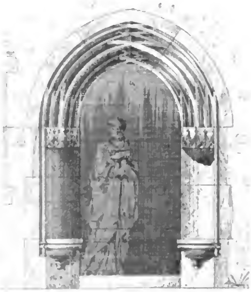


Eingang der Propftei bei Meißen[219]).

freie Spannung nicht vertrauenswürdige gerade Sturz durch den Flachbogen erfetzt.

Fig. 282 zeigt eine der Bogentüren, wie fie *Hans Behaim* gegen das Jahr 1500 in Nürnberg am Rathaus, am Mauthaus und an der fog. Kaiferftallung, einem alten Kornhaufe, gefchaffen hat. Die Tür von 2,30 m Weite und nahezu 3,00 m Höhe ift mit breitem Umrahmungsprofil umzogen, das in der Anordnung feiner beinahe in einer Flucht liegenden Rundftäbe auf die Erzielung der reichften Durchfchneidungen angelegt ift (Fig. 283). Auch die Betonung und zierliche Ausbildung des Sockelteiles ift bezeichnend für die Kunftweife jener Zeit; von der äußerft frifchen und lebhaften Behandlung der im Bogenfeld dargeftellten Wappenfchilder kann unfere kleine Abbildung leider kaum eine genügende Anfchauung geben.

Fig. 281.



Tür an einer Domherrenkurie zu Naumburg[219]).

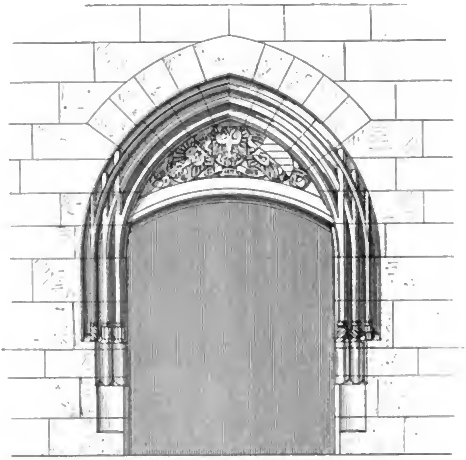
1/50 w. Gr.

Bedeutendere Wucht erhält der Umriß des Tores, wenn fich ihm, ähnlich wie bei kirchlichen Hauptportalen, eine Krönung durch Giebel oder Wimperg auffetzt. Die Beifpiele hierfür find aus früheren Zeiten

219) Nach eigener Aufnahme.

recht ſpärlich; in der Spätgotik dagegen tritt ſolche Bereicherung nicht ſelten ein, am liebſten in der Form eines geſchweiften Kielbogens, der mit Krabben und Kreuzblumen reich beſetzt wird. Wir geben als eines der ſchönſten deutſchen Beiſpiele den Haupteingang der ſog. Univerſität, des alten Collegium majus, zu Erfurt (Fig. 284[216]).

Fig. 282.

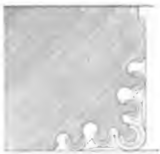


Anſicht.

$^{1}/_{50}$ w. Gr.

Fig. 283.

$^{1}/_{25}$ w. Gr.



Gewände-gliederung.

Bogentor am Rathaus zu Nürnberg.

Der norddeutſche Backſteinbau hat im Beginne der gotiſchen Zeit für profane Tore, wenn ſie einen höheren Eindruck erzielen ſollten, gern den düſteren Ernſt des Granitbaues zu Hilfe genommen. Fig. 285 zeigt den Eingang zum Hochſchloß der Marienburg, im Gewände und inneren Bogenteil aus großen 233. Tore im Backſteinbau.

ſehr ſorgſam bearbeiteten Granitquadern errichtet. Ein umgelegter Kleeblattbogenfries aus Backſtein, deſſen Hintergrund mit Putz überzogen iſt, und einige Flachſchichten umrahmen den Bogen und geben dem Ganzen einen leichten Schmuck, ohne den Eindruck ernſter Zurückhaltung zu ſtören. Die mächtig hohe Niſche, an die »hohe Pforte« altorientaliſcher Palaſtbauten anklingend, ſteigert den Eindruck des nur mäßig großen Tores zu überwältigender Größe.

Fig. 284.



Eingangstür der ſog. Univerſität zu Erfurt[218]).

In der Spätzeit liebte auch der Backſteinbau eine reichere Geſtaltung der Portale. Fig. 286 u. 287[219]) geben den oberen Teil des weſtlichen Eingangstores am Neuſtädter Rathaus zu Brandenburg. Auch hier iſt durch Unterſetzen eines Stichbogens unter den Spitzbogen ein Bogenfeld gebildet, welches mit einer aus Ton gebrannten Maßwerkfüllung verſehen iſt, die durchbrochen den mit Putz überzogenen Grund hindurchſcheinen läßt. Ähnlich behandelte Zwickel vervoll-

[219]) Nach: ADLER, F. Backſteinbauwerke des preußiſchen Staates. Berlin 1862–98.

ſtändigen den Umriß des oberen Portalteiles zu einem geſchloſſenen Rechteck, und eine reiche Bemalung in hellen, glänzenden Farben hob im Gegenſatz zu dem dunkel gefärbten Putzgrund die Zierlichkeit der reichen Schmuckteile noch mehr hervor.

Neben den Bogentüren von geringer Breite finden ſich ſolche mit geradem Sturz, oft in der einfachſten Weiſe behandelt, wie die Anſichten in Fig. 165 bis 167 (S. 153 ff.) zeigen. Eine Umrahmung mit einfachem Kantenprofil kommt nicht ſelten hinzu und wird gelegentlich auch durch Kapitellbildungen in den Gewänden bereichert. (Vergl. Fig. 288[220]). **234. Türen mit geradem Sturz.**

Fig. 285.



Eingang zum Hochſchloß der Marienburg.

Eine beſondere und viel verwendete Form bildet ſich dann dadurch heraus, daß man die freie Länge des geraden Sturzes durch eine Auskragung verringert. Das ſchöne ſpät-romaniſche Portal vom ſog. Pfarrhauſe in Gelnhauſen (Fig. 289[221]) zeigt, wie bei dieſem Motiv die kräftige Gewändegliederung um den Kragſtein herumgezogen iſt. In ſpäterer Zeit iſt es üblicher, den Kragſtein in den Winkel des rechteckig herumgeführten Gewändes als ſelbſtändiges Glied einzuſetzen (Fig. 290[222]). Sehr beliebt und häufig iſt bei den rechteckig geſchloſſenen Türen ferner eine ſchmuckreichere Behandlung des Türſturzes, ſei es, daß er mit ein-

[220]) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VII, S. 465.

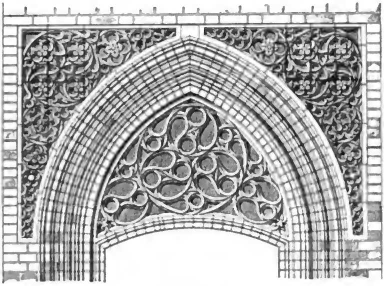
[221]) Nach eigener Aufnahme.

[222]) Nach: Schmitz, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen. Düſſeldorf o. J. Bl. 42.

geblendetem Zierbogen an die Form der gewölbten Tür ſich anſchließt (Fig. 291[222]), oder daß er mit Wappen, Maßwerk oder ſonſtigem Ornament in rechteckiger Umrahmung verziert wird (Fig. 292[223]).

Sehr reiche Geſtaltungen werden dann in der Spätzeit des XV. Jahrhunderts gebildet durch Vermehrung der Umfaſſungsprofile und durch Ausbildung ver-

Fig. 286.



Anſicht.

1/40 w. Gr.

Fig. 287.

1/10 w. Gr.



Gewändegliederung.

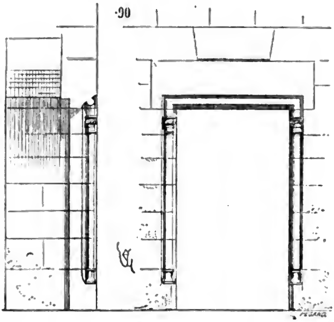
Vom Eingangstor des Neuſtädter Rathauſes zu Brandenburg[217]).

wickelter Überſchneidungen, ſowie anderen Schmuckes auf dem Türſturz. Zu den einfacheren dieſer Art gehört noch Fig. 293 von einem Hauſe in Krakau, bei welchem ſich die Anordnung ſehr kräftiger Kragſteine mit dem Formengedanken der Profilüberſchneidungen verbindet; durch treppenförmige Emporführung iſt die Gliederung zu einem ſehr wirkungsvollen oberen Abſchluß gebracht. Überhaupt haben dieſe oberen Abſchlüſſe den Steinmetzen Gelegenheit gegeben, die

[223]) A. a. O., Bl. 63.

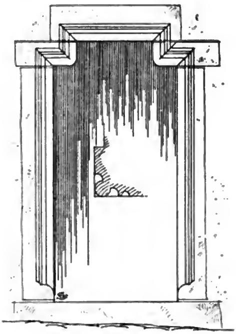
Überſchneidungen der Profile durch eigenartige Führung der Linien im höchſten Maße zu bereichern und ihre Kunſt ſo in ſehr auffälliger Weiſe glänzen zu laſſen. Wir geben in Fig. 294 einen ſolchen Sturz aus dem Schloſſe zu Krakau, einen

Fig. 288.



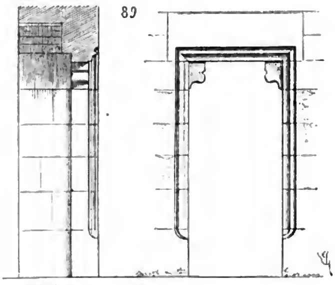
Tür zu Pierrefonds[220]).

Fig. 289.



Tür zu Gelnhauſen[221]).

Fig. 290.



Tür aus dem XIV. Jahrhundert[220]).

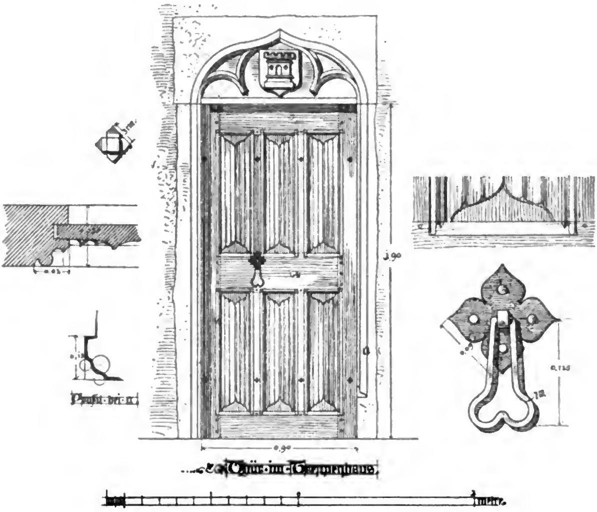
ca. $^1/_{50}$ w. Gr.

der reichſten ſeiner Art, an dem der Übergang dieſer Zierweiſe in eine Art geometriſchen Flachornaments deutlich zutage tritt. Fig. 295 gibt einen Sturz aus dem Rathaus zu Krakau wieder, an dem ſich zu den faſt ebenſo reichen Ver-

ſchlingungen des Mittelteiles die Verwendung von Wappen als Zierat der Ecken geſellt.

Ein viertes Krakauer Beiſpiel von einer Tür, welche ſich jetzt im Collegium Jagellonicum befindet (Fig. 296), zeigt wieder dasſelbe Profil und die gleichen Verſchneidungen; als weitere Verzierung iſt ein niedriger Wimperg in Form des gedrückten Kielbogens mit zwei Fialen hinzugekommen und in der ganz fabelhaft ausgebildeten Meißeltechnik jener Zeit zu der größten Feinheit durchgebildet.

Fig. 291.



Vom Schloß zu Anſerweiler[222]).

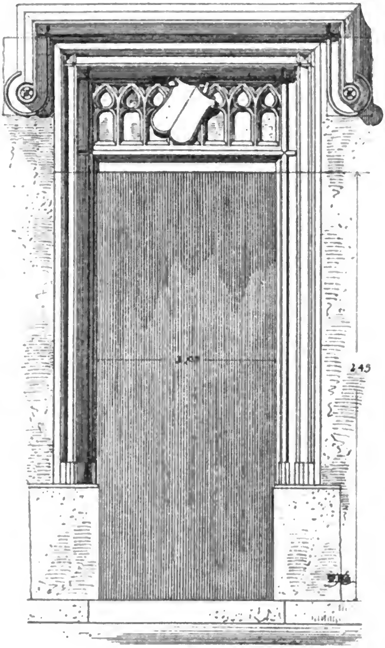
b) Fenſter.

235. Fenſterform abhängig vom Lichtbedürfnis und vom Verſchluß.

Die Anlage der Türen iſt, wenn wir vom Schmuckwerk abſehen, nach Form und Größe durch den Gebrauchszweck klar gegeben geweſen. In der Breite und Höhe der Öffnung für einfache Türen einerſeits und Einfahrten andererſeits haben ſich ſeit den älteſten Zeiten kaum Änderungen ergeben, und nur die künſtleriſche Ausgeſtaltung wechſelt je nach dem Geſchmack der Zeit und nach Maßgabe der vorhandenen Mittel. Anders iſt es mit der Anlage der Fenſter. Sie bilden, wie wir am Eingang unſerer Beſprechung geſehen haben, keinen Beſtandteil des urtümlichen Hauſes, ſind vielmehr eine von Süden her eindringende Neuerung, und

wie noch heutzutage auf dem Lande ſo manches Bauernhaus eine fenſterloſe Küche beſitzt, die ein nicht einmal ſpärliches, ſondern voll genügendes Licht nur durch die Öffnung der zum Rauchfange ausgebildeten Decke erhält[224]), ſo werden wir eine ſolche Einrichtung des Hauptraumes im Mittelalter als ſehr häufig voraus-

Fig. 292.



Tür zu Vaux[223]).

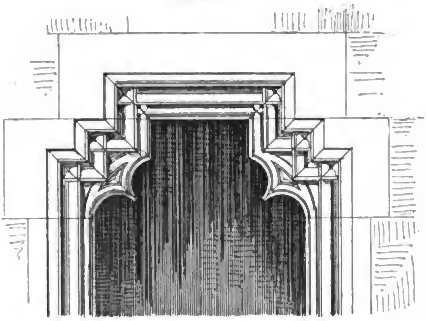
1/25 w. Gr.

ſetzen können. Das Fenſter ſetzte ſich uralter Sitte gegenüber erſt mit der Zeit durch. Demgemäß entwickelte ſich aus ſehr einfachen Anfängen erſt allmählich

[224]) Vergl.: Das Bauernhaus im deutſchen Reiche und in ſeinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Verband der deutſchen Architekten- und Ingenieurvereine. Leipzig 1906. – Die aus der Provinz Brandenburg (Bl. 4 u. 5) an öſtlich der Oder gelegenen Beiſpielen dargeſtellte Küchenanlage iſt auch weiter weſtlich, z. B. in der Nutheniederung dicht bei Berlin, noch heute nicht ſelten.

zu der bedeutenden und reich ausgeſtatteten Lichtquelle, als die wir es am Schluſſe des Mittelalters vorfinden. Von großem Einfluß war dabei das Bedürfnis nach Lichtzufuhr, das je nach Zeit und Gelegenheit ſtark wechſelte. Es war im allgemeinen, je mehr wir in die Anfänge der Entwickelung hinaufſteigen, geringer

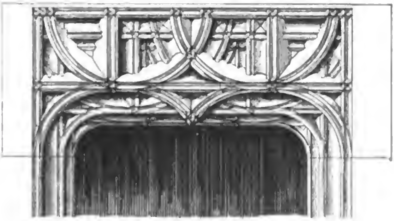
Fig. 293.



Von einem Hauſe zu Krakau.

$^1/_{20}$ w. Gr.

Fig. 294.

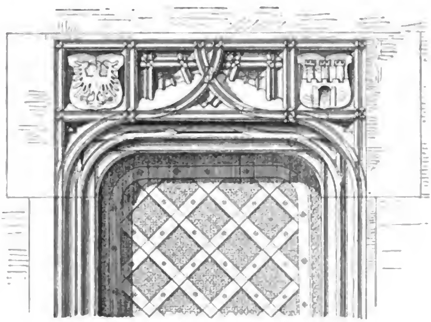


Vom Schloß zu Krakau.

$^1/_{20}$ w. Gr.

als heutzutage, entſprechend der geringeren Wichtigkeit, welche das Leſen und Schreiben, ſowie ſonſtige feinere Hantierung dazumal beſaß. Dabei ſind indeſſen ſtarke Unterſchiede noch inſofern zu bemerken, als für die Prunkſäle fürſtlicher Hofhaltungen und ähnliche Räume von vornherein eine größere Lichtfülle gefordert wurde als für Wohnzimmer, wo man mit Rückſicht auf die durch die Fenſter eindringende Winterkälte gern auf größere Helligkeit verzichtete. Dabei

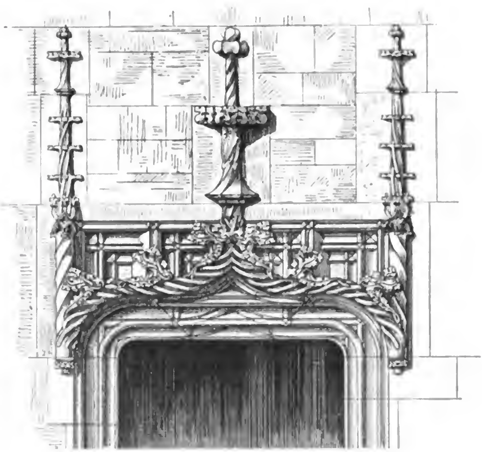
Fig. 295.



Vom Rathaus zu Krakau.

$^1/_{20}$ w. Gr.

Fig. 296.



Vom Collegium Jagellonicum zu Krakau.

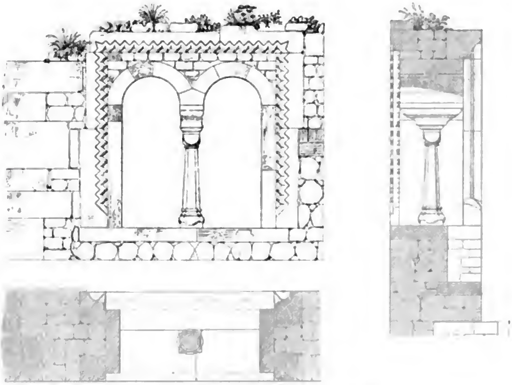
$^1/_{20}$ w. Gr.

ſteht ferner die Entwickelung des Fenſters in engem Zuſammenhange mit der Ausbildung ſeines Verſchluſſes; es iſt daher nötig, gleich hier bei Beſprechung der Fenſterformen auf die Fenſterverſchlüſſe Rückſicht zu nehmen.

236. Palasfenſter ohne jeden Verſchluß.

Völlig frei und ohne Verſchluß hat man bei den Palasbauten der älteren Zeit die Lichtöffnungen in Art reicher Säulengalerien angelegt, eine ſchöne Form, bei der man zweifelhaft ſein kann, ob ſie überhaupt als Fenſter oder als Laube zu bezeichnen iſt. Wir haben die Gründe, aus denen man den mangelhaften Schutz gegen Witterung damals eher ertrug, bei Beſprechung dieſer Bauten berührt, und führen hier einige Beiſpiele im einzelnen vor, an denen man das Fehlen jeder Verſchlußvorrichtung mit Sicherheit feſtſtellen kann.

Fig. 297.



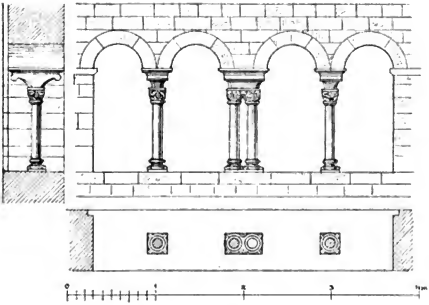
Vom älteren Palas zu Münzenberg[226]).

1/40 w. Gr.

Fig. 297[226]) gibt eine Fenſteröffnung aus dem romaniſchen Palas der Burg Münzenberg. Stark verjüngte Achtecksſäulchen tragen mit weitausladendem Kämpferſtein die ſchlichten Fenſterbogen. Die ganze Gruppe wird auf beiden Seiten der Wand von einer reich profilierten Rechtecksniſche umzogen. Die hier und auch an der oberen Fenſterreihe des Palas der Wartburg (Fig 298[225]) verwendeten kräftig vortretenden Säulenaufſätze ſind gerade im XI. und XII. Jahrhundert aus den ſchüchternen Anfängen altchriſtlicher Zeit zur Bildung reicherer Fenſter ausgeſtattet worden; insbeſondere in der perſpektiviſchen Anſicht wirken ſie ſehr maleriſch durch den Gegenſatz zwiſchen den dünnen Stützen und der ſchweren Bogenarchitektur, zwiſchen denen ſie die Vermittelung bilden. Fig. 46 (S. 54) u. 105 (S. 116) zeigen ihre ſtarke perſpektiviſche Wirkung; Fig. 24 u. 25

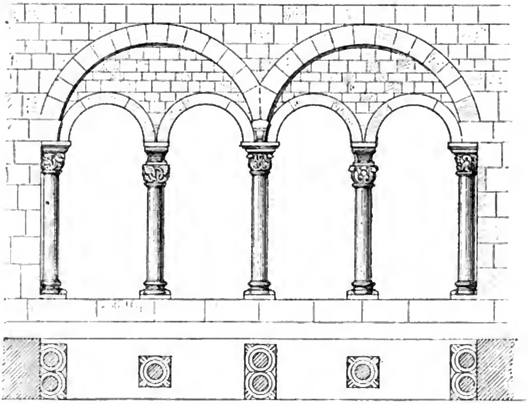
[225]) Nach der in Fußnote 55 (S. 71) angeführten Quelle.
[226]) Nach: MOLLER, Denkmäler der deutſchen Baukunſt. Darmſtadt 1851. Bl. III.

Fig. 298.



Fenſter im Obergeſchoß [225]).

Fig. 299.

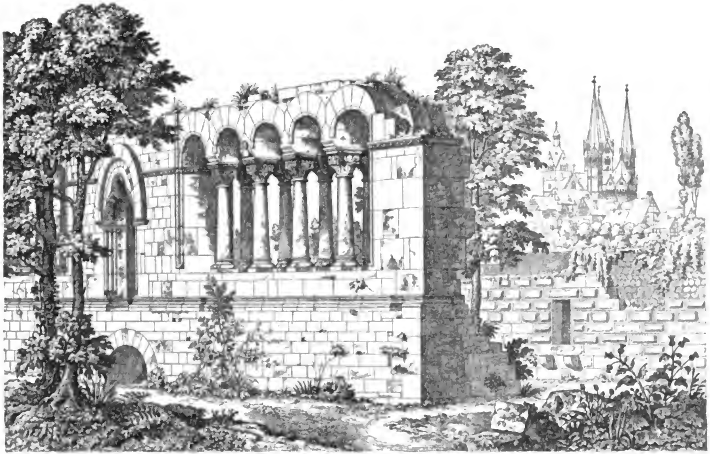


Fenſter im Untergeſchoß [225]).

Vom Palas der Wartburg.

1/50 w. Gr.

Fig. 300.

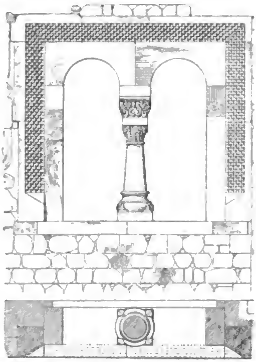


Vom Palas zu Gelnhaufen[220]).

(S. 42) veranſchaulichen zugleich, wie durch die Zutat phantaſtiſch-ſymboliſcher Tierfiguren dieſe Wirkung noch erhöht wird.

Die Aufgabe, die Bogenöffnungen ſchwerer Umfaſſungswände auf leichten Säulenſtützungen ruhen zu laſſen, iſt aber auch noch in anderer Weiſe gelöſt worden. In Fig. 299[225]) ſind die unteren vierteiligen Fenſter vom Wartburg-palas dargeſtellt. Bei ihnen iſt der mittlere Stützpunkt durch Verdoppelung der Säule verſtärkt und trägt mit Hilfe eines leichten Kragſteines zwei Umfaſſungs-bogen in der ganzen Stärke der Wand, in welche die Bogen der einzelnen Fenſter-öffnungen nur als leichte Zwiſchenteilung eingeſetzt ſind. Am reichſten aber wird die Anordnung ſolcher Fenſter, wenn ihre Säulchen, wie in den Ruinen des Palas zu Gelnhauſen (Fig. 300[226]) der Mauerſtärke entſprechend in doppelter Reihe hintereinander ſtehen. In dieſer Löſung iſt der lebhafte Gegenſatz, den die feingeglie-derte Fenſteröffnung zum ſchweren Mauer-werk der Wände bildet, durch das feine Abwägen aller Verhältniſſe zum Ausdruck des ruhigen und edelſten Gleichmaßes ab-geklärt. 237. Gruppenfenſter.

Fig. 301.



Vom älteren Palas zu Münzenberg[226]).
1/50 w. Gr.

Aber nicht für alle Räume begnügte man ſich mit ſolchen, höchſtens durch Vor-hänge zu verſchließenden Öffnungen; man ſtrebte vielmehr in allen Wohnräumen nach einem beſſeren Schutz gegen die Witterung, auch wenn man die künſtleriſch ſo dankbare Form des durch freie Säulchen geteilten Gruppenfenſters beibehielt. Das Mittel dazu boten zunächſt hölzerne Läden, die hinter den Säulen hindurch gegen einen glatten Anſchlag des Mauerwerkes ſchlugen und bei breiten Fenſtern aus mehreren, mit eiſernen Gelenkbändern verbundenen Flü-geln beſtanden[227]). 238. Fenſterverſchluß durch Holzläden.

Daß ſie früher vorhanden waren, wird oft nur durch die noch in der Wand ſteckenden Kloben, in denen ſie hingen, oder auch nur durch die Löcher, in denen dieſe einſt ſaßen, bezeugt, wie an dem Fen-ſter zu Münzenberg, das wir in Fig. 302[226]) geben. Häufiger aber ließ man den Laden nicht flach gegen die Mauer, ſondern in einen rechteckigen Falz ſchlagen, der dann niſchenartig das Fenſter umzieht, wie bei den Münzenbergſchen Fenſtern in Fig. 301 u. 303[226]) im Grundriß zu ſehen iſt.

Bezeichnend für die architektoniſche Geſinnung des Mittelalters iſt, daß dieſe unteren Fenſter zu Münzenberg zwar ein Lichtmaß zeigen, welches demjenigen der oberen Fenſter genau entſpricht, aber durch größere Breite des Gewändes und ſtärkere Mittelſäule zu weſentlich ſchwererem Eindruck entwickelt ſind. Sehr bezeichnend für das XII. Jahrhundert ſind auch die breiten Profilumrahmungen dieſer Fenſter, deren Gliederungen hier durch Schachbrettmuſter und Zickzack-

[227]) Näheres über die Einrichtung ſolcher alter Fenſterverſchlüſſe findet man zuſammengeſtellt in: Ostendorf, F. Über den Verſchluß des Profanfenſters im Mittelalter. Zentralbl. d. Bauverw. 1901, S. 177 ff.

Fig. 302.

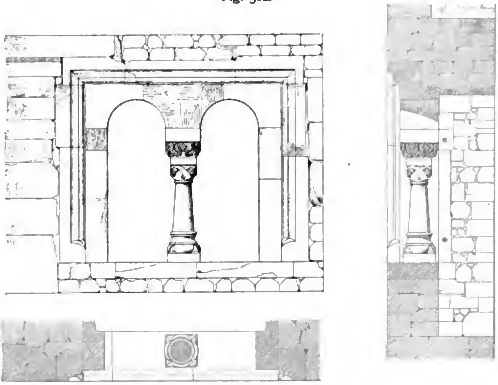
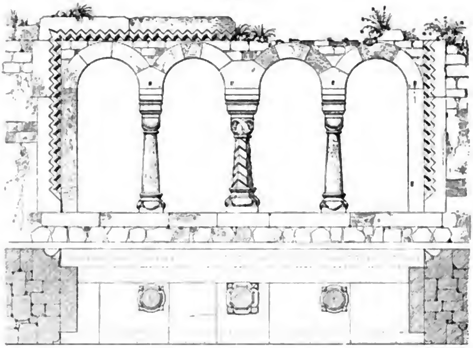


Fig. 303.



Vom älteren Palas zu Münzenberg[224]).

$\frac{1}{50}$ w. Gr.

verzierung belebt, anderwärts, wie z. B. an dem in Art. 102 (S. 119) befprochenen Haufe zu Metz, mit zierlichem Blatt- und Rankenwerk gefchmückt find.

Um beim Auffchlagen der Läden nicht behindert zu fein, war es üblich, entweder den inneren Fenfterfturz bogenförmig zu größerer Höhe als außen zu

führen oder aber ihm geradlinig-wagrechte Form zu geben. In Fig. 302 iſt ſolch wagrechter Sturz in einfachſter Weiſe durch Einlegen einer hölzernen Bohlenlage hergerichtet. Ähnlich hat man auch am Rathauſe zu Dortmund die innere Fenſterniſche mit Holz abgedeckt.

Fig. 304.

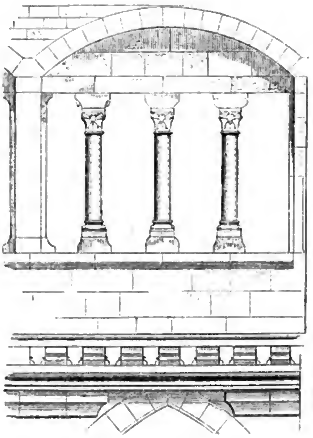
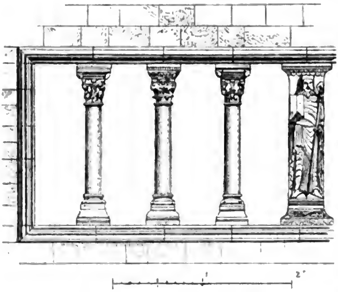


Fig. 305.



Vom Rathaus zu St.-Antonin [228]).

239. Fenſter zu St.-Antonin und Münzenberg.

Fig. 304 u. 305 [228]) geben ein Beiſpiel mit gewölbtem innerem Sturz, eigentümlich noch dadurch, daß unter dem Einfluß der in Südfrankreich damals ſicher reichlich vorhandenen antiken Reſte im Äußeren ein gerader Sturz an Stelle des bogenförmigen Fenſterabſchluſſes getreten und dann recht unantik in die rechteckige Umrahmung der ganzen Fenſtergruppe mit hineingezogen worden iſt. Die lange Reihe der feinen Säulchen wird hier in beſtimmten Abſtänden durch ſtärkere Pfeiler unterbrochen, welche, außen mit byzantiniſch ſtiliſierten Geſtalten geſchmückt, eine weſentliche Bereicherung des Eindruckes geben, innen aber mit ſtarken Vorlagen und zwiſchengeſpannten Flachbogen die Laſt der oberen Wand tragen und auch den Verſchlußläden einen bequemen Stützpunkt boten. Dieſes Streben nach bequemerem Anſchluß der Läden führt gelegentlich überhaupt dazu, die freien Säulen durch vierkantige Pfeiler zu erſetzen, ſo an den Fenſtern des jüngeren früh-gotiſchen Palas auf Burg Münzenberg, der ſich neben dem älteren Bau befindet.

Sie beſtehen, wie Fig. 306 u. 307 [229]) zeigen, aus je drei kleinen ſpitzbogigen Öffnungen, welche äußerlich von einem größeren Dreiblattbogen, innerlich von einer tiefen Flachbogenniſche umrahmt ſind. Alle äußeren Kanten

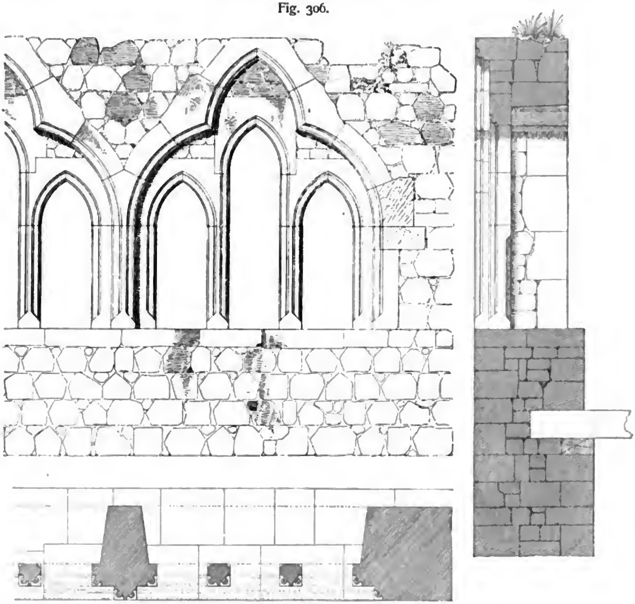
228) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VI, S. 93.
229) Nach: Moller, a. a. O.

ſind von Rundſtäben umſäumt; nach innen ſind nur die beiden Mittelpfoſten leicht abgefaſt.

240. Fenſter romaniſcher Wohnräume.

Gleich einfacher Art wie die großen Verſammlungsſäle ſind in ihrer Fenſteranlage auch die kleineren Wohn- und Gebrauchsräume der romaniſchen Zeit. In Fig. 308[230]) iſt ein Fenſter der Burg Ortenberg im Elſaß wiedergegeben, das ſeine geringen Abmeſſungen wohl der Rückſicht auf Verteidigungsfähigkeit ver-

Fig. 306.



Vom jüngeren Palas zu Münzenberg. — Außenſeite[229]).

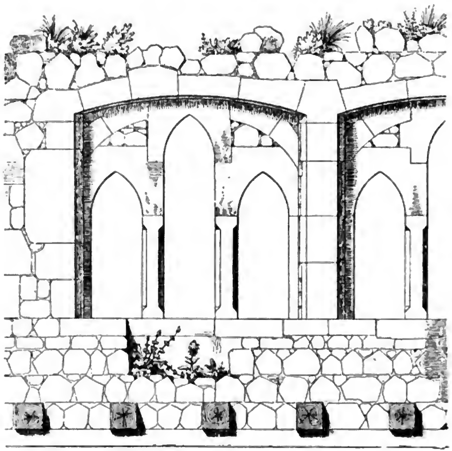
1/50 w. Gr.

dankt, aber durch das Zufügen der für mehrere Perſonen Platz bietenden Sitzniſche zeigt, daß der Raum, den es beleuchtet, als Wohnraum benutzt werden ſollte. Es fehlt ihm jeder Verſchluß.

In Fig. 309 geben wir ein Fenſter der für ſehr vornehme Inſaſſen errichteten Niederburg zu Rüdesheim von gleichfalls noch großer Schlichtheit. Dieſe Fenſter ſind in eine Niſche des Bruchſteinmauerwerkes, aus welchem der ganze Bau er-

[230]) Nach: NÄHER, J. Die Burgen in Elſaß-Lothringen. Heft 1. Straßburg 1886.

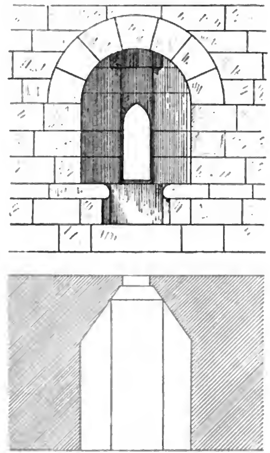
Fig. 307.



Vom jüngeren Palas zu Münzenberg[229]).

$^{1}/_{50}$ w. Gr.

Fig. 308.



Fenſter an der Burg Ortenberg (Elſaß[230]).

richtet ist, aus sauber bearbeitetem Haustein eingesetzt mit Sohlbank, seitlichen und mittleren Pfosten, sowie einer hohen Sturzplatte, in welche die Rundbogenschlüsse eingeschnitten sind. Unmittelbar hinter der steinernen Fensterumrahmung sind im Inneren jederseits, etwa in der Mitte der Höhe, würfelförmige Steine eingemauert. Der eine davon hat eine etwas über die Mitte gehende quadratische Vertiefung, der andere eine durchgehende Öffnung, welche einem hinter ihr liegenden Schlitze in der Mauer entspricht. So konnte ein starker hölzerner Laden an das Fenster in die Nische gespreizt und durch einen Holzriegel, welcher im Mauerschlitze steckte, dann hervorgezogen und in das gegenüberliegende kurze Loch eingeschoben wurde, ebenso fest gehalten werden, wie dies bei den Torflügeln der Fall war, welche in Fig. 152 u. 153 (S. 216) des vorhergehenden Heftes (1. Aufl.) dargestellt sind. Diese Einrichtung ist nur bei wenigen Fenstern auf der Niederburg noch unberührt erhalten. Es scheint, daß an einzelnen Fenstern ehemals zwei solcher Sperrbälkchen angebracht waren. Bei anderen aber sind die Öffnungen in den eingemauerten Steinwürfeln beiderseits wenig tief, so daß ein Sperrbalken nicht in die Mauer geschoben werden konnte; er muß vielmehr mit seiner Mitte auf der Mitte des Ladens drehbar befestigt gewesen sein, so daß das eine Ende von unten, das andere von oben sich in die Öffnung schob, wenn der Laden festgeklemmt werden sollte.

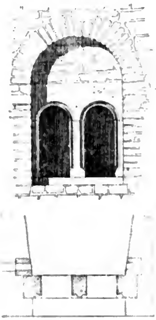
241. Verglasung der Fenster. Alle diese Fenster, obgleich sie doch Bauten angehören, bei denen an Mitteln nicht gespart zu werden brauchte, haben unbeschadet ihrer architektonischen Schönheit von unserem Standpunkt der Behaglichkeit aus etwas ungemein Unvollkommenes dadurch, daß bei geschlossenen Läden nicht nur Kälte, Sturm und Regen, sondern auch das Licht abgeschnitten wurde. Kleine Lichtöffnungen konnten wohl in die Läden eingeschnitten werden. Wenn uns auch keine Beispiele dafür erhalten sind, so können wir uns nach den gleichartigen Öffnungen in alten Türen wohl einen Begriff von der so erzielten Erhellung bilden. Viel Licht war auf diese Weise nicht zu gewinnen. Wir müssen daraus schließen, daß tatsächlich das Bedürfnis nach Licht in jenen Zeiten nur recht gering gewesen ist, und damit steht durchaus im Einklang, was wir über den Verschluß solcher Lichtöffnungen aus Urkunden und alten Beschreibungen erfahren. Danach ist der Gebrauch des Glases, wenn auch seine Herstellung seit dem X. Jahrhundert in den Klöstern wieder aufgenommen wurde, doch noch sehr lange ein Vorrecht der Kirchen, und zwar zunächst nur der reicheren und bedeutenderen, geblieben. Die schwierigen Verkehrsverhältnisse jener Zeiten machen dies auch durchaus erklärlich. Und wenn die höfischen deutschen Dichter des XII. Jahrhunderts Verglasung häufig erwähnen, so wird darin mehr dichterische Übertragung ausländischen, südlichen Gebrauches zu erblicken sein, als Schilderung der tatsächlichen heimischen Verhältnisse. Erst mit dem XIII. Jahrhundert führt sich die Verglasung auf den Burgen der reicheren Besitzer, in Städten und Dörfern allmählich ein. Bis dahin wurden die Lichtöffnungen, welcher Art und Größe sie auch waren, im Profanbau in der Regel nicht mit Glas, sondern mit Hornscheiben, Tierblasen, Papier, Pergament, durchscheinenden Leinengeweben und dergl. geschlossen. Und diese Ersatzstoffe blieben bis zum XIV., ja bis zum XV. Jahrhundert nicht nur bei den Ärmeren, sondern selbst in öffentlichen Gebäuden im Gebrauch, wie wir u. a. aus Stadtrechnungen von Bern, Basel und Hildesheim, also aus sehr verschiedenen Gegenden nachweisen können[281]).

[281]) Vergl.: Heyne, M. Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899. S. 235 ff.

Immerhin aber erfordert die fortschreitende Kultur mit der Zeit die Herstellung größerer Lichtflächen in den Fensterverschlüssen der Wohnhäuser und wir haben die Umwandelungen zu verfolgen, die sich daraus für die Fensterformen ergeben. Unter Beibehaltung des Ladenverschlusses, der sich durch seine Widerstandsfähigkeit empfahl, konnte man eine gesonderte Lichtzuführung durch Öffnungen oberhalb der Läden bewirken. In sehr einfacher Weise wurde dies erreicht, indem man bei bogenförmigem Abschluß des Fensters seinen oberen Teil durch eine Eisenstange nach unten hin abgrenzte. Dann konnte dieser obere Teil fest, nach Art der Kirchenfenster verglast werden; der untere wurde durch rechteckige bewegliche Holzläden abgeschlossen. Solche Fenster finden sich am frühgotischen schönen Palas der Wildenburg im Odenwald noch in der Form reicher Säulenarkaden[232]), bei denen die geschmückte Seite dem Inneren zugekehrt ist und die Läden nach außen aufschlagen. Diese Einrichtung hat sich denn auch nach Einführung des aus Leisten zusammengesetzten Lichtflügels trotz des mangelhaften Schlusses, den die Läden an der schmalen Eisenstange fanden, noch in einzelnen Gegenden bis in die Renaissancezeit hinein erhalten. Üblicher und monumentaler war es aber, wenn man diese Lichtöffnungen über den rechteckigen, mit Läden zu schließenden Fenstern als selbständige Fenster in beliebiger Form anbrachte. Solche Anordnungen finden wir in den Schlafsälen mancher Klöster, wie Arnsburg in der Wetterau, St. Gereon in Cöln und in Altenberg; ihre allgemeinere Einführung wird aber dadurch behindert worden sein, daß sie eine sehr erhebliche Raumhöhe voraussetzen, wie sie in mittelalterlichen Wohnräumen selten vorhanden war. Sehr viel bequemer und handlicher wurde aber diese Fensterbildung, wenn die einzelnen Teile mehr zusammengezogen wurden, so daß die trennenden Mauerteile zu einem schmalen Steinsturz zusammenschrumpften. Zu den frühesten Beispielen dieser Art gehören die sehr sorgsam durchgebildeten Fenstergruppen, welche im *Overstolz*'schen Hause zu Cöln den nach dem Garten zu gelegenen Räumen ein fast überreiches Licht zuführen.

242. Lichtöffnungen oberhalb der Läden.

Fig. 309.



Fenster der Niederburg zu Rüdesheim.

1/50 w. Gr.

Wir geben in Fig. 310[233]) ein solches Fenster oder vielmehr eine Gruppe von vier solchen, welche über einer niedrigen Brüstung bei 0,75 m Weite eine Höhe von nahezu 3,00 m haben.

243. Fenster im *Overstolz*'schen Hause zu Cöln.

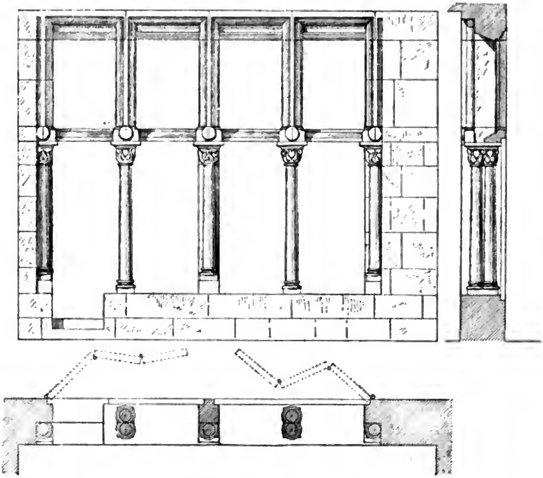
Um diese Höhe zu unterbrechen, ist 1,75 m über der Sohlbank ein Zwischensturz gelegt, der geradeso auf den Säulchen ruht, wie der Sturz in Fig. 305. Der obere Teil ist nun, wie aus dem feinen Glasfalz im Durchschnitte ersichtlich ist, auf eine Verglasung angelegt; der untere dagegen zeigt außen, also auf der Hofseite, einen Falz, in welchen Holzläden eingefügt wurden. Selbst wenn diese geschlossen waren, was im Winter wohl dauernd der Fall war, brachten die oberen Öffnungen Licht in das Gemach. Wir können uns aber auch die Läden aus Rahmen und Füllungen bestehend denken; von diesen konnten einzelne wieder offen, durch gesonderte Läden und gleichzeitig durch verglaste Fensterrahmen verschließbar sein, so daß man, je nach Wunsch und Bedarf entweder von der einen Seite her das verglaste Fenster in diesen Laden einklappen konnte oder von der anderen den geschlossenen kleinen Laden, eine Anordnung, wie wir sie im XV. und XVI. Jahrhundert am

232) Vergl.: Ostendorf, a. a. O.

233) Nach: Boisserée, a. a. O.

Niederrhein, wie in Flandern und den anderen niederländifchen Teilen des alten deutfchen Reiches häufig finden. — Etwas größer noch ift die Anlage in dem anderen nach dem Hofe gehenden Gemach desfelben Haufes, welches drei Fenfter von nahezu 2,00 m lichter Breite bei 3,55 m Höhe zeigt, die nur durch zwei Pfeiler von 0,70 m Breite voneinander getrennt find (Fig. 311 u. 312[223]). Hier konnte man nicht einen einfachen Sturz einfchieben; es mußte auch zur lotrechten Unterftützung des Haupt- wie des Zwifchenfturzes ein Zwifchenpfoften eingeftellt werden. Nach außen ift diefes Fenfter vollftändig fchmucklos; es find nur die Falze vorhanden, in welche die Läden fich einfügten, je ein gefonderter für jede Doppelöffnung. Die Schaufeite ift nach innen gerichtet. Hier find die Pfeiler profiliert und die Profilierung auch um den Sturz herumgeführt. In der fo gebildeten Nifche find fäulchenartige Rundftäbe, an die Pfoften der Steinkreuze durch Binder feft-

Fig. 310.



Vom *Overftolz*'fchen Haufe zu Cöln[223]).

1/50 w. Gr.

gehalten, in die Ecken der Pfeiler geftellt. Um am Sturze oben einen Binder für den Rundftab anbringen zu können, welcher am Pfoften des Steinkreuzes fteht, find die beiden am Sturze anzubringenden Rundftäbe fchräg in die Höhe gezogen und ihr Binder fenkrecht auf jenen des Pfoftenbinders geftellt. An der Brüftung find jene Sitzbänke angebracht, welche die Fenfternifche fo behaglich machen.

Diefes letzte Beifpiel zeigt fchon, wie das Syftem der durch freie Säulchen geteilten Arkadenöffnungen in die Form der mit kreuzförmigen Steinpfoften verfehenen Fenfter übergeht, deren Entwickelung aus dem einfachen ungeteilten Fenfter der Wohnräume wir nunmehr betrachten wollen.

244. Fenfter mit Rahmenflügeln.

Eine wefentliche Vervollkommnung der Lichtzufuhr für Wohnräume wurde erreicht, als man dazu überging, die beweglichen Fenfterverfchlüffe ftatt aus Bretterläden aus Rahmenwerk zu bilden, das man aus fchmalen Leiften zufammen-

Fig. 311.

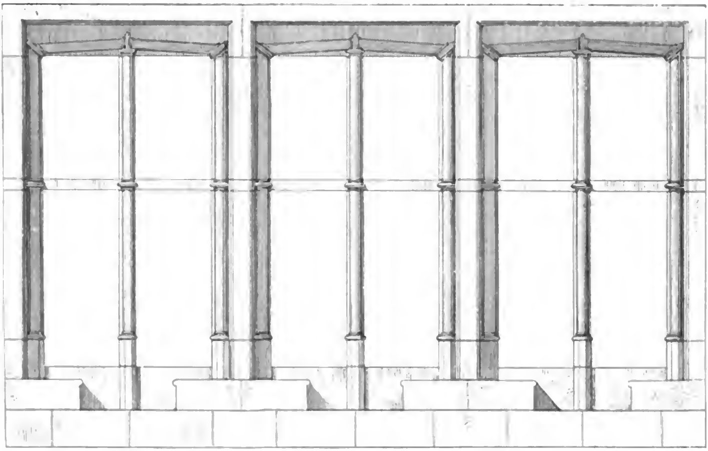
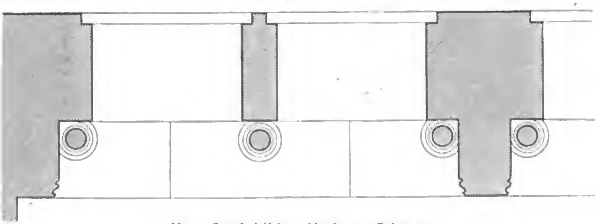


Fig. 312.



Vom *Overſtolz*'ſchen Hauſe zu Cöln[233]).

$^1/_{50}$, bezw. $^1/_{25}$ w. Gr.

fügte und mit Bleiverglaſung oder durchſcheinenden Stoffen füllte. Von Einfluß auf die Fenſtergeſtalt iſt es dabei, daß dieſe Leiſtenrahmen, nicht mehr als 2 bis 3 cm im Holz ſtark, nur innerhalb enger Maßgrenzen, etwa 60 cm breit, und höchſtens 1,50 bis 2,00 m hoch und ferner nur in rechteckiger Grundform hergeſtellt werden konnten. So wurde man des Zwanges, Oberfenſter anzulegen, zunächſt ledig; das Fenſter des Wohnraumes gewann die ſachgemäße Form einer rechteckigen Maueröffnung, die zur Aufnahme der Lichtflügel innen oder außen mit einem

Falz versehen und zur weiteren architektonischen Ausbildung an der nicht gefalzten Seite mit einem Profil beliebiger Art umzogen wurde. Durch Aneinanderreihen solcher Fenster, die dann mittels steinerner Pfosten getrennt wurden, durch Hinzufügen von Zierat in den die Öffnung umziehenden Profilen und in spätgotischer Zeit durch reiche Überschneidung dieser Profile in den Ecken konnten schon recht ansehnliche Wirkungen erzielt werden. Gesteigert wurden diese von Beginn der Entwickelung an gern dadurch, daß man dem Fenstersturz eine erhebliche Höhe gab und ihn durch eingetieftes Blendenwerk verzierte. Beispiele ein-

Fig. 313[234]).



[illegible]
[illegible]

1/[illegible] w. Gr.

facherer Art haben wir in den Abbildungen der vorhergehenden Kapitel wiederholt gegeben. Die ziervolle Ausbildung in Fig. 313[234]) zeigt, zu welcher Pracht sich die grundsätzlich so einfache Form entwickeln ließ.

245. Rechteckfenster mit Oberlicht; Kreuzstockfenster.

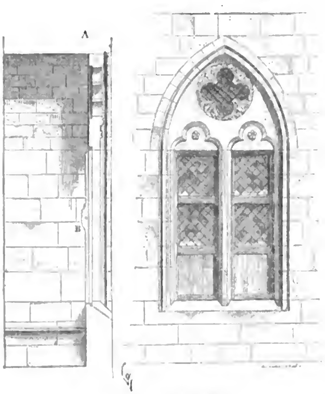
Eine vermehrte Lichtzufuhr sowohl, wie eine bedeutendere architektonische Wirkung erzielte man weiterhin, wenn man über der rechteckigen Öffnung des in seiner Größe beschränkten Lichtflügels, durch einen schmalen Steinsturz getrennt, noch weitere Öffnungen anbrachte. Sie werden im einfachsten Falle auch rechteckige, mit einem Profil oder Falz umzogene Form erhalten, und es bildet sich

[234]) Nach: SCHMITZ, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen. Düsseldorf, o. J. Bl. 56.

so durch Zusammenschließen von je zwei Achsen zu einer Gruppe das sog. Kreuzstockfenster, wohl die verbreitetste Fensterform des entwickelten Mittelalters. Wir sehen sie an den früher gegebenen Abbildungen der Hochmeisterwohnung in der Marienburg (siehe Fig. 101, S. 107), am Kaufhaus Gürzenich und am *Etzweiler*'schen Hause in Cöln (siehe Fig. 167 u. 230, S. 155 u. 200), an den Bürgerhäusern aus Steyr (siehe Fig. 193 u. 195, S. 172 u. 173), in dreifacher Gruppierung an der Universität zu Krakau usw. Bei der Einfachheit der Form und Ausführung können wir daher auf die Vorführung weiterer Beispiele verzichten. Es sei nur bemerkt, daß man für hohe Räume auch mehrere durch solche Stürze getrennte Oberöffnungen übereinander reihte.

Die Steinkreuzfenster, an deren Stelle dort, wo die Höhe zu einem Zwischensturze keine Veranlassung gab, bloß durch Pfosten abgeteilte Fenster treten, überdauerten das Mittelalter und waren in Cöln z. B. noch im XVII. Jahrhundert in Verwendung, allerdings ohne Profilierung, nur eben äußerlich mit Falzen versehen, in welche man Läden einklappen konnte, gerade wie bei jenen ersten im XIII. Jahrhundert.

Fig. 314.



Fenster zu Verdun[236]).

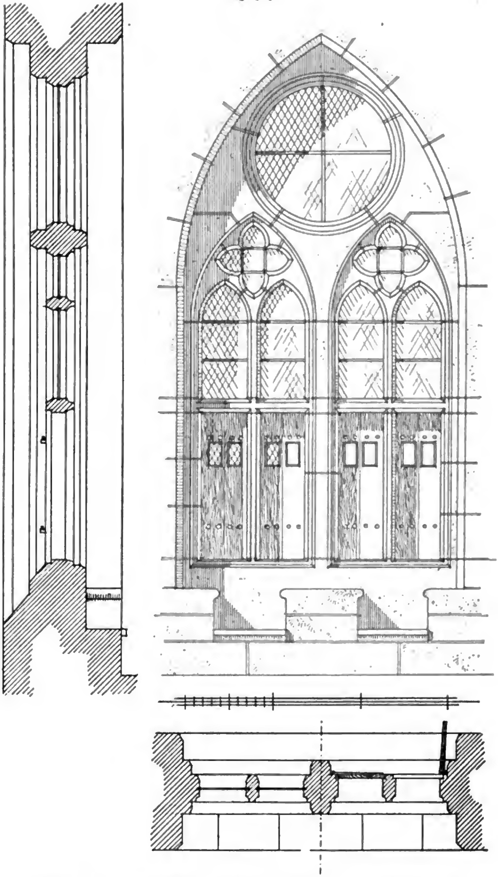
1/50 w. Gr.

In Frankreich finden wir die Steinkreuze z. B. im Hause des Klosters Cluny (siehe Fig. 116, S. 125). Bei diesem Gebäude sehen wir in der Höhe des Zwischensturzes ein Gesims an der Wand hin von Fenster zu Fenster laufen und sich mit gebrochenen Ecken um den oberen Teil der Fenster herumziehen. Seinen Ursprung hatte das Motiv darin, daß die Zwischenstürze nicht die Höhe einer üblichen Quaderschicht hatten, daß sie also mit ihren Enden entweder in einen anderen Quader eingesetzt werden mußten, oder daß man um ihretwillen eine solche niedrige Schicht (in Nürnberg „Ratzenschicht" genannt) durch das Mauerwerk laufen lassen mußte. Diese niedrige Schicht versah man alsdann mit einem Gesimsprofil und ließ es als Überschlaggesims über das Fenster weggehen.

Die obere Öffnung eines solchen Kreuzstockfensters, wie auch alle etwa weiter hinzutretenden rechteckigen Öffnungen, wurde in Deutschland regelmäßig fest verglast; in Frankreich dagegen versah man sie nach *Viollet*'s Angaben ebenfalls mit beweglichen Flügeln. Sie konnten in Bezug auf Ausschmückung des Sturzes usw. in allen Fällen genau so behandelt werden wie die oben angeführten einteiligen Rechteckfenster. An ihre Stelle trat aber für reichere Wirkung oft eine Durchbrechung der dem Sturz eingegrabenen Maßwerksformen zu einer voll- 246. Rechteckfenster mit oberen Maßwerk-öffnungen.

236) Nach: VIOLLET-DE-DUC, a. a. O., Bd. V, S. 406.

Fig. 315.

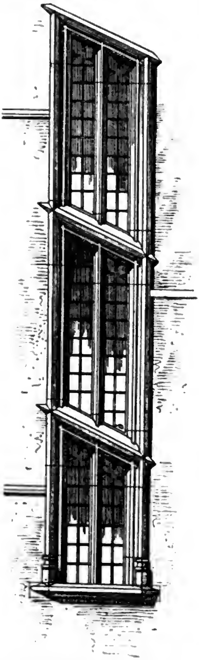


Fenster vom Ritterfaal des Schloffes zu Marburg[236]).

1/50 w. Gr.

ſtändigen Roſe oder auch zu einem durch ſchmalen Sturz vom Unterfenſter abgetrennten Zierfenſter, welche dann natürlich feſt verglaſt werden mußten. Fig. 314 gibt ein einfaches früh-gotiſches Beiſpiel der erſten Art aus Verdun[235]).

Fig. 316.



Treppenfenſter zu Metz[237]).
$^{1}/_{40}$ w. Gr.

Eine ſtrengere Löſung der zweiten Art ſehen wir in der ſpäter folgenden Abbildung des zierlichen Laufganges von Schloß Vayda Hunyad. Solche Formen bilden dann weiter den Ausgangspunkt für Löſungen reichſter Art, welche mit den Maßwerkfenſtern kirchlicher Kunſt an Größe und Reichtum der Formgebung durchaus wetteifern. Sie unterſcheiden ſich von dieſen im Weſen nur dadurch, daß ein feſter Sturz den unteren Fenſterteil behufs Anbringung von beweglichen Fenſterflügeln — mögen es nun Läden oder Lichtflügel ſein — von dem oberen regelrecht entwickelten Fenſtermaßwerk abtrennen. Tiefe Mauerniſchen, in welchen ſeitlich und meiſtens auch etwas erhöht Steinſitze angeordnet wurden, traten häufig hinzu, um die ganze Anordnung wohnlicher und behaglicher zu machen. In hervorragend ſchöner und großartiger, noch ſehr ſtrenger Durchbildung finden wir eine ſolche Fenſteranlage am Saalbau des Landgrafen *Hermann* zu Marburg. Wir geben in Fig. 315[236]) die innere Anſicht, den Schnitt, ſowie den Grundriß dieſer Fenſter und machen darauf aufmerkſam, wie durch die verſchiedene Tiefenlage der feſtverglaſten Teile und der nach außen aufſchlagenden Flügel das Ganze an Eigenart der Erſcheinung gewinnt. Dabei haben wir Bretterladen für die unteren Öffnungen angenommen, ohne damit die Möglichkeit leugnen zu wollen, daß auch dieſe Teile früher verglaste Flügel gehabt haben können.

Auf einige Beſonderheiten mittelalterlicher Fenſterbildung ſei zum Schluſſe noch hingewieſen. 247. Schiebefenſter.
In manchen Gegenden, ſo in Tirol, gelegentlich auch in Nieder-Sachſen (Goslar, Duderſtadt), Weſtfalen (Lippſtadt) uſw. traten anſtatt der drehbaren Fenſterflügel vielfach Schiebefenſter auf, bei denen die beweglichen Rahmen in Schlitze des Mauerwerkes hinein oder ſeitwärts vor einen freiſtehenden Teil des Fenſters geſchoben werden können. Sie bieten den Vorteil, die teueren eiſernen Beſchlagteile entbehrlich zu machen, haben ſich aber trotzdem nicht allgemein einführen können. Fig. 417 gibt ein Beiſpiel eines ſolchen Verſchluſſes aus dem Schloſſe Freundsberg mit Brettläden; doch fanden ſich an deren Stelle auch Rahmen mit Verglaſung.

Eine echt mittelalterliche Auffaſſung zeigt ſich darin, daß nicht ſelten die 248. Treppenfenſter.

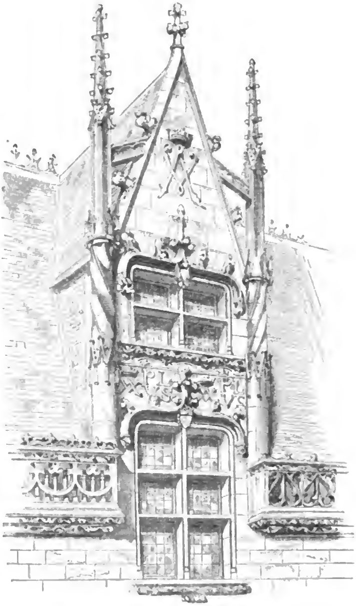
236) Nach eigener Aufnahme.
237) Nach: SCHMITZ, a. a. O., Bl. 25.

Fenſter von Treppenhäuſern in engſtem Anſchluß an die Form des Innenraumes mit ſchräg anſteigendem Fenſterſturz, oft auch mit gleichlaufender Sohlbank verſehen werden. Dies ergibt eine überaus bezeichnende Löſung. Wir geben in Fig. 316 [237]) ein Fenſter dieſer Art von einem Hauſe in der Brunnenſtraße zu Metz.

249. Fenſter mit Vorhangbogen.

Als ganz eigenartige Formgebung von hohem prickelnden Reiz iſt ſodann noch die Anwendung des aus abwärts gerichteten Kreisbogen zuſammengeſetzten „Vorhangbogens" zu nennen. Sie hat ihre reichſte Ausbildung, mit breitem, ſich vielfach überſchneidenden Profil und zierlichen Sockelbildungen, in Ober- und Niederſachſen erfahren. Der lebhaften Bewegung des Sturzes ſchließen ſich an den ausgeprägten Beiſpielen, ſo am Rathaus zu Neuſtadt a. Orla und am Prachtbau des Schloſſes zu Meißen (vergl. die Tafel bei S. 109), ſogar die Teilungsſtürze an, indem ſie ſtatt wagrecht geradlinig in anſteigenden, gekrümmten Linien geführt werden.

Fig. 317.



Dachfenſter vom Schloß zu Joſſelin [239]).

250. Steinerne Dachfenſter.

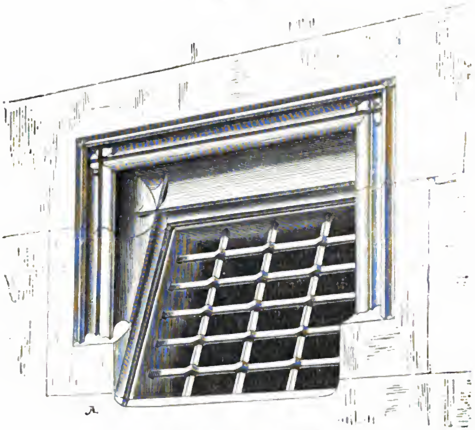
Ganz eigene Erfindung der mittelalterlich-nordiſchen Kunſt iſt auch die Verwendung von Dachfenſtern mit ſteinerner Giebelumrahmung, welche auf der Frontmauer des Hauſes ihr Auflager findet. Sie bilden eines der kräftigſten Mittel der Maſſengliederung und ſpielen in der Durchbildung der Dachlinien eine bedeutſame Rolle. Unſere Anſicht des Hotel de Cluny (Fig. 116, S. 125) zeigt ſie in der Weiſe angeordnet, daß vor ihnen eine Maßwerkgalerie als Abſchluß des eigentlichen Hauſes entlangläuft. Weſentlich ſtraffer wird die Wirkung, wenn der Dacherker in die gleiche Flucht mit dem unteren Mauerwerk gerückt und gar nicht oder nur mit dem durchlaufenden Hauptgeſims von ihm abgetrennt wird. Unſere Tafel bei S. 109 führt die Form dieſer Dacherker von der Albrechtsburg in Meißen vor, wo ſie beſonders dicht gereiht eine große Rolle ſpielen. Auch an den Rathäuſern zu Hannover und Salzwedel [238]), wie überhaupt im Profanbau der Backſteingebiete, auch in der Putzbauweiſe Bayerns, treten ſie

[238]) Vergl.: Stiehl, O. Das deutſche Rathaus des Mittelalters. Leipzig 1905. S. 72, 79.

[239]) Nach: Viollet-le-Duc, a. a. O., Bd. VI, S. 190.

häufig auf. Befonders üppig find fie an den franzöfifchen Schloßbauten der Spätzeit ausgebildet. Fig. 317[239]) gibt ein fehr reich verziertes Dachfenfter diefer Art wieder, welches fich am Schloffe zu Joffelin (Bretagne) befindet. Dort ift die eigenartige Anordnung getroffen, daß die Fenfter des oberften Gefchoffes, doppelte Steinkreuzfenfter mit Wimpergen, weit über das Gefims in die Höhe gehen, fo daß als Dachfenfter erft das niedrige, obere Steinkreuzfenfter mit Wimpergen angefehen werden kann. Die Randeinfaffung des Dachfenfters ftellt Ecktürmchen dar, aus deren Spitzdache zwifchen vier blinden Dachfenfterchen hohe Fialen herausfteigen. Der Giebel des Dachfenfters entfpricht diefen Fialen als Wimperg; aber die in Frankreich übliche einfache Haltung der Giebel des Wohnbaues, auf welche wir an anderer Stelle aufmerkfam machen, zeigt fich auch hier, und es ift nur ein

Fig. 318.



Vom Rathaus zu Krakau[240]).

Namenszug als Schmuck der dreieckigen Fläche angebracht. Das ganze Dachfenfter ift fo hoch hinaufgetrieben, daß fein Firft mit demjenigen des Hauptdaches zufammentrifft.

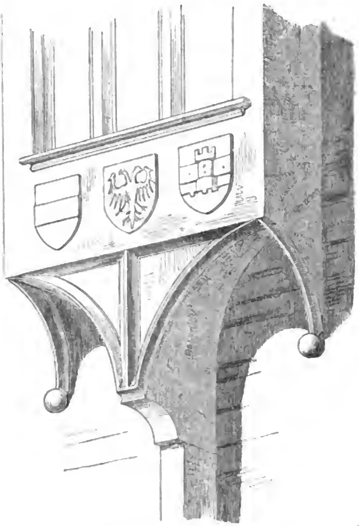
Von geringerer architektonifcher Bedeutung für das Gefamtbild der Bauten find naturgemäß die Kellerfenfter; da fie aber fich dem Auge nahe befinden, werden fie im einzelnen häufig mit großer Sorgfalt durchgebildet. Ja die finnige Arbeitsweife des Mittelalters, die mit fo großer Liebe fich in die Eigentümlichkeit jeder Aufgabe vertiefte, hat aus dem Streben, in die Räume des Kellers das Licht möglichft tief hineinfallen zu laffen, eine eigenartige Form entwickelt. Öfters findet fich, z. B. am Rathaus zu Villingen, der obere Sturz des Fenfters zu diefem Zwecke ftark nach innen abgefchrägt. Am Rathaus zu Krakau hat der 251. Kellerfenfter.

[240]) Nach: Essenwein, A. Die mittelalterlichen Kunftdenkmale der Stadt Krakau. Leipzig 1866.

Meister die Vergitterung bis zur unteren Kante dieser Schrägfläche geneigt und das Ganze dann durch reiche Kehlung durchaus folgerichtig weiter durchgeführt (Fig. 318[240]).

252. Erkerfenster. Wenn wir jene bei den älteren Bauten häufigen, in starken Mauern angebrachten Fensternischen anschauen, welche, wie z. B. die Dachfenster der Albrechtsburg zu Meißen, bei ihrer großen Tiefe gewissermaßen ein eigenes kleines Gemach bilden, so freuen wir uns der Behaglichkeit, mit welcher ein solches eingerichtet werden konnte. Mitunter ist trotz der Kleinheit des Raumes der Blick durch das Fenster besonders anziehend; mitunter ist auch die Lichtstimmung reizvoll, welche das Gemach erhält, wenn aus der tiefen Nische das Licht in den Raum fällt. Wir können es deshalb recht wohl begreifen, daß man im XV. Jahrhundert, vorzugsweise in seiner zweiten Hälfte, einzelne Fenster auf Vorkragungen aus der Mauer nach außen hervortreten ließ, und so künstlich eine tiefe Nische bildete, welche im Inneren des Raumes wesentlich die Behaglichkeit, außen die malerische Erscheinung des Baues förderte. Fig. 319[241]) gibt ein Beispiel vom Rathause zu Perchtoldsdorf bei Wien. In sehr verschiedener Art sind die Vorkragungen dieser Fenster gebildet. Meist sind es konsolartige, übereinander vortretende Steine von verschiedenem Profil, welche dann durch Bogen miteinander verbunden sind oder auf welche eine Platte gelegt wurde, die zugleich den inneren Fußboden bildete. Fig. 320 bis 322[240]) geben verschiedene Proben solcher vorgekragter Steine, die man ja auch zum Tragen von Galerien und anderen ausladenden Bauteilen verwendete. Sie sind aus Krakau und haben bei der Wiederherstellung des Collegium Jagellonicum dort einen neuen Platz gefunden.

Fig. 319.

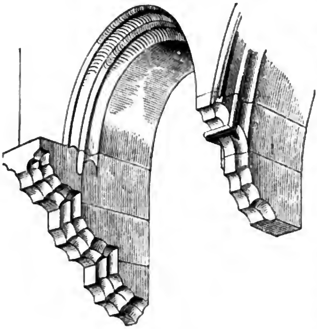


Vom Rathaus zu Perchtoldsdorf[241]).

253. Erker im Rathaushof zu Nürnberg. Sehr häufig sind solche nur wenig vorkragende Bauteile auch auf eine Folge allmählich vortretender Profile gesetzt, wie dies in ziemlich einfacher Form an dem vortretenden Fenster zu sehen ist, welches *Hans Behaim* im Jahre 1515 im

[241]) Nach Zeichnungen v. ESSENWEIN's, veröffentlicht in: Mitteilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Bd. VI. Wien 1861. S. 190.

Fig. 320.



Erkerkragsteine zu Krakau[210]).

Nürnberger Rathause am Gange vor der Ratsstube errichtet hat (Fig. 323[212]).

Die Abschlußmauer dieses Ganges nach dem Hofe ruht auf einem Bogen, und deshalb mußte die Vorkragung des Fensters in diesen Bogen eingreifend so hergestellt werden, daß eine ganze Reihe von Steinen, einerseits fünf neben der Schlußfuge, andererseits deren zwei, im ganzen also sieben große Steine des Bogens daraus hervortreten. In diese ist das Profil der Vorkragung gehauen und an letzteres anschneidend das Profil des Bogens. Maßwerkverzierungen verkleiden die Fläche des kleinen Gebäudes. Eine aus gewundenen Stäben bestehende säulenartige Verzierung belebt die Mitte; das Dach ist ein einfaches Steindach mit leicht gehöhlten schrägen Flächen; durch sein Einbinden in das obere Mauerwerk wirkt es der Tendenz jener ausgekragten Masse, sich oben vorzuneigen, entgegen. Das ganze kleine Bauwerk hatte offenbar den Zweck, den Raum für diejenigen zu erweitern, welche vor der Ratsstube zu warten hatten. Es rundet dazu das reizende Bild trefflich ab, welches der kleine Rathaushof sowohl denen bot, die ihn der Länge nach durchschritten, wie jenen, welche die mit dem Erkerchen gleichlaufende Treppe zum Ratssaale hinaufstiegen.

Im allgemeinen treten diese ausgebauten Fenster nicht sehr stark vor die 254. Größere Erker.
Mauerflucht vor, wie unsere Beispiele zeigen. Boten aber die Wände in ihrer Stärke nicht soviel Raum, um mit geringer Ausladung die angestrebte Tiefe der

Fig. 321.

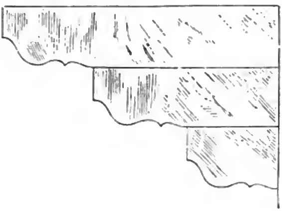
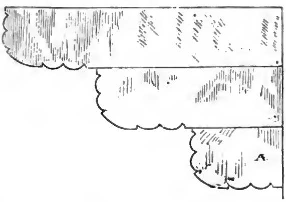


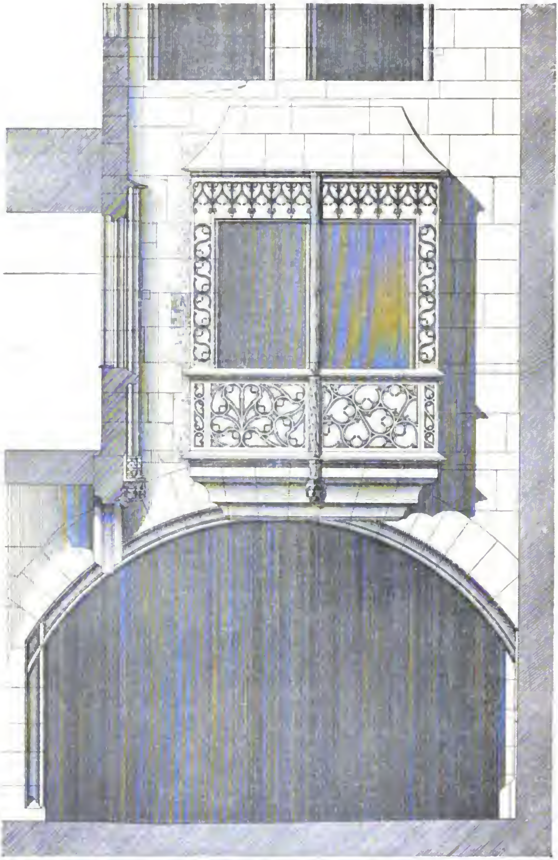
Fig. 322.



Erkerkragsteine aus Krakau[210]).

[212]) Nach einer Zeichnung, welche der treue Mitarbeiter *Essenwein*'s beim letzten Rathausbaue zu Nürnberg, der ihm vom Magistrat zugewiesene Architekt *Wallraff* aus Gernsbach, im Baubureau anfertigte und die er später auch in dem Werke: „MUMMENHOFF, E. Das Rathaus zu Nürnberg" (Nürnberg 1891) mit einigen Änderungen verwendete.

Fig. 323.

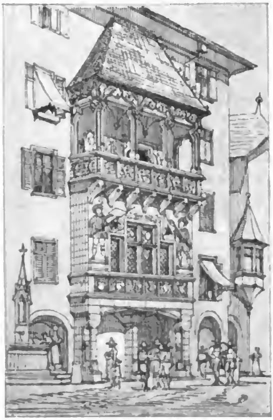


Vom Rathaus zu Nürnberg[242]).

$^1/_{30}$ w. Gr.

inneren Fenfternifche zu erreichen, fo fcheute man auch größere Vorbauten nicht, durch die man dann auch eine lebhaftere Gliederung der Außenwände gewann. Es entftanden fo auch im Äußeren viereckige Erkerbauten von felbftändiger Bedeutung. Ihre Unterftützung bilden ebenfalls oft vorkragende Gefimfe, wie am reizenden Erker des Rathaufes zu Amberg[243]). Auch gewölbeartig vortretende Steinfchichten, deren Anfichtsflächen gern mit reichem Rippenwerk verziert werden, bilden häufig ihre Träger, wie z. B. am Schloffe zu Büdingen, am Rathaufe zu Alsfeld ufw.; am liebften aber ließ man fie durch Bogen tragen, welche zwifchen fefte feitliche Pfeiler oder Konfolen eingefpannt wurden. Eines der berühmteften und bedeutendften Beifpiele geben wir in Fig. 324[244]). Es ift das fog. „Goldene Dachl“ in Innsbruck, welches Herzog *Friedrich mit der leeren Tafche* erbaute und mit reicher Malerei und Vergoldung fchmücken ließ, angeblich, um den ihm beigelegten Spottnamen zu widerlegen. Der Erker ruht auf einem fcharfgefpannten Flachbogen und trägt über einer weiteren Vorkragung ein zierliches Laubengefchoß.

Fig. 324.



„Goldnes Dachl“ zu Innsbruck[243]).

Zu ganz befonders üppiger Entwickelung und zur Entfaltung der ausgefuchteften Steinmetzkünfte gibt dann die Auskragung eines Erkers von einem Haufe in Freiburg i. B. Veranlaffung (Fig. 325[244]). An ihm fehen wir zugleich, wie man bei genügendem Vorfprung des Erkers durch feitliche Fenfter einen Ausblick an der Hauptfront entlang ermöglichte.

Der Reiz folchen Ausblickes ift fo bedeutend gewefen, daß man ihn oft auch dann zu fchaffen fuchte, wenn es aus künftlerifchen Gründen nicht erwünfcht war, fchwere Erkermaffen aus der Wandflucht vorzukragen. Fig. 326[245]) zeigt, wie man am Hofe des Klofters Salem in Überlingen durch fchräge Stellung der Fenfter allein fchon diefen Vorteil in reizvoller Weife erreichen konnte. Fig. 327[246]) gibt aus dem Schloffe der Schleglerritter zu Heimsheim die Innenwirkung eines Erkerchens, das ebenfalls nur mit dem kleinen dreieckigen Mittelteil vor die Mauer vorzutreten brauchte, um die gewünfchte Ausficht zu fchaffen. 255. Dreieckige Erker.

Eine befondere Bedeutung gewinnen häufig die vorgekragten „Chörlein“ der Hauskapellen. Welche Bedeutung der Anlage einer befonderen Kapelle im mittelalterlichen Haufe zukommt, und über die Formen, welche fie annimmt, haben wir weiterhin bei Befprechung der Innenräume zu handeln; hier be- 256. Chörlein der Hauskapellen.

243) Vergl.: STIEHL, a. a. O., S. 150 u. Abb. 171.

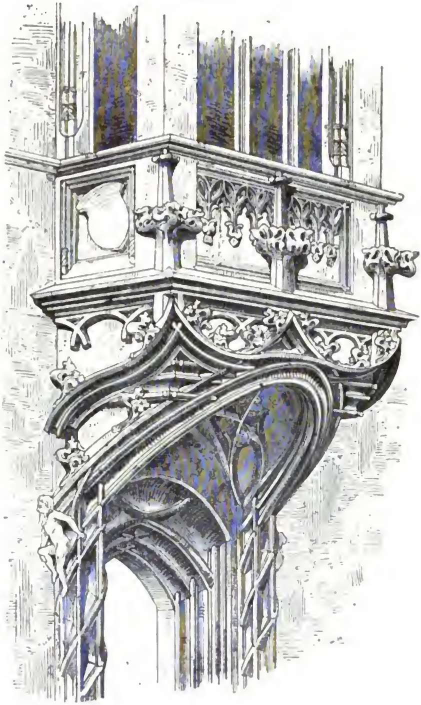
244) Nach: DOLLINGER, C. Architektonifche Reifefkizzen. Stuttgart 1873–1881. Heft I, Bl. 5.

245) Nach: DOLLINGER, a. a. O., Heft 8, Bl. 5.

246) Nach: PAULUS, E. Die Kunft- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Neckarkreis. Stuttgart 1889.

ſchäftigen wir uns nur mit ihren außen erkerartig vortretenden Teilen, die in der Regel zur Aufnahme des Altars beſtimmt ſind. Nicht ſelten ſind ſie allerdings beſcheiden angelegt und wie der flach-rechteckige Kapellenerker der Burg Juſahl

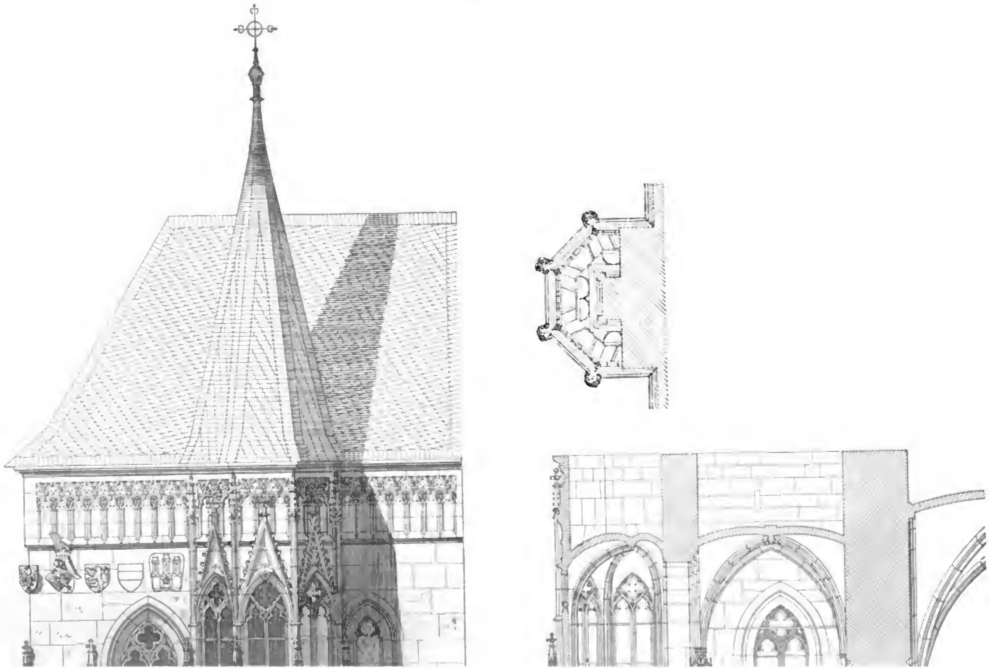
Fig. 325.

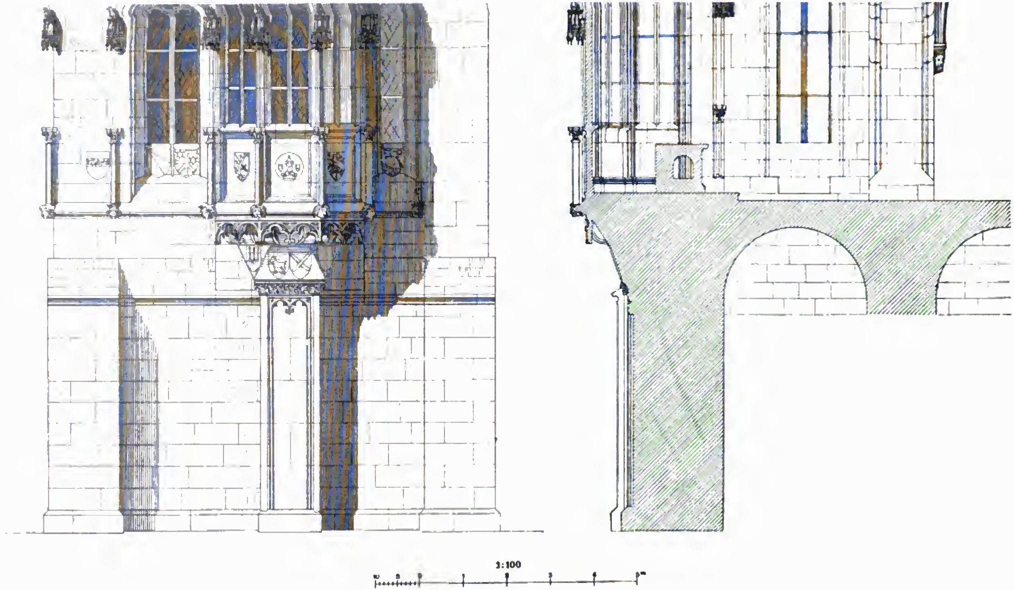


Von einem Hauſe zu Freiburg i. B.[241]).

im Vintſchgau von beliebigen Erkern der Wohnräume nicht zu unterſcheiden. Wenn aber die Mittel es geſtatteten, hat man ſie gern nach Art von Kirchenchören im halben Achteck vorgekragt, und ſie laſſen dann den Platz der Hauskapelle nach außen deutlich erkennen.

Zu S. 273.



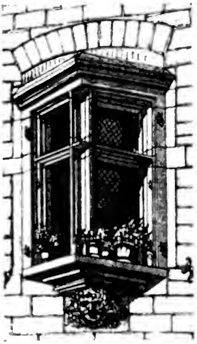


Hauskapelle am Rathaus zu Prag.

Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Was die älteren dieſer Chörlein betrifft, ſo ſind ſie ſo einfach, daß wir ſelbſt den kleinen Abbildungen, wie ſie in Fig. 37 (S. 77) u. 70 (S. 128) des vorhergehenden Heftes dieſes „Handbuches“ (1. Aufl.) dargeſtellt ſind, nur wenige Worte beizufügen haben. Sie ſind halbrund mit ſteinernem Dach, jenes von Landsberg mit einem Rundbogenfrieſe, mehreren Liſenen, ſowie mehreren verſchieden geſtalteten Fenſtern verſehen, auf einem profilierten kragſteinartigen Träger aufgebaut. Das Chörlein des Trifels hat ein reichverziertes Geſims mit Bogenfries, ein einziges Fenſter, und ſein Unterbau beſteht aus zwei Kragſteinen, welche durch ein Gewölbe miteinander verbunden und durch ein Halbgewölbe an den Turmkern angeſchloſſen ſind. Das Chörlein der Kapelle des Kamperhofes in Cöln ruhte auf einem profilierten, halbrunden Unterbau und hatte drei ſpitzbogige Fenſter; das Dach war mit Schiefern gedeckt. Noch ſchlichter iſt dasjenige der Domkurie zu Naumburg, auf kegelförmige Auskragung aufgebaut. Auch aus gotiſcher Zeit ſind noch recht einfache Beiſpiele erhalten; ſo dasjenige am Rathaus zu Nürnberg (vergl. Fig. 226, S. 196) und das an der Univerſität zu Krakau (vergl. die Tafel bei S. 206).

Fig. 326.



Erkerchen zu Überlingen[246].

Aber im Laufe des XIV. Jahrhunderts bildete ſich die Architektur dieſer Chörchen zu wahren Schmuckſtücken aus. So iſt das auf der nebenſtehenden Tafel abgebildete Chörchen der Hauskapelle am Prager Rathauſe mit einem Reichtume ausgeſtattet, der bis dahin unerhört war. 257. Chörchen vom Rathaus zu Prag.

Das Untergeſchoß des ganzen Baues hat einen beträchtlichen Vorſprung, der noch in der Breite des Chörchens emporgeführt iſt, ſo daß ſeine Ausladung um ſo weniger bedeutend zu werden brauchte, als noch ein rechteckiger Pfeiler einen beſonderen Unterſatz bildet. Der Übergang in das Achteck iſt auf dem Kapitell dieſes Pfeilers ſo hergeſtellt, daß eine lotrechte, dreikantige Fläche von den Ecken des Pfeilers in die Höhe geht, vorn ein oberes ſchmaleres, gering ausladendes Paralleltrapez ſich zwiſchen dieſe beiden Dreiecke ſtellt, während halbe Trapeze gleicher Art die Seiten einnehmen. Auf dem ſo hergeſtellten Achteck ſind vier breite Konſolen vorgeſchoben, zwiſchen denen eine ſchräge Fläche nach oben vortritt, ſo daß ein volles Auflager für das Geſims gegeben iſt, von welchem ein durchbrochener Maßwerkbogenfries herabhängt. An den Ecken des weitausladenden Geſimſes ſind Köpfe als Konſolen angebracht, auf denen Säulen ſtehen. Ihre Kapitelle ſollten in Brüſtungshöhe Figuren tragen, über welchen reiche Baldachine angehängt ſind. Hinter dieſen entwickeln ſich ſodann Fialenarchitekturen bis zum Hauptgeſimſe und ſind über den ſchlanken, ſpitzbogigen Fenſtern mit ſtarken Wimpergen verbunden. Ein Maßwerkfries in der Form einer zierlichen Bogenſtellung ſchließt die ganze Kapelle und ſomit auch den Leib des Chörchens oben ab, welches durch ein hochaufſteigendes Spitzdach den Charakter eines Türmchens erhält.

Nahe verwandt damit iſt das Chörchen am Karolinum zu Prag (Fig. 328[247]), 258. Chörchen vom Karolinum zu Prag.
welches jedoch bei geringer Höhe etwas mehr in die Breite entwickelt iſt. Es iſt insbeſondere die eigentümliche Bildung des Unterbaues, welche zunächſt in das Auge fällt. Ein achteckiger Pfeiler trägt ihn; eine einfache große Hohlkehle zeichnet den ausladenden Körper aus; aber an jeder Kante, wie in der Mitte jeder Fläche

[246]) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

fteigt von einer Konfole eine Rippe auf, welche durch freivorhängendes Maßwerk einen fehr bewegten Umriß bildet.

259.
Chörchen am Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg.

Wefentlich kleiner, insbefondere niedriger, ift das fchöne Chörlein am Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg, welches noch reicher ausgeftattet ift als die beiden Prager. Wir geben es in Fig. 329 im gleichen Maßftabe wie die Prager wieder.

Schon der Unterbau ift hier mit Fialen und Wimpergen geziert und hat fünf Unterfätze für Figuren. Reichgegliedert und mit vier durch Blattwerk belebte Hohlkehlen verfehen, erhebt fich auf diefem Pfeiler die Ausladung. Das Chörchen felbft ift an den Ecken mit Fialen verfehen; die Brüftungen tragen Darftellungen aus der biblifchen Gefchichte in hohem Relief, und über ihnen find Reihen von Baldachinen unter dem Brüftungsgefimfe angelegt. Reiche, dreiteilige Maßwerkfenfter und über ihnen abermals Figuren in ihren Zwickeln füllen die Hauptflächen. Ein mit einer Hohlkehle, in welcher ein Rofenfries fich befindet, verfehenes Gefims fchließt den Bau ab, der jetzt ein außer Verhältnis niedriges Dach trägt, das auf unferer Zeichnung auf das übliche Verhältnis erhöht ift.

Fig. 327.



Erker vom Schleglerfchloß zu Heimsheim[246]).

260.
Andere Nürnberger Chörlein.

Auch an das fchöne Chörlein am *Schlüffelfelder*'fchen Turme in Nürnberg müffen wir unter Hinweis auf Fig. 127 (S. 131) erinnern, weil dafelbft ftatt des fonft überall üblichen Spitzdaches eine turmartig gebaute Laterne für ein ewiges Licht errichtet und dadurch ein noch fteileres Verhältnis erzielt ift als fonft durch die Turmfpitzen.

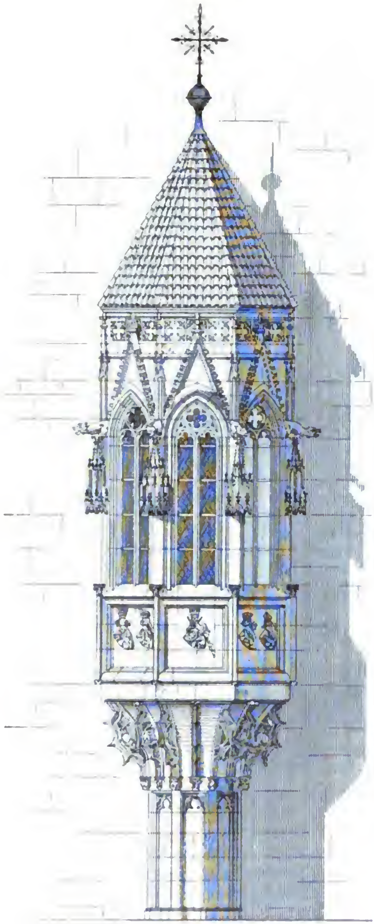
Noch ein drittes Chörlein von einiger Bedeutung befaß Nürnberg im alten Lorenzer Pfarrhofe, welches in einer Kopie am neuen Pfarrhofe unter Benutzung einzelner der alten Steine wieder errichtet wurde. Es ift einfacher als das vorhergehende und in Fig. 330 dargeftellt, aber ebenfalls mit einem entfprechenden Spitzdache; in der Ausführung mußte fich des oberen Stockwerkes wegen die Kopie leider mit einem recht niedrigen Dache begnügen. Erwähnt fei auch das fonft ganz einfache Doppelchörchen, welches im ehemaligen Auguftinerklofter fich befand und jetzt mit feinen Reften in das Germanifche Mufeum übertragen und dort wieder aufgebaut ift. Das untere Chörchen gehörte dem Kapitelfaal an, von welchem in Art. 296 (Fig. 396) die Rede ift, das darüberftehende dem Dormitorium und wurde als St. Auguftinus-Kapelle bezeichnet.

261.
Chörchen am Abtshaufe zu Maulbronn.

Zum Schluffe führen wir, unter Hinweis auf die in Kap. 10 (Hauskapellen) gegebenen Bemerkungen, mindeftens noch in kleiner perfpektivifcher Zeichnung, das Chörlein in der Abtswohnung zu Maulbronn an[248]) wegen des hohen Unterfatzes, der dadurch nötig wurde, daß die Kapelle fich im II. Obergefchoß befand. Wir würden diefes Chörchen, weil es nicht orientiert ift, nicht als folches, fondern als Erker bezeichnen, wenn es nicht gerade an der Kurie des Abtes fich befände, die ohne Hauskapelle nicht denkbar ift.

[248]) Siehe: PAULUS, E. Die Ciftercienfer-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873–79.

Fig. 328.



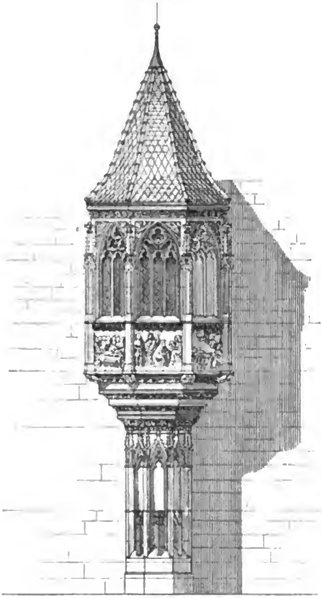
Chörchen am Karolinum zu Prag[247]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

262. Erker zu Vayda-Hunyad.

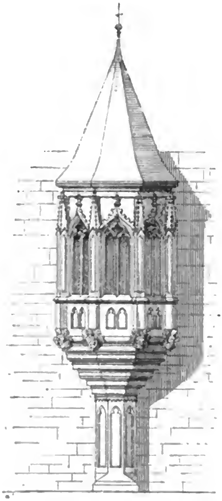
Wir haben indes manche Erker, die den Chörlein faſt noch ähnlicher ſind. Da wir nicht viele Beiſpiele geben können, ſo bieten wir in Fig. 331[247]) eines der ſchönſten und reichſten Beiſpiele eines ſolchen den Chörlein verwandten Erkers, wie deren vier an der Weſtſeite des Saalbaues auf der Burg Vayda-Hunyad (vergl. Fig. 68, S. 82) ſichtbar ſind. Dieſe vier Erker ſtehen in der Mitte des Wehrganges und erheben ſich auf Strebepfeilern, welche den Saalbau

Fig. 329.



Vom Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg.

Fig. 330.

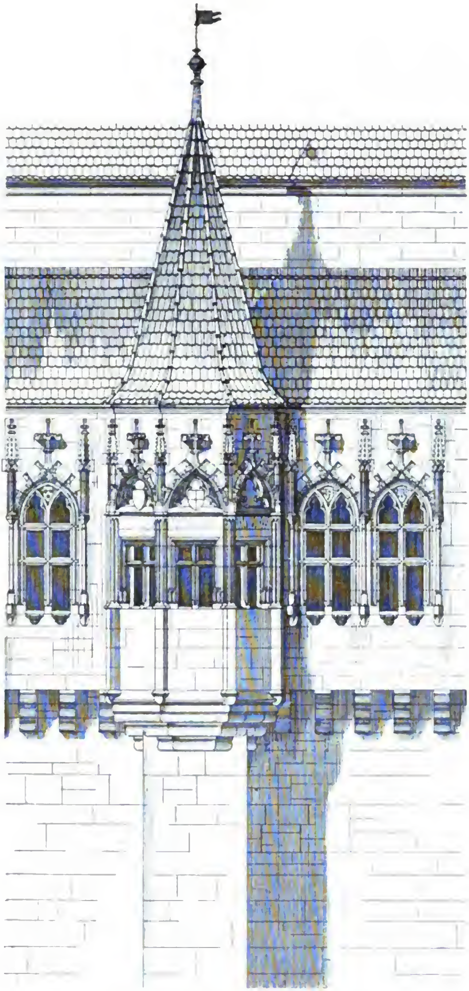


Vom Lorenzer Pfarrhof zu Nürnberg.

1/100 w. Gr.

ſtützen; gleich Chörlein ſind ſie an den Kanten mit Fialen beſetzt, zwiſchen denen über einem wagrechten Geſimſe den oberen Teil der Fläche Wimperge beleben, während ganz getrennt davon Steinkreuzfenſter in den Flächen liegen. Um der kriegeriſchen Bedeutung wenigſtens einigermaßen Rechnung zu tragen, ſind ſie nicht mit Verglaſung, ſondern mit kräftigen Holzläden verſehen worden, die, wenn ſie ſo konſtruiert waren, wie in Art. 240 (S. 258) angegeben, auch die friedliche Benutzung nicht hinderten.

Fig. 331.

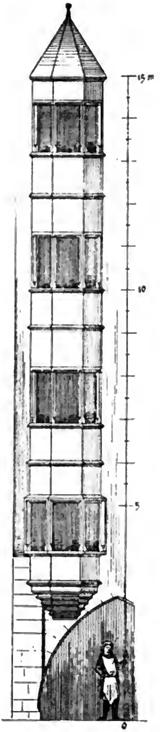


Erker am Schloffe Vayda-Hunyad[247]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

263. Erkertürmchen. Auf dem geſamten Architekturgebiete gehen verſchiedene Motive durch Zwiſchenſtufen ineinander über, und ſo vereinigen ſich auch die Erker mit anderen Motiven. So führt z. B. die maleriſche Erſcheinung der Treppentürmchen vielfach dazu, daß man ähnliche Türmchen, auch ohne daß ſie Treppen enthalten, an die Hauswände, an Gebäudeecken oder in die einſpringenden Winkel der Höfe anlegte, wodurch in jedem Geſchoß ein Raum einen Ausbau erhielt, der viel zur Stimmung des Inneren beitrug. Die Türmchen, welche, vieleckig angelegt, an den Ecken und auf den Flächen der Gebäude ſich erheben, ſind mitunter auf ein einzelnes Stockwerk beſchränkt und haben alsdann im Äußeren faſt das Ausſehen von Chörchen; ſie ſind indeſſen nur Erker. In der Regel ſind ſie jedoch einfacher als die wirklichen Chörlein; insbeſondere aber zeigen die Fenſter meiſt die einfache Steinkreuzkonſtruktion und ſind nicht ſpitzbogig und mit Maßwerk verſehen wie die Kirchenfenſter. Ein ſolches Türmchen, vieleckig angelegt, beſteht ſomit aus einer Reihe von Erkern übereinander. Es konnte ebenſo wie ein Treppentürmchen vom Boden bis über Dach aufſteigen, oder auch auf Vorkragungen erſt in einem höheren Geſchoß beginnen. Wir haben in Fig. 332 ein ſolches aus Innsbruck dargeſtellt. Ebenſo wurden auch Reihen flacher, ausgebauter Fenſter als Türmchen an die Fronten der Häuſer geſetzt.

Fig. 332.



Türmchen zu Innsbruck.

264. Ableitung des Wortes „Erker“. Im allgemeinen bezeichnet man alle dieſe Anlagen, ſo vielgeſtaltig ſie auch ſind, als „Erker“; in Nürnberg heißen ſie ausnahmsweiſe ſämtlich „Chörlein“. Dieſe letztere Bezeichnung hat inſofern eine Berechtigung, als die älteſten Erker in der Tat Chörlein von Hauskapellen waren. Von ihnen geht höchſtwahrſcheinlich auch der Name „Erker“ aus[249]). Denn der mittelalterliche Plural zu *Arcus* (Bogen) „*Arcora*“ wird auch für die Apſiden der Kirchen gebraucht. Die älteſte deutſche Form „Arkêr“ führt uns alſo ebenſo wie das Wort Chörlein auf die ausgekragten Apſiden von Haus- und Burgkapellen als den Urſprung dieſer reizvollen Bauteile zurück. Nur eine weitere Übertragung der Bedeutung liegt dann darin, daß in manchen Gegenden die aus der Fläche vortretenden Dachluken als Erker oder Dacherker bezeichnet wurden.

c) Lauben und offene Hallen.

265. Herkunft der Lauben. Aus dem Süden mit ſeiner Scheu vor den ſengenden Sonnenſtrahlen und vor der Näſſe des Regens iſt zweifellos in die mittelalterliche Profankunſt die Sitte eingedrungen, an den ſtädtiſchen Häuſern entlang gewölbte Bogengänge anzulegen. Wir dürfen ihren Urſprung wohl aus dem Orient herleiten; ſie haben ſich dann

249) Vergl.: Heyne, M. Das deutſche Wohnungsweſen. Leipzig 1899. S. 349.

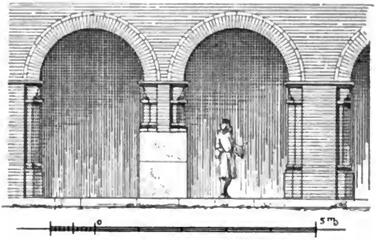
zunächſt in Italien und Südfrankreich eingebürgert. Über die Tiroler und Schweizer Städte, die als regſame, reiche Handelsplätze und Raſtſtätten des damaligen Weltverkehres zum Übertragen ſüdlicher Gewohnheit beſonders geeignet waren, ſind ſie auch in die deutſchen Städte eingedrungen und früher in ihnen verbreiteter geweſen als heutzutage. Schon im Süden iſt es allerdings ſelten, daß ſie die ganze Stadt durchziehen; noch mehr pflegen ſie ſich im Norden auf einzelne Hauptverkehrs- und Handelsſtraßen der Stadt oder auf den Umfang des Marktplatzes zu beſchränken. So faſſen ſie an einem der ſchönſten Beiſpiele, zu Münſter in Weſtfalen, nur die langgeſtreckte Straße des „Prinzipalmarktes" ein, umziehen in oſtdeutſchen Städten, wie Heilsberg, und in böhmiſchen Städten, wie Budweis, nur den rechteckigen Marktplatz oder Ring. Man hat vermutet, daß bei ihrer Einführung in den Norden der Einfluß der Verbindungsgänge wirkſam geweſen ſei, welche in Nachahmung antiker Säulenhallen die einzelnen Teile der großen karolingiſchen Pfalzen miteinander verbanden. Näher liegt es aber wohl, an eine unmittelbare Übertragung der Form zu denken, wie ſie ſich erſt ſpäter im Süden ausgebildet hat, bei der zum Unterſchied von jenen mehr freiſtehenden Verbindungsgängen der untere Laubengang völlig in das Haus hineingerückt und mit den oberen Wohnräumen überbaut iſt. Ob dieſe Form zuerſt in ſtädtiſchen Straßen oder in den Höfen fürſtlicher Paläſte (vergl. Avignon, Trient u. a.) ausgebildet worden iſt, möchte ſchwer zu entſcheiden ſein. Möglich iſt ſehr wohl, daß gerade die Gewohnheit, an den Fürſtenhöfen ſolche offene Hallen zu haben, dahin geführt hat, ſie auch in den Städten anzulegen. Gerade da boten ſie ja nicht bloß die Annehmlichkeit eines ſchattigen Aufenthaltes bei Sonnenhitze; ſondern ſie erweiterten auch die engen Straßen, ohne von den Häuſern mehr wegzunehmen als den Raum im Erdgeſchoß. Zudem boten ſie Verkaufsſtellen dar, und wenn wir von „Tuchlauben", „Brotlauben" u. a. hören, ſo können wir uns in den Hallen ſelbſt die Verkaufsſtände aufgeſchlagen denken, wie dies noch heutzutage an den Gewerbslauben in Straßburg, in Bern, Bozen und anderen Städten zu ſehen iſt. Ferner ſchufen ſie den Hausbeſitzern die Möglichkeit, die Erdgeſchoſſe zu Verkaufsgewölben nutzbar zu machen, die mit dem Inneren des Hauſes ſelbſt außer Verbindung ſein konnten. Wo daher Lauben angelegt waren, fehlten hinter ihnen nur ausnahmsweiſe die nach der Straße offenen Gewölbe, ſondern ſtanden meiſt in Reihen, den Bogen der Lauben entſprechend, nebeneinander, da, wo ein Haus nicht von anderer Seite einen Eingang hatte, oft einen ſolchen zwiſchen ſich übrig laſſend, der dann gern von den Gewölben ganz getrennt wurde.

Die Breite ſolcher Lauben, wie auch ihre Höhe wechſelt innerhalb weiter Grenzen. Unter jenen der Tiroler Städte finden ſich welche, die ſehr enge ſind und meiſtens ungleich in der Breite, ſo daß die durchſchnittliche Breite von 3,00 bis 4,00^{m} ſich an einzelnen Stellen bis auf 1,50^{m}, ſelbſt noch weniger verengt. Ebenſo erweitert ſie ſich allerdings an manchen Stellen über dieſes mittlere Maß hinaus, bis 5,00 und 6,00^{m}. Wir finden einzelne, deren Höhe nicht einmal 2,50^{m} beträgt, während andere 5,00 bis 6,00^{m} und noch mehr Höhe haben. Sie haben teils Balkendecken, teils Gewölbe der verſchiedenſten Art, je nach der Bauweiſe der Häuſer, zu denen ſie gehörten. 266. Abmeſſungen und Ausführung der Lauben.

Von dieſer hängt auch die Geſtalt der Laubenfront ab. Faſt ausnahmslos öffnen ſich die Lauben nach der Straße mit Bogen, in älterer Zeit mit Rundbogen, vom XIII. Jahrhundert an mit Spitzbogen, die auf runden, quadratiſchen oder rechteckigen, teilweiſe abgefaſten oder ſonſt gegliederten Pfeilern ruhen. Im allgemeinen überwiegen die einfachſten Rechteckpfeiler, die zum Tragen der

ſchweren Frontlaſten oft recht gedrungene Verhältniſſe annehmen; aber auch reichere Pfeilerformen verſchiedener Art kommen vor, wovon wir ein Beiſpiel am Marktplatze zu Vercelli (Fig. 333[250]), aus Backſtein erbaut, bringen. Hat man guten Hauſtein zur Verfügung, ſo werden auch Säulenformen gern verwendet, wenigſtens für die Zwiſchenſtützen. Wir geben in Fig. 334[251]) ein ſchönes weit geöffnetes Beiſpiel aus Metz und verweiſen auf die Abbildung des Rathauſes zu Münſter in Fig. 217 (S. 188), wo vorzüglich gezeichnete Rundpfeiler gedrungeneren Verhältniſſes die mächtigen Spitzbogen der Laube tragen.

Fig. 333.



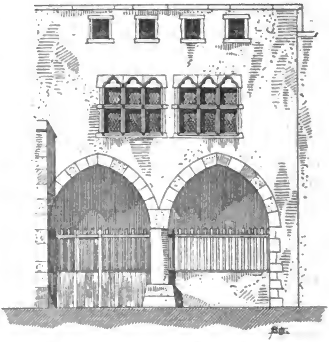
Laubengang am Markt zu Vercelli[250]).

1/100 w. Gr.

Als Beiſpiel ſüdlicher Art führen wir ferner ein ſpätgotiſches Häuschen aus Serravalle, einem ſchönen Städtchen nördlich von Venedig vor (Fig. 335[252]), bemerkenswert durch die Leichtigkeit der aus Granit angefertigten Stützen, durch das wohlerhaltene Sparrengeſims des Dachrandes und die noch deutlich kenntlichen Reſte der alten Bemalung.

267. Mehrgeſchoſſige Lauben. Eine weſentliche Steigerung erfährt das Motiv der Laube, wenn ſie ſich in mehreren Stockwerken übereinander öffnet. Dieſes feſtliche Öffnen auch des Obergeſchoſſes findet ſich an der Außenſeite der Häuſer nicht allzuhäufig; Venedig beſitzt am Fondaco dei Turchi ein ſehr frühes Beiſpiel, das aber dann von der bekannten zweigeſchoſſigen Prachtlaube des Dogenpalaſtes weit in den Schatten geſtellt wurde. Wir geben auf nebenſtehender Tafel ein glänzend durchgeführtes Beiſpiel von deutſchem Boden, aus Bruck an der Mur, vom ſog. Kornmeſſerhauſe ſtammend, angeblich dem früheren herzoglichen Hofe zugehörig.

Fig. 334.



Laubenhaus zu Metz[251]).

1/100 w. Gr.

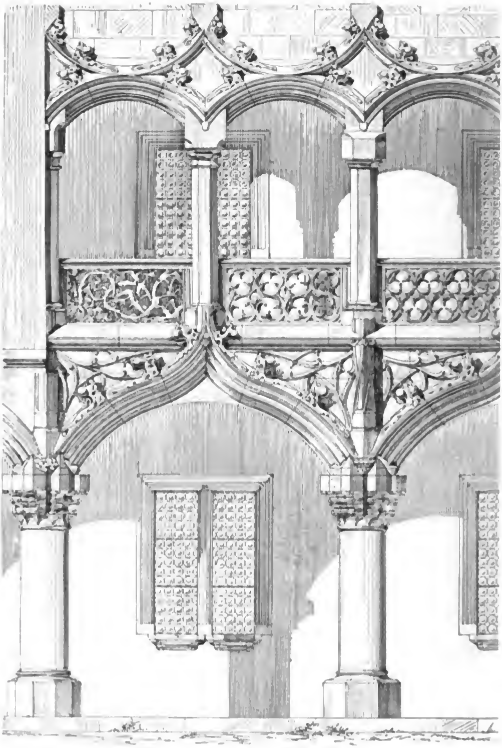
Das Erdgeſchoß hat mit der Dicke des Gewölbes eine Höhe von 4,50 m. Die Entfernung der Säulen beträgt von Mitte zu Mitte 3,70 m, die Höhe der Säulenſtämme 1,60 m, der Säulen mit Fuß und Kapitell 2,75 m; die achteckigen Füße ſind einfach, die Kapitelle aber aus einer Reihe

[250]) Nach: Stiehl, O. Der Backſteinbau romaniſcher Zeit. Leipzig 1898. Taf. 17.

[251]) Nach: Schmitz, a. a. O., Bl. 27.

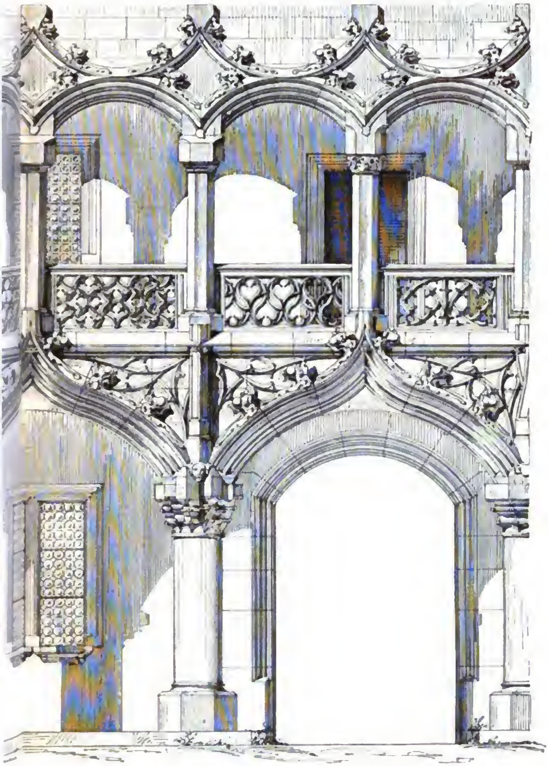
[252]) Nach eigener Aufnahme.

Zu



Von einem Wohnhaus (Kornm

1/30



…erhaus) zu **Bruck an der Mur.**

…Gr.

Fig. 335.



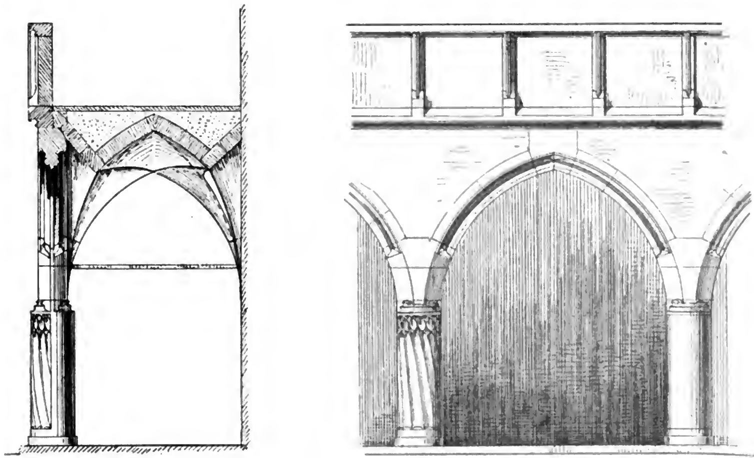
Laubenhaus zu Serravalle[252]).

Fig. 336.



Obere Laube im Kornmefferhaus zu Bruck an der Mur[252]).

Fig. 337.



Bogengang im Kollegium Jagellonicum zu Krakau.

$^{1}/_{50}$ w. Gr.

von reichen Profildurchſchneidungen, an jeder Säule wechſelnd in der Form, gebildet, welche ſich an den Kern anlehnen. Eine reiche Gliederung, deren äußeren Rand ein Wimperg bildet, ſchließt ſich eſelsrückenförmig dem flachen Bogen an. Über den Säulen ſtehen auf Konſolen Fialen, welche ſich mit dem Geſimſe verſchneiden, oberhalb des Geſimſes aber jetzt fehlen, ebenſo wie die Kreuzblumen der Wimperge nicht mehr vorhanden ſind.

Im I. Obergeſchoß entſprechen jedem unteren Bogen deren zwei obere, auf rotmarmornen Achteckpfeilern aufruhend. Die ganze Gliederung iſt ſomit weſentlich kleiner. Die oberen Wimperge durchſchneiden ſich, endigen jedoch oben nicht in einer Kreuzblume, ſondern in einem konſolartigen Stein, auf welchem eine Tier- oder Menſchenfigur ſtand. Maßwerkverzierung auf den unteren Bogenzwickeln und äußerſt prickelnd durchgeführte Maßwerkbrüſtungen wechſelnder Zeichnung vervollſtändigen den reichen Eindruck der Schauſeite. Ihr entſpricht die äußerſt bewegte Durchbildung des oberen flachbogigen Gewölbes (Fig. 336[252]), das mit ſeinen im Grundriß gekrümmten und vielfach überſchnittenen, mit Naſenwerk und Laubboſſen verzierten Rippenführungen eines der kunſtvollſten Beiſpiele ſeiner Art bietet.

Fig. 338.

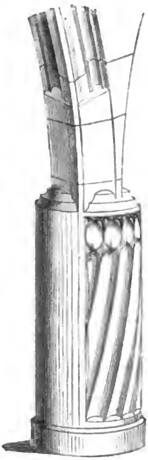
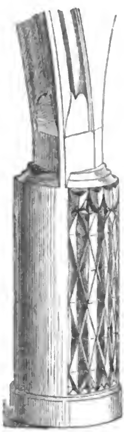


Fig. 339.



Säulen des Bogenganges
im Kollegium Jagellonicum zu Krakau.

268. Lauben als Hofumgänge.

Eine beſondere Bedeutung erlangen die Lauben als Begleitung der Hofanlagen. Sie unterſcheiden ſich auch bei eingeſchoſſiger Form grundſätzlich von den Kreuzgängen der Klöſter, indem ihre Bogen ſich ohne Maßwerkfüllungen oder Säulenſtellungen völlig frei dem Verkehre öffnen. Aber ſie nehmen hier ſehr häufig die bei den äußeren Lauben ſo ſeltene Mehrgeſchoſſigkeit an. Dann dienen ſie einerſeits, wie in den Straßen, als geſchützte Unterſtandsräume im Erdgeſchoß; daneben aber vermitteln ſie in den oberen Geſchoſſen den Verkehr zwiſchen den einzelnen Gebäudeteilen. Hierdurch tritt der einfache Nutzzweck neben der monumentalen Wirkung ſtärker hervor, und wir finden ſolche Hofumgänge oft in den einfachſten Formen, häufig ſelbſt aus Holz errichtet. So zeigt die Deutſchordensburg zu Gollub in Preußen den doppelgeſchoſſigen Umgang, wie er bei den Niederlaſſungen des Ordens üblich war, auf eine ſehr ſorgſam durchgebildete, aber durchaus ſchlichte Holzausführung zurückgeführt. Reicher und oft mit höchſt reizvoller Schnitzerei der Brüſtungen ausgeſtattet ſind die hölzernen mehrſtöckigen Umgänge in Nürnberger Höfen. Neben der Ausführung in vergänglicherem Bauſtoff treten andere Vereinfachungen ein; ſo an dem Bogengang der Univerſität zu Krakau (Fig. 337), der Verzicht auf die ſelbſtändige Überdeckung des oberen Ganges, der ſich vielmehr als offener Umgang geſtaltet und nur vom Dachüberſtand etwas gegen die Witterung geſchützt wird. Das Ganze gewinnt hierdurch ſehr an Leichtigkeit der Erſcheinung; insbeſondere ſind die Tragebogen leicht und ſchmal. Dazu kommt, daß man die Wölbung

des Ganges ohne Rippen, in Form von Zellengewölben, hergeftellt hat. So ergaben fich beim Auffetzen diefer zierlichen Oberglieder auf die kurzen Rundpfeiler höchft eigenartige Löfungen, von denen wir in Fig. 338 u. 339 einige weitere Beifpiele vorführen.

In fehr felbftändiger Weife find folche Hofumgänge in manchen Städten Oberöfterreichs ausgebildet. Dort verbindet fich häufig die landesübliche Ge-

Fig. 340.



Hof eines Wohnhaufes zu Steyr[253].

wohnheit, ganze Hausteile auf Kragfteinen vorzufchieben, mit der Anlage von mehrftöckigen Umgängen, die befonders engeren Höfen einen höchft malerifchen und dabei behaglich wohnlichen Eindruck geben. In Fig. 340[253]) ift als bezeichnendes Beifpiel der Hof eines Privathaufes in der Stadt Steyr wiedergegeben.

Über dem Erdgefchoß ftrecken fich Kragfteine, durch kräftige Vorlagen vorbereitet, vor und tragen zwei gemauerte Umgänge. Schlanke Porphyrfäulen, fehr zierlich in wechfelnden Formen durchgebildet, ftützen ihre Bogenöffnungen und mittels fteinerner Querbalken die Tonnengewölbe des Umganges. Im oberen Gefchoß ift noch ein Reft der früher dort vorhandenen Maßwerk-

[253]) Nach eigener Aufnahme.

brüftung erhalten; für das untere Gefchoß werden wir die gemauerte Brüftung als urfprünglich anfehen können. Bemerkenswert ift auch die Kühnheit der Löfung in der Ecke, welche ohne Stütze in allen drei Gefchoffen frei auf den gegeneinander geführten Wölbungen fchwebt.

Viel großartiger find die Säulenhöfe Nürnbergs angelegt. Erwähnt fei befonders der große Hof im *Krafft*'fchen Haufe in der Therefienftraße als ein treffendes Beifpiel dafür, wie man auf deutfchem Boden die gleichmäßige Ruhe folcher Hofumgänge durch Einfügen von Treppentürmen und dergl. zu unterbrechen liebte, wie man gleichzeitig die weitgefpannte Steinbogenarchitektur der unteren Gefchoffe mit dem Holzbau des Dachüberftandes verband (Fig. 341[254]).

Fig. 341.



Hof im *Krafft*'fchen Haufe zu Nürnberg[254]).

6. Kapitel.

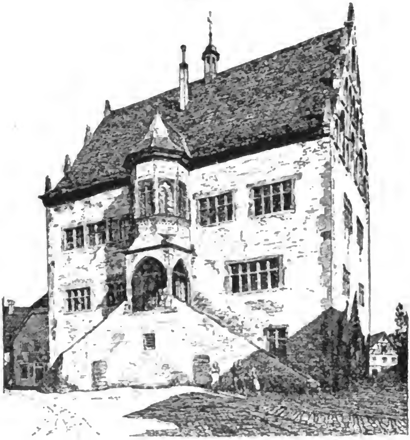
Äußere Treppen.

Wir haben bei der Befprechung der älteren Palasbauten gefehen, daß man die Verbindung zwifchen den einzelnen Stockwerken des Gebäudes zunächft als äußere Zutat zu den als felbftändige Teile angefehenen Innenräumen betrachtete und innere Treppenanlagen überhaupt nicht vorfah. Die Ausführung diefer Auf- 269. Urfprünglich einfache Form.

[254]) Nach: Gerlach, M. Alt-Nürnbergs Profanarchitektur. Wien u. Leipzig o. J.

gänge können wir uns zunächſt als überaus einfach vorſtellen; hat ſich doch die Bezeichnung „Stiege“, die urſprünglich eine mit Sproſſen verſehene Leiter bedeutet, auf Treppenanlagen überhaupt ausgedehnt. Zum Unterſchied von dieſer einfachſten Art bezeichnete man die ſelteneren aufwändigen Anlagen zunächſt als „Greden“ nach dem lateiniſchen Wort *Gradus*: die Stufe. Die Vorliebe für äußere Treppen erhielt ſich durch das ganze Mittelalter. Sie geſtatteten, in einfachſter Weiſe die innere Raumgeſtaltung, beſonders der großen Saalbauten, unabhängig zu halten von der Anordnung der Treppen und gaben bei gediegener Durchführung auch für das Äußere dankbare Anregung ab.

Fig. 342.



Freitreppe am Rathaus zu Dettelbach[255]).

270. Freitreppen aus Holz und Stein.

Häufig zwar begnügte man ſich auch ſpäter noch mit ſchlichten Holztreppen. So an den Rathäuſern in Gelnhauſen, Goslar, Dortmund uſw.; auch aufwändige Palasbauten, wie die von uns dargeſtellten zu Münzenberg und Gelnhauſen, können kaum andere als hölzerne Freitreppen beſeſſen haben. Erhalten hat ſich hiervon natürlich nichts; ſelbſt von den ſteinernen Freitreppen am Kaiſerhaus zu Goslar, in Braunſchweig, auf der Wartburg ſind kaum inſoweit Reſte auf uns gekommen, daß wir die Geſamtanlage uns im Geiſte wieder herſtellen können. Sie werden auch bei durchaus monumentaler Geſtalt in ihrer Formgebung ſchlicht und rein auf die Maſſenwirkung berechnet geweſen ſein. Nur der obere Austritt mag, wie beim ſeitlichen Treppenanbau des Goslarer Kaiſerhauſes, manchmal überbaut und mit zierlichen Säulenfenſtern geſchmückt geweſen ſein. Eine etwas ſpätere An-

[255]) Nach: GRISEBACH, A. Das deutſche Rathaus der Renaiſſance. Berlin 1907. S. 113.

lage ift die berühmte Treppe des Schloffes Montargis, von der *Viollet*[256]) einen Wiederherftellungsverfuch gibt. Sie ftieg im Gegenfatz zu den fonft der Gebäudefront angefchmiegten Treppen mit einem Laufe, der rechtwinkelig zur Front des großen Saales gerichtet war, zum Hofe hinab und entfandte von einem Zwifchenabfatz aus nach rechts und links je einen weiteren kurzen Lauf. Bedeckt war fie mit hölzernem Dachftuhl, der auf fchlanken Steinpfeilern ruhte. In folcher Überdeckung betätigte fich dann gern die fortfchreitende architektonifche Entwickelung derartiger Treppen, und es find hier äußerft reizvolle und malerifche Bildungen gerade der deutfchen Baukunft gelungen. Sehr häufig ift nur die Fläche des oberen Austrittes überdacht und dann gelegentlich durch den höheren Aufbau eines Erkers oder Uhrturmes weiter betont, wie in Dettelbach am Main (Fig. 342[255]) oder zur Renaiffancezeit zu Molsheim im Elfaß. Ander-

Fig. 343.



Aufgang zum Meßnerhaus zu Steyr[257]).

wärts zog man, wie dies fchon zu Montargis gefchehen war, auch die auffteigenden Läufe mit unter die Bedachung, die dann von Holzpfoften und hölzernem Gebälk oder, bei den aufwändigeren Beifpielen, durch Steinpfoften und Bogen getragen wird. Vielleicht die reichfte Anlage diefer Art ift die im üppigen Formenfpiel der Spätgotik durchgeführte Freitreppe des Rathaufes zu Pößneck in Thüringen: zweifeitig anfteigend, mit Kreuzgewölben überdeckt und am oberen Austritt mit einer ausgekragten Verkündigungskanzel verbunden.

Wir geben in Fig. 343[257]) ein fchlichteres Beifpiel, den reizenden Aufgang zum Meßnerhaus der Stadtkirche in Steyr. Vier fchlanke Steinftützen, auf die Brüftung der Treppe aufgefetzt, tragen die Bogen der Überdachung und mittels wagrechter Steinbalken auch ihre Tonnengewölbe. In ähnlicher Weife ift der Unterbau der Treppe gleichfalls frei unterwölbt, um einen bequemen Zugang zum unteren Gefchoß zu gewähren.

[256]) A. a. O., Bd. V, S. 290.
[257]) Nach eigener Aufnahme.

271.
Freitreppen in Höfen und Hallen.

Zu den Freitreppen können wir ihrer ganzen Form nach auch die fchönen Treppenanlagen rechnen, die fich innerhalb der Höfe oder auch in großen überdachten Hallen häufig vorfinden. Von ihnen find uns in Tiroler Bürgerhäufern und Schlöffern malerifche Beifpiele reichlich erhalten, oft verbunden mit vorgekragten Umgängen und gewölbten Hallen und meiftens mit Maßwerkbrüftungen oder zierlich gefchmiedetem Eifengeländer reizvoll ausgeftattet[258]). Auch die Rathäufer zu Freiburg i. B., Amberg u. a. befitzen fchöne Anlagen diefer Art. Allerdings ift alles, was im Norden an Treppen gebaut wurde, nach unferem heutigen Maßftab gemeffen, eng und fteil. Vornehmere Gefamtverhältniffe, insbefondere geringere Steigung, finden wir dagegen in füdlichen Gegenden, und führen eine folche Anlage aus der Audiencia zu Barcelona in Fig. 344[259]) im Bilde vor.

Fig. 344.



Treppe in der Audiencia zu Barcelona[259]).

272.
Wendeltreppen und Treppentürme.

In der fpäteren Zeit des Mittelalters wurden an Stelle der geradlinigen Freitreppen die Wendeltreppen bevorzugt, welche teils auf der Straße, teils in den Höfen außerhalb der Gebäudeflügel, nur an fie angelehnt, emporführen. Da fie meiftens über den Dachrand in die Höhe ragen und mit einem fpitzen Dache bedeckt find, fo haben fie die Geftalt von Türmchen und tragen wefentlich dazu bei, den malerifchen Charakter der Gebäude zu heben. Wir verweifen auf das, was weiterhin in Kap. 12 über die Treppen als Teile des Gebäudeinneren gefagt wird, und ergänzen es hier in bezug auf die äußere Erfcheinung, foweit bei einer Bauweife, wie folche den Wendeltreppen eigen ift, die äußere Seite getrennt von der inneren betrachtet werden kann.

[258]) Einige Beifpiele aus Sterzing und Klaufen finden fich in: STEFFEN, H. Baudenkmäler deutfcher Vergangenheit. Berlin. O. J. Heft 5, 6.

[259]) Nach: JOLY, H. Meifterwerke der Baukunft und des Kunftgewerbes in Spanien. Wittenberg u. Leipzig. O. J. Bd. I, Taf. 63.

Diefe Treppentürmchen waren in der älteren Zeit auch äußerlich rund, mindeftens vom Beginne des XIV. Jahrhunderts an aber zum Teile fechs-, meift aber achteckig. Einfachere zeigen nur eine Anzahl fchräger Fenfterchen, fchräg übereinander auffteigend. Wefentlich reicher wird fchon die Wirkung, wenn die Fenfter größer find, fo daß fie faft die ganze Achteckfeite einnehmen, nur eben Eckpfeiler übrig laffend, und wenn die Öffnungen durch Pfoften unterteilt find oder ein Steinkreuz haben. Eine weitere Ausbildung findet dadurch ftatt, daß die Achteckkanten der Türmchen mit kleinen Strebepfeilern befetzt werden, daß auch äußerlich fchräg auffteigende Gefimfe, Maßwerkbrüftungen und fonftige Zierate angelegt find. Gern treten auch Konfolen mit Figuren hinzu, über welche fich reiche Baldachine erheben, oder man verbindet die Eckpfeiler durch Bogen, unter welchen das dem Kirchenbau entnommene Fenftermaßwerk angeordnet ift und über denen die gleichfalls dorther entnommene vollftändige Anordnung von Fialen und Wimpergen fich erhebt. Zu oberft fchneiden dann etwa 8 Giebel mit ihren Dächern in den Turmhelm ein, oder über einem ausladenden Gefimfe fchließt eine Maßwerkbrüftung oder auch ein reichverzierter Zinnenkranz einen Gang ab, welcher am Fuße des Turmhelmes angelegt ift, oder aber als flache fteingepflafterte Plattform das Dach felbft bildet. Solche Treppentürmchen gehen nicht allenthalben unmittelbar vom Erdboden aus; teilweife find fie auf verfchiedenartig hergeftellten Vorkragungen nur vom erften oder noch höheren Obergefchoß aus in die Höhe geführt.

Ein Beifpiel eines reichlich durchbrochenen unverglaften „Wendelfteins", der durchaus als gewendelte Freitreppe gelten kann, haben wir bei der Darftellung des Hofes im *Krafft*'fchen Haufe (Fig. 341) gegeben. Meift aber werden diefe Räume verglaft; ihre innere Ausbildung entfpricht dann völlig den ganz im Inneren der Gebäude liegenden Wendeltreppen. Als großartigfte Ausführung diefer Art kann der prachtvolle Treppenturm der Albrechtsburg zu Meißen gelten, der, wie unfer Grundriß in Fig. 102 (S. 109) zeigt, abgefehen von feinen an fich großen Abmeffungen, befondere Bedeutung erhält durch den ihn in fünf Gefchoffen umziehenden gewölbten Umgang. Er war übrigens nach oben in älterer Zeit reizvoller als durch die im XIX. Jahrhundert hinzugefügten Giebelauffätze abgefchloffen, indem fich über einem niedrigen, mit kleinen Vorhangbogenfenftern verfehenen und durch ein leichtes wagrechtes Traufgefims bekrönten Obergefchoß der Dachhelm in eigenartiger, feffelnder Linienführung erhob.

---

7. Kapitel.

Dach und Giebel.

a) Dächer.

Der obere Abfchluß des Haufes, das Dach, fpielt bekanntlich im mittelalterlichen Bauwefen, wenigftens des Nordens, eine unvergleichlich größere Rolle als in irgend einer früheren Zeit. Es ift nicht nur beftimmt, dem Bedürfnis nach fchützender Deckung zu entfprechen, fondern es wird fchon in früher Zeit, durch feine bedeutende Höhe dazu benutzt, den Maffeneindruck der Gebäude mit Bewußtfein zu fteigern. Während man fich hierfür zur romanifchen Zeit mit Dachneigungen von etwa 45 Grad oder wenig mehr begnügte, führt die Betonung diefer Maffenwirkung in der fpäteren Entwickelung zu immer fteileren Dachneigungen, fo daß der Winkel von 60 Grad als die Regel angefehen werden 273. Bedeutung des Daches.

kann, fo manche Löfung aber auch noch fpitzer und fteiler aufwärts ftrebt. Aus diefer erheblichen Wichtigkeit, welche das Dach, rein als Baumaffe betrachtet, gewinnt, entwickelt fich nun eine Feinheit der Linienführung und eine bewundernswerte Kunft der Gliederung, welche als ganz neuartige Errungenfchaft mittelalterlicher Baukunft einen ihrer größten Ruhmestitel ausmacht. Dadurch wird das Dach in die Gefamtwirkung der Bauten einheitlich verfchmolzen; es wird befonders bei einfachen Bauten zu einem der wirkfamften und beftimmendften Ausdrucksmittel umgeformt.

274. Satteldächer und Walme.

Schon das fchlichtefte, zwifchen Giebel eingefchloffene Satteldach bildet nicht nur eine Zufammenfetzung zweier geneigter Ebenen. Man rückte allgemein den Sparrenfuß vom Dachrande ein gewiffes Stück einwärts, um das Ausreißen des ihn haltenden Zapfenloches zu verhüten. Indem man diefen Rückfprung durch ein befonderes, leichtes Holz, den Auffchiebling, ausfüllte, gewann man an der Grenze zwifchen der lotrechten Wand und der fchrägen Dachfläche eine Zwifchenform, die man durch ftärkeren oder geringeren Rückfprung des Sparrenfußes, durch fteilere oder flachere Neigung des Auffchieblings nach Bedarf auf einen härteren oder weicheren Übergang beider Bauteile abftimmen konnte. Auch die Anlage von Walmen, die nächfte Bereicherung der Dachform, wird im Sinne einer dem Einzelfalle fich anfchmiegenden, innerlich belebten Arbeitsweife behandelt. Das Mittelalter kennt nicht die heutige, mechanifch-gefühllofe Zimmermannsregel, nach der das Walmdach grundfätzlich die gleiche Neigung erhält wie das zugehörige Satteldach. Es gewinnt vielmehr unvergleichlich feffelndere Wirkung, indem es regelmäßig der Walmfläche eine fteilere, manchmal faft bis zur Lotrechten gefteigerte Neigung gibt, die es geftattet, die Linienführung der Grate und die Firftlänge des Hauptdaches den künftlerifchen Bedürfniffen anzupaffen. Nicht ganz felten wird auch ein Walm in drei Achteckfeiten aufgelöft, wie die Abbildung des Schönbornerhofes in Geifenheim (Fig. 86, S. 95) es zeigt. Den großen Flächen des Daches weiß man befonders in Deutfchland die ftrenge Ruhe der Erfcheinung zu wahren, auch wenn fie zur Nutzung der Bodenräume reichlich mit Dachluken durchbrochen werden, indem man in der Formgebung diefer untergeordneten Teile die feinfühligfte Zurückhaltung übt, die bei heutigen Nachbildungen leider häufig vermißt wird.

275. Dachaufbauten.

Zur reicheren Belebung der Maffe treten dann größere Aufbauten hinzu, vor allem vieleckige Erker zur Betonung der Ecken oder auch zur Unterbrechung der Langfeiten. Sie können, wie bei dem foeben angeführten Beifpiele oder am *Schlüffelfelder*-Haus in Nürnberg auf tiefer herabgreifenden Auskragungen aufruhen; oft aber bilden fie reine Teile des Daches, aus deffen Flächen fie herauswachfen. Ein gutes Beifpiel dafür, wie durch folche mit wenig Mitteln herzuftellende Dachgliederung dem einfachften Mauerklotz zu eigenartig lebendiger Wirkung verholfen werden kann, bietet das Hochzeitshaus zu Marburg, das wir in Fig. 345 abbilden. Noch kraftvoller wird die Dachfläche belebt durch das Auffetzen von quer („überzwerch") gerichteten Giebeldächern, insbefondere wenn diefe fich mit einftöckigem oder gar mehrgefchoffigem Unterbau als „Zwerchhäufer" bedeutender über das Hauptgefims erheben. Das Schloß in Meißen, die Rathäufer zu Braunfchweig, Hannover, Saalfeld u. a. geben treffliche Auskunft darüber, wie durch folche Zutaten die Baumaffe wirkungsvoll gefteigert und gleichzeitig auf das lebhaftefte gegliedert wird. Schließlich traten angelehnte Treppentürme und Erker mit ihren fpitz auffchießenden Helmen, auch hier und dort keck und trefficher aufgefetzte Dachreiter hinzu, um die bunte und frifche

Wirkung der Dächer zu vervollständigen. Aber es muß hervorgehoben werden, daß diese ganze reiche Formenwelt durchgehends so gehandhabt wird, daß sie sich den großen Hauptformen des Daches unterordnet. Nicht in regelloser Willkür, sondern fast immer in streng achsenmäßiger Ordnung gliedern diese Zutaten die großen Dachflächen und lassen ihre Gesamtformen immer herrschend durchscheinen. Das große Satteldach bildet allerorts den ruhigen Hintergrund für das lebhafte Spiel der Zwerchhäuser, Erker, Giebel und Türmchen. Dazu trägt wesentlich der Umstand bei, daß die Einheit dieser Zierteile mit der Dachfläche, ähnlich wie schon bei den kleinen Dachgaupen betont wurde, durch die größte Zurückhaltung in den Einzelformen verstärkt wird. Große Beschränkung in der Ausladung der Gesimse, Sparsamkeit in der Verwendung der schmückenden Zutaten, dafür die feinste Abwägung in der Führung der Dachlinien zeichnen diese köstlichen Lösungen aus. Ihr eindringliches Studium, das sich allerdings nicht nach Büchern, sondern nur an den Bauten selbst betreiben läßt, führt in einen der genußvollsten und dankbarsten Abschnitte der architektonischen Formenwelt; ihm nachzugehen ist eine dringend nötige Voraussetzung für Neuschöpfungen ähnlicher Art.

Fig. 345.



Hochzeitshaus zu Marburg.

276. Dachdeckung: Stroh, Rohr, Schindeln.

Zur Deckung der Dächer wurde im Beginn der Entwickelung sicherlich überwiegend der am leichtesten zu beschaffende Baustoff, Stroh oder Rohr, verwendet. Die ländlichen Bauten allenthalben und bis in die spätesten Zeiten, aber auch die städtischen Gebäude älterer Zeit haben wir uns mit Stroh- oder Rohrdächern vorzustellen. Erhalten ist von solchen alten Dächern natürlich nichts.

Sowohl die Rücksicht auf vornehmes Aussehen, wie das Streben nach größerer Feuersicherheit ließen für bessere Bauten andere Deckungsarten schon früh in den Vordergrund treten. Nur der ersten Bedingung entsprach die Verwendung der gespaltenen hölzernen Schindeln, die sich schon durch ihren Namen (*Scindula*) als ein Erbteil des Altertumes kennzeichnen. Sie stellen vielleicht die älteste Art der Dachdeckung dar, in der bei uns Steinbauten eingedeckt wurden, und haben sich im späteren Mittelalter zweifellos noch vielfach im Gebrauch erhalten, wie sie in holzreichen Gegenden noch jetzt heimisch sind. Sie empfahlen sich jedenfalls durch die leichte Beschaffung und Verarbeitung, welche der Bauherr sogar

felbft oder mit eigenen Arbeitskräften beforgen konnte. Durch forgfältige Auswahl des Holzes und fo treffliche Glättung, daß die Feuchtigkeit fchnell abfloß, ließ fich mit ihnen wohl ein dichtes Dach bilden, das nicht fo rafch zugrunde ging. Leicht herzuftellende Verzierung der unteren Enden und bunte Bemalung, wie fie in den Alpenländern noch heutzutage üblich ift, mußten die Wirkung eines folchen Daches wefentlich reicher geftalten. Dies gab dann wohl die Veranlaffung, die Verfchindelung auch auf lotrechte Flächen zu übertragen, wovon im vorhergehenden Hefte (1. Aufl.: S. 242, in der Abbildung des Pfennigturmes zu Straßburg) ein Beifpiel zu finden ift. Andere fchöne Beifpiele folcher Verwendung finden fich noch im mittleren Frankreich. So find die Hofumgänge des Hofpitals zu Beaune[260]) in ihren Flächen befchindelt; auch der Hof eines vornehmen Haufes in der Straße St. Trinité zu Troyes zeigt fo reizvolle Verwendung diefer Deckungsart, daß wir ihn hierneben wiedergeben (Fig. 346[261]), obwohl fich darin fchon Renaiffanceeinflüffe mit der Überlieferung des Mittelalters mifchen.

Fig. 346.



Hof eines Haufes zu Troyes[261]).

Das Streben nach größerer Feuerficherheit aber hat auch die Schindel von dem wehrhaft zu denkenden Haufe des Vornehmen auf dem Lande, wie auch von den dichtgereihten Häufern der Städte fchon früh zu verdrängen begonnen. Aus den deutfchen Städten haben wir fchon feit dem Ende des XIII. Jahrhunderts die erften auf Anwendung fteinerner Dachdekkung gerichteten obrigkeitlichen Verfügungen; in den größeren wird diefe Forderung im Laufe des XIV. Jahrhunderts wohl ziemlich durchgefetzt; in den kleineren zieht fich die Ausmerzung der Stroh- und Schindeldächer bis in die letztvergangenen Jahrhunderte hinab und ift in manchen Gebirgsgegenden felbft heute noch nicht beendet.

277. Schieferdächer.

Die Verwendung der Schieferdächer bei Profanbauten war im Mittelalter auf jene Gegenden befchränkt, wo Schiefer leicht zu gewinnen war, oder wohin er ohne größere Schwierigkeiten und Koften gefchafft werden konnte. Auch er dürfte fchon vor dem Mittelalter in den Rheingegenden Verwendung gefunden haben.

260) Vergl.: VERDIER & CATTOIS, a. a. O., Bd. I, S. 1 ff.

261) Nach eigener Aufnahme.

Wenigſtens ſind auf der Saalburg Reſte von Dachſchiefern gefunden worden, die als römiſch angeſehen werden. Über die Geſtalt, welche man im früheren Mittelalter den einzelnen Plättchen gab, haben wir keine Nachrichten; wir dürfen aber wohl annehmen, daß die gewöhnliche, heute noch übliche, ſchräge deutſche Deckung in ſehr alte Zeit hinaufgeht. Mindeſtens am Schluſſe des Mittelalters dürfte ſie die allgemein übliche geweſen und in ähnlicher Weiſe an ihren Rändern behandelt worden ſein wie heute. Wenn wir nun auch bezweifeln, daß irgend ein Schieferdach, welches heute auf einem mittelalterlichen Gebäude liegt, noch das urſprüngliche und unberührt iſt, ſo darf doch angenommen werden, daß auch bei den vielen Reparaturen, welche ſeit dem Mittelalter ſtattgefunden haben, ſtets die alte Deckungsweiſe und die alte Form der Steine, wenn ſie urſprünglich eine andere geweſen ſein würde, beibehalten worden wäre. Da wir ſie aber gerade in dieſer Weiſe ſo lange beibehalten finden, dürfen wir ſchließen, daß ſie auch früher ſchon gerade ſo angewandt wurde.

278. Metalldächer.

Metalldächer waren von jeher mehr im Kirchenbau als im Profanbau üblich, hier faſt nur an kleinen Zutaten, Türmchen, Erkern und dergl. Ihre Behandlung war, wo dieſe Deckungsart auch im Profanbau Verwendung fand, die gleiche, und zwar ſehr ſchlichte wie dort. Indeſſen haben die ſo häufigen Bleideckungen der Ränder bei Schieferdächern doch Veranlaſſung gegeben, auch bei dieſen an die Grate zierliche Krabben aus Blei zu ſetzen, die Firſte reich zu verzieren, Ecken und Spitzen mit Schmuck zu verſehen. In den meiſten Teilen von Deutſchland hat man von dieſen Zierformen allerdings nicht viel Gebrauch gemacht, da man die klaren Linienführungen bevorzugte; das meiſte von dieſem Schmuck iſt auch wohl zugrunde gegangen. Doch ſind insbeſondere am Rhein einzelne Stücke erhalten geblieben, welche aber ſchwer zu finden ſind, da die Gebäude meiſt reſtauriert wurden und dabei der alte, ſtark verwitterte Bleiſchmuck entweder neuem Platz machte oder ſo zwiſchen letzterem verſteckt iſt, daß man ihn, von unten geſehen, nicht mehr herausfinden kann.

Mehr als in Deutſchland iſt von ſolchem Bleiſchmucke in Frankreich erhalten, und er ſcheint auch dort ſchon im Mittelalter häufiger und in reicheren Formen gebildet zur Verwendung gelangt zu ſein. Wir wählen daher ein franzöſiſches aus den vielen Beiſpielen aus und geben in Fig. 347 ein ſolches, welches am Hôtel-Dieu in Beaune ſich befindet und deſſen Darſtellung wir *Viollet-le-Duc*[262]) entnehmen. Die drei Einzelheiten, welche daneben ſtehen, ſind der Kreuzblume und den zwei Knäufen unter dieſer entnommen. In weitaus den meiſten Fällen ſind aber auch bei Metalldächern viel ſchlichtere Formen, einfache auf einen blechumhüllten Holzſtengel geſetzte Knäufe und leichte Eiſenſtangen als Träger der Windfahnen verwendet worden.

279. Ziegeldächer: Hohlziegel.

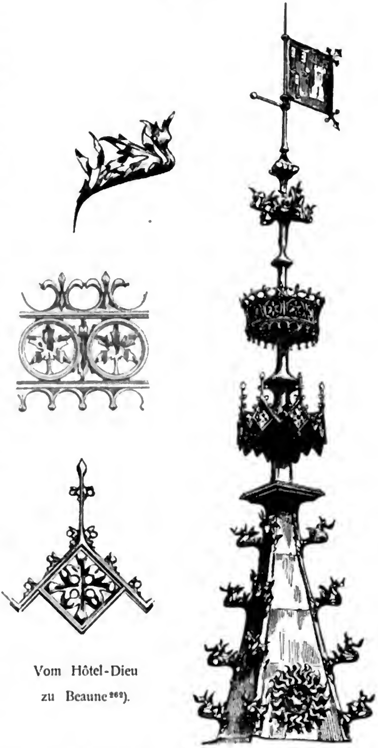
Am meiſten iſt uns an Reſten von Ziegeldächern des Mittelalters erhalten geblieben. Wir haben zwar auch da wohl keines mehr, welches nicht ſpäter wiederholt ausgebeſſert und umgedeckt worden wäre; aber es ſind doch noch ſo viele erhalten, bei welchen die Mehrzahl der einzelnen Ziegel noch aus dem Mittelalter ſtammt, dazu in den Muſeen und Sammlungen ſo viele einzelne Ziegel, ſowohl gewöhnliche als Schmuckziegel, daß wir ein recht langes Kapitel über die Ziegeldeckung des Mittelalters ſchreiben könnten, wenn wir nicht alles eben bloß anzudeuten hätten. Vorzugsweiſe ſind es zweierlei Deckungsverfahren, die uns entgegentreten und die vom Beginne des Mittelalters bis über deſſen Schluß hinaus nebeneinander hergingen.

---

[262]) A. a. O., Bd. V, S. 283.

Das eine knüpft an die antike Dachdeckung an, wo Platten mit aufſtehenden Rändern Verwendung fanden, welche ſo nebeneinander gehängt wurden, daß über die benachbarten Ränder von je zwei Platten ein Hohlziegel gelegt wurde. Man nahm jedoch ſchon am Schluſſe der antiken Kultur ſtatt der unterliegenden Platten ebenfalls Hohlziegel, ſo daß die deckenden Ziegel ziemlich dicht nebeneinander ſtehen. Man hat heute, und ſchon länger her, für dieſe Deckungsweiſe die techniſche Bezeichnung „Nonne“ und „Mönch“; ob dieſe Bezeichnung aber ſchon im Mittelalter gebräuchlich war, iſt zweifelhaft. Die Maße, in welchen die einzelnen Steine ausgeführt ſind, ſind ſehr verſchieden und teilweiſe recht beträchtlich; gerade die älteren ſcheinen die größten zu ſein. In der Sammlung des Germaniſchen Nationalmuſeums zu Nürnberg befinden ſich Bruchſtücke, die 62 cm lang und 27 cm breit ſind, dabei ein Gewicht von 10,7 kg haben. Denkt man ſich dieſe ſelbſt mit etwas ſchmaleren überdeckt und gut vermörtelt, ſo erhält das Quadr.-Meter ein Gewicht von nahezu 100 kg. Dies war eine recht beträchtliche Laſt, und es bedurfte ſtarker Dachſtühle, wie ſie auf kleineren Häuſern ſelten waren, um eine ſolche Deckung zu tragen. Mittlere und kleine Hohlziegel geben zwar ein verhältnismäßig leichteres Dach; aber doch muß es noch für gewöhnliche Stühle zu ſtark geweſen ſein; denn in Nürnberg, ebenſo in Quedlinburg und anderwärts, findet ſich nicht ſelten der Fall, daß man auch bei Verwendung kleinerer und dünnerer Hohlziegel die oberen Deckreihen, die „Mönche“, ganz wegließ und durch gutes Mörteln der Fugen mit den „Nonnen“ allein ein dichtes Dach erzielte. Dabei iſt zu bemerken, daß die „Nonnen“ an den Naſen, welche jeder Hohlziegel hatte, auf die ſtarke Lattung

Fig. 347.



Vom Hôtel-Dieu zu Beaune[262]).

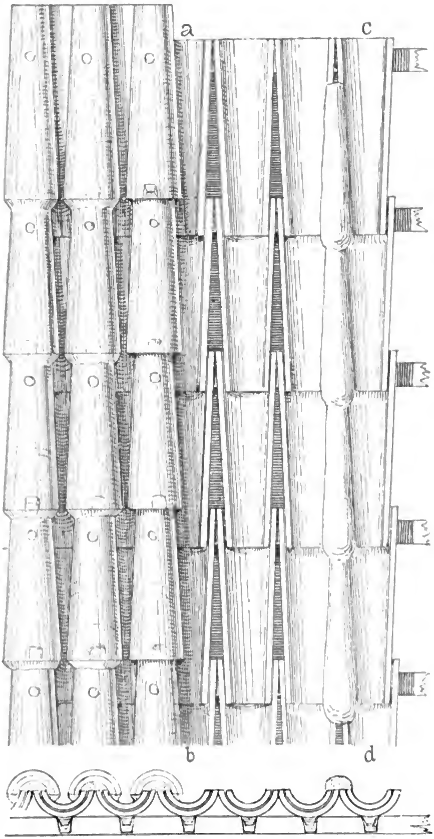


Fig. 348.

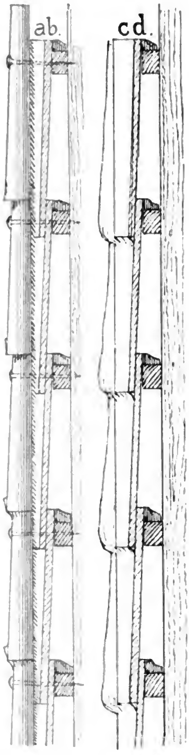
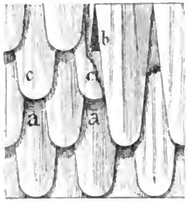


Fig. 349.

Mittelalterliche Dachdeckung mit Hohlziegeln.

aufgehängt, die „Mönche“ dagegen meiſt ohne Naſen darauf gelegt wurden, weil das Dach ſonſt zu unruhig bewegt ausgeſehen haben würde, wenn von jedem ſichtbar werdenden Ziegel die Naſe emporgeſtanden hätte. Die Naſen konnten leicht abgeſchlagen werden, wenn nicht ohne ſolche gebrannte Ziegel zur Verfügung ſtanden. Zur Befeſtigung der „Mönche“ war nur ein Mittel vorhanden, nämlich ein Loch mit einem ſpitzen Inſtrument in ſie zu ſchlagen und ſie durch Eiſennägel, welche zwiſchen je zwei „Nonnen“ hindurch gingen, auf der Lattung zu befeſtigen. Alle die verſchiedenen Stadien ſind aus Fig. 348 u. 349 erſichtlich.

Fig. 350.



Flachziegel aus Konſtanz.

280. Flachziegel.

Dieſer erſten allgemein verbreiteten Deckungsart ſtand von früher Zeit her eine zweite gegenüber, jene mit Flachziegeln, da und dort auch „Taſchen“, „Biberſchwänze“ und anders genannt, deren Urſprung in den hölzernen Schindeln zu ſuchen iſt, an deren Stelle ſie traten. Sie haben im Laufe der Zeiten und in verſchiedenen Gegenden verſchiedene Formen erhalten, nach denen ſich, wie bei den Schindeln, eine verſchiedenartige Zeichnung auf dem Dache bildete. Sehr altertümlich ſind die in Fig. 350 dargeſtellten Ziegel aus der Bodenſeegegend, von denen ſich im Roſengarten-Muſeum zu Konſtanz eine beträchtliche Zahl findet und die dem XII. bis XIII. Jahrhundert entſtammen mögen. Sie verjüngen ſich von oben gegen die Spitze hin, ſind verhältnismäßig ſtark, und ihre Oberfläche iſt leicht gewölbt. Sie laſſen, nebeneinander gelegt, zwiſchen ſich einen dreieckigen Raum offen. Da nun dieſen die nächſtfolgende Schicht *b* nicht vollſtändig deckt, ſondern erſt die dritte Schicht *c*, ſo wurde ein Strohbüſchel eingelegt, damit nicht Luft und Wind in die Öffnung zwiſchen *a* und *c* eindringen und durch das offene Dreieck über *a* in das Innere das Dachbodens gelangen konnte. Flachziegel ſehr eigentümlicher Art, ſicher noch dem XII. Jahrhundert angehörig, ſind neuerdings auch bei der Wiederherſtellung des Wetzlarer Domes gefunden worden[263]). Sie haben die Form eines Rechteckes mit angeſetzter Dreiecksſpitze, ſind alſo in Bezug auf Dichtigkeit der Deckung den

Fig. 351.

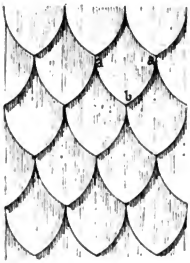
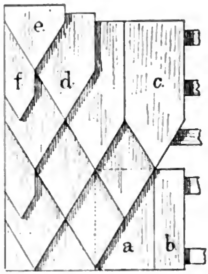


Fig. 352.



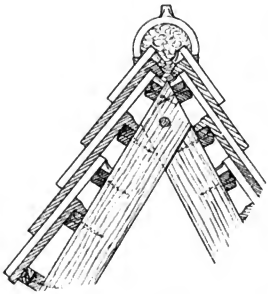
Flachziegel aus Nürnberg.

[263]) Siehe: Stiehl, E. Zur Frage mittelalterlicher Dachdeckung. Denkmalpflege 1906, S. 77.

ebenbeſchriebenen weit überlegen; auch ſie ſind ſehr ſorgſam bearbeitet und an der Spitze mit leichter Faſung verſehen.

In Nürnberg waren während des Mittelalters für ſolche Ziegelplatten zweierlei Formen im Gebrauche, von denen es ſchwer fallen würde, zu beſtimmen, welche die ältere iſt: die Schuppenziegel (Fig. 351) oder die Spitzziegel (Fig. 352). Wenn wir erſtere für etwas älter halten, ſo hat dies ſeinen Grund darin, daß ſie meiſt etwas mehr gewölbt ſind als die Spitzziegel, welche teilweiſe vollkommen flach angefertigt wurden. Die Deckung mit Schuppenziegeln bildet ein ſehr anſprechendes Muſter, iſt aber, wenn die Wölbung der einzelnen Platten ſo ſtark iſt, wie dies bei denjenigen zutrifft, welche wir gerade für die älteſten halten und dem XIV. Jahrhundert zuſchreiben, gleich den Konſtanzern nicht ſehr luftdicht. Wenn jeder Ziegel bei *a* rechts und links auf der höchſten Stelle der darunter liegenden Ziegelreihe aufliegt, ſo fällt die Spitze *b* über den tiefſten Teil, und es kann ſomit unter *b* die Luft, und mit ihr insbeſondere die Kälte, in den Dachbodenraum eindringen. Daß Strohbüſchel in Nürnberg verwendet worden wären, iſt nicht bekannt. Da ja die Ziegel nie mathematiſch eben ſind, ſondern auch der beſte ein klein wenig windſchief iſt, ſo wird ja ohnehin die Ziegeldeckung nie vollſtändig luftdicht. Es iſt bekannt, daß am unteren Rande, wie am Dachfirſt und bei den Anſchlüſſen an die Giebel Bruchſtücke von Ziegeln nötig ſind, welche heute die Dachdecker durch Hauen ganzer Ziegel ſich verſchaffen. Im Mittelalter formte und brannte man dieſe Teile eigens. Um alſo ein Spitzziegeldach herzuſtellen, brauchte man für den unteren Rand die Schaufeln *a* (Fig. 352), für ihren Anfang und ihr Ende halbe Schaufeln *b*; hierauf von den gewöhnlichen Ziegeln *c* ſo viele, als eben das Dach erforderte. Am Firſt waren zwei kürzere Reihen *d* und *e* erforderlich, welche nicht auf Latten, ſondern auf der oberſten Reihe der gewöhnlichen Ziegel *c* aufgehängt wurden. Wie nun der Durchſchnitt in Fig. 353 erkennen läßt, iſt darauf mit Mörtel eine Reihe Hohlziegel aufgeſetzt, welche den Firſt bildet. Es geht aus dieſem Schnitt auch hervor, daß ein ſolches Dach immerhin 12 bis 15 cm über die Sparrenoberfläche aufträgt, da an jeder Stelle, vom unteren Rand abgeſehen, die Ziegel dreifach aufeinander liegen. Es iſt alſo immerhin noch ein recht ſchweres Dach, welches mit dieſen Deckungsarten erzielt wird. Das auf den einzelnen Ziegel fallende Regenwaſſer fließt abwärts bis zum Rande. An dieſem läuft jedoch ein großer Teil entlang bis zur Spitze und fällt dort erſt auf den darunterliegenden Ziegel. Es würde daher am Rande des Daches, wenn gewöhnliche halbe Ziegel verwendet würden, ein großer Teil des Waſſers gegen den Giebel geleitet und dieſer dadurch feucht werden. Deshalb hat man manchmal noch beſondere Ziegel *f* gebrannt, bei welchen die Spitze vom Rande weg auf die Fläche des darunterliegenden Ziegels geleitet iſt. Einfacher wird der gleiche Zweck meiſtens dadurch erreicht, daß man die Dachfläche durch

Fig. 353.



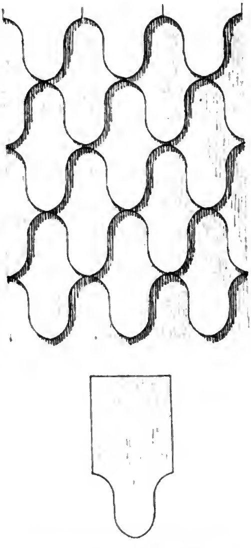
Firſtbildung bei Flachziegeln.

untergelegte keilförmige Hölzer gegen den Giebel hin leicht auffteigen läßt. Für die Grate und Kehlen konnte man Ziegel nicht im Vorrat anfertigen, da ſie bei jeder verſchiedenen Neigung des Daches verſchieden werden mußten und Normaldachprofile nicht beſtanden.

281. Herſtellung der Dachziegel.

Was die älteren mittelalterlichen Dachziegel beſonders auszeichnet, das iſt die Sorgfalt der Arbeit. Es iſt offenbar der Ton auf das ſorgfältigſte geſchlemmt; denn er iſt von jeder ſchädlichen Beimiſchung, auch von groben Kieskörnern, vollſtändig frei und außerordentlich gleichmäßig und fein durchgearbeitet. Die Ziegel ſind natürlich in Formen geſchlagen, die Naſen ſehr ſorgfältig aus der Hand modelliert und feſt angeſetzt, ſo lange der Ziegel noch in der Form war, ſo daß durch feſtes Andrücken die Naſe mit der Platte verbunden werden konnte, ohne daß der Ziegel die Form änderte. Sie müſſen nicht zu feucht, dagegen mit ziemlicher Kraft in die Form gepreßt und langſam getrocknet worden ſein. Wenn ſie etwa halb getrocknet waren, wurde die Oberfläche wieder genetzt und mittels eines Pinſels oder der Hand ſo vollkommen als möglich geglättet. Dieſer Behandlung iſt es zu danken, daß alle Poren der Oberfläche ausgefüllt ſind und infolgedeſſen ſich keine Algen und Mooſe bilden, aber auch kein Schmutz auf die Ziegel ſetzt, welchen nicht der nächſte Regen wieder abwaſchen würde. Die Ziegel haben ſo ihre tiefrote Farbe bis heute bewahrt, und man kann an ihr jeden mittelalterlichen Ziegel eines Daches von den bei Ausbeſſerungen dazu gekommenen ſpäteren Ziegeln unterſcheiden, weil alle ſpäteren, auch wenn ſie die alte Form beibehielten, weniger ſorgfältig gearbeitet und daher ſchwarz geworden ſind.

Fig. 354.



Flachziegeldeckung zu Heilsbronn.

Die beiden in Nürnberg heimiſchen Formen von Dachplatten ſind nicht an Nürnberg gebunden; ſie kommen auch anderswo in ganz ähnlicher Art vor. Aber auch unten halbrunde, flachrunde und ganz gerade finden ſich. Fig. 354 iſt die Darſtellung der mit einem Ziegel zu erzielenden Dacheindeckung, ſo wie der Ziegel ſelbſt, wie ſich deren mehrere im Kloſter Heilsbronn gefunden haben, der aber ſchon weit weniger ſorgfältig gearbeitet erſcheint, als wir dies ſoeben gerühmt haben.

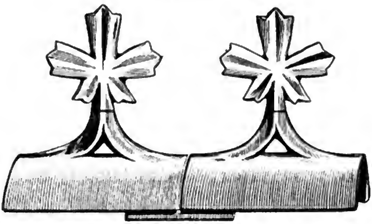
282. Farbige Glaſuren.

Schon aus dieſen Beiſpielen geht hervor, wie vielfältig der Schmuck war, welchen das Dach durch die Form der Ziegel allein erhalten konnte. Nun kam aber noch die Farbe hinzu. Man überzog in einzelnen Gegenden, ſo in Öſterreich, Tirol, der Schweiz, Schwaben und Elſaß, die Ziegelteile, welche bei der Deckung ſichtbar blieben, mit farbiger Glaſur, insbeſondere mit Grün, Rotbraun,

Gelb und Weiß, und konnte ſo farbige Streifen, Rauten und Zickzackmuſter, ſowie ähnliche einfache Teppichzeichnungen auf dem Dache bilden. Solche oft ſehr glanzvolle Ausſchmückung des Daches wurde aber immer gleichmäßig über die ganze Dachfläche ausgebreitet, ſo daß ihre einheitliche Wirkung ungeſtört blieb. Man hat dies bei neuerer Wiederaufnahme dieſer Verzierungsweiſe ſehr zum Schaden der Sache häufig nicht beachtet.

Wie man im allgemeinen im Mittelalter der Erſcheinung des Daches große Bedeutung beilegte, ſo ſuchte man auch gelegentlich dem Umriß der Ziegel- 283. Verzierung der Firſte und Grate.

Fig. 355.



Vom Münſter zu Baſel und von Sta. Fides zu Schlettſtadt.

Fig. 356.

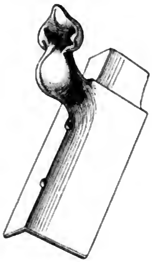


Fig. 357.

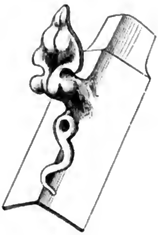
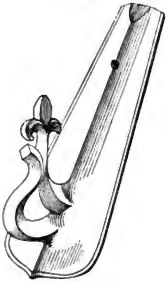


Fig. 358.



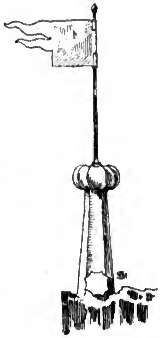
Verzierte Gratziegel.

dächer durch Zierrate mehr Leben zu geben. Die Firſtlinie erhielt an ſich ſchon eine Belebung dadurch, daß man die Naſenſeiten der Hohlziegel, ſowie deren Verengerung ineinander ſchob. Man liebte aber auch aus beſonderen Formen hergeſtellte verzierte Firſtziegel und Gratziegel.

Wir geben in Fig. 355 die Abbildung eines Dachfirſtes wieder, welcher von einem der ehemaligen Stiftsgebäude des Münſters zu Baſel ſtammt, wo auch die Grate mit weitvorſpringenden Krabben geziert ſind, während *Violett-le-Duc* ihn bei Sta. Fides zu Schlettſtadt gefunden hat; dieſe Firſtziegel wie die Grat-

ziegel ſind grün glaſiert. Die in Fig. 356 u. 357 abgebildeten Gratziegel ſind aus Schwäbiſch-Gmünd und der in Fig. 358 wiedergegebene aus Villingen in das Germaniſche Nationalmuſeum gelangt. Mitunter ſind auch eigenartige Tiere, Menſchen in ſchnurrigen Situationen als Form ſolcher Gratziegel verwendet.

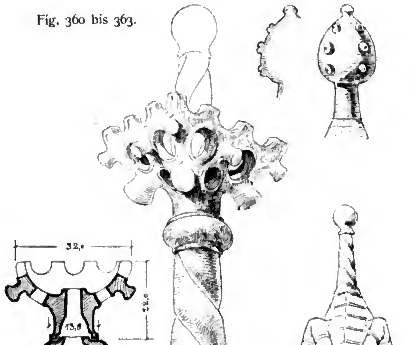
Fig. 359.



Dachkrönung zu Kayſersberg.

284. Knaufe und Kreuzblumen. Auch die Spitze der Walme und die Stellen, wo die Firſtziegel mit den in zwei Linien aufſteigenden Gratziegeln ſich verbanden, erhielten oft eine beſondere Decke und hervorragende Betonung. Bei Beſprechung der Metalldächer wurde auf die Windfähnchen hingewieſen, welche, aus Blei oder Kupfer hergeſtellt, an einer lotrechten Eiſenſtange ſich drehten, die an den unteren Teilen manchmal reich verziert wurde. Sie finden an ſolchen Stellen auch bei Ziegeldächern vielfach Verwendung. Meiſt werden dieſe Endigungen in der Weiſe hergeſtellt, daß ein ſchwacher, verjüngter Holzſtiel mit oberem, runden oder eckigen Knauf verſehen und das Ganze mit Metallblech, Kupfer oder Blei umkleidet wurde. Verzierung wird dabei ſelten und ſparſam verwendet, etwa in Form eines kleinen Krönchens ſtatt des einfachen Knaufes; meiſt läßt man den ſorgſam abgeſtimmten Umriß für ſich allein wirken oder ſetzt auf den Knopf etwa noch eine Eiſenſtange als Träger einer Wetterfahne. Ein bezeichnendes Beiſpiel aus Kayſersberg im Elſaß gibt Fig. 359[261]) wieder. Für Ziegeldächer wur-

Fig. 360 bis 363.



Tönerne Knaufe zu Danzig und Rheden.

den folche Endigungen auch aus gebranntem Ton gemacht und dann regelmäßig bunt glafiert. Von preußifchen Kirchen ftammen die Beifpiele in Fig. 360 bis 363, alle dadurch ausgezeichnet, daß fie in ihrer Grundform auf der Töpferfcheibe werkgerecht vorgearbeitet und dann durch leichte Handarbeit in die endgültige

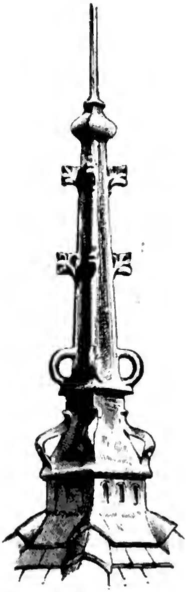
Fig. 364.



1/10 w. Gr.

Dachauffatz im bifchöflichen Mufeum zu Troyes[364]).

Fig. 365.



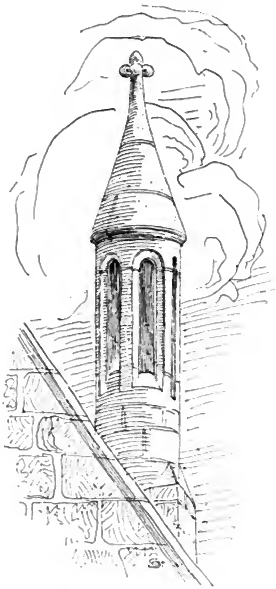
Dachauffatz zu Villeneuve-l'Archevêque[365]).

[364]) Nach eigener Aufnahme.

[365]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O. Bd. V, S. 274 u. 277.

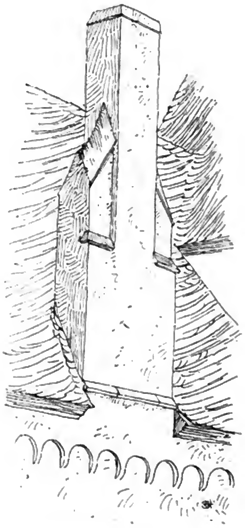
Form gebracht find. Selbft das reiche, wie eine zierliche Kreuzblume wirkende Mittelteil der Krönung von *St. Katharina* in Danzig ift aus einer fchüffelartigen Grundform durch gefchicktes Ausfchneiden einzelner Teile und Anfetzen von knopfartigen Verftärkungen hergeftellt, welch letztere die Buckel von Kreuzblumenblattwerk mit den Mitteln der Töpferei wiedergeben. Wefentlich aufwändiger find franzöfifche Krönungen diefer Art unter Mitwirkung des Bildhauers gearbeitet.

Fig. 366.



Schornfteinkopf am Klofter Maulbronn

Fig. 367.



Schornftein an der Burg zu Oberlahnftein [264]).

Wir geben in Fig. 364 einen Auffatz aus dem bifchöflichen Mufeum zu Troyes [265]). Er ift verfchiedenfarbig glafiert und gehört angeblich dem XIII. Jahrhundert an. Der obere Teil ift durchbrochen, fo daß man ihn für einen Schlotauffatz halten könnte. Er ift natürlich aus mehreren Stücken zufammengefetzt. Dem XV. Jahrhundert entftammt ein gleichfalls aus mehreren Stücken zufammengeftellter Auffatz, welchen *Viollet-le-Duc* als in Villeneuve-l'Archevêque befindlich veröffentlichte (Fig. 365 [265]).

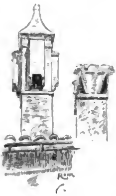
285. Schornsteine.

In ähnlicher Weise wie diese kleinen Zutaten tragen endlich die Schornsteine zur Erscheinung der Dächer bei. Es sind allerdings von vollständigen Beispielen, zum mindesten in Deutschland, recht wenige auf unsere Zeit gekommen. Vieles von dem, was die einschlägigen Veröffentlichungen enthalten, kann nur als freie Wiederherstellung gelten. Aber die reizende Schornsteinhaube, die den Kaminschlot des Frühmesserhauses im Kloster Maulbronn (Fig. 366[264]) in Form eines zierlichen Türmchens mit steinernem Helme krönt, zeigt doch, mit welcher Liebe man schon im Beginn des XIII. Jahrhunderts diese Bauteile durchzubilden begann. Ähnliche, noch reicher ausgebildete Beispiele sind aus Puy en Velay und St. Lô von *Viollet-le-Duc*[266]) veröffentlicht. Am Rhein und an der Mosel liebte man es, die Schornsteine, sofern sie an der Außenwand oder am Giebel der Gebäude aufsteigen, an diesen noch ein Stück als Lisene herabzuführen und in gewisser Höhe auf eine Auskragung irgend welcher Art zu setzen. Vergl. die in Art. 223 (S. 233) gegebene Abbildung des Stiftes St. Gereon zu Cöln. Wurden die Schornsteine im ganzen sehr hoch, so setzte man an sie wohl freistehende, strebepfeilerartige Ansätze nach zwei Seiten hin als Verstärkung an, wie Fig. 367[264]), von der kurmainzischen Burg zu Oberlahnstein stammend, zeigt. Die obere Endigung blieb dort meist schmucklos und wurde durch eine einfache Abdeckplatte oder steile Schräge gebildet. In anderen Gegenden setzte man den Schornsteinen lebhaft gegliederte Spitzen auf. Berühmt sind hierfür die vielerlei phantastischen Lösungen auf vieleckigen und runden Grundrissen, die neben anderen italienischen Städten besonders Venedig über seinen Dächern nach alter Überlieferung noch heute bietet. Sie dienen gleichzeitig der Abwehr des Regens und störender Winde, wie dem Schmucke des Hauses und haben die Tiroler Kunst offenbar vielfach beeinflußt. Wir geben in Fig. 368 bis 371[267]) eine Auswahl dort gesammelter Formen und schließlich in Fig. 372[268]) u. 373[269]) einige Krönungen aus Oestrich und Kaysersberg, bei denen eine außerordentlich reiche Wirkung mit verhältnismäßig einfachen Mitteln, schlichten Ziegeln und Stuck erreicht worden

Fig. 368.



Fig. 369.



Italienische Schornsteinköpfe.

Fig. 370.

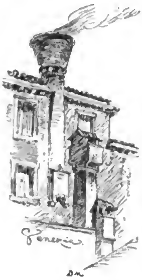
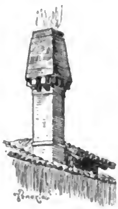


Fig. 371.



Schornsteine zu Venedig.

266) A. a. O., Bd. III, S. 211 u. 212.

267) Nach: Möhring, B. Ein vernachlässigter Freund. Deutsche Bauz. 1895, S. 448.

268) Nach: Luthmer, M. Bau- und Kunstdenkmäler des Rheingaues. Frankfurt a. M. 1902. S 232.

269) Nach eigener Aufnahme.

ift. Mit wefentlich mehr Aufwand gliederte man in Frankreich und England auch den Schaft der Schornfteine an Backftein- oder Werkfteinbauten durch lotrecht auffteigende Profilierungen und Leiftenwerk, fowie wagrechte Gefimfe, wofür der Schornftein in Fig. 258 (S. 225) als Beifpiel dienen möge. Insbefondere an den englifchen Schloßbauten des XV. Jahrhunderts erlangten fie fo eine anderwärts nicht erreichte Bedeutung.

Fig. 372.



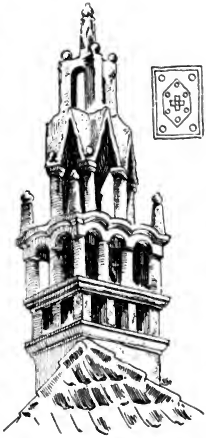
Schornftein am Rathaus zu Öftrich[268]).

b) Giebel.

286.
Giebel
im Stadtbilde.

Als Abfchluß der großen Dachflächen dienen in monumentalfter Weife die hochftrebenden Giebel, und in ihnen fpricht fich die hohe Bedeutung, die das Dach für die mittelalterliche Baukunft befitzt, am fchlagendften aus. In der malerifchen Erfcheinung freiftehender Bauten fpielt der Giebel eine höchft bedeutende Rolle. Noch wichtiger ift feine Form am ftädtifchen Wohnhaufe; denn in den Gegenden, wo man überhaupt das Haus mit der Giebelfeite der Straße zukehrte, fchließt zumeift Giebel an Giebel, und fie allein beftimmen fowohl den Ausdruck des Einzelhaufes wie das gefamte Stadtbild. In den Beftand folcher eindrucksvoll aneinander gereihter Giebelreihen hat allerdings die Zeit faft überall arge Lücken geriffen. Nur in wenigen Städten kann man noch, wie z. B. am Prinzipalmarkt in Münfter, fich daran freuen, wie fich diefe Giebel zum einheitlichen Bilde zufammenfchließen, jeder feine befondere Eigenart behauptend, aber fich in die Gefamtheit unvordringlich einordnend.

Fig. 373.



Schornfteinkopf zu Kayfersberg[269]).

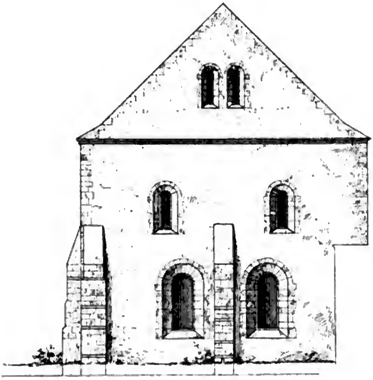
287.
Giebel
im Fachwerkbau.

Am wenigften ift uns naturgemäß von den Giebeln der älteften Zeit erhalten, und dies gilt vor allem von den Giebeln des Holzbaues, deren Gefchichte für uns erft mit dem XIV. Jahrhundert beginnt. Das Häuschen in Marburg, welches wir in Fig. 139 (S. 141) wiedergegeben haben, ift das ältefte uns bekannte feiner Art und zeigt einen fo fchlichten Giebel, daß wir auch für feine Vorgänger eine gleiche Schlichtheit vorausfetzen können. An Holzwerk ift an ihm nur foviel enthalten, als zum Aufbau der Gefache notwendig war; dabei trägt es zur Klarheit der Wirkung wefentlich bei, daß man die Anordnung des Dachftuhles mit feinen Stuhlwänden und Kehlbalken auch im Äußeren durchführte. Der Giebel fpringt, wie die übrigen Stockwerke des Haufes, über das darunterftehende Gefchoß vor;

doch ſteigt er in ſich ohne weitere Ausladung auf. Der Dachrand ſpringt nur ganz wenig über den Giebel vor; es iſt kein vortretendes Sparrenpaar mehr vorhanden; nur die Lattung iſt nicht ganz bündig mit dem Giebel abgeſchnitten und tritt ſo ein klein wenig heraus; außerdem iſt noch ein Windbrett davor genagelt.

Dieſelbe Anordnung des Dachrandes findet ſich überwiegend auch bei den ſpäteren deutſchen Bauten; bei vielen Bauten treten aber auch die einzelnen Stockwerke des Giebels mit ihren Kehlbalkenlagen gerade ſo übereinander hervor wie die übrigen Geſchoſſe und gewinnen dadurch, ſowie durch reiche Ausbildung der Verſtrebungen und Fenſterbrüſtungen eine große Formenfülle. Der obere Teil hat

Fig. 374.



Giebel im Kloſter zu Eberbach[270]).

alsdann wohl auch einen Schopf oder Walm, d. h. er iſt abgeſchnitten, abgeſchrägt und eingedeckt wie das Dach ſelbſt. Als eine Andeutung eines ſolchen Schopfes können wir es anſehen, wenn, wie z. B. beim Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim, der obere Teil des Giebels zwar lotrecht in die Höhe ſteht, aber wie das Dach gelattet und in der lotrechten Fläche mit Ziegeln oder Schiefer eingedeckt iſt. In anderer Weiſe unterſcheidet man die oberen Giebelteile gelegentlich von den unteren, aus lotrechten Ständern und wagrechten Hölzern gezimmerten Teilen, indem man ſie mit rautenförmig ſich kreuzenden Hölzern in einheitlicher Fläche füllt.

Sollte ein vorſpringendes Sparrenpaar den Giebel nach oben abſchließen, ſo 288. Schwebegiebel.
bedurfte es eines Dachgerüſtes mit über den Giebel vorſchießenden Pfetten, auf

[270]) Nach: Schäfer, C. Die Abtei Eberbach im Mittelalter. Berlin 1901.

welchen die Sparren aufliegen konnten, ſo daß auch noch vor dem Giebel ein Sparrenpaar Platz finden und das Dach ſo weit vortreten konnte, daß der Giebel einen wirkſamen Schutz gegen Witterungseinflüſſe erhielt. Das franzöſiſche Haus in Fig. 142 (S. 143) zeigt uns eine ähnliche Bildung, wobei allerdings nur die Kapphölzer des oberſten Geſchoſſes vorſpringen und der Giebel in ſeiner Flucht bleibt. Da iſt dann vor dem Hauſe unter dem heraustretenden Sparrenpaare eine Bogenkonſtruktion angeordnet, welche allerdings die Funktion der einzelnen

Fig. 375.



Giebel am Rathauſe zu Weißenburg a. S.[271])

Hölzer geradezu maskiert. Es iſt nämlich tatſächlich nur gerade der Sparren gegen das Kappholz geſtemmt, und das wagrecht über dem Bogenſcheitel liegende Holz iſt trotz ſeiner verſchiedenen Verſchneidungen eben ein Kehlbalken, durch deſſen verſchiedene Verzapfungen oder Verblattungen mit dem Sparrenpaare oben ein feſtes Dreieck entſteht. Der untere Halt der verlängerten Schenkel dieſes feſten Dreieckes iſt durch Einfügen des Stiches und des in der Luft ſchwebenden Bogenanfanges auf dem Kappholz kein beſſerer geworden, als wenn der Sparren un-

[271]) Nach eigener Aufnahme.

mittelbar in das Kappholz eingezapft wäre; indessen hält ja die Sache, und so haben wir wenig Recht, mehr zu verlangen. Ähnliche Schwebegiebel finden sich auch in den Niederlanden, in Aachen und an der Mosel, vielleicht als Ausläufer französischen Architektureinflusses.

289. Giebel im Steinbau: ältere schlichte Formen.

Weit wechselnder ist die Form der Giebel im Steinbau. Das Naheliegende ist natürlich, sie dem Dachumriß genau folgen zu lassen. Dabei ist unter einfachen Verhältnissen ein besonderer Abschluß nach oben hin nicht einmal erforderlich; die Dachdeckung kann ohne weiteres über das Mauerwerk des Giebels hinweggezogen werden, wie es der schöne romanische Giebel des Konversenhauses

Fig. 376.



Giebel am Gerichtshof zu Gent.

im Kloster Eberbach (Fig. 374[270]) uns zeigt. Es ist ein verputzter Bruchsteinbau mit Werksteinteilen, zwar schlicht, aber sehr sorgsam durchgeführt. Auch der obere Giebelabschluß ist durch einen Quadersaum durchaus gediegen hergestellt; der Fortfall eines Giebelgesimses ist um so weniger auf Mangel an Mitteln zurückzuführen, als das Hauptgesims des Baues unter dem Giebel in gleicher Form wie an den Langseiten durchläuft. In dem anspruchslosen Übergang zum Dache spricht sich vielmehr eine eigene Sinnesrichtung aus, die sich an sehr vielen Bauten bis zum Schlusse des Mittelalters hin in Kraft erhielt. Erst die Regelrichtigkeit der Renaissancezeit forderte unbedingt die Umsäumung des Giebelfeldes mit einem Gesimse. In der überwiegenden Zahl der Fälle ist diese allerdings auch an den romanischen und gotischen Giebeln vorhanden gewesen. An so manchen Bauten bildete sie die einzige, an ihm verwendete Kunstform; so in romanischer Zeit am

Frühmesserhaus und am Herrenrefektorium in Maulbronn. An anderen, wie am Refektorium des Klosters Heilsbronn, am Schlosse zu Büdingen usw., traten Bogenfriese, Kragsteinverzierungen, deutsche Bänder oder dergl. hinzu. Seltener findet sich in den meist nur kleinen romanischen Schräggiebeln des Profanbaues die Anordnung reicherer Schmuckfenster. Aufwändigere Flächengliederungen treten noch weniger ein; vielmehr bleibt die Schlichtheit der Flächenwirkung regelmäßig gewahrt. In der französischen Gotik änderte sich hierin nur wenig. Die Gesimse erhielten die allgemein übliche Form des Wasserschlages, und der bis dahin geradlinig-plattenmäßige obere Abschluß wurde gern in Form einer beiderseitigen schrägen Abwässerung hergestellt, so wie Fig. 171 (S. 157) zeigt. Eine Besetzung der Giebelkanten mit Krabben und eine Krönung mit Kreuzblume mögen gelegentlich hinzugetreten sein. Aber in der Behandlung der Giebelfläche hielt man sich sehr zurück; der französische Profangiebel stand mit ganz seltenen Ausnahmen schlicht auch über einer reicheren unteren Architektur.

Fig. 377.



Von einem Wohnhaus zu Lüneburg.
$^1/_{100}$ w. Gr.

290. Reichere Gliederung der Giebel.

In Deutschland bildet dieses Verhältnis mehr die Ausnahme; im Gegenteil liebte man es bei uns gerade, im ragenden Giebel die Bedeutung und den Reichtum des Baues zum Ausdruck zu bringen. So mancher Giebel ist an Höhe und Masse bedeutender als der untere Teil des Baues, und nicht selten wird ein sonst ganz schlichter Bau durch die üppige Durchbildung seines Giebels zu einem Prachtstück der Baukunst gesteigert. Manchmal wohl wurde dabei das Giebelfeld noch in alter Weise als eine einfache richtungslose Fläche genommen, in welche die zu verwendenden Schmuckstücke, Zierfenster oder bildnerischer Schmuck aller Art, frei eingesetzt werden, oder die in spätgotischer Zeit mit Stabwerk in bewegten Linienzügen gleichmäßig übersponnen wurde; doch überwog eine andere Art der Ausbildung. Im Einklang mit den aufsteigenden Grenzlinien des Giebels sind es vor allem lotrechte Gliederungen, welche die Giebelflächen in Form von Blenden, Stabwerk oder auch als stärker vortretende Pfeiler belebten.

Solche Gliederung wurde dann durch Beifügen von Maßwerken, Wappen und anderem bildnerischen Schmuck zu großem Reichtum entwickelt, besonders gern aber noch dadurch gesteigert, daß man ein kraftvolleres Mittelmotiv einfügte. Als solches diente etwa ein bis zur Giebelspitze hinaufgreifender Strebepfeiler, der mit Baldachin und figürlichem Schmuck ausgezeichnet wurde, wie am Abtshause in Heilsbronn; vor allem aber Giebeltürmchen, die in der entschiedensten und reichster Ausbildung fähigen Weise die lotrechte Linienführung spitz aufschießend betonten. Der Giebel des Rathauses in Weißenburg am Sand (Fig. 375[271]) mag als Beispiel hierfür dienen. Er zeigt zugleich, wie die Kraft des „Zuges nach oben“ sich noch über der ansteigenden Giebellinie in den fast unvermittelt

hervorſchießenden ſchlanken Fialen zu höchſt wirkungsvoller Belebung des ſonſt ganz ſchlichten Umriſſes fortſetzt.

Ein anderes gelegentlich verwendetes Mittel, die Wirkung der Giebel zu ſteigern, war ihre Verbindung mit ſchlanken turmartigen Fialen, die von ihren Fußpunkten aufſtiegen. Fig. 376, dem Gerichtshof in Gent entnommen, bietet ein ſchönes Beiſpiel dieſer Art; derber, aber mit noch größerer Kraft iſt der gleiche Formgedanke am Heiliggeiſtſpital in Lübeck verwendet.

Fig. 378.



Giebelhaus zu Lemgo[272].

Eine ganz andere Grundlage ergibt ſich für die Ausbildung der Giebelflächen, wenn ſie nicht den Dachlinien entſprechend ſchräg begrenzt ſind, ſondern in rechtwinkeligen Stufen oder Staffeln anſteigen. Dieſe Staffelgiebel mögen im Bruchſteingebiet entſtanden ſein, aus dem Beſtreben, die Giebelſchrägen, welche nur aus ſauber behauenen Quadern haltbar herzuſtellen ſind, zu vermeiden; die ſtolze Steigerung der Maſſe, die ſich aus ihrer Form ergab, die trotzige Kraft, die ſich in ihnen ausſpricht, hat ſie dann vor allem in Norddeutſchland ſehr beliebt gemacht. An den älteſten Beiſpielen waren die Staffeln meiſt groß und breit; in der Spätzeit ging man, beſonders in Süddeutſchland, bis auf zierliche Maße von weniger als $^1/_2$ Meter Breite hinab. Zunächſt, und in romaniſcher Zeit wohl immer, wurde die Fläche des Giebels durch Fenſter und Blenden richtungslos gefüllt (vergl. die beiden Häuſer aus Cöln in Fig. 111 u. 165, S. 121 u. 153); nicht ſelten traten ſogar wagrechte Geſimſe als Abgrenzung der einzelnen Staffeln auf, wie an den in Fig. 205 (S. 179) wiedergegebenen Häuſern in Stadthagen und an dem Backſteingiebel eines Hauſes zu Lüneburg in Fig. 377. Als Gegengewicht gegen dieſe ſtarke Betonung der Wagrechten ſetzte man dann häufig den breiten Staffeln beſondere kleinere Endigungen auf: Steinpyramiden mit freiem oberen Abſchluß, wie in Stadthagen, Zinnen oder auch Fialen, oder man ſchloß jede Staffel nach obenhin mit einem leicht zu verzierenden kleineren Blendgiebel ab. Alle dieſe Zutaten dienten außer zur Belebung des Umriſſes auch dazu, den Größenunterſchied zwiſchen dem Dachquerſchnitt und dem Giebel zu ſteigern, und dieſe Wirkung wurde noch verſtärkt, wenn ſich freie Maßwerke zwiſchen dieſe aufſtrebenden Krönungen einſchoben und nach oben in der bald zur Regel werdenden Form des halben Eſelsrückens abgedeckt und

291. Staffelgiebel.

[272]) Nach eigener Aufnahme.

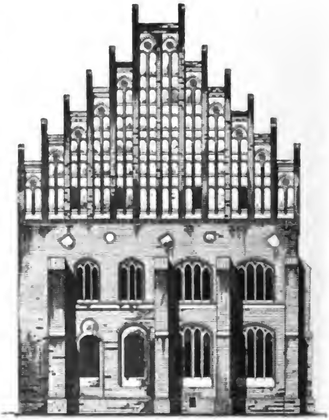
dadurch mit der Maſſe des Giebels verſchmolzen wurden. Das Bürgerhaus aus Lemgo in Fig. 378[272]) zeigt dieſe recht anſpruchsvolle Löſung in Verbindung mit einem übrigens recht ſchlichten Giebel.

Mit dieſen reichen Mitteln zur Belebung des Giebelrandes vereinigte ſich dann an den aufwändigſten Beiſpielen die Gliederung der Flächen durch aufſtrebendes Blendenwerk, indem man die überſchießenden Fialen bis zum Grunde des Giebels hinabführte. Dadurch wurde die prächtige Flächenwirkung mit den zierlichen Krönungen der Staffeln einheitlich verſchmolzen und die höchſte Stufe eindrucksvoller Giebelbildung erreicht, wie ſie am Rathaus in Münſter (ſiehe Fig. 217, S. 188) als einem der glänzendſten Beiſpiele verkörpert iſt.

292. Giebel im Backſteinbau.

Eine ganz hervorragende Rolle ſpielen die großartigen Giebellöſungen ferner im Backſteinbau, und ſie erleben in ihm eine beſonders eigenartige Ausbildung. Fig. 377 veranſchaulicht ſchon den Ausdruck ernſter Kraft, der ſich in dieſem Bauſtoff ſo trefflich hervorbringen läßt. An anderen großartigeren Beiſpielen wurde einerſeits dieſer Zug durch Ausbildung der Liſenen zu kräftigen Achteckpfeilern betont, anderſeits aber durch die reiche Farbenabwechſelung, welche die Verwendung von Glaſuren und Putzflächen geſtattet, und durch üppige Verzierung mit zierlich durchbrochenem Maßwerk, Roſen, Ziergiebeln und dergl. ein äußerſt freudiger und feſtlicher Eindruck erzielt. Fig. 379 zeigt an einem Kloſtergebäude in Zinna[273]), wie weit mit verhältnismäßig einfachen Mitteln die Leichtigkeit der Gliederung und der Gegenſatz gegen die untere Mauerfläche oft getrieben wurde; die Giebelſeite des Rathauſes zu Königsberg in der Neumark (Fig. 380[274]) möge die prächtige Wirkung der reicheren Beiſpiele zur Darſtellung bringen.

Fig. 379.



Vom Kloſter Zinna[273]).

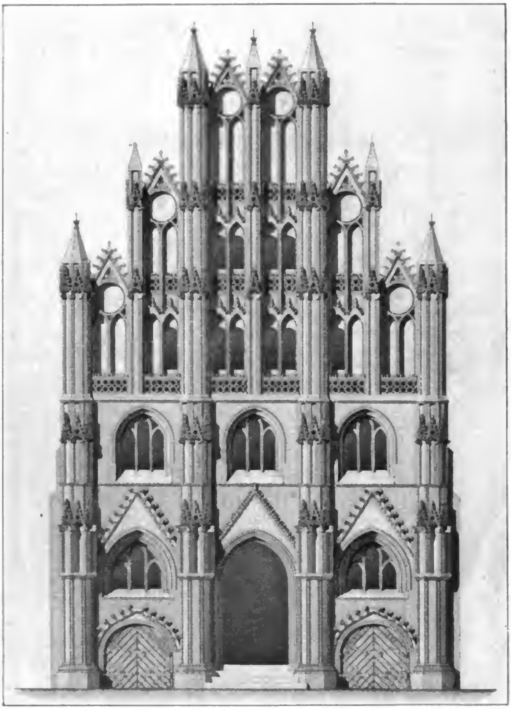
1/150 w. Gr.

Ein ungemeiner Reichtum an künſtleriſchen Abſtufungen liegt in dieſen Löſungen zwiſchen dem zierlichen Spiel leichter Formen und dem gewichtigen Ernſt ſchwerer Pfeilergliederungen, wie ihn das Rathaus zu Tangermünde, ſowie die Bürgerhäuſer in Greifswald und Wismar am bezeichnendſten darſtellen, ein dankbarer Stoff für eingehendere Studien. Wir müſſen uns leider hier auf die gegebenen kurzen Andeutungen beſchränken.

273) Nach: Adler, F. Mittelalterliche Backſteinbauwerke des preußiſchen Staates. Berlin 1862–95. Bd. II, Taf. LXI.

274) Nach ebendaſ., Taf. CXI.

Fig. 380.



Giebel des Rathauses zu Königsberg in der Neumark[874]).

III.

Durchbildung des Inneren.

8. Kapitel.

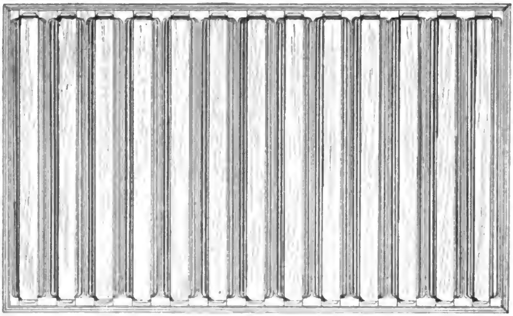
Hölzerne Decken und ihre Stützen.

293.
Balkendecken größerer Säle.

Wie die monumentale Wohnbaukunst mit der Errichtung von festlichen Sälen begann, so bilden diese auch im ganzen Mittelalter die Grundlage für die reichere Innenausstattung. Die Entwickelung der letzteren läßt sich an ihnen fortlaufend verfolgen, und was in ihnen ausgebildet wird, überträgt sich dann in die zunächst wohl äußerst einfach gehaltenen eigentlichen Wohnräume.

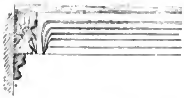
Von den ältesten Saalbauten sind uns naturgemäß nur Schilderungen voll begeisterten Lobes erhalten, die auf ihren unbedingten sachlichen Wert nur schwer

Fig. 381.



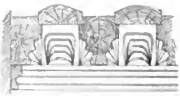
1/100 w. Gr.

Fig. 382.



1/50 w. Gr.

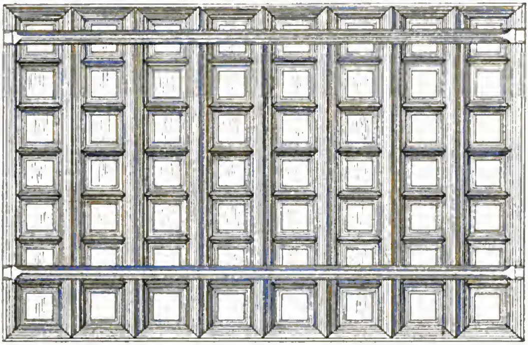
Fig. 383.



Decke im königlichen Schlosse zu Krakau.

abzuſchätzen ſind. Wir werden dieſe hohen Töne nach dem Gegenſatz der im übrigen ſo einfachen Verhältniſſe zu beurteilen haben, können ihnen aber jedenfalls entnehmen, daß die Bauten ihre Ausſtattung weſentlich durch Malerei erhielten und daß ſie mit hölzernen Decken verſehen waren. Holzdecken behaupteten ſich auch weiterhin ſehr lange, als die naheliegendſte Bauart, bei weit-

Fig. 384.



$^1/_{100}$ w. Gr.

Fig. 385.

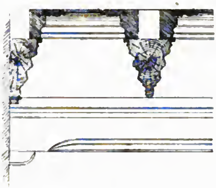
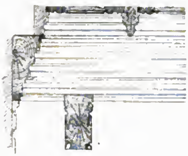


Fig. 386.



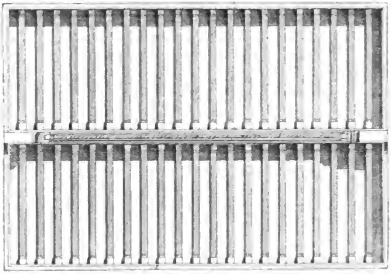
$^1/_{20}$ w. Gr.

Decke im königlichen Schloſſe zu Krakau.

aus den meiſten rein weltlichen Saalbauten. Sie ergeben ſchon in der ſchlichteſten Ausführung, ohne untere Verkleidung mit ſichtbar bleibenden kantigen Balken, deren Flächen mit dem Beil behauen ſind, allein durch den warmen Farbenton und die eigenartige Oberfläche des Bauſtoffes einen ebenſo klaren und würdigen, wie behaglichen Eindruck. Sehr häufig ſind ſie in dieſer durch ihre Anſpruchsloſigkeit ſo anmutenden Art in Schlöſſern und Rathäuſern in der Weiſe verwendet, daß eine Bretter- oder Bohlenlage über die einfachen Balken geſtreckt wurde, ſo daß

die ganze Balkenſtärke wuchtig nach unten ſichtbar blieb[275]). Die Innenanſicht des Ritterſaales im Schleglerſchloß zu Heimsheim (ſiehe Fig. 388, S. 315) gibt eine ſolche Decke wieder. Bei höheren Anſprüchen wurden dann vielleicht die Fugen der Deckenbretter mit Leiſten geſchloſſen, vor allem aber die Kanten der Balken durch Faſen, Kehlen oder reichere Gliederungen gebrochen. Die Verbindung mit dem Mauerwerk wurde gern ſo hergeſtellt, daß man einen Balken als Mauerlatte auf Steinkonſolen vor die Wand legte, auf dem ſich dann die Balken aufkämmten. Auch dieſe Mauerlatte wurde gern mit Profilen verziert und begleitete in der Regel ohne baulichen Zweck auch die vor der Schmalwand liegenden Wandbalken. Fig. 381 bis 383 zeigen eine ſolche Anordnung aus dem Schloſſe zu Krakau mit der Beſonderheit, daß die Zwiſchenräume zwiſchen den ſehr eng verlegten Balken nicht durch quer darüber geſtreckte Bretter, ſondern durch eingefalzte, längslaufende Halbhölzer geſchloſſen und daß zwiſchen die Balkenköpfe noch ſchmale Stiche eingezapft ſind, die das Profil der Balken nochmals anklingen laſſen. Eine weitere weſentliche Bereicherung finden wir an einer anderen Decke des gleichen Baues (Fig. 384 bis 386) dadurch erzielt, daß an Stelle der vorhin erwähnten Fugendeckleiſten reichprofilierte kleine Stichbalken treten, ſo daß eine Kaſſettenteilung von höchſt kraftvoller Art ſich bildet. Dieſe Kaſſetten ſind dann mit Brettertafeln geſchloſſen, die tiſchlermäßig in Rahmen und Füllung geſetzt wurden.

Fig. 387.



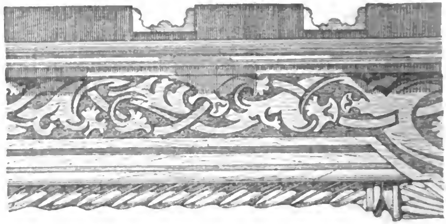
Decke in einem Hauſe zu Eppan[276]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

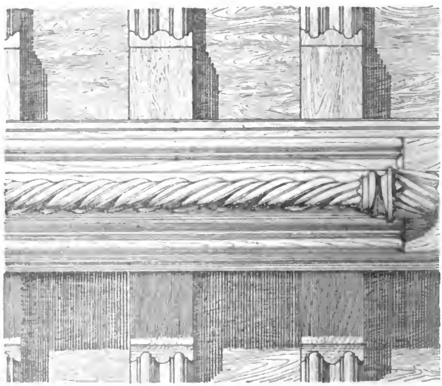
Die Gliederungen dieſer Decke beſitzen das anſehnliche Maß von reichlich 1,00 m Tiefe, womit ſie übrigens durchaus nicht allein ſteht. Begründet ſind die hier verwendeten großen Holzſtärken durch die Breite des Saales, welche etwa 8,00 m beträgt. Die phantaſtiſche Wirkung dieſer mächtigen Gliederung wird noch geſteigert durch zwei ſtarke Unterzüge, die ſich ohne recht klare Notwendigkeit nahe an den Längswänden frei unter die ſchmale untere Balkengliederung legen. Die naheliegende Annahme ſpäteren Zufügens wird dadurch zweifelhaft, daß ſich anderwärts, z. B. im Abtshauſe zu Lehnin, eine ähnliche, uns unlogiſch ſcheinende offenbar Schönheitsrückſichten dienende Anordnung wiederfindet.

294. Unterzüge. Die Form der Unterzüge, welche hier mehr als freie Zugabe künſtleriſcher Laune beigefügt iſt, gewinnt für die Erſcheinung der Balkendecken überall dort große Wichtigkeit, wo man wegen der Weite des zu überſpannenden Raumes oder wegen der Schwäche der verfügbaren Hölzer eine Unterſtützung der Deckenbalken nötig hatte. Sie werden, da ſie das Auge naturgemäß ſtark anziehen,

[275]) Schöne Beiſpiele mittelalterlicher Deckenbildungen findet man in: SCHÄFER, C. Die Holzarchitektur Deutſchlands. Berlin 1889 ff.



Seit

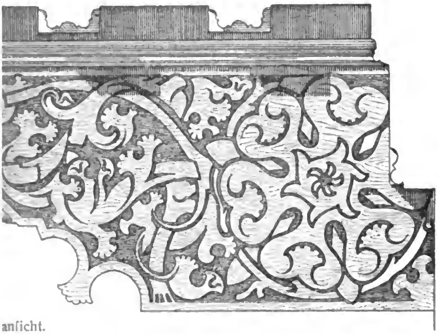


Untera

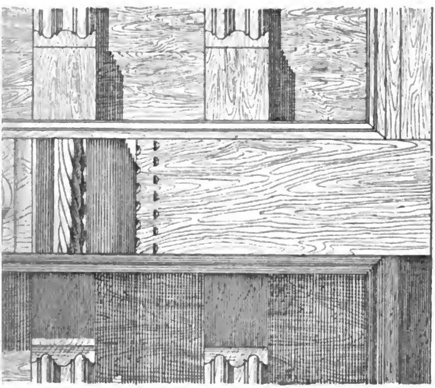
Durchzug an der Decke

(Siehe Fig. 3

$^{1}/_{10}$ w



anſicht.



nſicht.

eines Hauſes zu Eppan.

)87. S. 314.)

. Gr.

Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

gern mit Auszeichnung behandelt, reich profiliert oder gar mit Schnitzerei geziert. Wir geben in Fig. 387[276]) und auf der nebenſtehenden Tafel eine ſolche Decke aus einem Hauſe in Eppan, wo bei nur etwas über 6,00 m Breite des Zimmers ein ſtarker Unterzug verwendet worden iſt, der die dünnen Balken trägt. Er iſt mit

Fig. 388.



Ritterſaal im Schleglerſchloß zu Heimsheim[277]).

Fig. 389.



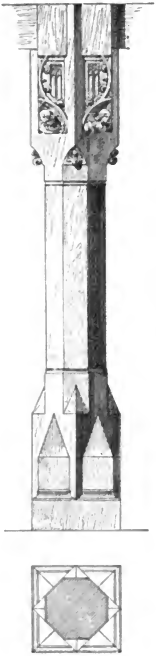
Deckenbildung im Kornhauſe zu Ulm[278]).

reichen Kehlungen und geſchnitztem Unterglied in Form eines gedrehten Stabes verziert und an der Seitenanſicht mit ſehr wirkungsvollem, flach ausgegründetem

[276]) Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

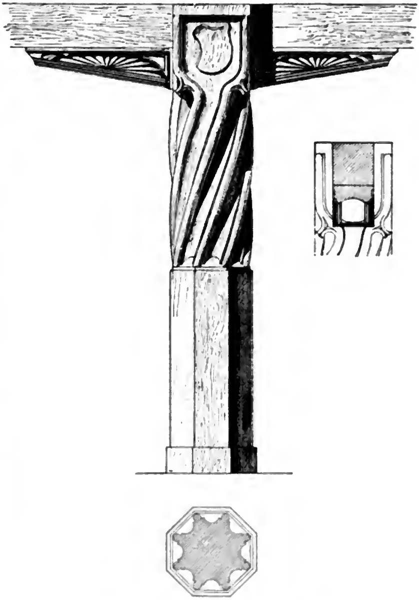
[277]) Nach: Paulus, E. Die Kunſt- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Neckarkreis. Stuttgart 1889.

Fig. 390.



Holzpfeiler
in der alten Refidenz
zu München.
1/25 w. Gr.

Fig. 391.



Holzpfeiler im Nationalmufeum zu München.
1/25 w. Gr.

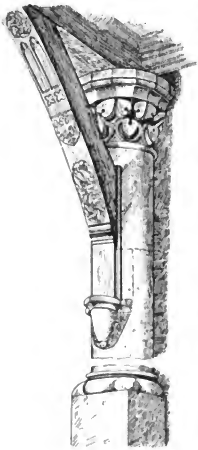
Zierwerk verfehen. Am Auflager wird er durch ein untergelegtes, ebenfalls reich durchgebildetes Sattelholz verftärkt.

295.
Hölzerne
und fteinerne
Deckenftützen.

Steigert fich die Weite der Räume fo fehr, daß auch Unterzüge allein die Laft der Decke nicht tragen konnten, fo unterftützte man diefe durch hölzerne oder fteinerne Freiftützen oder Pfoften. Es ergab fich dann bei langgeftreckten Saalgrundriffen fehr häufig die Anordnung von Unterzügen und Pfoftenreihen als vorteilhaft, die der Länge des Saales entlang laufen, je nach der Weite einmal in der Mitte des Raumes oder in zwei- bis dreifacher, ja im Kaufhaus zu Konftanz in vierfacher Wiederholung. Als fehr bezeichnendes Beifpiel diene der Ritterfaal des Schleglerfchloffes zu Heimsheim in Württemberg (Fig. 388[277]), deffen Decke von drei Reihen fchwerer Eichenholzftützen getragen wird. Diefe Freiftützen find hier von fchlichter Form und, wie

üblich, von ſolcher Stärke, daß die Unterzüge von ihrem gabelförmig ausgeſchnittenen oberen Ende feſt umfaßt werden. Ein in der Mitte dieſes Ausſchnittes ſtehenbleibender Zapfen greift dann in den Unterzug ein und ſichert ſeine unverſchiebliche Lage nach der Längsrichtung. Die Pfoſten tragen hier die Unterzüge zum Teil ohne weiteres, zum Teil mittels ſteil gerichteter Kopfbänder oder auch durch Sattelhölzer, die ebenfalls durch den Oberteil des Pfoſtens durchgeſteckt ſind. Anderwärts ſind gerade dieſe Pfoſten mit großer Liebe durchgebildet, und die Zahl der ſchönen Löſungen iſt außerordentlich groß. So gibt Fig. 389[278]) in einem Knotenpunkt von der Decke des Kornhauſes in Ulm eine typiſche Behandlungsweiſe wieder, die rein mit den Hilfsmitteln des Zimmermannes eine höchſt klare und wirkungsvolle Gliederung in Sockel, Schaft und Kämpferteil erreicht. Die auf dieſer Freiſtütze ruhende Decke beſitzt außer den baulich nötigen Unterzügen noch ſolche, welche nur aus Schönheitsrückſichten gleichlaufend mit den Balken verlegt ſind. Den Vorteil, nach allen vier Seiten Kopfbänder hinausſtrecken zu können, den dieſe Anordnung gewährt, hat man ſich in anderen Fällen dadurch geſichert, daß man ähnliche Kopfbänder wie zum Unterzug auch nach dem über dem Pfoſten liegenden Balken oder nach beſonderen, tiefer als der Unterzug und gleichlaufend mit dem Balken eingezogenen Verſteifungshölzern hinführte.

Fig. 392.



Wandpfoſten im Kaiſerhaus zu Goslar.

Mit weſentlich größerem Aufwand iſt der ſchöne Holzpfoſten (Fig. 390) aus der alten Reſidenz zu München durch Schnitzerei verziert worden. Ein anderes Beiſpiel von derberer kraftvoller Art aus dem Nationalmuſeum zu München fügen wir in Fig. 391 bei. Weiteres iſt in den wiederholt angeführten *Schäfer*'ſchen Werke gegeben.

Die ſpieleriſche und zugleich ärmlich wirkende Verzierung von Holzſtützen durch verſchiedentlich geformte Abfaſungen und Auskerbungen der Kanten, wie ſie heutzutage als Erbteil des XIX. Jahrhunderts noch vielfach üblich iſt, entſpricht nicht dem gediegenen künſtleriſchen Sinne des Mittelalters. Einfache Abfaſungen werden nur zur Ausbildung klarer Achteckſchafte, wie in Fig. 390, benutzt. Erſtrebt man reichere Wirkung, ſo wird der Schaft der Stütze durch flache, mit der Schweifſäge leicht herzuſtellende Gliederungen gegen Sockel und Kämpfer nach allen Seiten hin abgeſetzt (Fig. 389) oder aber durch tiefereingreifende Schnitzarbeit (Fig. 390 u. 391) noch aufwändiger gegliedert. Oft findet ſich dabei die erwähnte Abſetzung des Schaftes mit ſeiner Abkantung zu ſchlanker Achteckſtütze oder mit reicherer Verzierung verbunden.

Neben dem Holzpfoſten, obwohl ſeltener, finden wir auch ſteinerne Säulen zur Unterſtützung der Deckenträger. Auch mit ihnen verbinden ſich gelegentlich

278) Nach: SCHÄFER, C. Die Holzarchitektur Deutſchlands. Berlin 1889 ff.

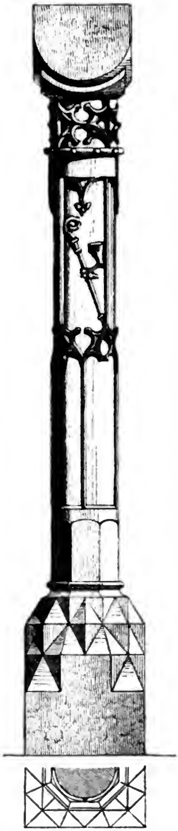
Kopfbänder, wie an den ſpätromaniſchen Wandpfoſten des Kaiſerpalaſtes in Goslar (Fig. 392[279]), deren Kopfbänder im XV. Jahrhundert erneuert worden ſind, und bei den ſchlicht-ſchönen Freipfeilern des Kauf- und Rathauſes zu Koblenz zu ſehen iſt. Anderwärts verzichtet man lieber auf dieſe derben Hilfsmittel, wie bei dem feinen Sandſteinpfeiler, der in der Erdgeſchoßdiele des Abtshauſes zu Maulbronn (Fig. 393) ſteht.

296. Verſchalte und getäfelte Holzdecken.

Neben der auf werkmäßigen Gedanken beruhenden Entwickelung der Balkendecken, die wir im Vorſtehenden verfolgt haben, geht eine andere Richtung einher, die auf die Betonung baulicher Notwendigkeit weniger Wert legte. Nicht immer, vor allem nicht in kleinen und niedrigen Räumen, konnte man die kräftige Wirkung der ſtarken Balkenhölzer gebrauchen; dann lag es nahe, dieſe durch eine gerade Fläche zu verhüllen. Man füllte zu dieſem Zwecke wohl den ganzen Zwiſchenraum durch Lehmſtakung aus, ſo daß die Balken bündig mit deren Fläche lagen oder ſogar ebenſo wie dieſe mit Putz überzogen wurden. Bei beſſerer Ausführung verkleidete man eine ſolche Unterfläche mit Schalbrettern. In den einfachſten Fällen iſt dieſe Schalung „geſtülpt", d. h. jedes zweite Brett legt ſich — meiſt am Rande profiliert — beiderſeits auf ſeine Nachbarbretter auf. Solche Decken werden meiſt durch lebhafte Malerei wechſelnder Frieſe ausgeſtattet. Die Decke aus Burg Reiffenſtein in Tirol (Fig. 394[280]) mag die Wirkung veranſchaulichen, wenngleich ſie anders, nämlich durch Einſchieben von Längsbrettern in die Falze ſchwacher Balken, hergeſtellt iſt. Zierlicher wird eine ſolche Schalung, wenn die Bretter nebeneinander gelegt und an den Fugen mit Deckleiſten verſehen ſind. Dieſe nehmen oft die Geſtalt ſchwacher Balken von Halbkreisform und rund 8 bis 13 cm Stärke an, die an den Enden, auch wohl in der Mitte, in das Vierkant übergeführt ſind; an anderen Stellen ſind ſie ganz dünn und fein und geſtatten dann wieder, die ganze Decke einheitlich mit Malerei zu überziehen, wie dies im XV. Jahrhundert in einem Gemach der Burg zu Nürnberg geſchehen iſt (Fig. 395[281]).

In langgeſtreckten Räumen, in welchen die Bretter und Leiſten nicht in einem Stück vom Anfang bis zum Ende durchgehen konnten, ſchaltete man bei dieſen Decken am durchgehenden Stoße der Bretter quergerichtete Leiſten oder frieſartig behandelte Bretter ein,

Fig. 393.



Steinerne Deckenſtütze in der Abtswohnung zu Maulbronn.

1/40 w. Gr.

[279]) Nach: Die Kunſtdenkmäler der Provinz Hannover. II. Reg.-Bez. Hildesheim. 1 u. 2: Stadt Goslar. Hannover 1901.

[280]) Nach: Paukert, F. Die Zimmer-Gotik in Deutſch-Tirol. Leipzig o. J.

[281]) Nach: Heideloff, C. Die Ornamentik des Mittelalters. Nürnberg 1844–52.

verſtärkte dieſe Querteilungen wohl auch durch mehrfaches Aufeinanderlegen profilierter Bretter und Leiſten. Es konnten aber auch durch die Leiſten ge-

Fig. 394.

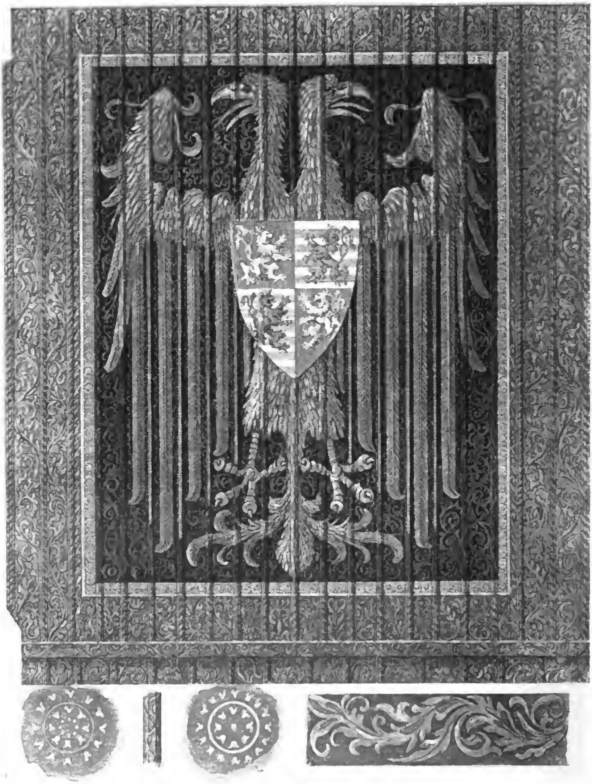


Gemalte Balkendecke auf der Burg Reiffenſtein (Tirol[290]).
$^1/_{25}$ w. Gr.

rade oder ſchräggeſtellte Quadrate, Sechsecke und andere Felderteilungen, Frieſe uſw. gebildet werden. Wenn dieſe Gliederungen kräftig genug waren, ſo konnte man ſie unmittelbar auf die Balken befeſtigen, alsdann die Füllungen

als Täfelwerk zusammenfügen und in Nuten der Teilungshölzer einstemmen. Dazu traten schließlich noch Schnitzwerke, besonders Rosetten für die Leistenkreuzungen,

Fig. 395.



Decke in einem Gemach der Burg zu Nürnberg[331]).

Friese, Wappen und sonstiges Zierwerk für die Fläche der Füllungen, alles oft noch gesteigert durch reiche Bemalung und Vergoldung. Wir geben in Fig. 396

eine der köstlichen Decken aus dem sog. goldenen Saale der Hohensalzburg[282]) und in Fig. 397 die geschnitzte Decke im Jöchelsturm zu Sterzing[283]), welch letztere in ihrem gleichmäßigen Reichtum schon den zur Wirkung notwendigen Gegensatz ruhigerer Flächen vermissen läßt. Schön geschnitzte Decken dieser Art befinden sich im Bayrischen Nationalmuseum zu München; eine andere aus der fürstbischöflich Augsburgischen Burg zu Füssen mit figürlichem Schnitzwerk hat *Heideloff* veröffentlicht[284]).

Fig. 396.



Decke im goldenen Saal der Hohensalzburg[282]).

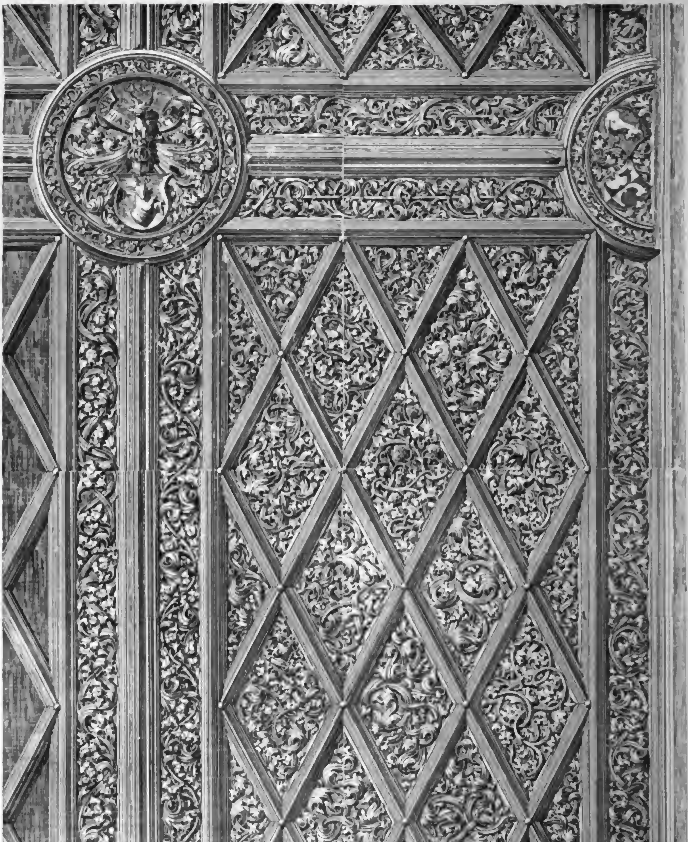
Als eine besondere Abart der Holzdecken sind schließlich noch diejenigen anzuführen, welche die Form eines Tonnengewölbes annehmen. Sie finden sich in Deutschland, nach flachbogiger Linie gekrümmt, aus der Spätzeit nicht selten und bilden so für die meist niedrigen Räume einen äußerst wohltuenden oberen Abschluß. In den Flächen werden sie behandelt wie gerade Decken, d. h. sie werden mit längslaufenden Balken oder Leisten gegliedert; in den Hauptquerachsen sind regelmäßig Verstärkungsbogen, oft in reicher, mit Schnitzerei ver- 297. Gewölbte Holzdecken.

282) Nach: SCHMIDT, O. Die Veste Hohensalzburg. Wien 1896. Bl. 5.

283) Nach: PAUKERT, a. a. O.

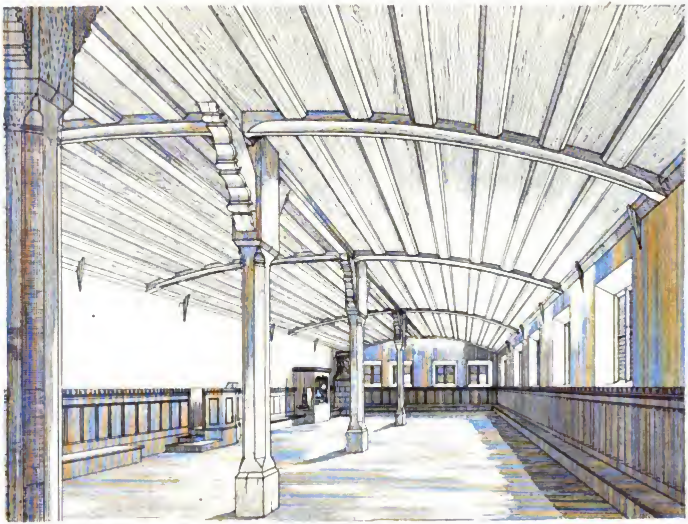
284) Die Ornamentik des Mittelalters. Nürnberg 1844–52. Heft XXIII, Taf. 7.

Fig. 397.



Vierteil einer Decke im gräfl. *Enzenberg*'schen Ansitz „Jöchelsturm“ zu Sterzing[283]).

Fig. 398.



Refektorium in der Kartaufe zu Nürnberg.

zierter Ausstattung untergelegt. Gemächer bis zu etwa 6,00 m Breite, selbst größere, überspannen sie im freien Schwunge, wie im alten Rathaussaal zu München. In breiteren Räumen stellt man unter den Scheitel des Gewölbes Stützen, wie dies in Fig. 398 für das Refektorium der Kartause zu Nürnberg dargestellt ist und wie es in reicherer Ausstattung mit Schnitzwerk an Pfosten und Quergurten das Winterrefektorium zu Bebenhausen zeigt.

Fig. 399.



Vom großen Saal des Schlosses Coucy.

Sehr viel großartiger sind die gebogenen Holzdecken in den gotischen Palastbauten französischer Schlösser ausgebildet worden, indem man sie in Spitzbogenform hoch in den Dachraum hinein führte. Fig. 399 gibt nach der Zeichnung von *Viollet-le-Duc*[255]) eine Anschauung von dem gewaltigen Saale, den Schloß Coucy besaß, einem Raum von nicht weniger als 16,00 m Breite, 60,00 m Länge und 24,00 m Höhe bis zum First der Decke. In Deutschland bilden der Rathaussaal zu Nürnberg und der alte Bürgersaal des Rathauses zu Mühlhausen in Thüringen bei stark verringerten Maßen, den im allgemeinen engeren Verhältnissen des damaligen Deutschlands entsprechend, einen schwachen Nachklang dieser mächtigen Saalbauten. Die prächtigen, reichgezimmerten Decken dieser in das Dach hinaufreichenden Art in England haben wir an anderer Stelle (siehe Art. 75, S. 87) bereits erwähnt.

9. Kapitel.

Gewölbte Räume.

298. Klösterliche Räume: Kapitelsäle.

Neben den mit Holzdecke versehenen Sälen spielen gewölbte Räume gleichfalls eine bedeutende Rolle, vor allem im klösterlichen Bauwesen. Auch bei ihnen hängt es nur von der Weite der Spannung und von der Kühnheit des Baumeisters ab, ob der ganze Raum in einem Schwunge überwölbt wird, oder ob eine, zwei oder gar, wie im großartigen Speisesaal des Klosters Georgenthal in Thüringen[256]), drei Reihen von Säulen die mehrfach gereihten Gewölbe trugen. Ein gewisser zeitiger Wechsel entsteht allerdings dadurch, daß man am Beginne der Entwickelung im Wölben niedrigerer Räume noch nicht die Sicherheit der späteren Zeit besaß und daher enge Felderteilungen bevorzugte. So werden die Kapitelsäle romanischer Klöster, die ziemlich gleichbleibende Maße von etwa 9,00 m

[255]) A. a. O., Bd. III, S. 255.

[256]) Vergl.: Denkmalpflege 1906, S. 93.

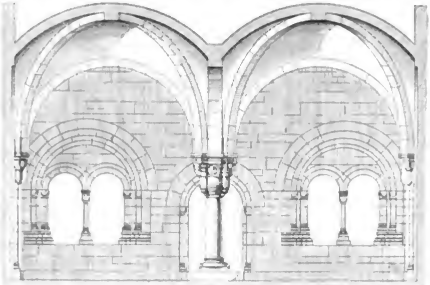
Fig. 400.



Kapitelſaal im Egidienkloſter zu Braunſchweig[267]).

im Geviert beſitzen, in der Regel durch 4 Säulen in 9 quadratiſche Gewölbjoche zerlegt. Ihre Kreuzgewölbe ſind zunächſt rippenlos; auch die Stützen werden manchmal ſtreng und ernſt gebildet, wie im Kapitelſaal zu Bronnbach, einem der altertümlichſten in Deutſchland. Anderwärts, beſonders in den ſächſiſchen Klöſtern liebte man es, dieſe Stützen in Schaft und Kapitell auf das zierlichſte zu

Fig. 401.

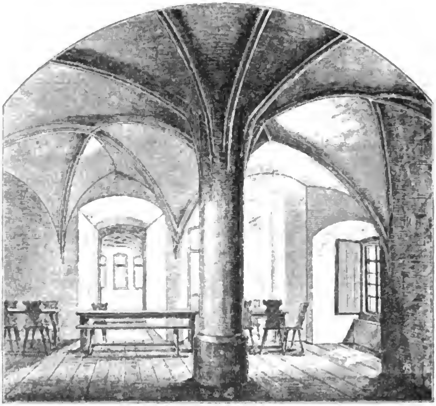


Kapitelſaal im Stift zu Zwettl[268]).
$^{1}/_{100}$ w. Gr.

[267]) Nach: Denkmalpflege 1906, S. 91.
[268]) Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

ſchmücken, wovon wir in Fig. 400[287]), dem jetzt als Muſeumsraum eingerichteten Kapitelſaal des Egidienkloſters zu Braunſchweig, ein Beiſpiel geben. Die ſo geſchaffene Bauform wurde dann im XIII. Jahrhundert durch die Einführung der Rippengewölbe folgerichtiger und ſtrenger ausgebildet. Vorzügliche Beiſpiele ſind unter anderem die Säle des Ziſterzienſerſtiftes Heiligkreuz und jener zu Ramersdorf bei Bonn, der letztere ebenſo wie jener zu Altenberg bei Cöln von hervorragender Schönheit der Verhältniſſe. Die gleiche Form hat ſich durch die Kraft der Gewohnheit für Kapitelſäle auch in gotiſcher Zeit behauptet; ſelten nur nutzt man die inzwiſchen gewonnene Fertigkeit des Wölbens zu größeren Spannungen aus; ungewöhnlich iſt die langgeſtreckte zweiſchiffige Form des Saales im Ordensſchloß Marienburg und in Maulbronn. (Vergl. Fig. 13, S. 31[289]).

Fig. 402.



Gewölbter Saal der Ronneburg (Oberheſſen[290]).

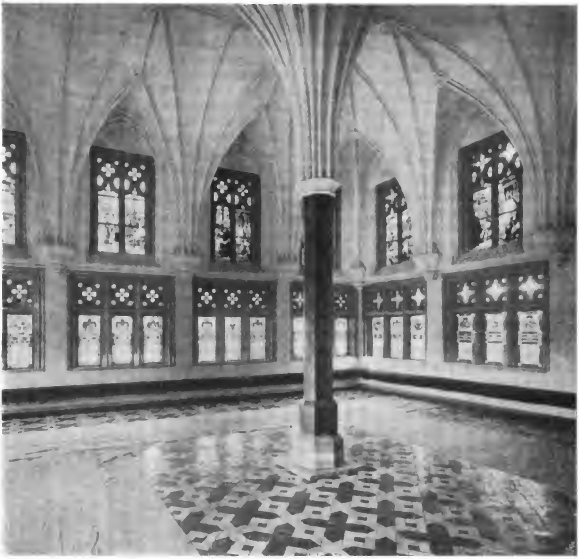
Mehr an die herkömmliche quadratiſche Grundform ſchließen ſich die auf einer Mittelſtütze gewölbten Kapitelſäle zu Eberbach im Rheingau (aus dem Umbau eines älteren, neunjochigen Saales entſtanden) und zu Zwettl in Niederöſterreich (Fig. 401[288]) an. Der Raum iſt, wie erſichtlich, wieder quadratiſch, und eine Säule trägt vier Kreuzgewölbe, die mit vortretenden Rippen verſehen ſind, ein Beweis, daß die Anlage, ſo wie wir ſie vor uns haben, bereits in den Beginn des XIII. Jahrhunderts fällt. Sehr eigenartig iſt die Bildung des Kämpfers, bei der das Unterbringen der 8 ſtarken Rippen auf dem ſchlanken Säulenſchaft vielleicht etwas umſtändlich, aber mit ſehr kräftiger und feſſelnder Wirkung bewerkſtelligt worden iſt. Ähnliche Löſungen in etwas vorgeſchritteneren Formen finden ſich

[289]) Ähnlich, aber mit einfachen Kreuzgewölben in Fontenay. – Vergl.: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. I, S. 274.
[290]) Nach: Bau- und Kunſtdenkmäler von Heſſen. Provinz Oberheſſen. Kreis Büdingen. Darmſtadt 1890. S. 263.

in Schönau bei Heidelberg und in Bebenhaufen; die Betonung des Kämpfers durch ftarke Auskragungen wechfelnder Form bildet überhaupt einen im XIII. Jahrhundert vielfach auftretenden Zug.

Als ausgefprochenen Gegenfatz gegen die ernfte Feierlichkeit diefes klöfterlichen Saales bringen wir in Fig. 402[290]) einen Raum etwa gleicher Grundform, aber entwickelt gotifcher Zeit aus der Ronneburg in Oberheffen. Hier fucht man nicht mehr den Gegenfatz zwifchen Stütze und Laft zu betonen; leicht und 299. Gewölbte Säle.

Fig. 403.



Des Hochmeifters Sommerremter auf der Marienburg[291]).

anfcheinend felbftverftändlich entfpringen die zierlichen gekehlten Rippen aus der fchlanken kapitellofen Mittelfäule. Tiefe Fenfternifchen, die das Licht von verfchiedenen Seiten her unregelmäßig einfallen laffen, verftärken den behaglichen, durchaus profanen Eindruck des Gemaches, der auch durch gewiffe Unregelmäßigkeiten des Grundriffes und der Gewölbelöfung nicht in feinem Einklange geftört wird. Als vornehmftes Gegenftück fei endlich noch der herrliche Saal hier wiedergegeben (Fig. 403[291]), der in der Marienburg des Hochmeifters Sommer-

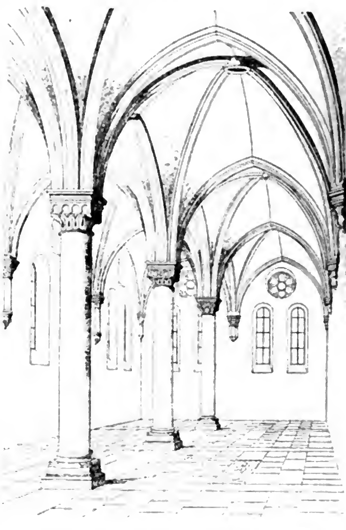
[291]) Nach Aufnahme der Meßbildanftalt.

remter bildete. Die ſchönen Verhältniſſe des Raumes, die edle Leichtigkeit, mit der die granitene Mittelſtütze die Wölbung zu tragen ſcheint, die reiche Führung der Gewölberippen und dazu die meiſterhafte Anordnung der reichlichen Beleuchtung machen den Raum zu einem bewundernswürdigen Prachtſtück mittelalterlicher Baukunſt auch in der Kahlheit ſeiner jetzigen Innenausſtattung.

300. Refektorien.

Auf einen heitereren Ton als die Kapitelſäle ſind auch in den Klöſtern regelmäßig die Verſammlungsräume und Refektorien geſtimmt. Manchmal, wie im Kloſter Heilsbronn, im Ordensſchloſſe Heilsberg u. a., überſpannt eine große Wölbung die ganze Breite, in der Regel aber iſt ſie durch eine Reihe von Stützen in zwei Schiffe geteilt. Gelegentlich finden ſich wohl ſolche von gedrücktem Raumverhältnis wie dasjenige des Kloſters Michaelſtein bei Blankenburg am Harz oder die Laienrefektorien in Maulbronn und Bebenhauſen; in der Regel aber kommt der Reichtum der Klöſter und ihr vornehmer Rang in dieſen Refektorien zum bewußten Ausdruck. So erhebt ſich das Refektorium zu Schönau bei Heidelberg, das man ſpäter zur Kirche eingerichtet hat, zu ſehr freier und lichter Wirkung (Fig. 404[292]); noch ſtolzer und feſtlicher erſcheint das Refektorium zu Maulbronn (vergl. Fig. 14, S. 31). Es iſt mit ſechskappigen Kreuzgewölben überdeckt, ſo daß ſowohl an der Wand, wie in der freiſtehenden Säulenreihe ſchwächere und ſtärkere Stützen oder Wandauskragungen miteinander abwechſeln. Um trotz der verſchiedenen Spannweiten mit allen Gurtbogen die gleiche Höhe zu erreichen, hat man die engeren Längsgurte ſehr ſtark geſtelzt. Ihr Bogenanfang iſt durch einen beſonderen Kämpfer in der Form eines Schaftringes betont.

Fig. 404.



Refektorium zu Schönau bei Heidelberg[292]).

301. Säle zu Noyon und Marienburg.

Im allgemeinen geht auch in dieſen zweiſchiffig gewölbten Räumen das Streben der ſpäteren Zeit auf immer ſchlankere Wirkung. Aus Frankreich geben wir in Fig. 405[293]) einen ſchönen Saal aus dem Domſtift zu Noyon, einen Raum, in dem ſich eigentümlich mit der edlen kirchenähnlichen Hoheit der Halle der ſchlichte Kamin paart, der auf die Benutzung zu profanen Wohnzwecken hinweiſt.

[292]) Nach: MOLLER, G. Denkmäler deutſcher Baukunſt. Darmſtadt 1815–32.
[293]) Nach eigener Aufnahme.

Von ähnlicher Schlankheit, die aber durch das Fehlen jeder Kämpfergliederung noch im Eindruck gesteigert wird, ist die wunderbar leichte Halle des Sommerrefektoriums in Bebenhausen. Die großartigste Wirkung dieser Art ergeben aber die herrlichen Säle der Marienburg (Fig. 406[291]). Die reichen Teilungen der Sterngewölbe vereinigen hier auf den schlanken Granitsäulen ein ganzes Bündel gleichartiger Gewölberippen, die nun fächerförmig nach allen Seiten ausstrahlend mit ihrer reichen Linienführung und kühnen Spannung das Staunen des Laien und die bewundernde Anerkennung des Fachmannes zu allen Zeiten hervorgerufen, und selbst damals, als der gotische Stil an sich für barbarisch galt, die Anteilnahme der Besten gefunden haben.

Fig. 405.



Saal im Domstift zu Noyon[293]).

302. Reichere Wölbformen der Spätzeit.

Mit dem Schlusse des Mittelalters mehrte sich allenthalben die Verwendung reicherer Gewölbeformen, nicht nur in kleineren Gemächern, sondern auch in größeren Sälen. Insbesondere die sächsischen Schlösser der Spätgotik finden wir mit den verwickeltsten Gewölbeanlagen ausgestattet, die zumeist ohne Rippen, aber mit ganz kleinen Teilungen als sog. Zellengewölbe ausgeführt sind. Wir haben auf der Tafel bei S. 109 Abbildungen der Albrechtsburg zu Meißen mit ihren reichgewölbten Zimmern und Sälen gebracht. Auch ohne jeden dekorativen Schmuck wirken sie durch die Eigenart der Linienführungen, durch die Tiefe in den zellenartigen Feldern der reich angelegten Sterngewölbe, durch die Lichtwirkungen, welche aus den tiefen Fensternischen sich ergeben, höchst packend. In dem großen Raum des II. Obergeschosses sehen wir hier gleichzeitig, wie man selbst Räume von über 10,00 m Breite zu gunsten großräumiger Wirkung mit einheitlichem Gewölbe zu überspannen suchte. Solche weitgespannte Gewölbe in den reichen Formen der Netz- oder Sterngewölbe bilden einen besonderen Stolz des XV. Jahrhunderts. Ein gutes Beispiel ist der im Jahre 1495 errichtete schöne Sprechsaal (Parlatorium) in Maulbronn, der sich zwischen Abtswohnung und die eigentliche Klausur einschiebt (Fig. 407[294]). Es ist ein Saal von etwa 6,00 m Breite und 22,00 m Länge, der mit 6 Jochen von Netzgewölben überdeckt ist. Er empfängt reichliches Licht

[294]) Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1890. S. 78.

durch die dreiteiligen Fenſter der Südſeite und enthält, maleriſch eingebaut, die zum oberen Stockwerk hinaufführende Wendeltreppe.

303. *Wladislawſaal zu Prag.*

Ganz außer der Reihe ſteht der vielleicht letzte mittelalterliche Palasbau: der Wladislawſaal im Schloſſe zu Prag (ſiehe die Tafel bei S. 332 und Fig. 408 [295]) ſowohl nach der Größe, wie nach der Art ſeiner Wölbung. Er iſt ein Werk des Meiſters ***Benedikt Ries*** aus Piſting in Niederöſterreich, welchen die Tſchechen nach ſeinem ſpäteren Wohnort, Laun in Böhmen, ***Beneſch von Laun*** zu nennen lieben. Nahe kommt ihm in der geiſtvollen Führung der Rippen und in der

Fig. 406.



Großer Remter der Marienburg [294]).

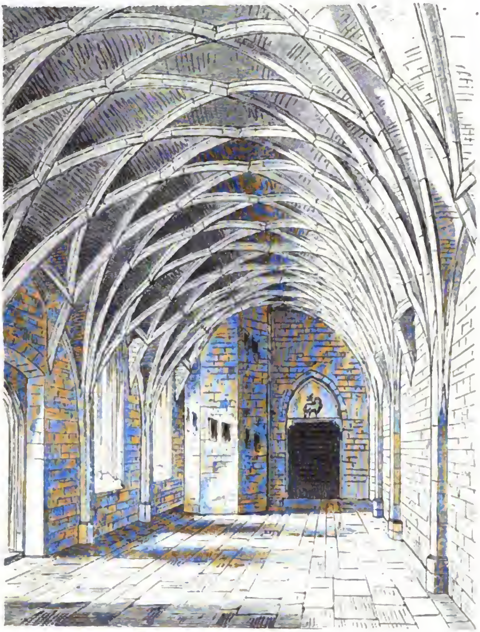
Überwindung der vielen Schwierigkeiten, die ſich aus ihr für die Ausführung ergaben, wohl nur der herrliche Saal, der im Schloß zu Meißen den vorgeſchobenen Eckbau im II. Obergeſchoß einnimmt. Man kann in ihm wohl den unmittelbaren Vorgänger unſeres Saales ſehen und dieſen damit in den Formen- und Gedankenkreis der oberſächſiſchen ſpät-gotiſchen Schule einreihen.

Beim Wladislawſaal iſt das nicht ſehr hoch über dem Boden beginnende, 16,00 m weit geſprengte, auf 12,00 m Achſenweite angelegte Gewölbe bei einer Höhe von 13,00 m bis zum Schlußſtein durch die auch im Grundriß nach Kreis-

[295]) Nach der Veröffentlichung der Wiener Bauhütte.

fchlägen gebildeten Rippen des Netzgewölbes außerordentlich reizvoll und lebendig gegliedert. Der Saal ift 60,00 m lang und in 5 Joche geteilt. In jedem Joche fteht zwifchen den Wandpfeilern ein großes Doppelkreuzfenfter. Der Eindruck des Saales ift ein ganz gewaltiger. Die mächtigen Abmeffungen aller Einzelteile, wie auch der Fenfter, tragen dazu bei, die Größe der Erfcheinung noch

Fig. 407.



Sprechfaal im Klofter Maulbronn[294]).

zu fteigern. Auch diefer Saal bedarf daher weiterer Ausfchmückung nicht, um großartig zu wirken, obwohl auch Meifter *Benedikt*, als er fein Werk fchuf, ficher vorausgefetzt hat, daß eine folche nicht ausbleiben werde.

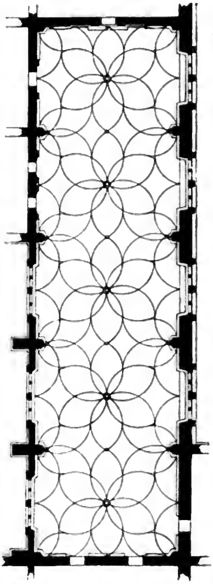
Zu den gewölbten Räumen gehören auch die Verbindungsgänge und Flure, falls fie überhaupt künftlerifche Durchbildung erfahren haben. Wir haben wiederholt hervorgehoben, daß fie an fich im Mittelalter nur geringe Bedeutung be- 304. Gänge und Flure.

faßen, und fo find folche von befferer Ausftattung erft recht felten. Eine Wölbung mit Kreuzgewölbe oder in fpäterer Zeit mit reicheren Formen bildet auch dann meift ihre einzige Zierde. Nur ganz ausnahmsweife, wie in dem durch Fig. 409[291]) wiedergegebenen Flur der Hochmeifterwohnung auf Schloß Marienburg find fie durch Maßwerkfenfter und kühn erdachte Stützenbildung zu höherem Range erhoben.

305. Küchen.

Eine befondere Gruppe unter den gewölbten Räumen bilden die Küchen. Der Herd mit feinem Feuer bildete von jeher den Mittelpunkt des Haufes; er wurde als Sammelpunkt der Familie das geheiligte Sinnbild für das häusliche Leben und das Hausrecht des freien Mannes, der „eigene Herd" der Ausdruck für das ganze Haus. So blieb es unter manchen Verhältniffen bis auf heute. Die viel engere Berührung aber, in welche die größere Natürlichkeit der Lebensführung im Mittelalter Küche und tägliches Leben brachte, gab diefer eine Wichtigkeit, die weit über das heutige Maß hinausgeht und fich in den baulichen Denkmälern lebhaft ausprägte.

Fig. 408.



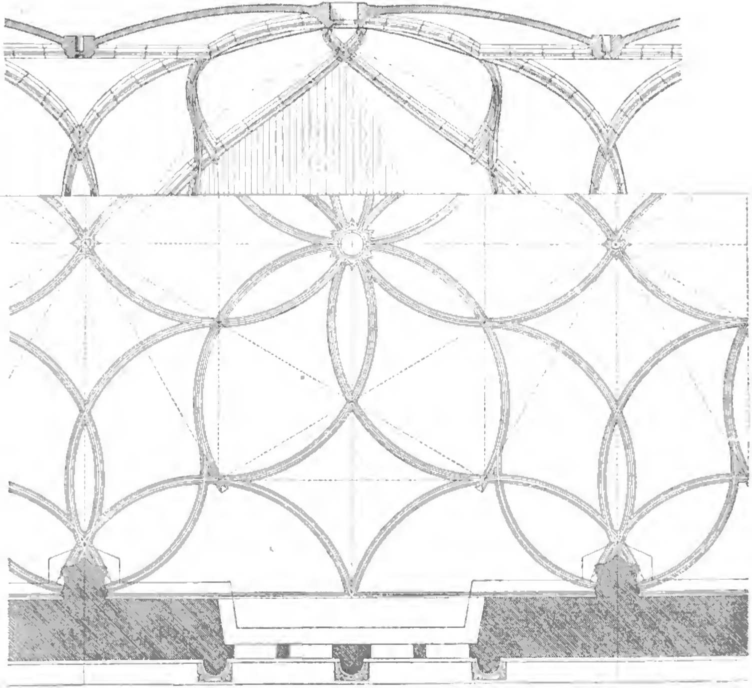
Wladislaw'fcher Saalbau (Palas) auf der Burg zu Prag[295]).
1/500 w. Gr.

306. Küchen in Klöftern und Schlöffern.

Unfere unerfchöpfliche Quelle für das Studium der Bauanlagen des IX. Jahrhunderts, der Plan von St. Gallen, zeigt uns in einer ganzen Reihe von Gebäuden ein Quadrat in die Mitte gezeichnet, welches einige Male als *Focus* oder *Locus foci* bezeichnet wird. Wir können deshalb auch bei den übrigen wohl annehmen, daß das ähnlich gezeichnete Quadrat oder Rechteck in dem Haufe der Rinder- und Pferdeknechte, jenem der Schweinehirten und anderer vom Kloftergefinde auch deren Herde find, auf welchen fie ebenfowohl ihre Speifen bereiteten, wie fie fich daran wärmten, und wenn im *Domus bubulcorum et equos fervantium* Bänke ringsum gezeichnet find, fo zeigt dies, daß die Leute ringsum fitzend in diefer Küche, die den Hauptraum des Haufes bildete, auch ihr Mahl verzehrten. Wir haben allerdings alsdann in diefem Klofter eine ganz beträchtliche Anzahl von Kochftellen; denn außer der eigentlichen Klofterküche ift je eine förmliche Küche noch mit einer Reihe von Anftalten verbunden, insbefondere deren zwei mit den beiden Abteilungen des Spitals an der Oftfeite, dann im Haufe zur Aufnahme der Reifenden (*Hofpites*); weiter aber finden wir in all den verfchiedenen Häufern für alle Zwecke des Lebens folche Herde im Hauptraume. Hierzu kommen ferner die Anlagen der Bäder, denen noch nach römifcher Sitte eine beträchtliche Entwickelung zugewiefen ift und bei deren jedem ein Herd zum Wärmen des Waffers die Mitte einnimmt.

Die Hauptküche des Klofters ift in einem quadratifchen Raume untergebracht, welcher neben dem Refektorium liegt und mit ihm durch einen Gang verbunden

Zu S. 332.



Wladiſlaw'ſcher Saal zu Prag.

$^1/_{100}$ w. Gr.

Nach einer Zeichnung von HAUBERRISSER in den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

ift, deffen gebrochene Linie wohl andeuten foll, daß er mit zwei Abfchlüffen verfehen ift, um den Küchendunft nicht in das Refektorium eindringen zu laffen; er ift als ***Ingreffus ad coquinam*** bezeichnet. Die Küche zeigt 4 Säulen, welche, durch 4 Durchzüge oder Bogen verbunden, den Schlotmantel als mächtiges Gewölbe trugen. Das Quadrat in der Mitte des Raumes ift nicht als *Focus*, fondern als ***Fornax*** bezeichnet, vielleicht ein Beweis, daß es nicht bloß ein offener Herd war. Rings um diefen find zwifchen den Säulen 4 Rechtecke gezeichnet, vielleicht Tifche, auf welchen die Speifen zugerichtet wurden. Bänke oder Tifche laufen rings um die Wand. Ein Gang verbindet diefes Gebäude mit einem zweiten rechteckigen größeren, welches in mehrere Räume geteilt die Gefamtinfchrift trägt: *Hic victus fratrum cura tractetur honefta* (hier fei die Koft der Brüder mit gebührender Sorgfalt bereitet), während gefonderte Infchriften die Beftimmung der einzelnen Räume angeben, wie: *Vernarum repaufationes* (Aufenthaltsorte der Sklaven, d. i. der Küchenbedienfteten), *Piftrina fratrum* (Bäckerei der Brüder), *Repofitio farinae* (Mehlniederlage). An die Bäckerei fchließt fich der Backofen (*Caminus*) an. Die Küche nimmt die Ecke des Hauptgebäudes ein und greift mit ihren Nebenräumen in die Gebäudegruppe der Handwerkshäufer hinein. Einer der Räume mit 4 Säulen gleich der Küche ift hier noch bezeichnet: *Hic fratribus conficiatur cerevifia* (hier fei das Bier für die Brüder bereitet).

Fig. 409.



Gewölbter Flur im Hochmeifterhaus der Marienburg[295]).

Mit ähnlicher Wichtigkeit ift im alten Plan der Abtei Canterbury (fiehe die Tafel bei S. 26) die Küche nebft ihren Nebenräumen behandelt. Der Plan ftellt fie als einen freiftehenden Kuppelbau mit monumentalen Schornfteinen gekrönt dar, in ähnlicher Form, wie fie uns *Viollet*[296]) aus den Klöftern von Marmoutier, Ven-

[296]) A. a. O., Bd. IV, S. 461 ff.

dôme u. a. des XII. Jahrhunderts in fo großartigen Beifpielen vorführt. So aufwändige Anlagen, in denen an vier bis fünf Herden gleichzeitig das Effen für die zahlreiche Schar der Klofterinfaffen, für fremde Gäfte, für Arme und Pflegebefohlene des Klofters bereitet werden konnte, bilden naturgemäß Ausnahmen und finden fich in Deutfchland überhaupt nicht; allgemein befchränkt man fich hier, auch bei anfehnlichen Anlagen, auf den Bau eines Herdes. Aber durch das ganze Mittelalter hindurch werden in Klöftern und Schlöffern die Küchen baulich mit befonderer Vorliebe behandelt. Sie werden gern als luftige, hohe Räume angelegt und durchweg gewölbt; der große Herd wird auf Pfeilern oder fteinernen Freiftützen mit fteinernem Rauchmantel überdeckt; Anrichtetifche aus

Fig. 410.



Küche im Klofter zu Chorin.

Stein und Ausgüffe werden forgfam hergeftellt. Wir geben als Beifpiel deutfcher Entwickelung die durch ihre fchöne Raumwirkung ausgezeichnete Küche des Klofters Chorin (Fig. 410[297]), in welcher der Herd, jetzt allerdings in feiner rundbogigen Öffnung vermauert, dreifeitig freiftehend fich in den Raum hineinfchiebt. Andere Küchenanlagen befcheidenerer Abmeffungen mit fchön gewölbten Rauchfängen ufw. finden fich in deutfchen Schlöffern vielfach; ein gutes Beifpiel aus den Burgen des deutfchen Ritterordens hat *Steinbrecht* trefflich wiedergegeben[298]).

307. Küchen in ftädtifchen Häufern. Wefentlich anders geftaltet fich das Unterbringen des Hausherdes im ftädtifchen Haufe. Hier bleibt er nach der Sitte der älteften Zeiten bei Vornehm und

297) Nach eigener Aufnahme.

298) Siehe: STEINBRECHT, C. Preußen zur Zeit der Landmeifter. Berlin 1888. Burg Lochftedt. S. 116. 117.

Gering wirklich der Mittelpunkt der Familie und findet als folcher feinen Platz in der großen Diele als dem allgemeinen Wohn- und Aufenthaltsraum, bald im Erdgefchoß, bald im Obergefchoß, wie es die verfchiedene Sitte mit fich brachte. Eine eigentliche Küche ift alfo im mittelalterlichen Stadthaufe nicht vorhanden gewefen; erft die fpätere Zeit hat durch Verfchläge und Abtrennungen wechfelnder Art diefen engen Zufammenhang von Hausherd und Diele verwifcht. Als eine folche Änderung fpäterer Zeit möchten wir es auch auffaffen, daß es in Cöln Sitte wurde, im Hofe eigene kleine Küchengebäude zu errichten, die mit dem im Haufe liegenden Speifezimmer durch einen kleinen Gang verbunden wurden. Auf ähnliche Verhältniffe in Oberitalien führt die Erzählung *v. Effenwein*'s, wie er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Gaft beim damaligen Bifchof von Verona ein vorzügliches Mahl in einer Halle einnahm, welche eine von Marmorfäulen getragene Abteilung der noch mittelalterlichen Küche bildete, und wie die Tafel fo geftellt war, daß der Blick des Hausherrn ftets auf dem Herde ruhte und fein Haushofmeifter vom Tifche aus dem Küchenperfonal Winke und Anordnungen zukommen ließ, während die Gäfte fich an der Zubereitung der Speifen und der Gefchäftigkeit in der Küche erfreuen konnten. Hoffentlich befteht diefe fchöne Küche und die mittelalterliche Sitte, in ihr das Mahl einzunehmen, noch heute! Man fagte damals, daß in dem bifchöflichen Haufe nur eigentliche Feftmahle im Saale des Haufes genommen würden.

10. Kapitel.

Hauskapellen.

Zum mittelalterlichen Leben war die regelmäßige Andachtsübung fo notwendig, wie das tägliche Brot. Im befcheidenften Haufe war ein Winkel mit einem Heiligenbilde, welches zum Beten einlud, in jedem nur einigermaßen großen eine Kapelle. Diefe Kapelle wurde um fo größer und um fo reicher ausgeftattet, je mehr es der Befitzer vermochte. In Paläften und Burgen waren deren oft mehrere, fo viel eben in der Burg Leute wohnten, welche eine eigene große Wohnung hatten, alfo ihre eigene Kapelle brauchten. Diefe Hauskapellen nehmen in der Gefchichte der Baukunft eine eigene Stellung ein, und wenn fie auch vielfältig vom Kirchenbau abhängig find und fich mit diefem entwickelten, fo find doch auch wieder ganz eigentümliche Verhältniffe für fie maßgebend, weil fie in der Regel nicht eigene Gebäude einnehmen, fondern meift inmitten der übrigen Wohnräume an einem fchicklichen Platze lagen. Wo fie ein eigenes Gebäude, etwa einen Turm, ausfüllen, wie auf manchen Burgen, find über und unter ihnen andere Räume angeordnet, zum Teile ganz profaner Art, wie Magazine oder die Wehrplatten, zur Abwehr des Feindes. Mitunter befchränkte fich die Kapelle auf ein Chörchen, welches einem Saale oder auch einem Vorraum, Flur oder Treppenhaus angefügt wurde, wo fich das Leben in feiner eigenen Weife oft recht weltlich abwickelte. Fig. 113 (S. 123) gibt im Grundriß des herzoglichen Haufes zu Meran ein folches Beifpiel. 308. Allgemeines.

Die eigentlichen Hauskapellen waren zwar als Andachtsftätten der gefamten oder einzelner Hausbewohner geheiligte Räume; aber Kirchen im öffentlichen Sinne waren fie nicht; in ihnen konnte nicht jede kirchliche Handlung vorgenommen werden, fondern nur eben jene, welche allenthalben ftattfinden konnten, oder folche, zu denen von Fall zu Fall die befondere Genehmigung der dazu berechtigten kirch-

lichen Vertretung erteilt wurde, wodurch ſie für dieſen Fall gewiſſermaßen zu einer Filiale der zur Handlung berechtigten Pfarr- oder biſchöflichen Kirche erklärt wurden.

Die Anzahl der uns erhaltenen Kapellen dieſer Art iſt recht groß. Zum Teile müſſen wir hierher ſelbſtändige Kirchen rechnen, von denen wir nur eben nicht mehr wiſſen, daß ſie einſt die Bedeutung einer Hauskapelle hatten. So mögen insbeſondere derartige Gebäude, welche neben großen Kirchen ſtehen, teilweiſe Hauskapellen von biſchöflichen Paläſten, von Stiftskurien und ähnlichen Anlagen geweſen ſein. Vom Münſter zu Aachen, wie von der Sophienkirche zu Konſtantinopel wiſſen wir ja, daß ſie Palaſtkapellen waren. Indeſſen ſollen Anlagen dieſer Art hier nicht behandelt werden. Hier ſoll nur von ſolchen Kapellen die Rede ſein, welche ſich im Inneren von Gebäuden befinden, die im ganzen doch profane Bedeutung haben. Es bleiben uns auch deren noch immer eine genügende Anzahl, wenn wir auch alle jene Palaſt-, Burg- und Hauskapellen ausſchließen, welche als eigene ſelbſtändige Gebäude einem größerem Komplex einverleibt ſind, wie z. B. die Kapelle der Kaiſerburg zu Eger, diejenige des Schloſſes zu Vayda-Hunyad (ſiehe Fig. 70, S. 140 des vorhergehenden Heftes, 1. Aufl.), jene des Cölner Rathauſes uſw.

309. Kapellen mit vorſpringendem Chörlein.

Es kann ſich nicht darum handeln, wenn wir auf die Hauskapellen im engeren Sinne zurückkommen, die älteſte dieſer Kapellen nachzuweiſen. Das vorhergehende Heft dieſes „Handbuches“ bildet mehrere Burgen ab, welche dem Schluſſe des XII. Jahrhunderts entſtammen und in denen ſich ſolche Kapellen befinden. So zeigt der Trifels in Fig. 37 (S. 77) an ſeinem Turme ein ausladendes Chörchen, welches von der Kapelle herrührt, die in Fig. 104 u. 106 (S. 165) in Grundriß und Durchſchnitt erſcheint; ebenſo laſſen Fig. 108 u. 109 (S. 166) jenes Heftes die zwei Durchſchnitte einer Kapelle im Burgturme zu Frieſach erkennen. Es iſt überraſchend, daß wir eine ſolche nicht auf der Niederburg zu Rüdesheim feſtſtellen können; ſie mag ſich in dem nicht mehr vorhandenen Teile der Burg befunden haben. Das vortretende Chörlein der Burg Landsberg (Fig. 70, S. 128) dürfte wohl bloß einen Altar am Saale des Palas enthalten haben. Ganz ähnlich, wie an dieſen Burgen, war eine vor kurzem erſt abgetragene Kapelle des Kamperhofes in Cöln[299]).

310. Doppelkapellen.

Alle dieſe Kapellen ſind gewölbt, haben teilweiſe nur ein, teilweiſe zwei durch Gurtbogen getrennte Kreuzgewölbe von bedeutenden Abmeſſungen; an der Oſtſeite befindet ſich eine kleine Apſis. In Frieſach hat ein ſpäterer Umbau ſtattgefunden; ein großes ſpitzbogiges Fenſter ſteht hinter dem Altare, und es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß an deſſen Stelle urſprünglich ebenfalls ſolch ein Chörlein beſtanden habe. Die Kapelle des Trifels hat deshalb noch beſondere Bedeutung, weil in ihr zeitweilig die Reichskleinodien aufbewahrt wurden und in dem mit einem Kamine verſehenen Vorzimmer der ſie bewachende Geiſtliche ſeine Wohnung hatte. Die Kapelle zu Frieſach zeigt noch die Reſte ſchöner alter Wandmalereien des XIII. Jahrhunderts, ſowie an der Nordſeite zwei Türen, welche in das Freie führten, alſo ehemals nach einem Wehrgange, der aus Holz außen angelegt war. Sonach hatte auch die Kapelle bei einem Angriffe von der Nordſeite her, dem Charakter des ganzen Turmes entſprechend, zur Verteidigung mitzuwirken.

299) Siehe: Köln und ſeine Bauten uſw. Köln 1888. S. 80 (Fig. 59). – Die Kapelle iſt auch von *Reichenſperger* beſchrieben und in Abbildungen herausgegeben in: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des mittelalterlichen Köln. Köln u. Neuß.

Eine eigene Stellung nimmt die Kapelle an der Oſtſeite des Palas der Nürnberger Burg ein. Sie iſt zwar in einem eigenen Gebäude untergebracht; aber ſie ſteht, wenn auch der Zugang zur unteren Kapelle nur von außen, und zwar ſogar außerhalb der inneren Umfaſſung, genommen iſt, doch in ihrem oberen Geſchoß in unmittelbarer Verbindung mit dem Saale des Palasbaues, dem Mannſchaftsſaale, aus welchem ein förmliches Portal zu ihr führt, während aus dem oberen Saale, dem Gerichts-, Regierungs- und Feſtſaale, eine Tür nach einer Empore geht, von welcher man in die Kapelle hinabſehen und am Gottesdienſte teilnehmen konnte. Der Chor dagegen liegt in einem Turme, deſſen obere Geſchoſſe allerdings in anderer Weiſe ausgeführt ſind als der untere Teil, ſoweit er den beiden Kapellen angehört. Wenn nicht die Lage dieſes Turmes darauf hindeutete, daß ein ſolcher dort zur Verteidigung der Burg von vornherein nötig war, ſo würde man zu glauben berechtigt ſein, daß der ganze Aufbau erſt ſpäter erfolgt und die geſamte Kapelle mit viereckigem Chor ohne Apſide doch unter die ſelbſtändigen Bauten falle. Im weſentlichen iſt es ja auch bedeutungslos, in welche Sonderklaſſe wir dieſe Kapelle einreihen. Sie iſt eine der von den neueren Schriftſtellern als »Doppelkapellen« bezeichneten und hat als ſolche auf beſondere Aufmerkſamkeit Anſpruch.

Daß die Hauskapellen bei den Kreuzfahrerbauten, insbeſondere bei jenen der Ritterorden, eine bedeutſame Rolle ſpielten, ſcheint ſelbſtverſtändlich, ſo daß mitunter die Frage wieder auftritt, wo eigentlich ein ſolcher Bau einzureihen iſt. 311. Kapellen in Kreuzfahrerburgen. Das Schloß Chaſtel-Blanc hat einen Hauptturm, deſſen geſamtes Erdgeſchoß eine mächtige Kapelle einnimmt (Fig. 409[300]), deren beträchtliche Höhe den Eindruck hervorbringt, als ſei der ganze Bau eben ein Kapellenbau; und doch iſt die große Höhe nur um deswillen gewählt worden, damit der Turm die nötige Höhe erhalte und die Wehrplatte hoch genug liege. Uber der Kapelle iſt ein zweiſchiffiger Raum mit Kreuzgewölben angelegt, der ebenſowohl als Schlafſaal der Ritter, wie als Palashalle angeſehen werden kann, da er z. B. größer als jener zu Nürnberg iſt. Darüber iſt dann die Wehrplatte. Unter der Kapelle liegt die Ziſterne. Ähnlich mag auch der untere Raum des Burgturmes zu Giblet[301]) als Kapelle gedient haben, ähnlich der mächtige Hauptturm der Templerburg zu Tortoſa[302]), deſſen Herrlichkeit *Wilbrand von Oldenburg* im Jahre 1211 rühmt. Allerdings möchten wir aus den mächtigen Böſchungen am Fuße ſchließen, daß die jetzigen Reſte nicht mehr dem von *Wilbrand* geſehenen Turme angehören, ſondern daß der jetzige Bau erſt im XIII. Jahrhundert errichtet iſt, weil die Templer ihren größten Reichtum doch erſt damals beſaßen und bis zum Schluſſe des XIII. Jahrhunderts Tortoſa halten konnten, einen der letzten Punkte, die im Orient verlaſſen werden mußten. In der Johanniterburg Krak[303]) liegt die Kapelle in einem rechteckigen Turme, welcher durch leicht abgeſchnittene Ecken von den übrigen unterſchieden iſt und der inneren Verteidigungslinie angehört (ſiehe den Raum *H* in Fig. 54 [S. 108] des vorhergehenden Heftes). In der Deutſchordensburg Starkenberg dürfte ſie auch im Hauptturme gelegen haben (ſiehe den Raum *D* in Fig. 53, S. 106 ebendaſ.). Die beträchtliche Größe aller dieſer Kapellen ſteht mit der großen Beſatzung einerſeits, mit den Verpflichtungen der Ritterorden andererſeits in Verbindung. Dann aber mag allenthalben mit dieſen Burg-

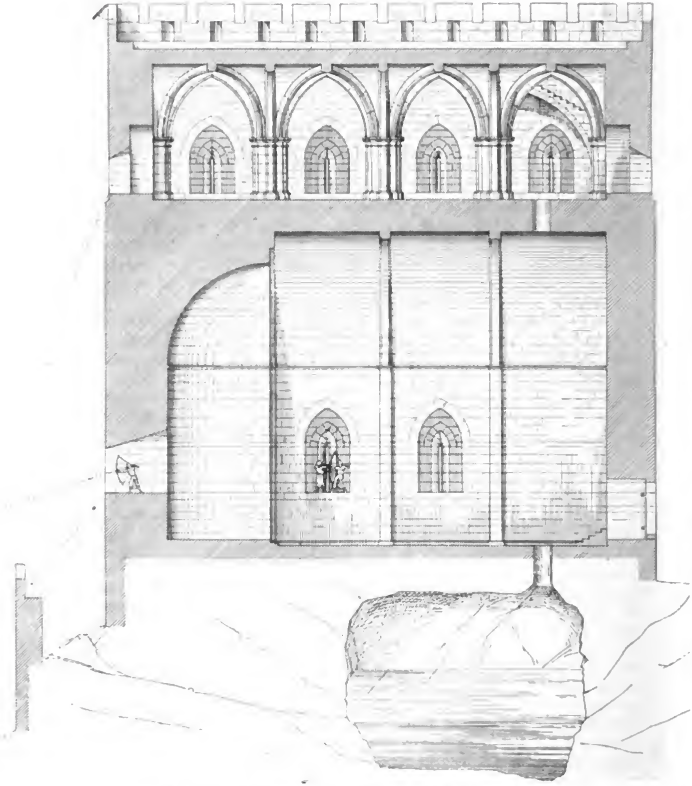
[300]) Nach: REY, G. *Étude des monuments de l'architecture militaire des croiſés en Syrie et dans l'île de Chypre.* Paris 1871. S. 85 u. Taf. X.

[301]) Siehe Fig. 97 bis 99 (S. 160) im vorhergehenden Hefte dieſes »Handbuches« (1. Aufl.).

[302]) Siehe ebendaſ., Fig. 51 (S. 103).

[303]) Siehe ebendaſ., Fig. 54 u. 55 (S. 108 u. 109).

Fig. 411.



Palas und Kapelle im Schloß Chaftel-Blanc[300]).

$^{1}/_{200}$ w. Gr.

kapellen die Eigenfchaft einer Pfarrkirche für die Befatzung verbunden gewefen fein, was ja auf den europäifchen Burgen nicht zutrifft. Dort lag meiftens außerhalb der Burg die Pfarrkirche, wenn fie nicht in die äußere Umfaffung einbezogen war, wie zu Nürnberg die Walpurgiskapelle auf dem erften Bergabfatz,

zu Friesach die Peterskirche, oder die Burgbewohner gehörten zur Pfarre der nächsten Ortschaften.

Fahren wir mit Übergehung so mancher anderen Kapelle, welcher wir Neues nicht entnehmen können, mit der Betrachtung der in Deutschland vorhandenen Hauskapellen fort, so wenden wir uns zunächst dem Chörchen des Nürnberger Rathaussaales zu. Es ist unseres Wissens nicht bekannt, daß je eine andere Kapelle dort im Hause gewesen ist. Es ist also in der Tat nicht zu verwundern und entspricht durchaus der oben berührten Übung vieler Burgenbauten, daß man im Saale diesen Altarbau errichtete, welcher wieder nach altem Herkommen in einem ausgebauten Chörchen seine Aufstellung fand. Das einfache Chörchen (siehe Fig. 224, S. 194) mit seiner schlanken Gestalt, mit geringem Vorsprung, mit der einfach gegliederten Vorkragung und dem steinernen Dache ist von außerordentlich schlichter Formgebung. Dies mag für die reiche Stadt Nürnberg auffallend erscheinen, findet aber in der überhaupt schlichten äußeren Fassung des Baues seine Erklärung und in so manchem schlichten Kapellenerker von Burgen und Geschlechterhäusern seinesgleichen. 312. Kapellen in deutschen Rathäusern.

Beim Cölner Rathause können wir uns die ursprüngliche Ostseite gegen den alten Markt, jene des XIV. Jahrhunderts, ähnlich wie die Ostseite des Nürnberger Rathaussaales denken. Vielleicht war das Chörchen gerade so schlicht und einfach wie das Nürnberger, weil ohne Veranlassung gewiß der Umbau der Marktseite und des Chörchens im Beginne des XVI. Jahrhunderts nicht erfolgt ist und damals, als das Rathaus längst seine gesonderte schöne Kapelle hatte, zur Neuanlage eines Chörchens kaum eine Veranlassung war.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die verschiedenen Kapellen auf dem Schlosse Karlstein in Böhmen, weil offenbar *Karl IV.* um zweier willen die ganze Burg erbaut hat. Auf S. 138 des vorhergehenden Heftes (1. Aufl.) ist in Fig. 78 der Grundriß der Burg gegeben und auf die Eigentümlichkeit der Anlage hingewiesen, auf das Vorhandensein zweier Haupttürme *N* und *S*. Es ist zugleich gesagt, daß die Burg weder die Gegend beherrschen, noch sie verteidigen, daß sie vielmehr eine Art Gralsburg darstellen sollte, um die Reliquienschätze und die Hoheitszeichen des Kaisers aufzubewahren, der ja in erster Linie König von Böhmen war. Danach gruppierten sich denn auch seine Schätze in zwei Teile: den böhmischen Königsschatz, sowie die Reliquien und Insignien des heiligen römischen Reiches, so ziemlich das einzige Ehrfurcht Gebietende, was von letzterem übrig geblieben war. Diese beiden Schätze waren in den Kapellen untergebracht, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die untere *N*, welche mit der Wohnung des Kaisers verbunden war, den böhmischen Krönungsschatz enthielt, die obere *S* den römisch-deutschen, welcher ja dem Gedanken nach viel höher stand, aber doch eigentlich keine tatsächliche Bedeutung mehr hatte; denn als König von Böhmen konnte sich *Karl* gestatten, bei der unteren, der Marienkapelle, im ersten Burgturm, ein Kollegiatstift zu errichten, das aus einem Dechanten, vier Chorherren und fünf Choralisten, also zehn Geistlichen bestand, während die heil. Kreuzkapelle im oberen Burgturme das ideale, aber nichts kostende Vorrecht erhielt, daß an ihrem Altare außer dem Dechant der Karlsteiner Marienkapelle nur Bischöfe die Messe lesen durften. Es ist auch bezeichnend, daß außer dem Burggrafen nur 20 Kriegsleute neben den 10 Geistlichen die Besatzung bildeten und daß 22 Lehnsträger der umliegenden Güter im Falle einer Gefahr sich zur Verteidigung der Burg einzufinden hatten. Dem Umstande, daß die Kollegiatkapelle entsprechend begütert war, ist es zuzuschreiben, daß sie sich stets als kirch- 313. Kapellen auf dem Schlosse Karlstein.

licher Raum im Gebrauch erhalten hat, daß fie dadurch aber die Wandelungen des Zeitgefchmackes mitmachen mußte und fo ihre urfprüngliche Ausftattung verloren hat und daß der Turm in den oberen Gefchoffen abgetragen, gar nicht mehr den Charakter eines folchen hat, während die obere, die heil. Kreuzkapelle, bedeutungslos geworden, weil *Sigismund* etwa 70 Jahre nach Erbauung der Burg den Reichskleinodien eine andere fefte Heimat gegeben, in altem Zuftand verblieb, wie fie *Karl* in der Mitte des XIV. Jahrhunderts ausgeftattet hatte. — Aber auch eine dritte Kapelle befindet fich noch auf der Burg, die eigentliche Stätte für die häusliche Andacht des Kaifers.

314. Kapellen im Rathaus und im Karolinum zu Prag.

Von hervorragender Bedeutung ift wieder die Kapelle im Rathaufe zu Prag, ein oblonges, an einen größeren Raum anftoßendes, in der Breite drei und in der Tiefe ein Kreuzgewölbe enthaltendes Schiff, an das fich ein fünffeitiges Chörlein mit fünf gotifchen Fenftern und dem gewöhnlichen Chorfchlußgewölbe anlehnt, welches, außen von einem viereckigen Pfeiler getragen, auf einer Auskragung ruht und fo die alte Tradition diefer Chörchen fortfetzt.

Noch ein zweites folches von recht beträchtlichen Abmeffungen befindet fich am Karolinum zu Prag, einem gänzlich modernifierten Gebäude, von welchem nur eben noch der mittelalterliche Chor der Hauskapelle geblieben ift.

315. Kapellen an Nürnberger Wohnhäufern ufw.

Schon in Art. 120 (S. 133) war von dem Chörlein die Rede, welches im *Schlüffelfelder*'fchen Haufe zu Nürnberg fich befindet, ein flachgedeckter Raum, welcher wohl den Feftfaal des Haufes bildete, hat an feiner Oftfeite auf einer Vorkragung das fchöne, in Fig. 127 (S. 131) fichtbare Chörchen zwifchen zwei Maßwerkfenftern, welche in ihren Spitzbogen bis vor kurzem Kirchencharakter trugen. Diefe Spitzbogenfenfter find zwar in unferer Zeit in folche mit geradem Sturze umgewandelt worden; aber abgefehen davon, daß *Heideloff* fie noch gefehen hat, kann man auch jetzt noch, wenn nicht gerade wieder alle Fugen frifch verftrichen und vertüncht find, ihre Konturen erkennen und fehen, daß fie von verfchiedener Größe waren. Das Chörchen fteht auf einer außergewöhnlichen zierlichen Vorkragung, hat in den Fenfterbrüftungen Reliefschmuck und auf der Dachfpitze eine Laterne, in die man von dem darüber befindlichen Wohnraume aus ein ewiges Licht ftellen konnte, welches für den Friedhof der Lorenzkirche als Totenleuchte galt.

Noch ift in Nürnberg das Chörchen der Hauskapelle des Sebalder Propfteihofes erhalten, welcher gegenwärtig als Pfarrhaus der Sebalduskirche dient. Heute fchließt fich ein Wohnzimmer an; ehemals dürfte wohl eine förmliche Kapelle vorhanden gewefen fein. Auch am alten Lorenzer Pfarrhof war ein ähnliches Chörlein im Hofe, gegen Often gerichtet, vorhanden, welches nach Abbruch des Gebäudes und feinem Umbau durch *Heideloff*, wenn auch etwas umgeftaltet, unter Verwendung der noch brauchbaren alten Teile, nach Norden fehend, wieder aufgebaut ift. Unter der großen Zahl fonftiger Hauskapellen des XV. Jahrhunderts in Nürnberg nennen wir nur noch jene, welche im Eckhaufe der heutigen Adlerftraße und des Hörmannsgäßleins fich befand, welche aber, vor einigen Jahrzehnten vom damaligen Befitzer herausgenommen und verkauft, dann auf der Wartburg wieder aufgeftellt worden ift. Ihre Wände waren in der weiterhin befchriebenen einfachen Weife ganz getäfelt, jedoch vollftändig bemalt, und zwar trug jedes Füllungsbrett zwifchen zwei Leiften das Bild eines auf einem Kragftein ftehenden Heiligen. Die Decke war tonnengewölbförmig gebildet und blau mit Sternen bemalt. Das Chörchen, welches nach dem Hofe hinaustrat, war gleichfalls ganz aus Holz gebaut und demgemäß auch mit einem Holzgewölbe verfehen.

Es befanden fich noch in mehreren Häufern der Stadt kleinere, teilweife

gewölbte Hauskapellen, Räume, die eine gangartige Grundform hatten, ohne ausgesprochenen Altarraum. Ähnliche gewölbte und ungewölbte Kapellen befanden und befinden sich noch anderwärts, so in Regensburg, Amberg usw. Auch unser Grundriß des herzoglichen Hauses zu Meran (siehe Fig. 113, S. 123) und der des *Ehinger*'schen Hauses zu Ulm gibt die Lage der zierlich gewölbten Hauskapellen wieder (siehe Fig. 120, S. 128).

Allen Beispielen, welche wir angeführt haben, ist die Richtung nach Osten als bestimmender Zug zu eigen. Diese Ostung ließ sich jedoch nicht allenthalben für die gesamte Kapelle festhalten; da nahm man denn keinen Anstand, den Altar an die Langseite zu stellen, so daß der Geistliche, wenn er am Altare stand, gegen Osten gerichtet die Messe lesen konnte. So gibt das öfter zitierte Buch „Köln und seine Bauten" usw. (Cöln 1888) in Fig. 84 (S. 106) die innere Ansicht der Kapelle vom Hause Schiederich, wo der Altar nicht im Hintergrunde des länglichen Raumes, sondern in einer Nische am Ende der Langseite steht. 316. Kapelle zu Cöln.

Im Turme zu Perchtoldsdorf bei Wien[304]) ist das I. Obergeschoß als Kapelle angelegt, mit reicher Dienstgliederung in den Ecken versehen, aus der sich ein Sterngewölbe als Decke des quadratischen Raumes erhebt. Eine mit einem Netzgewölbe bedeckte rechteckige Nische in der Mauer gegen Osten mit einem zweiteiligen gotischen Maßwerkfensterchen dient zur Aufnahme des Altares. Ein Eingang von außen führt zum I. Obergeschoß, also zur Kapelle empor, durch welche man hindurchgehen muß, um durch eine Wendeltreppe in ihrer Ecke in die oberen Wohngeschosse des Turmes zu gelangen. Die gemalten Weihekreuze zeigen dabei, daß diese Kapelle vorschriftsmäßig kirchlich geweiht wurde, was wohl nur bei den wenigsten Hauskapellen wirklich geschehen sein dürfte. 317. Kapellen zu Perchtoldsdorf usw.

Dann wollen wir noch die Hauskapelle an der Abtswohnung zu Maulbronn nennen, weil dort das Chörchen nicht gegen Osten, sondern gegen Norden gerichtet ist. Es konnte indessen immerhin der Altar darin an der Seite so stehen, daß er seine Richtung nach Osten hatte, wie es einmal für jeden Altar kirchliche Vorschrift ist, wenn dies auch seit dem Schlusse des Mittelalters nicht mehr allenthalben eingehalten wurde.

Wir schließen die Betrachtung der Hauskapellen, indem wir noch einmal auf die Tafel bei S. 206 hinweisen, in welcher das Chörchen von der Aula des Collegium Jagellonicum zu Krakau erscheint, dessen einfache Gestalt uns weitere Beschreibung erspart. 318. Kapelle im Collegium Jagellonicum.

11. Kapitel.

Innere Treppen.

Wie schon bei den äußeren Treppen bemerkt, sah man im frühen Mittelalter die Treppen als einen Behelf an, um in die Höhe zu kommen, wie eben eine Leiter auch. Man stellte kaum an ihre Bequemlichkeit einige Anforderungen; keinesfalls betrachtete man sie als einen architektonisch bedeutsamen Teil der Gebäude, welcher in räumlicher Beziehung besonders auszubilden wäre; man suchte nur möglichst wenig Raum dafür in Anspruch zu nehmen. Erst späte Zeiten kamen dazu, diesen kleinen Bauwerken eine besondere Sorgfalt der Herstellung und mitunter große Zierlichkeit der Ausführung zuzuwenden. 319. Ursprüngliche Schmuck- und Anspruchslosigkeit.

[304]) Vergl. die Tafel bei S. 189 im vorhergehenden Hefte dieses „Handbuches" (1. Aufl.).

Sehr beſcheiden, nach unſeren Begriffen geradezu unzulänglich ſind die Treppenanlagen der meiſten Burgen, die zumeiſt in engſten Abmeſſungen innerhalb der ſtarken Mauern aufſteigen, falls man ſich nicht aus Gründen der Sicherheit überhaupt mit Leitern begnügte. So ſind im Inneren der Kaiſerburg Trifels zwei zum I. Obergeſchoß emporführende, geradläufige, an den Ecken allerdings gebrochene Treppen vorhanden, eine ſolche zum II. Obergeſchoß aber nicht zu finden. Ähnlich unbedeutend in den Abmeſſungen ſind auch die Treppen auf der Niederburg zu Rüdesheim (ſiehe Fig. 76 u. 77, S. 91); in ihrem Turme befindet ſich außerdem eine Wendeltreppe im Mauerwerk. Solche ſehen wir auch in den zeitlich wenig verſchiedenen Burgen Landskron, Neuſcharfeneck (ſiehe S. 176 u. 177 des vorhergehenden Heftes, 1. Aufl.). Geradezu unbedeutend ſind auch die Treppenanlagen im alten Schloß der Marienburg aus dem XIV. Jahrhundert, wo doch die Ritter in beträchtlicher Zahl zuſammen wohnten und wo es unter Umſtänden wichtig ſein konnte, daß ſie raſch ſich im Hofe ſammeln, raſch zu den Verteidigungswerken am Dachrande auf- und abſteigen konnten. Es waren nur zwei ſchmale Treppen bei *A* und *B* (ſiehe S. 182 des vorhergehenden Heftes, 1. Aufl.) vorhanden, jede nur in etwa 1,00 m Breite. Auch in der Hochmeiſterwohnung iſt die Treppenanlage ſehr beſcheiden. Eine geradläufige Treppe verband die Wohnung des Hochmeiſters mit dem Remter; zwei Wendeltreppen im Mauerwerk, kaum ſtellenweiſe durch Schlitze beleuchtet, führten den Hochmeiſter und ſeine Gäſte empor, zugleich die Mannſchaft auf die Wehrgänge.

Ebenſo finden wir beim Schloſſe Vayda-Hunyad (ſiehe ebendaſ., S. 140) nur Wendeltreppen als Verbindung angewendet. Ihre Ausführung iſt bei allen älteren Bauten die denkbar einfachſte und der darauf verwendete Raum ſehr gering.

320. Aufwändigere Anlagen der Spätzeit: Wendeltreppen und geradläufige Treppen aus Stein.

Erſt mit dem XV. Jahrhundert wurden die Treppen einigermaßen umfangreicher. Die Hohkönigsburg im Elſaß hat an ihrem Palas eine Wendeltreppe von über 3,00 m lichtem Durchmeſſer, außerdem an zwei anderen Gebäuden zwei weitere, nicht unbedeutende Treppen. Auch in den ſtädtiſchen Wohnhäuſern wurden die Treppenanlagen um jene Zeit bedeutſamer. Die hölzernen Wendeltreppen, welche in den Fluren emporführten, ſind meiſt geräumiger und infolge der Geräumigkeit auch weniger ſteil, während jene mit geradem Lauf meiſt doch auch dann noch recht ſteil ſind. Dieſe geradläufigen ſind häufig auch ſo eingerichtet, daß nicht, wie dies ja beim Nürnberger Hauſe der Fall iſt (ſiehe die Tafel bei S. 88) ein Lauf über dem anderen an derſelben Stelle von Geſchoß zu Geſchoß führt. (Vergl. z. B. die Treppenanlage im Hauſe *Schweitzer* zu Neuſtadt a. d. Orla in Fig. 175, S. 160.)

So liegt in der Univerſität zu Krakau (ſiehe die Tafel bei S. 206) die Treppe vom Hofe zum I. Obergeſchoß die Galerie durchſchneidend bei *d*; zum II. Obergeſchoß aber führen zwei Treppen bei *e* und *f* weiter. Die Treppe im Schloſſe zu Trient (ſiehe Fig. 97, S. 103), welche in den den Hof *B* umgebenden Galerien angelegt ſind, führen in jedem Stockwerke an einer anderen Stelle weiter. Auch die Treppen im Hauſe zu Steyr (ſiehe Fig. 191 u. 192, S. 171) führen nicht unmittelbar übereinander in die Höhe. Es fehlt nun allerdings nicht an geradläufigen Treppen, die mit größerer Breite eigens abgeſchloſſene Räume beanſpruchen. Sie werden aber in der Regel ſo angelegt, daß jeder Lauf für ſich zwiſchen geſchloſſenen Wänden liegt, wodurch meiſt jede Möglichkeit architektoniſcher Ausbildung, mit Ausnahme gewölbter Decken und reicher Fenſterbildungen, fortfällt. Ungewöhnlich iſt die ſchöne Anlage in dem ſoeben erwähnten Hauſe zu Steyr, wo die Treppe zum Dachboden von einem Vorraum,

neben dem ſie geführt iſt, nur durch ein dünnes Gitterwerk von ſteinernen Pfoſten und Maßwerk abgetrennt wird. Häufiger ſchon kommen in Tiroler Schlöſſern Ausbildungen der in Fig. 412[305]) abgebildeten Art vor, bei denen die Treppe mit ſteinernem Geländer zum Teil frei in die große Diele eingebaut wird.

Der Raumerſparnis wegen ſind, wie oben angeführt, beſonders in den Burgen und Schlöſſern die Wendeltreppen beliebt, und ſie bilden vielfach einen gewiſſen Erſatz für die fehlenden Verbindungsgänge und Flure. Sie eigneten ſich vor allem, um verſteckte und geheime Treppen anzulegen oder ſolche, die eben nur von einem Raume in den darüberliegenden führten und ſo einem Jeden unzugänglich blieben, welcher nichts im Raume zu tun hatte. So iſt im Rathauſe zu Nürnberg

Fig. 412.

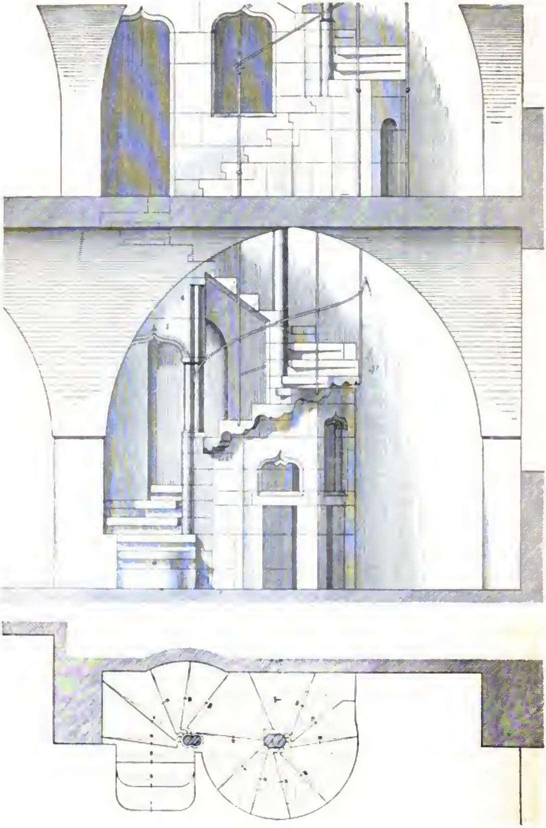


Treppe in der Halle des Schloſſes Anger[305]).

die Treppe bemerkenswert, welche von der Ratsſtube in das Lochgefängnis und zu den unterirdiſchen Gängen führt und ſelbſt in der (jetzt noch vorhandenen) Ratsſtube unſichtbar iſt, da der Eingang durch einen Wandſchrank verſteckt wird. Ähnliche Anlagen ſind auch in anderen Rathäuſern, z. B. in Ochſenfurt, in Goslar uſw., nachzuweiſen. Eine reizende kleine Treppe, in den erſten Jahren des XVI. Jahrhunderts von *Behaim* erbaut, führt ebenfalls in Nürnberg im ehemaligen Archiv, jetzt Eichamt, von einem Vorraum in zwei darüberliegende Stockwerke empor. Sie hat die Eigentümlichkeit, daß ſie ſich über ihrem eigenen Lauf umdreht und der Austritt in entgegengeſetztem Sinne über dem Antritte liegt. Unſere Zeichnungen in Fig. 413 machen dies verſtändlich.

[305]) Nach: SCHMIDT, O. Die Kunſtſchätze Tirols. Wien o. J. Bl. 38.

Fig. 413.



Wendeltreppe im Rathaus zu Nürnberg.

$^1/_{50}$ w. Gr.

Überhaupt gab die Wendeltreppe in ſpäterer Zeit den Steinmetzen die beſte Gelegenheit, ihre Kunſt zu zeigen. Hatte die Spindel nur etwa 35 cm Stärke, ſo ließ ſich ein ſolch reiches Profil von Rundſtäben und Hohlkehlen in ſchlanker Windung um ſie hinaufziehen, daß ſie das Erſtaunen des Laien hervorruft; ebenſo ließ ſich, da das Profil zu gleicher Zeit als Handgriff diente, ein ähnliches in die umfaſſende Wand einhauen. Die Fenſter dieſer Wand folgten der Schräge der Windung, und wenn ſie ein reiches Einfaſſungsprofil hatten und vielleicht recht dicht ſtanden, ſo ergaben ſich daraus Steinmetzkunſtſtückchen aller Art. Die Kante der Stufe konnte einwärts oder auswärts gebogen werden. Die Unterſeite der Stufen konnte profiliert werden, oder es konnte eine einzige, etwa mit Verzierungen bedeckte windſchiefe Fläche die Unterſeite ſämtlicher Stufen bilden. Es konnten Gewölberippen, welche ſich durchſchneiden, dieſe Fläche zieren oder zwiſchen Wand und Spindel eingeſpannt werden.

War aber der innere Zylinder des Treppenhauſes ſo weit, daß in der Mitte der Treppe ein Auge, ſtatt der Spindel eine Zarge anzulegen war, auf welcher dann drei oder mehr ſchlanke Säulchen ſtanden, um den oberen Teil der Zarge zu tragen, ſo ergab ſich ein ſehr zierliches und reiches Raumbild, das ſeinen Höhepunkt dadurch erhielt, daß der Treppenraum zu oberſt mit einem ſchönen Sterngewölbe bedeckt wurde. Die Fläche der Umfaſſungswand, ſowie die Räume zwiſchen den Säulchen auf den Zargen boten in der Brüſtung ſchrägauſſteigende Flächen, die ſich zur Zeichnung reichen Maßwerkes eigneten; kurz die Steinmetzen konnten ihre volle Kunſt in der Löſung der ſchwierigſten geometriſchen Verſchneidungen, wie auch in der Erfindung und künſtleriſchen Abſtimmung überraſchender Einzelheiten hier reichlich zeigen. Sie konnten ſo auf engſtem Raume von etwa 4,00 bis 5,00 m lichtem Durchmeſſer Werke ſchaffen, die der dauernden Bewunderung ſicher waren. Als glänzendes Beiſpiel dieſer ſpätgotiſchen Anlagen ſei die Haupttreppe der Albrechtsburg zu Meißen angeführt, deren Grundriß wir in Fig. 102 (S. 109) wiedergegeben haben.

In Deutſchland war es erſt dem XV. Jahrhundert vorbehalten, ſich die Freude am Bau ſolcher reicher ausgeſtatteter Treppen zu gönnen. In Frankreich war man dagegen bereits früher dazu gekommen, und die große Prunktreppe, welche *Karl VI.* in der zweiten Hälfte der XIV. Jahrhunderts im Louvre errichtete, zeigte ſchon damals, welch glänzender Ausbildung die Wendeltreppe fähig war.

Von geradlinigen hölzernen Treppen iſt aus mittelalterlicher Zeit kaum ein künſtleriſch durchgeführtes Beiſpiel erhalten. Nach Beiſpielen der frühen Renaiſſance kann man aber annehmen, daß ſchon in gotiſcher Zeit neben den Treppen mit geradlinig auſſteigenden Bohlenwangen auch die Form der aufgeſattelten Treppen durchgebildet worden iſt; allerdings nicht in der uns heute geläufigen Form mit ausgeſchnittenen Bohlenwangen, ſondern urtümlicher und gediegener ſo hergeſtellt, daß hölzerne Blockſtufen ſich auf ſeitliche, ſchräg auſſteigende Tragbalken auflegten. 321. Hölzerne Treppen.

Auch hölzerne Wendeltreppen ſind uns vollſtändig nicht mehr in ausgebildeter Formgebung überkommen. Aber ſo manche ſchön profilierte Spindel, ſo manche Zarge gibt noch heute Zeugnis von dem erfolgreichen Streben der Zimmerleute, hinter den Kunſtleiſtungen der Steinmetzen nicht zu weit zurückzubleiben.

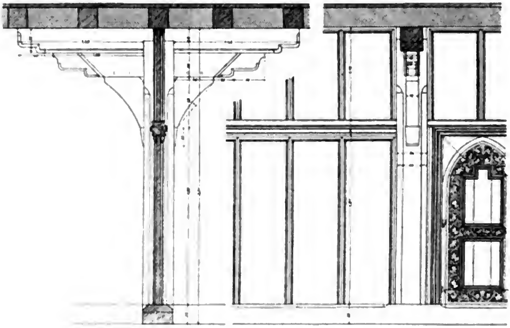
12. Kapitel.

Innerer Ausbau der Wohnräume.

322. Wandbehandlung im Holzbau: Bohlenwände.

Auch im inneren Ausbau der Wohnräume ift die Behandlung der Wand von wefentlicher Bedeutung. Am einfachften geftaltelte fie fich im Holzbau aus dem naturgemäßen Zufammenhang mit der werkmäßigen Herftellung. Man zog häufig tragfähige hölzerne Zwifchenwände ohne Mauerunterftützung als Abteilung kleinerer Gemächer in der Weife ein, daß man über einer wagrechten Bohlenfchwelle gefpundete Bohlen von 8 bis 10 cm Stärke nebeneinander aufrichtete und ihre Köpfe oben wieder mit einer wagrecht laufenden Bohle zufammenfaßte. Aus den neben der Tür befindlichen Wandteilen in Fig. 414[306]) ift diefe Bauart zu erfehen. Schon bei fchlichtefter Werkweife, wenn die Bohlen nach Art einer Stülpdecke

Fig. 414.



Bohlenwand im Rathaus zu Alsfeld.
Schnitt und Anficht[306]).

etwas gegeneinander verfetzt und an den Kanten gefaft wurden, ergab fich fo eine klare Gefetzmäßigkeit der Gliederung und durch den warmen Ton der Holzflächen eine behagliche Raumwirkung. Zur Erzielung größeren Reichtumes legte man die Bohlen lieber in eine Flucht und deckte dann die Fugen mit Leiften, die fich zwifchen die fockelartig vortretende Fußbohle und die obere Bohle einlegten oder, falls letztere durch einen Deckenbalken vertreten wurde, an diefem fich wagrecht verkröpft entlang zogen. Wie eine folche Holzwand, zur befferen Ausfteifung noch mit einem mittleren Querriegel verfehen, fich den Deckenpfoften anfchließt, zugleich wie natürlich fich eine Tür in fie einfügt, zeigt Fig. 414[306]), dem Rathaufe in Alsfeld in Oberheffen entftammend. Den oberen Abfchluß der Deckenleiften bildete häufig ein breiteres Brett, das dann gern friesartig mit Bogenausfchnitten oder fortlaufendem Rankenzierat ausgeftattet wurde. Aus den Deckleiften entwickelten fich endlich Säulchenteilungen mit gefchnitzten Sockeln und

[306]) Nach: Lehmgrübner, P. Mittelalterliche Rathausbauten in Deutfchland. Berlin 1905. Taf. 26.

Kapitellen; vor allem wurde der obere Abſchluß durch Zutat reicher Schnitzereien oft ſehr reich ausgeſtattet. Ein Prachtſtück dieſer Art bietet der Ratsſaal des Rathauſes zu Überlingen, von dem wir in Fig. 415 den oberen Wandabſchluß wiedergeben. Der Meiſter des um das Jahr 1494 fertiggeſtellten Werkes, *Jakob Rueß*, hat mit dem üppigen ornamentalen Schnitzwerk eine gedanklich zuſammenhängende Reihe von trefflich ausgeführten Freifiguren verbunden, welche im Verein mit den wappengeſchmückten Konſölchen die Stände und Würdenträger des heiligen römiſch-deutſchen Reiches darſtellen.

323. Innere Fachwerkwände.

Auch bei inneren Fachwerkwänden liebte man es, die werkmäßige Fügung frei zu zeigen. Das geglättete Holzwerk blieb dann entweder in ſeiner natürlichen Farbe ſtehen, die allmählich in ein warmes, mildes Braungrau übergeht, oder man gab ihm lebhafte, meiſt dunkelrote Färbung, von der ſich die hellgetünchten Ausfachungen kräftig abhoben. Meiſt begnügte man ſich mit dieſen friſchen

Fig. 415.



Aus dem Rathausſaale zu Überlingen.

Gegenſätzen; ſeltener fügte man noch farbige Begleitlinien neben den Hölzern oder gemalten Zierat auf den Feldern hinzu, wie beim Mittelgang des Schlafhauſes im Kloſter Bebenhauſen, deſſen Wandgliederung wir in Fig. 416[307]) abbilden.

324. Steinerne Wände.

Steinerne Wände erfuhren im Inneren, wenn ſie aus regelrechtem Quaderwerk beſtanden, was allerdings nur bei hervorragenden Feſträumen ſich findet, ganz gleiche Behandlung wie an den Außenſeiten der Gebäude. Hier wie dort wurden leichte Malereien und farbige Tönungen der einzelnen Glieder gelegentlich unmittelbar auf den Stein aufgetragen. Falls ſolche Wände an ihren unteren Teilen nicht mit den gleich zu beſprechenden Täfelungen bekleidet waren, iſt anzunehmen, daß ſie, wie übrigens auch die verputzten Wände, bei allen feſtlichen Gelegenheiten mit Teppichen behangen wurden und dadurch gleichzeitig reichen Schmuck und Behaglichkeit gewannen. An großen und kleinen Teppichen, die hierfür zu benutzen waren, ſcheint ein beträchtlicher Reichtum zur notwendigen Ausſtattung

307) Nach: Paulus, E. Die Ciſterzienſer-Abtei Bebenhauſen. Stuttgart 1886–87.

jedes vornehmen Hauswesens gehört zu haben. Weitaus überwiegend aber wurden die Wände aus Bruchstein oder Backstein errichtet und dann immer mit Kalkputz überzogen. Vielfache Berichte schon aus der ältesten Zeit bezeugen uns, daß man gewohnt war, auf diesen Flächen Malerei, wenn möglich figürliche Darstellungen aus Geschichte und Heldensage anzubringen. Die frühesten uns erhaltenen Reste solchen Schmuckes entstammen noch dem XIII. Jahrhundert; sie zeigen über einem starkgefärbten unteren Wandteil einfache Umrißzeichnungen ritterlichen Lebens

Fig. 416.



Fachwerkwand im Kloster zu Bebenhausen[307]).

1/25 w. Gr.

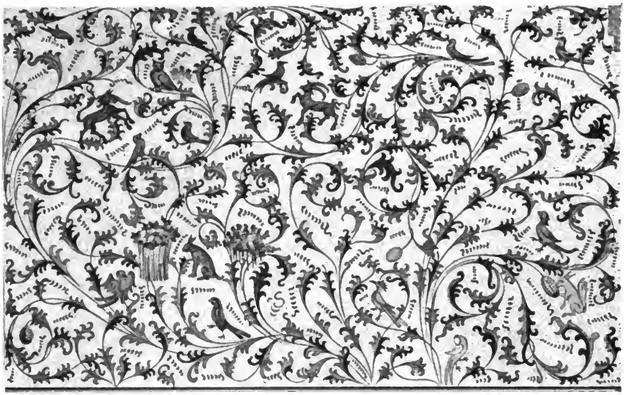
und beschränken sich auf die Anwendung der überall zur Verfügung stehenden Farben Schwarz, Weiß, Eisenrot und Ockergelb[308]).

325. Malereien. Das bedeutendste Beispiel solcher malerischer Ausstattung aus der späteren Zeit findet sich auf Burg Runkelstein bei Meran, wo der reiche Geldmann *Niklas Vintler* um das Jahr 1400 eine ganze Reihe von Gemächern mit reichfarbigen Freskobildern, Jagd- und Turnierdarstellungen, Ritterspielen und Begebenheiten

[308]) Vergl. über die ältesten deutschen Wandmalereien: WEBER, P. Die Iweinbilder des XIII. Jahrhundert im Hessenhof zu Schmalkalden. Zeitschr. f. bild. Kunst 1901.

aus der Sage vom Helden Wigalaois, aus Triſtan und Iſolde uſw., in einem an italieniſche Kunſt angelehnten Stil ſich ausmalen ließ. Als ſeltenes, aber ſehr wirkungsvolles Beiſpiel figürlichen Schmuckes ſei hier auch der bedeutende Fries erwähnt, der früher den Hauptſaal des *Dollinger*'ſchen Hauſes in Regensburg ſchmückte. Der Saal enſtammte wohl der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, war verhältnismäßig niedrig, mit vier ſpitzbogigen Kreuzgewölben mit breiten Rippen bedeckt, welche auf einem etwas außerhalb der Mitte ſtehenden, niedrigen Pfeiler ruhten, der den Turm des Hauſes trug. Die Fenſterarchitektur war nicht mehr erhalten, dürfte aber ſpitzbogig geweſen ſein. Dagegen waren Skulpturen von großer künſtleriſcher und kunſtgeſchichtlicher Bedeutung noch vorhanden, welche etwas überlebensgroße Reiterfiguren darſtellten, die vollrund aus Stuck auf

Fig. 417.



Wanddekoration in einem Zimmer des Schloſſes Freundsberg bei Schwaz (Tirol[309]).

die Mauer modelliert waren. Sie ſtellten König *Heinrich I.*, ſowie den Kampf des angeblichen Ritters *Dollinger* mit einem Rieſen *Krako* aus dem Heere der Ungarn dar, das ſich über Deutſchland wälzte, bis es von *Heinrich I.* auf dem Lechfelde vernichtet wurde. Die Skulptur iſt vor einiger Zeit beim Umbau des Hauſes mit dem großen Saale herausgenommen und ſpäter im katholiſchen Geſellenhauſe zu Regensburg, wenn auch zum Teil nur im Gipsabguß, wieder angebracht worden. Eine Nachbildung befindet ſich im Nationalmuſeum zu München als Vertreterin jener Bildhauerſchule, welche im XIII. und XIV. Jahrhundert der Stadt Regensburg eine Reihe trefflicher Werke ſchuf.

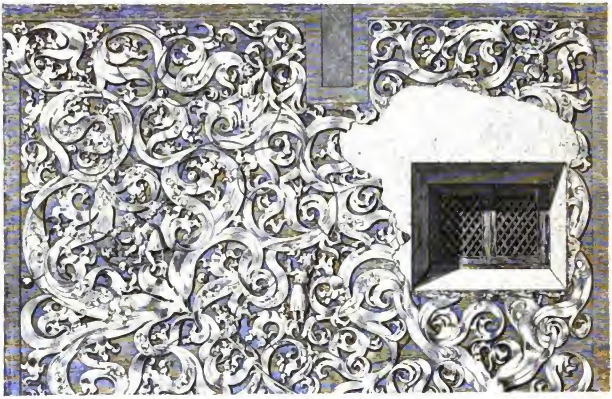
326. Wandbemalung ornamentaler Art in Tirol.

Unter einfacheren Verhältniſſen begnügte man ſich naturgemäß bei der Wandbemalung mit ornamentalem Schmuck, der von den ſchweren Quaderungen

[309]) Nach: PAUKERT, F. Die Zimmergotik in Deutſch-Tirol. Leipzig o. J.

und geſchloſſenen Frieſen des romaniſchen Stils ſich allmählich zu großer Leichtigkeit und Flüſſigkeit entwickelte. Einzelne Beiſpiele dieſer hochentwickelten Zierkunſt finden ſich überall verſtreut; am meiſten hat ſich noch auf den ſo lange weltfern gelegenen Tiroler Burgen erhalten. Sehr bezeichnend iſt eine Wand auf dem Schloſſe Freundsberg bei Schwaz in Tirol, welche wir in Fig. 417[309]) zur Darſtellung bringen. Freigezeichnete, erdgrüne und rotbraune Ranken überziehen in großen Linien die hellgeputzte Fläche, mit ſtiliſierten Blättern und Früchten verſehen; dazwiſchen tummeln ſich Vögel und ſonſtiges Getier. Schwerer iſt das Rankenwerk an einer anderen Wand des gleichen Schloſſes (Fig. 419[309]), welche zugleich das Beiſpiel einer gemalten Fenſterumrahmung bietet.

Fig. 418.



Wandmalerei in einem Zimmer des Schloſſes Reiffenſtein (Tirol[309]).

Durch feinere Durchführung ſind die Malereien eines Gemaches auf Schloß Reiffenſtein bei Sterzing ausgezeichnet (Fig. 418[309]), welchem ähnliche, noch beſſer erhaltene Arbeiten in der Hauskapelle auf Schloß Gravetſch bei Klauſen entſprechen. Die ganze Wand iſt hier lebhaft gefärbt im Tone von etwas gedämpftem Schweinfurtergrün; darauf iſt ein überaus reicher Zierat von bandartigem Blattwerk mit ſchwarzen Strichen aufgemalt, ebenſo ſchattiert und mit Weiß aufgelichtet. Feine Fäden, wie Luftwurzeln verzweigt, ziehen ſich in weißer Farbe durch die großen Rankenzüge hindurch; figürliche Zutaten und Blumen, in kräftigen Farben ausgeführt, bereichern die Wirkung noch weiter.

327. Wandbemalung in Bebenhauſen und Fritzlar.

Eine beſonders reiche Wandmalerei von großer Feinheit der Durchführung findet ſich im Refektorium des Kloſters Bebenhauſen (Fig. 420[310]). Schließlich ſei

[310]) Nach Originalaufnahme von *G. Looſen.*

noch ein kleiner Raum aus dem Chorherrenſtift St. Peter zu Fritzlar hier wiedergegeben (Fig. 421[311]), um die Geſamtwirkung ſolcher maleriſcher Ausſchmückung zu veranſchaulichen. Über einem niedrigen, weißen Sockel erhebt ſich zunächſt

Fig. 419.



Verzierung eines Fenſters im Schloß Freundsberg bei Schwaz (Tirol[309]).
$^1/_{25}$ w. Gr.

ein breiter dunkelroter Wandteil, mit weißem Rankenzuge überzogen und nach oben mit breitem Fries von zierlichſtem Maßwerk und Wappenmalerei abgegrenzt. Der obere Wandteil und die Decke ſind im weſentlichen gleich behandelt, nur

[311]) Nach eigener Aufnahme.

auf weißem Grund mit ſchwarz-roter Zeichnung und mit leichtem Wechſel der Blattform. Zu dieſem Zweck war der Verputz der Decke in dünner Lage auch über die Balken hinweggeführt; er iſt jetzt allerdings zum größten Teile von den Holzflächen abgefallen, da dieſe nur durch leichtes Aufhacken zu ſeiner Aufnahme vorbereitet waren. Alle Flächen der Wand und der Decke zeigen auf weißem Grunde ſchwarz gezeichnetes Rankenwerk mit roten, zum Teile auch grünen Blättern und Weintrauben wechſelnder Färbung. Auch die Darſtellung der Kreuzigung, welche die Schmalwand belebt, iſt auf die Farben Gelb, Rot und Grau neben der ſchwarzen Umrißlinie beſchränkt. Für das Streben nach Einheitlichkeit des ganzen Raumbildes iſt es außer der Deckenbehandlung bezeich-

Fig. 420.



Wanddekoration im Refektorium zu Bebenhauſen[310]).

$^{1}/_{15}$ w. Gr.

nend, daß die Malerei der Wandflächen ganz gleichmäßig auch über die hölzerne Tür hinweggeführt worden iſt.

328. Täfelung der Wände: Leiſtenteilungen.

Größere Behaglichkeit als der bloße Farbenſchmuck gewährte die Verkleidung der Wände mit hölzernen Täfelungen. Wir haben am Beginn unſerer Schilderung geſehen, daß man von ihnen ſchon in den älteſten Palasbauten *Karl des Großen* und *Heinrich I.* Gebrauch machte, und wir können danach mit Sicherheit vorausſetzen, daß man dieſem Brauche auch in romaniſcher Zeit treu blieb. Erhalten iſt uns aber von dieſen älteren Arbeiten nichts; unſere Kenntnis beginnt erſt mit den Werken des XIV. Jahrhunderts. In der einfachſten Art ſchließen ſich ſolche Täfelungen der Herſtellung der in Art. 322 (S. 346) geſchilderten Bohlenwände an, indem lotrechte Bretter zwiſchen Sockel und Fries eingeſetzt und mit Fugendeck-

leiften befchlagen wurden. Meiftens aber verwendete man freiere Anordnungen. Nach einer befonders in Tirol vielfach vertretenen Art ftellt man größere Teilungen dadurch her, daß man mehrere Bretter zu größeren Tafeln verleimt und fo zwifchen die breiteren Leiftengliederungen einfetzt. Die Wand aus dem fog. Kaiferzimmer des landesfürftlichen Haufes in Meran (Fig. 422 [312]) gibt eine Ausführung einfacher Art. Reichere Beifpiele zerlegen wohl die Flächen durch häufigere Wiederkehr der Teilungsleiften, wie die Wandtäfelung aus Klöfterle (Fig. 423 [312]) es in Verbindung mit Wandbank und mit fehr eigenwilliger Form der oberen und unteren Felderabfchlüffe zeigt. Üblicher ift das Zerlegen der Flächen durch rechtwinkelig fich kreuzende Leiften, wobei man häufig, wie dies auch in der Ausmalung be-

Fig. 421.



Bemaltes Zimmer im Stift St. Peter zu Fritzlar [311]).

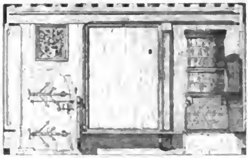
liebt war, einen unteren Wandteil als hohen Sockel abtrennte. Solche Leiften find oft von fchlichtem Profil und dann wohl mit breiten Nagelköpfen verziert oder aber reich ausgebildet, manchmal gar, wie im Kaiferzimmer des *v. Scheurl*-fchen Haufes zu Nürnberg (Fig. 424 [313]) mit Friefen aus farbig eingefetzten Hölzern oder mit flachausgegründetem Zierat gefchmückt. Auch die Zwifchenfelder werden bei vornehmen Ausführungen verziert. So find in den Flächen der Wandverkleidung im Fürftenfaal zu Koburg große Rofetten in eingelegter Arbeit eingefetzt (Fig. 425 [313]), und als oberer Abfchluß fügt fich ein durchbrochen gefchnitzter, zierlicher Fries zwifchen die Leiftenteilung. Im goldenen Saal der Fefte

[312]) Nach: PAUKERT, a. a. O.

[313]) Nach: HEIDELOFF, C. Die Ornamentik des Mittelalters. Nürnberg 1844–52.

Hohenſalzburg (Fig. 426[314]) ſind am oberen Wandteil ſtarke Nagelköpfe und wechſelnd geſchnitzte Roſetten zahlreich verteilt; Statuetten mit Baldachinen ſetzen ſich vor die Teilungsleiſten, und ein reicher Fries ſchließt, ähnlich wie im vorhergehenden Beiſpiel, das Feld nach oben ab.

Fig. 422.



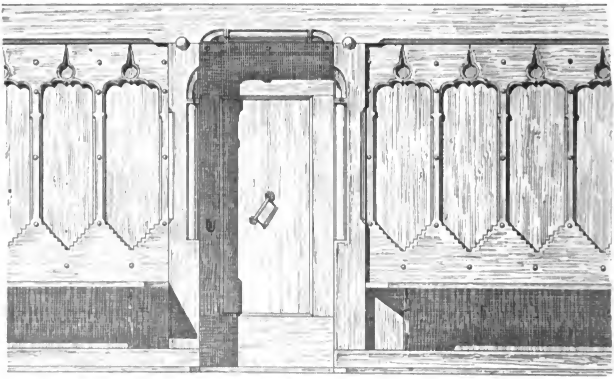
Wand mit Tür und Ofen im ſog. Kaiſerzimmer des landesfürſtlichen Hauſes zu Meran[312]).

1/100 w. Gr.

329. Felderteilungen mit „Rollwerk".

In Norddeutſchland war es neben dieſer Ausführungsweiſe üblicher, die Wandtäfelung in kleine, rechteckige Felder einzuteilen, die entweder als Verdoppelungsarbeit durch aufgelegte Teilungsbretter hergeſtellt oder in Rahmen und Füllung geſetzt wurden. In Frankreich ſcheint letztere Behandlungsweiſe die allein gebräuchliche geweſen zu ſein. Im Gegenſatz zu den ſüddeutſchen Täfelungen erſtrecken ſich dieſe kleinen Felderteilungen meiſt nicht über die ganze Wand, ſondern beſchränken ſich auf ihren unteren Teil bis etwa zur Mannshöhe. Während der Grund der Felder bei verdoppelten Täfelungen glatt bleiben mußte, höchſtens durch ausgegründetes oder eingelegtes Ornament verziert werden konnte, gab man den geſtemmten Füllungen gern eine Modellierung der Fläche. Sie beſtand im einfachſten Falle in einer dachförmigen Verſtärkung der Mitte und nahm dann durch weitergehende Profilierung und phantaſtiſche Ausſchnitte der oberen und unteren Grenzlinien

Fig. 423.



Wandtäfelung einer Stube zu Klöſterle[313]).

1/25 w. Gr.

[314]) Nach: Schmidt, O. Die Veſte Hohenſalzburg. Wien 1896. Taf. 4.

die Form an, die man nach einer gewiſſen Ähnlichkeit mit gerollten und gefältelten Pergamentſtreifen als „Pergamentfüllung“ oder „Rollwerk“ bezeichnet. Eines der bedeutſamſten Werke dieſer Art enthält der Friedensſaal im Rathaus zu Münſter i. W. als Rückwand des Schöffenſitzes. Es iſt auf dem Rahmwerk mit Säulchen und Fialen beſetzt, in den Füllungen mit figürlichen Schnitzereien und Rollwerk verziert und nach oben in ganzer Breite von einem Baldachin

Fig. 424.



Aus dem Kaiſerzimmer des *v. Scheurl*'ſchen Hauſes zu Nürnberg[313]).

bekrönt, aber von der ſpäteren Renaiſſancetäfelung überbaut und in ſeiner Wirkung geſchädigt. Es diente gleichzeitig zur Aufbewahrung von Urkunden und war daher in ſeinen zwei ſeitlichen Dritteln mit reichen Beſchlägen zum Öffnen der einzelnen Füllungen verſehen.

Ganz gleiche Werkweiſen wie bei den Täfelungen finden auch beim Holzwerk der Türen — der inneren wie der äußeren — Anwendung. Ein grundſätzlicher Unterſchied zwiſchen dieſen beiden beſtand für die Türflügel nicht; die Übereinſtimmung beider wurde vollſtändig, wenn auch bei Innentüren Werkſtein 330. Türen; verdoppelte Arbeit.

oder Backſtein für das Gewände gewählt wurde, was nicht ſelten geſchah. Am ungezwungenſten fügten ſich die Innentüren allerdings den hölzernen Bohlenwänden und Täfelungen ein, und faſt alle unſere Bilder von Täfelwerk geben

Fig. 425.



Vom Fürſtenſaal zu Coburg[313]).

gleichzeitig Aufklärung darüber, wie die Türen bald mit derber Bohlenumfaſſung, bald mit üppig gegliedertem Rahmwerk oder zierlichſter Schnitzerei bevorzugte Punkte in den Wandflächen bildeten. Die Türöffnungen waren, wie ſchon früher hervorgehoben wurde, in der Regel klein und niedrig, ſehr zum Vorteil behaglichen

Eindruckes. Die Flügel wurden oft als große Brettertafeln hergeſtellt, die durch eingeſchobene Leiſten zuſammengehalten oder aus kreuzweiſe verdoppelten Brettern zuſammengeſetzt waren. Ihre glatten Flächen konnten dann durch ſorgſam behandelte Eiſenbeſchläge belebt werden, wovon die in den Täfelungen (Fig. 422 bis 426) ſchon gegebenen Türen, ferner in größerem Maßſtab Fig. 427[315]) als Beiſpiel dienen mögen. Letztere Tür entſtammt dem landesfürſtlichen Hauſe in Meran und iſt mit reich ausgeſchmiedeten Scharnierbändern, offener Falle als Verſchluß und kräftigem Aufziehgriff verſehen. Die als Sicherung jetzt quervorgelegte rohe Eiſenſtange gehört natürlich ſpäterer Zeit an. Sehr beachtenswert als Denkmal der meiſterlichen Tiroler Bildſchnitzkunſt iſt auch die prächtig modellierte Wappentafel, die über der eigentlichen Tür angebracht iſt.

Fig. 426.



Goldener Saal der Feſte Hohenſalzburg[314]).

Andere häufig wiederkehrende Behandlung zeigt Fig. 428[315]) an einer Tür aus Schloß Enn, an der die Verdoppelungsbretter auf eine breite Umfaſſung der inneren Fläche beſchränkt und mit flachausgegründetem Ornament reich verziert ſind. An anderen Verdoppelungstüren treten bei einfacherer Behandlung der Leiſten lotrechte Teilungen auf, wie bei der ſchlichtſchönen Tür von einem Landhauſe zu Youlgreave in Derbyſhire (Fig. 429), oder es werden durch ſich kreuzende Verdoppelungsbretter und Leiſten Felderteilungen verſchiedenſter Art erzeugt. In der Spätzeit entwickelten ſich daraus dann gelegentlich zierliche Maßwerkgliederungen in geſchwungener Linienführung, eine den Eigenſchaften des Holzes im Grunde genommen weniger gemäße Behandlungsweiſe, die aber trotzdem zu glänzenden Wirkungen geführt hat.

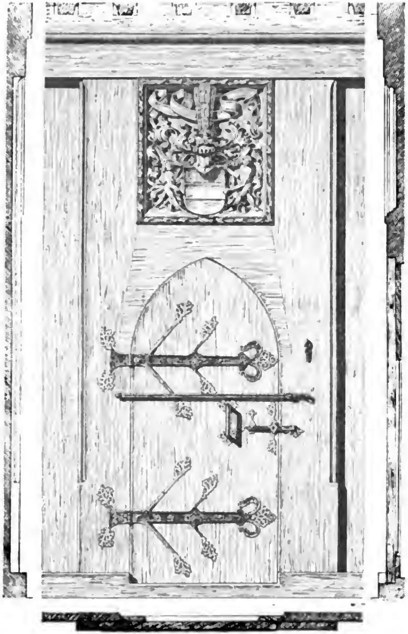
Für die Türen aus geſtemmten Füllungen ſei in Fig. 430[317]) ein einfaches 331. Geſtemmte Türen.

[315]) Nach: Paukert, a. a. O.

[316]) Nach: *Old Engliſh Country Cottages. Special Winter-Number of the Studio.* 1906–07, S. 110.

[317]) Nach: Schmitz, W. Der mittelalterliche Profanbau in Lothringen. Düſſeldorf o. J.

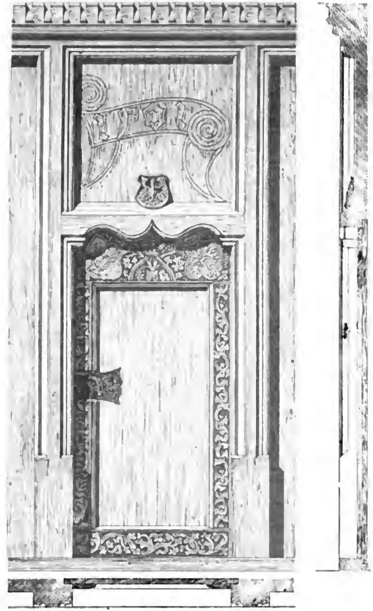
Fig. 427.



Tür aus dem landesfürftlichen Haufe zu Meran[315]).

$^{1}/_{[illegible]}$ w. Gr.

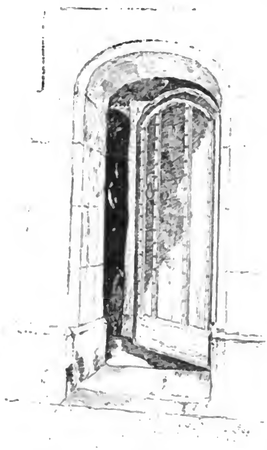
Fig. 428.



Tür aus dem Schloß Enn[315]).

Beispiel gegeben, aus Schloß Anserweiler in Lothringen, an dem die Verbindung der Rahmstücke mit Zapfen und Holznägeln, die Art der Profilierung, insbesondere auch die obenerwähnte Verstärkung der Füllungen und der Zierbeschlag mit Nägeln und feinem Aufziehring ersichtlich sind. Reicher ist die Tür von einem Wohnhause in Abbeville (Dep. Somme; Fig. 431 [316]). Die oberen Füllungen zeigen Rollwerk, von einem eingeschobenen Kehlstoß umrahmt; die unteren sind in zierlichsten Maßwerkformen durchbrochen, um den Durchblick in einen Vorraum zu gestatten. Solche Durchbrechungen finden sich auch in Deutschland, entweder als kleinere, oft nur schlitzartige Öffnungen oder aber über die ganze Fläche aller Füllungen ausgedehnt, wovon die prachtvolle Tür der Kapelle auf Schloß Reiffenstein bei Sterzing wohl das glänzendste Beispiel bietet.

Fig. 429.



Haustür zu Youlgreave (Derbyshire [316]).

332. Bemalung des Holzwerkes im Innenbau.

Zu erwähnen ist noch, daß wohl in der überwiegenden Zahl der Fälle das Holzwerk des Innenausbaues seinen Naturton behielt, häufig allerdings mit farbiger Belebung des Grundes für alle Schnitzereien. Auch das Herausheben einzelner Zierstücke, wie z. B. der Wappentafel in Fig. 421, durch reichste Malerei und Vergoldung findet sich damit verbunden. In vielen Fällen aber, besonders bei Türen, hat man dem Ganzen kräftige Farbe gegeben und dann oft die Profilierungen, Schnitzereien und Beschläge durch lebhafte Farbengegensätze vom Grunde abgehoben. Für sie gilt dann dasselbe, was über die Bemalung von Fachwerkbauten in Art. 222 (S. 232) gesagt worden ist.

333. Fußböden: Gipsestrich.

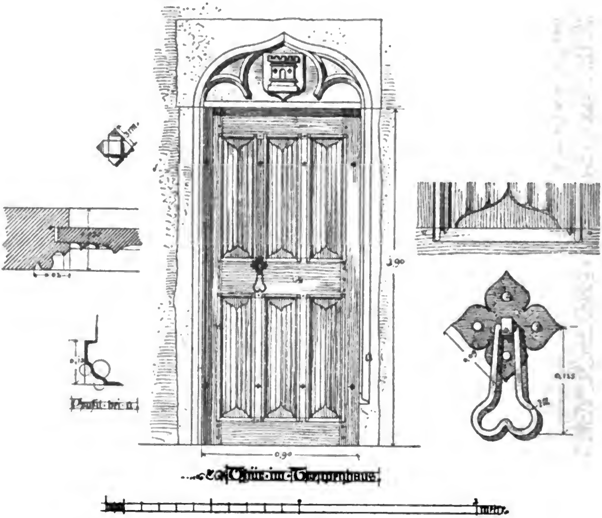
Die Fußböden des Mittelalters waren nur selten Bretterböden, und dies nur, wo man ihnen gar keine Bedeutung beilegte, wie auf Dachböden, in Lagerräumen und an dergleichen Orten, wo man eben einfach Bretter auf die Oberseite der Balken nagelte. In Sälen und Wohnzimmern benutzte man von den ältesten Zeiten an bis zum Schlusse des Mittelalters und darüber hinaus vorzugsweise Estrichfußböden, deren Hauptbestandteil Gips bildete, wo nicht, wie auf dem Lande und bei den kleinen Leuten in der Stadt, auch ein Lehmestrich, den man ja selbst bereiten und, wenn er schadhaft war, ausbessern konnte, vorgezogen wurde.

Die Gipsestriche verstand man in vorzüglicher Beschaffenheit zuzubereiten. Insbesondere dürften die Härte und die geringe Abnutzbarkeit in der Sorgfalt ihren Grund gehabt haben, mit welcher sie behandelt wurden. Der Grad des Brennens des Gipses ist dabei ebenso, wie die stets gleiche Menge des Wassers von wesentlichem Einfluß gewesen; nachdem die Masse gleichmäßig aufgetragen und abgebunden war, wurde sie in noch feuchtem Zustande durch Schlagen mit glatten

[316]) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI, S. 372.

Hölzern verdichtet, wobei auch alle etwa entſtehenden Trockenriſſe geſchloſſen wurden. Als Beimengung finden ſich Sand, Ziegelmehl und kleine Bröckchen zerſchlagener Ziegel, aber ſo, daß doch immer die Härte des Gipſes, die er durch das Binden erhielt, das Entſcheidende für die Haltbarkeit und Härte des Bodens blieb. Durch die Ziegelbeimengungen erhielt er ein rot geſprenkeltes Ausſehen. In der Karthauſe zu Nürnberg deckte er die Böden aller Räume; er war ſtark mit Ziegelbröckchen durchmengt, ſo daß er ſo ziemlich die Farbe von gebranntem Ton hatte, und war, wo er unterſucht werden konnte, in einer ein-

Fig. 430.



Tür im Schloß Anſerweiler[317]).

1/25 w. Gr.

zigen gleichmäßigen Lage in der Stärke von etwa 6 bis 10 cm auf reinem Sand aufgetragen. Er ſcheint ſehr ſtark geſchlagen zu ſein, ſo daß er außerordentlich dicht wurde. Dann ſcheint er mit Metall, alſo der Kelle, geglättet zu ſein; er lag ſehr eben, war vom mehrhundertjährigen Gebrauche allerdings ſtark ausgetreten und gab vielen Staub, ſo daß er leider faſt nirgends belaſſen werden konnte und man ſich begnügen mußte, einige Probeſtücke aufzubewahren. Auch Gipseſtriche von blaugrauer Farbe finden ſich gelegentlich; ſie entſtanden dadurch, daß dem Gips, entweder als Verunreinigung vom Brennen her oder als abſichtlicher Zuſatz, feine Kohlenteilchen beigemengt wurden. Gemuſterte Gipsfußböden, die dadurch

entstehen, daß durch eingesetzte Schablonen Teile der Grundmasse ausgespart und dann mit andersfarbiger Masse gefüllt werden, könnten wohl wie im kirchlichen Bauwesen auch im Wohnbau verwendet worden sein; doch sind uns erhaltene Beispiele dafür nicht bekannt.

Eine ebenfalls verbreitete Art, den Fußboden zu belegen und gleichzeitig zu schmücken, welche in Zimmern und Sälen im ganzen Mittelalter Verwendung fand, ist der Belag mit Plättchen aus gebranntem Ton, die verschiedenartig verziert waren, sowohl durch Reliefauflagen, als durch eingepreßte Umrißzeichnungen, und durch verschiedenfarbige Glasur. Es sind dieselben Plättchen, welche auch im Kirchenbau so vielseitig Verwendung fanden. Sie werden daher, um nicht dasselbe doppelt vorzutragen, in Heft 4 des vorliegenden Bandes (bei den Einzelheiten des Kirchenbaues) eingehend besprochen werden, und wir verweisen unsere Leser darauf. Solche Fußbodenbeläge, zu denen auch die kostbaren Stein- und Marmorplatten, sowie Mosaik Verwendung fanden, werden nicht nur auf Unterbettung vom Erdreich oder Gewölbe benutzt, sondern ebensowohl über Balkenlagen. Unsere Fig. 389 (S. 315) läßt ersehen, wie diese hierfür durch eine auf die Bretterschalung aufgebrachte Lehm- oder Sandschicht vorbereitet wurden. 334. Tonfliesen.

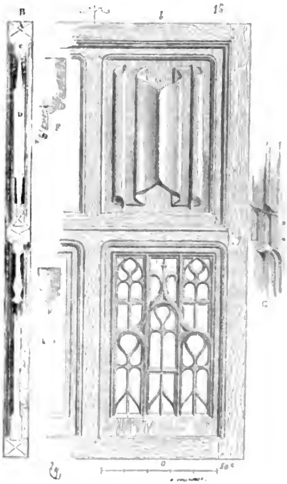
Zum inneren Ausbau der Gebäude gehören auch die Heizvorrichtungen. Wir haben bei Besprechung der Gesamtanlage mittelalterlicher Wohnbauten schon hervorgehoben, daß die rauhere Gewohnheit mittelalterlicher Menschen der künstlichen Erwärmung nicht im heutigen Maße bedurfte. Wir haben gesehen, daß selbst vornehme Klöster nur einen einzigen heizbaren Raum, die Wärmstube, besaßen, daß im vornehmen Stadthaus in den allermeisten Fällen keine Feuerstelle vorhanden war, außer dem großen, in der zugigen Diele brennenden Hausherd. Man könnte nun wohl vermuten, daß diesem Mangel durch reichlichen Gebrauch tragbarer Kohlenpfannen, Gluttöpfe usw. abgeholfen worden sei. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, noch vor etwa 20 bis 30 Jahren einen Winter in Norditalien zu verleben, weiß wie sich selbst verwöhntere Geschlechter, kraft herkömmlicher Gewohnheit, auch ohne solche Hilfsmittel durch die Zeiten des Winterfrostes hindurchschlagen, und ist geneigt, dem mittelalterlichen Menschen in dieser Beziehung ebenfalls Bedeutendes zuzutrauen. Landschaftliche Unterschiede spielen bei solchen Gewohnheiten allerdings eine bedeutende Rolle. Es sei gleich hier erwähnt, daß anscheinend die deutschen Alpenländer und ebenso Schweden und Norwegen in Bezug auf Heizvorrichtungen schon früh höhere Ansprüche als sonst üblich waren, entwickelt haben, was sich aus der Rauheit und der langen Dauer des dortigen Winters leicht erklärt. 335. Heizvorrichtungen: allgemeines.

Im allgemeinen aber blieb die Anlage von besonderen Heizvorrichtungen eine Ausnahme und ein Vorrecht der Vornehmen; dadurch wird jedoch nicht ausgeschlossen, daß sie sich in recht wechselnder und reicher Weise entwickelt haben. Wir können vor allem drei Grundformen unterscheiden: die Luftheizung, die Kaminheizung und die Ofenheizung.

Die Heizung mit erwärmter Luft kann sicherlich auf römische Vorbilder zurückgeführt werden. Jedenfalls entspricht die Heizanlage, die der Plan von St. Gallen für das Calefactorium angibt, der Hypokaustenanlage der Römer, die man neuerdings als eine Luftheizung ansieht, bei der die lotrechten, in den Wänden liegenden Kanäle einen Luftumlauf zwischen Zimmer und Heizraum herzustellen bestimmt waren. Die Betriebsweise einer solchen Heizung ist im Vergleich zu unseren heutigen Anlagen allerdings auf viel einfachere Grundsätze gebaut und dem Betriebe des altbekannten Backofens angenähert. Auch die Form wurde im 336. Luftheizung.

ſpäteren Mittelalter vereinfacht. Man legte unter dem zu heizenden Raume ein ſtarkes Gewölbe an, das zum Teil als Feuerraum diente, zum Teil mit locker gepackten großen Steinen gefüllt wurde und mit einem Schlot zum Abzug des Rauches verſehen war. Durch ein heftiges Feuer wurden Wand, Decke und Steininhalt dieſes Raumes zu ſtarker Glut erhitzt, darauf das Feuer entfernt und der Rauchſchlot geſchloſſen. Kleine Öffnungen in der Decke, welche vom oberen Raum her geöffnet werden konnten, ermöglichten es dann, die in der Heizkammer aufgeſpeicherte Wärme dort zur Erwärmung zu benutzen. Anlagen dieſer Art ſind mehrfach erhalten, ſo im Kaiſerhaus zu Goslar, auf dem Schloß in Marburg, im Schloß zu Marienburg[319]), im Kloſter Maulbronn, in den Rathäuſern zu Göttingen[320]), Lüneburg uſw.; eine große Verbreitung dürften dieſe Anlagen aber kaum gefunden haben.

Fig. 431.



Tür zu Abbeville[318]).
1/20 w. Gr.

337. Kamine.

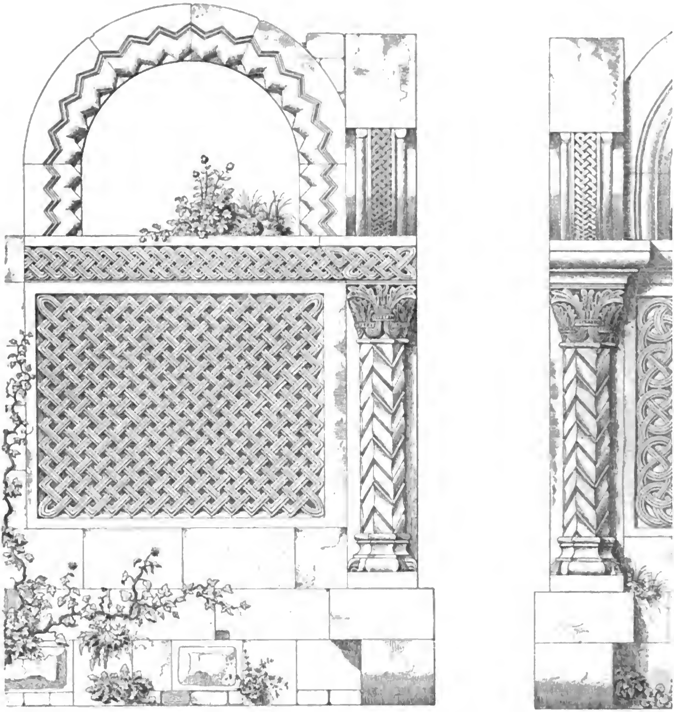
Als vornehmſte Heizeinrichtung behauptete ſich in viel allgemeinerer Verwendung im ganzen Mittelalter der Kamin, wie oben ſchon bemerkt, ein Erbteil des ſpäten Altertumes. Er muß ſchon in der älteſten Zeit mittelalterlichen Wohnungsweſens einen ſtändigen Ausſtattungsgegenſtand für fürſtliche Wohnräume gebildet haben; ſonſt hätte ſich nicht wohl die Bezeichnung Kemenate (*Caminata*) für ſolche ſo feſt einbürgern können. Die erſte Erwähnung einer ſolchen Caminata entſtammt ſchon dem Jahre 584; die Sache ſelbſt wird alſo noch weiter zurückgehen. In der älteſten Darſtellung mittelalterlichen Wohnbaues, im Plan von St. Gallen, finden ſich in den Ecken der beſſeren Wohnräume ſehr zahlreiche Heizeinrichtungen eingezeichnet, die man am beſten wohl als Kamine deutet[321]). Dies iſt allerdings nicht die Anlage, die im Plan ſelbſt mit dem Worte *Caminus* bezeichnet iſt; dieſes bezeichnet vielmehr die obenerwähnte Heizung des Calefactoriums, wie aus der Entfernung zwiſchen Feuerſtätte und Rauchabzug (*Evaporatio fumi*) hervorgeht, eine Hypokauſten-Luftheizung nach römiſcher Art. Das, was wir als Kamin anſehen, iſt dagegen ebenſo wie der wahrſcheinlich überwölbte Küchenherd (ſiehe Art. 306, S. 333) zum Teil mit *Fornax* (Ofen) bezeichnet; ganz offenbar haben dieſe Ausdrücke hier noch nicht den feſtabgegrenzten Sinn, den wir ihnen ſpäter beigelegt finden.

[319]) Veröffentlicht durch *Bergau* in: Zeitſchr. f. Bauw. 1870, S. 106 ff.

[320]) Vergl.: HEYNE, M. Das deutſche Wohnungsweſen. Leipzig 1899. S. 242.

[321]) Erwähnt ſei, daß Andere in dieſen Andeutungen Öfen erkennen wollen; eine Entſcheidung darüber dürfte ſchwierig und auch nicht von großer Wichtigkeit ſein. Der von *Heyne* eingeführte Grund, daß Öfen ſich beſſer in Holzhäuſer einbauen ließen als Kamine, erſcheint vom techniſchen Standpunkt nicht ſtichhaltig.

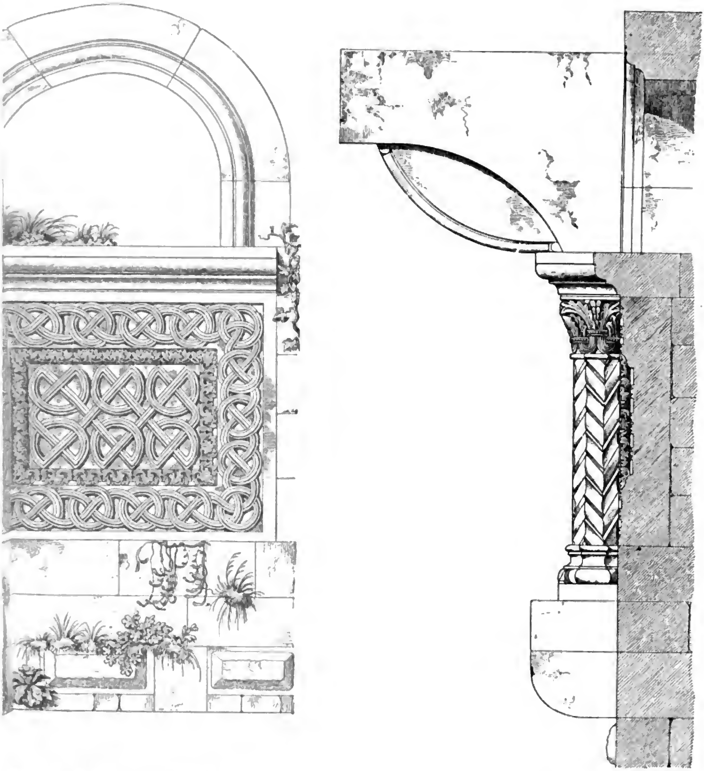
Zu



Kaminwand im unteren Saa

1/20

ı. 363.

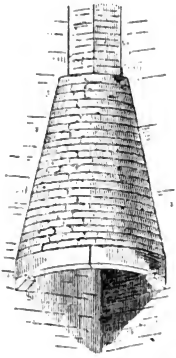


…e des Palas zu Gelnhausen.

r. Gr.

Die Ausſtattung ſolcher Kamine kann man ſich übrigens ſehr einfach vorſtellen; eine herdartige Feuerſtelle mit irgendwie, etwa aus Flechtwerk mit Lehmbewurf, hergeſtelltem Rauchmantel konnte den Bedürfniſſen einfacherer Zeiten durchaus genügen. Auch die älteren Steinkamine, die uns aus dem XII. Jahrhundert erhalten ſind, zeigen oft ſchlichteſte Form, wie z. B. der Kamin aus dem Burgturm zu Frieſach in Fig. 432, und ſolche Einfachheit der Formgebung erhält ſich aus naheliegenden Gründen in Verteidigungs- und Nutzbauten oft bis in viel ſpätere Zeit. Andererſeits bot gerade die Form des Kamins die beſte Gelegenheit, in Prunkräumen einen prächtigen Mittelpunkt der Ausſchmückung zu ſchaffen, oder kleineren, ſonſt ganz ſchlichten Räumen Vornehmheit und behaglichen Reichtum zu verleihen. In allen Zeiten hat man ſowohl die eigentlichen baulichen Teile des Kamins, die Kragſteine mit tragenden Pfoſten und Rauchmantel, wie die kunſtgewerblichen Zutaten, die geſchmiedeten Feuerböcke zum Auflegen der Holzſcheite, ſowie die Feuerzange und Feuerkrücke mit großer Vorliebe künſtleriſch ausgeſtattet. Auf der nebenſtehenden Tafel iſt die Kaminwand aus dem unteren Saale des Palas zu Gelnhauſen gegeben, wo nicht nur die Kragſteine und Säulen, ſondern vor allem auch die Rückwand der Sitzplätze neben dem Kamin mit reichem Steinmetzwerk, mit verzierten Gliederungen, Flechtwerk und pflanzlichem Zierat auf das reichſte bedeckt ſind. In dem geflochtenen Bandwerk finden wir die gleichen Formen wieder, die Jahrhunderte vorher in der ſpätbyzantiniſch-longobardiſchen Zeit entwickelt und in Italien lange feſtgehalten worden waren. Spätere Zeiten führen die reiche Ausſtattung der Kamine in ihren zierlicheren Formen fort mit reichen Frieſen auf dem Tragbalken des Kaminmantels mit Figuren und Wappenſchmuck und reicher Maßwerkgliederung auch auf den Flächen des Mantels. Insbeſondere das XV. Jahrhundert hat hervorragende Prachtſtücke dieſer Art hervorgebracht und mit dieſen Werken noch der Renaiſſancekunſt einen ſtarken Anſporn zu ebenfalls höchſt glanzvollen Leiſtungen hinterlaſſen. Wir geben in Fig. 433 ein einfacheres Beiſpiel aus dem Schloſſe Vayda-Hunyad als Vertreter der in dieſer ſpäteren Zeit allgemein üblichen Behandlung wieder. Derber iſt der in Fig. 163 (S. 152) dargeſtellte Kamin aus Goslar.

Fig. 432.

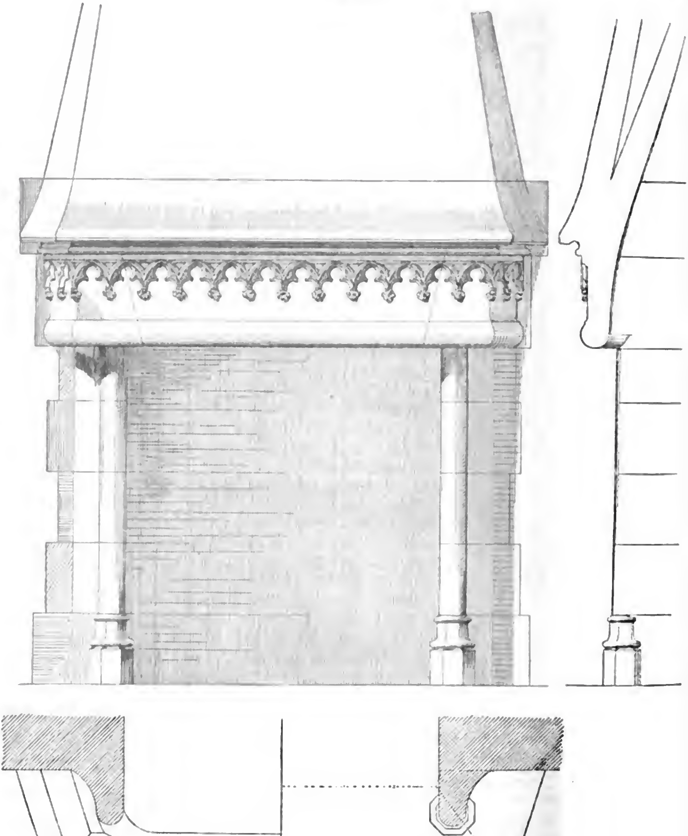


Kamin aus dem Burgturm zu Frieſach.

Neben dem Kamin, der nicht gerade häufig in Bürgerhäuſer vordringt, trat zuerſt in den deutſchen Alpenländern und wahrſcheinlich von dort ausgehend bald auch in Süddeutſchland der Ofen als Wärmequelle auf. Er iſt auch in Skandinavien in recht urtümlichen Formen früh bekannt; eine Beeinfluſſung des einen Gebietes durch das andere iſt aber deswegen kaum anzunehmen, weil er in das dazwiſchenliegende Norddeutſchland erſt ſpäter von Süden her eindrang. 338. Öfen aus Mauerwerk: Topfkacheln.

Öfen ſind als Backöfen und Schmelzöfen für handwerkliche Zwecke naturgemäß ſeit undenklichen Zeiten im Gebrauch geweſen; es entzieht ſich aber unſerer Kenntnis, wann man zuerſt auch dieſe, auf innere Hitzeentwickelung eingerichtete Anlagen zur Erwärmung von Wohnräumen benutzt hat. Man will

Fig. 433.

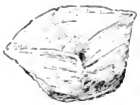


Kamin im Schloß Vayda-Hunyad.

1/40 w. Gr.

Spuren dafür gefunden haben, daß dies ſchon in der Spätzeit der Antike geſchehen ſei; ſehr möglich iſt, daß man bereits zur Zeit des longobardiſchen Königtumes Zimmeröfen baute und daß der Verfaſſer des Planes von St. Gallen Öfen gekannt hat. Jedenfalls behält der Ofen bis in ſpäte Zeit des Mittelalters die ſchlichteſte Form des gemauerten Backofens, und von der anfangs nur zaghaft verſuchten Einführung dieſer recht ſchwerfälligen Heizvorrichtung ſtammt wohl die ſpäter allgemeine Sitte ab, Öfen nicht vom zu heizenden Raume aus, ſondern von außen her zu befeuern. In abgelegenen Gegenden, vor allem in Tirol, finden ſich noch heute ſolche aus Steinen gebaute und äußerlich dünn mit Kalk überputzte Öfen, oft in der niedrigen Form eines Koffers mit gewölbtem Deckel, gelegentlich auch durch Geſimſe gegliedert. Zur ſchnelleren Wärmeübertragung ſetzte man dann in die feſten Wände des Heizraumes hier und da Töpfe ein, ſo daß deren Böden allein den Abſchluß der Feuerluft gegen das Zimmer bilden. Solche Töpfe ſind zunächſt rund; dann finden ſich ſolche mit viereckig verdrücktem oberen Rand (Fig. 434[322]), in denen ſich auch wohl die erſten Spuren von Verzierung in Geſtalt einer dem runden Boden aufgedrückten Roſette zeigt. Erſt hieraus entwickelte ſich die Form der eigentlichen viereckigen Kacheln mit regelrecht abgeſetztem Rand, welche ohne Zuhilfenahme von Füllmauerwerk es ermöglichen, aus ihnen ganze Öfen in regelmäßigen Formen zuſammenzuſetzen. Noch lange blieb den mittelalterlichen Kacheln aus dieſer ihrer Entſtehungsgeſchichte die ſtarkvertiefte, niſchenartige Form zu eigen.

Fig. 434.



Topfkachel im Muſeum zu Danzig[322]).

Vollſtändige Öfen, welche nachweisbar einer beſtimmten Zeit des Mittelalters angehörten, ſind uns erſt aus dem XV. Jahrhundert erhalten; ſelbſt brauchbare Darſtellungen, aus denen Sicheres über Form und Herſtellung der Öfen auch nur vom Beginne des XV. Jahrhunderts erhalten wären, ſind uns bis jetzt nicht vorgekommen. Einzelne Kacheln jedoch, welche bis in die Frühzeit des XIV. Jahrhunderts, vielleicht ſelbſt in das XIII. zurückgehen, ſind erhalten geblieben. In Fig. 435 bis 438 geben wir einzelne auf der 1399 zerſtörten Burg Tannenberg in Heſſen ausgegrabene Kacheln aus dem Muſeum zu Darmſtadt, welche dem Beginn des XIV. Jahrhunderts entſtammen mögen. Sie ſind wie Krüge aus freier Hand geformt, dann in zwei Teile geſchnitten und an einen aus einer Form gepreßten durchbrochenen vorderen Rahmen gedrückt und verſchieden glaſiert. Auf dieſe Weiſe war es möglich, wenn ſie mit Lehm zu einem runden oder quadratiſchen Körper aufgemauert waren, eine Wand von ziemlicher Stärke zu erhalten und doch eine recht große Heizoberfläche zu bieten. Die dünnen Teile dieſer Wand, die Tiefen der Kachelniſchen, erwärmten ſich bald; die dicken beim Zuſammenſtoß zweier Kacheln hielten die Wärme lange an, und da man die Öfen groß genug baute, ſo wärmten ſie auch entſprechend. In ſolcher Weiſe wurden die Kacheln bis zum Schluſſe des XV. Jahrhunderts angefertigt, und die Meiſter ließen bei Verwendung der vorrätig gehaltenen Kacheln ihrer Phantaſie freien Spielraum. Sie bauten Türme mit Vor- und Rückſprüngen, viereckigen, runden, ſechs- und achtſeitigen Teilen zwiſcheneinander.

339. Kachelöfen.

Fig. 439 gibt eine Kachel, welche zu einem Ofen im Lorenzer Pfarrhofe zu Nürnberg gehörte, an welchem durch mehrere eingezogene Reihen ſolcher Kacheln

322) Nach Skizze des Verfaſſers.

übereinander eine Turmſpitze aufgemauert iſt. Fig. 440 zeigt eine Kachel zur Herſtellung einer Ausladung und Fig. 441 eine Bekrönungskachel; beide ſind einem Nürnberger Ofen entnommen. Aus Tirol ſtammen die beiden Kacheln in Fig. 444

Fig. 435.



Fig. 436.

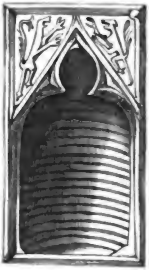


Fig. 437.



Fig. 438.



Kacheln von der Burg Tannenberg.
(XIV. Jahrh.)

u. 445 mit dem Wappen von Tirol und Öſterreich geſchmückt. Von einem Ofen aus der Sakriſtei der St. Stefanskirche zu Wien rührt die in Fig. 446 dargeſtellte Kachel her. Württembergiſch, wie Horn und Geweih zeigen, iſt die Kachel in Fig. 442, welche zur Herſtellung einer Hohlkehle diente. Sehr charakteriſtiſch erläutert die

Fig. 439.



Fig. 440.



Fig. 441.



Fig. 442.



Fig. 443.

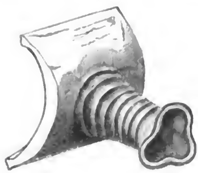


Fig. 444.



Fig. 445.

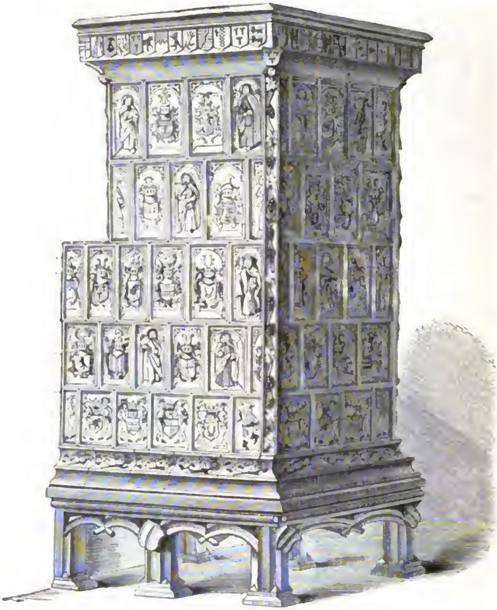


Fig. 446.



Rückſeite dieſer Kachel (Fig. 443) den Aufbau ſolcher Öfen. Der dünne Abſatz befeſtigte die einzelne Kachel im Wandkörper des Ofens, und je nachdem man durch Unterlegen von Ziegeltrümmern dieſen Anſatz hob oder ſenkte, konnte man eine Fuß- oder Geſimsausladung aus einer Reihe ſolcher Kacheln darſtellen. Verſchiedenfarbige Glaſur der Kacheln, die Mehrzahl grün, andere aber gelb und

Fig. 447.



Ofen aus dem Rathaus zu Ochſenfurt.
(Im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg aufgeſtellt.)

rotbraun, findet ſich ſchon bei den Tannenberger und anderen älteren Kacheln. Mehrfarbig bunte Glaſur der einzelnen Kacheln ſcheint erſt am Schluſſe des XV. Jahrhunderts aufzutreten. Aus ſolchen ganz bunten Kacheln iſt der kleine Ofen auf einem ſandſteinernen Unterſatze aufgemauert, welcher in Fig. 447 dargeſtellt iſt; er befand ſich im Rathauſe zu Ochſenfurt und ſteht jetzt im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg. Bemerkenswert iſt an ihm, daß die Kacheln nicht mehr

niſchenförmig, ſondern flach ſind, wie dies zum Teile auch bei dem berühmten Prachtofen im goldenen Saal der Hohenſalzburg der Fall iſt. Wir geben auch dieſen in Fig. 448[323]) wieder, weil er noch beſſer als der vorhergehende den großen Reichtum der Erfindung kennzeichnet, den man auf ſolche Nebenſtücke künſtleriſcher Ausſtattung verwandte.

Fig. 448.



Ofen im goldenen Saal der Feſte Hohenſalzburg[323]).

[323]) Nach Schmidt, O., a. a. O.

IV.

Kleinere Architekturwerke.

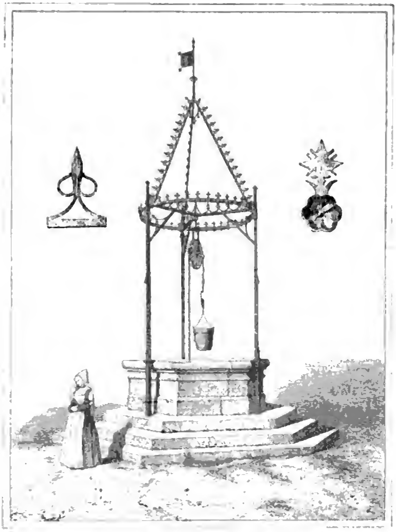
13. Kapitel.

Brunnen.

340.
Ziſternen und Brunnenſchächte.

Noch bleibt uns eine Reihe kleiner Zierbauten zu beſprechen, deren Zweck mit dem bürgerlichen Leben in Verbindung ſteht. Zunächſt ſind es die Brunnen. Uralt iſt die Anlage von Ziſternen, wo man ausſchließlich auf Regenwaſſer an-

Fig. 449.



Brunnen im Hoſpital zu Beaume[324]).

[324]) Nach: VERDIER & CATTOIS. *Architecture civile et domeſtique.* Paris 1855. Taf. 1.

gewiefen war, fowie das Graben von Schächten bis in folche Tiefe, daß fich darin nicht bloß das auf die Erde fallende Regenwaffer, fondern auch das unterirdifch fließende, aus Sand und Geftein fickernde Waffer fammelte. Die Zifternen find je nach der Menge des Waffers, welches gefammelt werden konnte und mußte, um bis zur nächften Regenzeit vorzuhalten, mehr oder weniger umfangreiche unterirdifche Bauten oder Höhlen, die man der Kühle wegen gern kellerartig unter dem Gebäude ausführte. Sie hatten oben eine Mündung, gleich den Schächten (fiehe Fig. 411, S. 338). Von dort wurde das Waffer gefchöpft. Dies gefchah während des Mittelalters mittels Eimern, welche hinabgelaffen wurden. Solche Brunnenfchächte mit Mündungen waren allenthalben in Städten und Dörfern auf freien Plätzen und Straßen, ebenfo wie in den Höfen der Wohnhäufer. Eine runde oder viereckige Brüftung umgab die Schachtöffnung. Bei den älteren Brunnen, wie fie fich z. B. in Venedig und fonft in Italien erhalten haben, find diefe Brüftungen oft reich mit Zieraten und figürlichen Bildhauerarbeiten gefchmückt und mit Vorliebe in der Form großer Säulenkapitelle ausgebildet. Da ließ man einfach den Eimer aus freier Hand an einer Kette oder einem Stricke über den Rand hinab und zog ihn gefüllt ebenfo wieder in die Höhe. Wir haben wohl anzunehmen, daß dies bei uns nicht anders war als in Italien. Es hatte aber diefes Verfahren feine Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten; man kam daher auf den Gedanken, zwei Pfeiler zu den Seiten des Brunnens zu errichten, diefe durch ein Überlagsholz miteinander zu verbinden, an die Unterfeite des letzteren eine Rolle anzuhängen, über die eine Kette mit zwei Eimern lief, und fodann einen Eimer als Gegengewicht für den anderen zu benutzen, da fie doch ein gewiffes Gewicht haben mußten, um unten in das Waffer einzutauchen. Während der eine gefüllt heraufgezogen wurde, ging der andere zum Füllen hinab, und fo war zugleich Zeit zu erfparen. Derartige Brunnen konnte fich jeder nur einigermaßen Wohlhabende im eigenen Haufe herftellen, und es finden fich folche auch, wenigftens im fpäteren Mittelalter, in jedem größeren Haufe, wenn nicht je zwei Nachbarn fich vereinigten, um in der Mauer, die ihre Grundftücke trennte, einen gemeinfamen Brunnen anzulegen (fiehe die Tafel bei

Fig. 450.

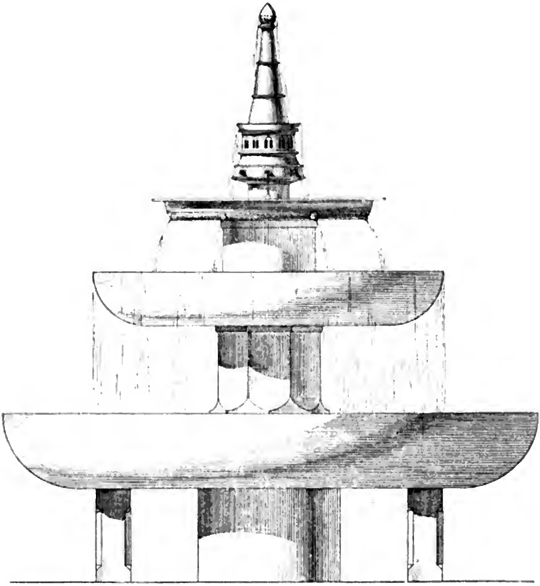


Marktbrunnen zu Braunfchweig[323]).

[323]) Nach: Baudenkmäler der Stadt Braunfchweig. Braunfchweig 1901.

S. 162). Es entwickelten ſich hieraus auch reichere Formen, indem man den Holzbalken etwa durch einen Steinbalken erſetzte, wie ſich dies z. B. an einem reizenden Brunnen aus Montréal (Yonne[326]) zeigt. Auch Löſungen auf drei Stützen mit reicherem Überbau kommen vor. Schließlich bemächtigten ſich die Kunſtſchmiede der dankbaren Aufgabe und ſtellten die Rollenträger portalartig oder in Form eines runden Unterbaues aus Eiſen zierlich und feſſelnd her. Ein Beiſpiel

Fig. 451.



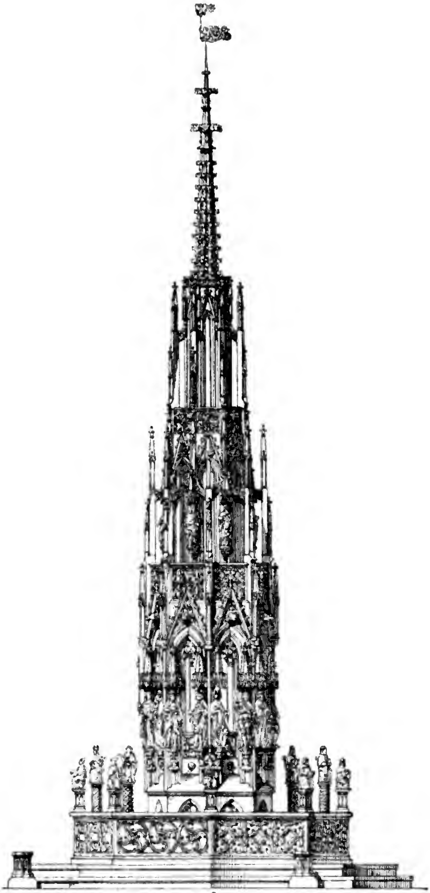
Brunnen im Kloſter Maulbronn.
1/25 w. Gr.

aus dem Hoſpital in Beaune bringen wir nach *Verdier* und *Cattois* in ihrem mehrfach angeführten Werke in Fig. 449[324]).

341. Lauf-brunnen. Es hatte ſich aber auch von den Römern her die Uberlieferung erhalten, Quellen zu faſſen und das Waſſer in Röhren zu leiten und an beſtimmten Stellen alsdann ausfließen zu laſſen, wo man laufende Brunnen errichtete. Solche fließende Brunnen finden ſich dann auf öffentlichen Plätzen und in Höfen, in Gärten,

[326]) Vergl.: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VII, S. 569.

Fig. 452.



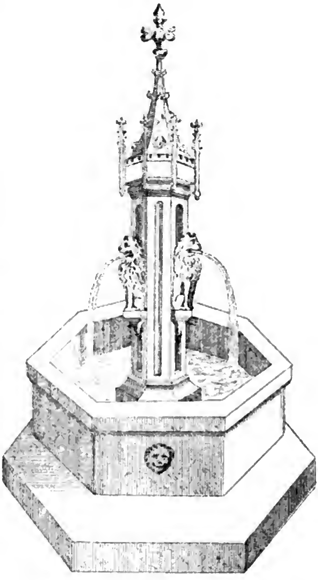
Schöner Brunnen zu Nürnberg[327]).

$^1/_{100}$ w. Gr.

wie in geschlossenen Räumen, z. B. in den obenerwähnten Brunnenhäusern der Klöster.

Sie gaben zur Errichtuug von Werken Veranlassung, welche teilweise große künstlerische Bedeutung haben. Sehr mannigfaltig sind dabei die Formen, welche man für die immer gleiche Aufgabe fand. Bald waren es Nischen in Futtermauern, aus denen man das Wasser in ein vorgelegtes Becken sprudeln ließ, wie wir dies in aufwändiger Ausführung in Schwäbisch-Hall finden. Dort bildet eine reich mit Figuren und Nischen geschmückte Wand den Marktbrunnen mit mehreren Ausgüssen nebeneinander; vor ihr befindet sich ein großes, viereckiges Wasserbecken, welches zum Tränken des Viehes bestimmt ist; eine ungewöhnlich zierlich ausgebildete Prangersäule schließt die ganze Anordnung an der rechten, freistehenden Seite ab. — Manchmal auch errichtete man, wie an der berühmten Fonte Gaya in Siena schwere gewölbte Hallen über dem Wasserbecken. — Eine sehr bezeichnende Form aus dem Jahre 1497 sieht man in Kuttenberg in Böhmen. Dort bildete den Kern des Brunnens ein freistehendes, mächtiges Becken von etwa 10,00 m Durchmesser mit etwa 4,00 m hohen, mit reichem Maßwerk und Strebepfeilern verzierten Seitenwänden, offenbar bestimmt, in trockener Zeit oder im Falle der Belagerung einen Wasservorrat aufzubewahren. An seinem hohen Sockel sind dann ringsherum Auslässe zum Abzapfen des Wassers angebracht. — Weitaus am häufigsten bestand aber die Anlage aus einem Mittelschaft, um den herum ein oder mehrere Wasserbecken lagen. Einer der ältesten erhaltenen in Deutschland ist der Marktbrunnen in Goslar mit zwei Bronzeschalen übereinander, der Mittelteil reich in Bleiguß hergestellt und turmartig auf derbem Sockel aufragend. Mit drei Schalen außer dem unteren Becken finden wir einen der schönsten auf dem Marktplatz in Braunschweig stehend (Fig. 450[325]), der aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts stammt. Auch der Laufbrunnen im Kreuzgange von Maulbronn (Fig. 451), ebenfalls noch aus dem XIV. Jahrhundert, besitzt drei Becken übereinander (vergl. auch Fig. 49, S. 56). — In späterer Zeit beschränkte man sich ganz allgemein auf ein Becken, das für Feuerlöschzwecke

Fig. 453.



Handzeichnung eines Brunnens vom Schlusse des XV. Jahrhunderts.

jederzeit genügend Waſſervorrat bot; nur die Mittelſäule bildete man durch reiche Krönung mit Architektur und figürlichem Schmuck möglichſt gediegen aus. Zu dieſer Art gehören die Brunnen zu Baſel, Ulm, Eßlingen uſw., die im XV. Jahrhundert errichtet wurden. Vielleicht der berühmteſte, jedenfalls der großartigſte von allen iſt der am Schluſſe des XIV. Jahrhunderts auf dem Marktplatz in Nürnberg errichtete „Schöne Brunnen“, eine architektoniſch reichgegliederte Spitzſäule von 20,00 m Höhe, deren prächtige Wirkung durch lebhafte Bemalung und Vergoldung der Zierteile noch weſentlich gehoben wird (Fig. 452[327]).

Auch auf Zeichnungen, Stichen und Gemälden, welche uns aus dem Mittelalter erhalten ſind, kommen bemerkenswerte Darſtellungen von Brunnen vor. Fig. 453 gibt einen ſolchen architektoniſch ausgebildeten, mit waſſerſpeienden Löwen geſchmückten Brunnen, nach einer farbig getuſchten Handzeichnung vom Schluſſe des XV. Jahrhunderts im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg. Er iſt in Stein, der Mittelteil vielleicht in Bronze gedacht; doch gibt die Zeichnung nach mittelalterlicher Weiſe nicht die genaue Formbildung an. Indeſſen wird der kundige Architekt ihn leicht in den richtigen Formen aufzeichnen. Das Blatt trägt die gleichzeitige handſchriftliche Bezeichnung „der alte ſchöne Brunnen“. Mit jenem zu Nürnberg, welcher die gleiche Bezeichnung führt, iſt er aber wohl nicht mit Sicherheit in Verbindung zu bringen.

Fig. 454.

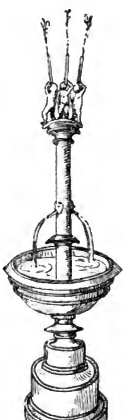
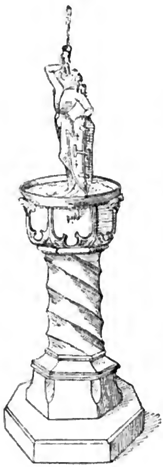


Fig. 455.



Zeichnungen von Brunnen im „Hausbuch“[328]).

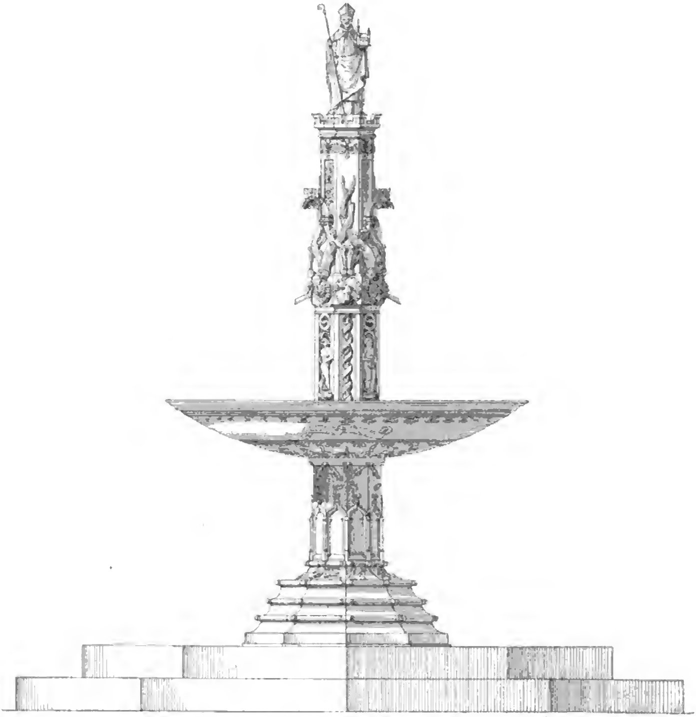
Das ſog. mittelalterliche „Hausbuch“, eine Bilderhandſchrift im Beſitze des *Fürſten von Waldburg-Wolfegg* vom Schluſſe des XV. Jahrhunderts, enthält ferner auf Bl. 19a u. 24b in zwei Darſtellungen von Gärten die beiden in Fig. 454 u. 455[328]) abgebildeten Brunnen. Der letztere hat einen ſteinernen Unterbau, einem Weihwaſſerbecken nicht unähnlich, aber größer; nach den auf dem Bilde erſcheinenden Figuren haben wir für ihn eine Höhe von etwa 2,00 m vorauszuſetzen. Das Figürchen, welches das Waſſer in die Höhe ſpritzt, iſt als Bronzeguß zu denken und eine Höhe von 1,00 m dafür anzunehmen. Etwas kleiner haben wir uns dagegen das erſte Brünnchen zu denken, vielleicht im ganzen 2,25 m hoch, aber aus Bronzeguß hergeſtellt, die drei Kinderfigürchen nur etwa 25 cm hoch.

327) Nach Zeichnung von P. RITTER, Text von R. BERGAU in: Zeitſchr. f. Bauw. 1871, S. 217, 343 u. Taf. 44, 45.

328) Vergl.: Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandſchrift des XV. Jahrhunderts. Mit einer Vorrede von Dr. A. ESSENWEIN. Frankfurt a. M. 1887.

Ähnlich in den Maßen ist der kleine bronzene Brunnen in St. Wolfgang (Oberösterreich), welcher in Fig. 456[329]) abgebildet ist. Er hat ohne die steinernen Stufen eine Gesamthöhe von 2,90 m; Löwenköpfe, wie solche überhaupt, nebst

Fig. 456.

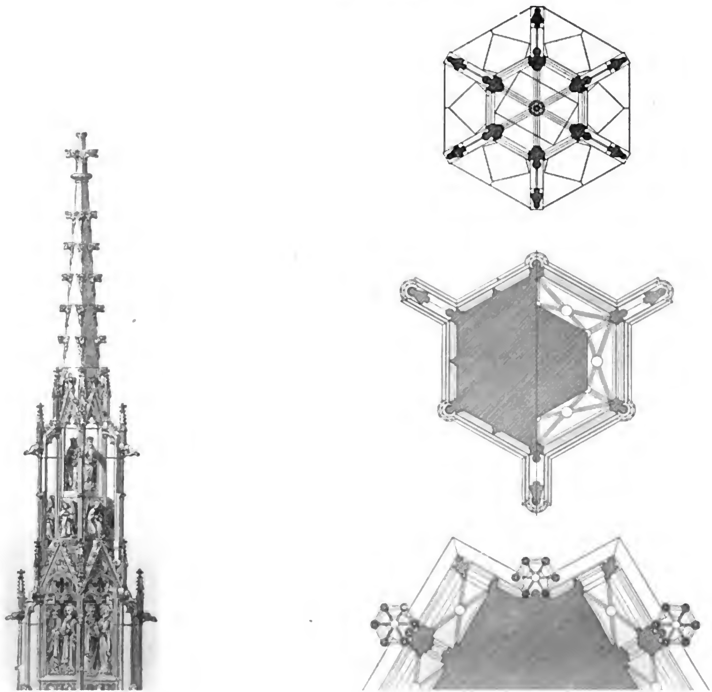


Bronzebrunnen zu St. Wolfgang[329]).
1/30 w. Gr.

anderen phantastischen Tierköpfen, der altklassischen Überlieferung folgend, das ganze Mittelalter hindurch als Ausgüsse dienten, gießen auch hier das Wasser in die Schale.

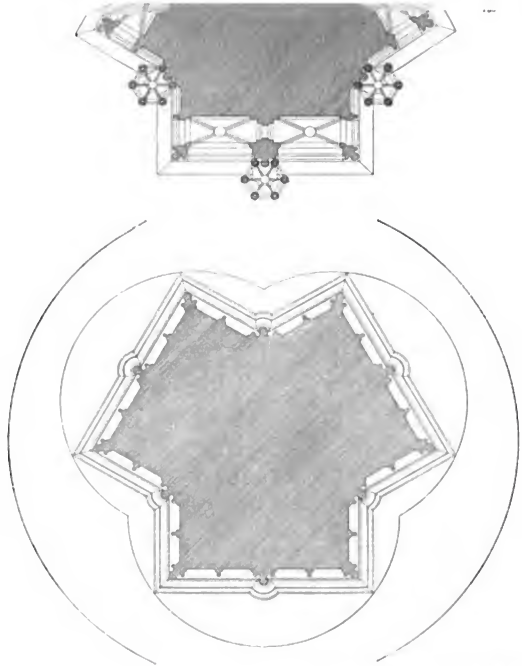
[329]) Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Zu S. 377.





$^1/_{100}$ w. Gr.



Denkſäule

zu

Wiener-Neuſtadt.

Handbuch der Architektur. II. 4, b. (2. Aufl.)

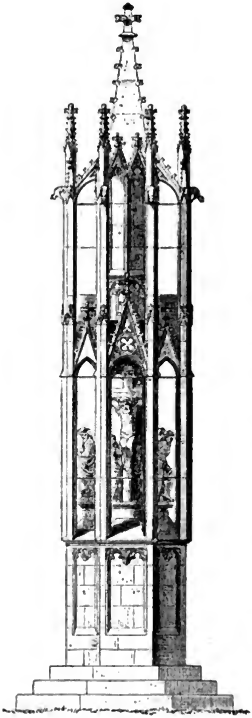
Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

14. Kapitel.

Denkſäulen und Kreuze.

Andere kleine Bauwerke bilden die Denkſäulen, welche da und dort auf den Straßen und Plätzen der Städte, aber auch außerhalb ihrer an den Landſtraßen errichtet, und von denen manche uns erhalten geblieben ſind. Sie ſtimmen alle darin überein, daß ſie entweder an ein beſtimmtes Ereignis erinnern oder die Bedeutung des Punktes, auf welchem ſie ſtehen, dem Vorübergehenden klar machen ſollen. In älteſter Zeit ſcheint es vorzugsweiſe ein Kreuz geweſen zu ſein, welches man da und dort auf dem Kapitell einer mehr oder weniger hohen Säule aufrichtete. Ein ſolches Kreuz ſteht noch auf dem Marktplatze zu Trier. Kreuze waren es auch, welche auf der Straße von Paris nach St.-Denis an jenen Stellen errichtet wurden, an denen König *Philipp der Kühne* Halt machte, als er auf eigenen Schultern die Reſte ſeines Vorgängers, des heiligen *Ludwig*, nach St.-Denis trug. 342. Denkſäulen.

Fig. 457.



Spinnerin am Kreuz bei Wien[329]).
1/100 w. Gr.

Später, mit der Ausbildung des gotiſchen Stils, traten reich durchgebildete turmartige Fialenbauten, den Strebepfeileraufſätzen an den Kirchen entſprechend, an Stelle der Säulen. Die Kreuzblume, welche das Ganze krönte, kann dabei als die Andeutung des früher die Hauptſache bildenden Kreuzes angeſehen werden. Ganz im Sinne jener Strebepfeilerausbildungen trat reicher Figurenſchmuck hinzu. Die ſchönſte, in den beſten Verhältniſſen durchgebildete Denkſäule ſolcher Art iſt jene bei Godesberg, unweit Bonn, welche unter dem Namen Hochkreuz bekannt iſt. Man darf wohl annehmen, daß ſie die Grenze des ſtädtiſchen Gebietes bezeichnete. Die gleiche Bedeutung hatte auch jene Denkſäule, die unter dem Namen „Spinnerin am Kreuze“ außerhalb Wiens ſteht (Fig. 457[329]); ſie iſt ein monumentaler Grenzſtein. Die reichſte Ausbildung wohl hat die bei Wiener-Neuſtadt ſtehende, auf dreiſeitigem Grundriſſe aufgebaute Denkſäule, welche dem Schluſſe des XIV. Jahrhunderts angehört, vielleicht ſchon in den Beginn des XV. hineinreicht. Der auf der nebenſtehenden Tafel (im Maßſtabe von 1:100) gegebenen Anſicht der faſt 22,00 m hohen Säule geben wir in 4 Plänen 5 wagrechte Schnitte bei, aus welchen zu erſehen iſt, wie ſich die

Architektur von unten nach oben entwickelt. — Die Zderadſäule in Brünn (Fig. 458[329]) iſt weſentlich kleiner und einfacher, in ihrer oberen Auflöſung keineswegs ſchön.

343. Kreuze.

Das Kreuz ſelbſt behielt aber neben dieſen architektoniſchen Bildungen ſeine Bedeutung. Wie man durch ſeine Errichtung die Stelle heiligen wollte, wie man in dem Zeichen, welches von jedermann begrüßt wurde, die ſicherſte Bürgſchaft dafür hatte, daß der Punkt nicht verrückt, daß die Erinnerung an die Bedeutung dauernd feſtgehalten werde, wie man deshalb auch mit den architektoniſchen Gebilden Heiligenfiguren, Darſtellungen aus dem Leben Chriſti verwendete, um zur Verrichtung eines Gebetes einzuladen, ſo blieb zu allen Zeiten, auch noch im ſpäteren Mittelalter, das Kreuz ſelbſt die geeignetſte Form des Denkſteines. Wir geben in Fig. 459[330]) ein ſolches aus Belpech, welches mit ſeinem Stufenunterbau eine Höhe von 5,35 m hat, auf der Vorderſeite eine Kruzifixgruppe und auf der Rückſeite die heilige Jungfrau zeigt.

Fig. 458.



Zderadſäule zu Brünn[329]).
1/100 w. Gr.

344. Bildſtöcke uſw.

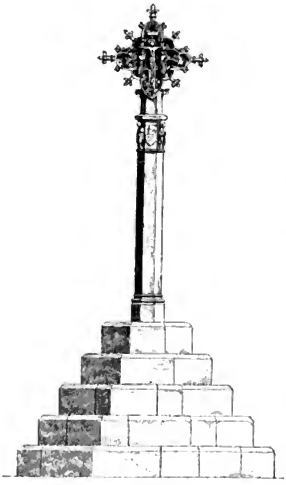
Neben der Bezeichnung der Gemarkungsgrenzen, welcher die vorbehandelten Säulen als öffentliche Denkmäler dienten, gab es aber noch Denkſteine anderer Art. Groß iſt die Zahl kleinerer Säulen, welche heute noch, nachdem ſo viele ſchon verſchwunden ſind, unter den Namen „Bildſtock", „Marterkreuz" und dergl., in verſchiedenartiger künſtleriſcher Geſtaltung, mitunter aber auch als rohe, in die Erde gegrabene Kreuze an den Landſtraßen ſtehen. Sie bezeichnen meiſt die Orte, wo irgend ein Unglücksfall ſich ereignet oder ein Verbrechen ſtattgefunden hat, und ſind teilweiſe von dem Schuldigen als Zeichen der Sühne errichtet oder von dem Geretteten als Zeichen des Dankes gegen Gott aufgeſtellt, oder von den Angehörigen oder den Freunden des Verunglückten, um das Gebet der Vorübergehenden für ihn zu erbitten. Es ſind, abgeſehen von hölzernen, ſehr vergänglichen Erinnerungszeichen, mehr oder weniger einfache Steinſäulen, die einen nach zwei oder auch vier Seiten ausladenden Aufſatz tragen. Dieſer iſt entweder baldachinartig gebildet, ſo daß er eine Figurengruppe aufnimmt, oder er enthält, mit Niſchen verſehen, einzelne Heilige, oder er iſt endlich auf jeder Seite mit Reliefdarſtellungen geſchmückt. Die ſpätere Gotik war unerſchöpflich in Ausbildung immer neuer Motive; insbeſondere das Land Franken iſt überreich an dieſen kleinen Denkmalen volkstümlicher Kunſtpflege.

Eine beſondere Gruppe dieſer Denkſäulen bilden die Rolandbilder, welche nach einem noch nicht völlig klargeſtellten Vorgange im XV. Jahrhundert aus der Darſtellung von Spielfiguren, wie ſie zum Lanzenſtechen dienten, die Bedeutung als Zeichen der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit gewannen und in Deutſchland vielfach

330) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. IV, 1860. S. 439.

vor den Rathäufern ftanden. Bei ihnen trat die Ritterfigur der Architektur gegenüber mehr hervor, als dies bei den kleinen Heiligenbildern, an den Flurfäulen oder Martern der Fall ift. Das bekanntefte und wahrfcheinlich das ältefte von allen ift jenes zu Bremen aus der erften Hälfte des XV. Jahrhunderts, bei welchem allerdings die Architektur der Säule felbft fehr verftümmelt ift; die Kleinheit der Durchbildung, welche die Architektur des Baldachins zeigt, der unmittelbar oberhalb der riefigen Figur erhalten ift, gibt den Maßftab, in welchem wir uns die Spitze entwickelt denken können. Diefe muß auf eine weitere Höhe von allermindeftens 6,00 m berechnet werden, fo daß anzunehmen ift, die Gefamthöhe habe jener des fchönen Brunnens zu Nürnberg wenig nachgeftanden.

Fig. 459.



Kreuz zu Belpech[330]).
1/50 w. Gr.

345. Andere Rechtsdenkmäler

Sind diefe Rolandsfäulen Rechtsdenkmäler, fo haben wir deren noch andere hier zu erwähnen. Die unbedingte Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen brachte es mit fich, daß an manchen Orten, auch als längft der offene Palas zum gefchloffenen Saale geworden, Gerichte unter freiem Himmel gehegt wurden. Eine folche Stelle, wo unter freiem Himmel Recht gefprochen wurde, mag der fog. Königsftuhl zu Rhenfe am Rhein gewefen fein: ein auf Pfeilern gewölbter achtfeitiger Hallenbau mit oberer, durch eine gemauerte Brüftung umzogener Plattform, zu der eine ebenfalls gemauerte Treppe hinaufführt.

Ein anderes Rechtsdenkmal ift der Pranger, von welchen wir ein Beifpiel fchon erwähnten: die gotifche, mit Baldachinen gefchmückte fteinerne Säule an der Ecke des Marktbrunnens zu Schwäbifch-Hall, welche zur Ausftellung von Verbrechern diente und diefen die Ehre unverdienter Verherrlichung durch reiche Schmuckarchitektur erwies.

Eine ganze Anzahl folcher Pranger- oder Staupfäulen ift aus dem Mittelalter erhalten, z. B. in Breslau, Pofen ufw.; aber fie find durchweg von einfacherer Art.

Schlußbetrachtung.

Wir haben im vorftehenden verfucht, einen Überblick über das reiche Gebiet des mittelalterlichen Wohnbaues zu geben; aber wir wollen uns nicht verhehlen, daß die Art des Stoffes mehr noch wie auf anderen Gebieten es erfchwert, aus folcher Zufammenfaffung allein ein zutreffendes Bild zu gewinnen.

Auf unserem Gebiete wirken neben den großen allgemeinen Zügen, die wir zu betonen bemüht gewesen sind, die Eigenart der Landschaften und Völker, ja des einzelnen Bauherrn unvergleichlich mehr auf die Entwickelung ein, als im Kirchenbau oder im Wehrbau. Die Folge davon ist eine Fülle der Erscheinungen und Richtungen, die, im einzelnen sich miteinander verflechtend und vermischend, oft in hohem Grade verwirrend wirken und zu eingehender Schilderung das Vielfache des uns zur Verfügung stehenden Raumes erfordern würden. So haben wir uns überall auf das Anführen weniger Proben und Anregungen beschränken müssen, wobei aus naheliegenden Gründen die deutsche Entwickelung vor allem berücksichtigt wurde. Es liegt in der Natur solcher Darstellung, daß dabei reichere Beispiele, an welchen sich allerlei bezeichnende Züge gleichzeitig schildern lassen, bei der Auswahl bevorzugt werden müssen. Zur Ergänzung sei hier wenigstens darauf hingewiesen, daß die Mehrzahl der mittelalterlichen Wohnbauten ihre Wirkung in einfachen Verhältnissen findet und daß insbesondere dem Wesen des mittelalterlichen Städtebaues nichts ferner lag, als durch Häufung von Schmuck und auffallendem Zierat die Aufmerksamkeit von den großen Massen und Linien abzulenken. Dadurch, daß sich auf dem ruhigen Hintergrunde schlichter Werke hier und da eine reichere Lösung heraushob, wurde die ebenso vornehme wie malerische Eigenart des mittelalterlichen Profanbaues bedingt. Solche Wirkungen im Zusammenhang vorzuführen, lag außerhalb der uns hier gestellten Aufgabe. Um sie kennen zu lernen und ebenso, um in den unendlichen Reichtum des mittelalterlichen Wohnwesens einigermaßen einzudringen, dazu ist es nötig, über das Bücherstudium hinaus selbst sich mit den alten Bauten zu beschäftigen, mit eigenem Auge ihre Eigenart und ihren Zusammenhang zu erfassen. Wir sehen es grundsätzlich als ein durchaus unkünstlerisches Verfahren an, wenn versucht wird, Kunstmittel irgend welcher — auch modernster — Art auf Grund theoretischer Studien oder Veröffentlichungen nachzubilden, ohne ihre Wirkungen und Verwendungsweise aus eigener Anschauung zu kennen. Und wir glauben, so manche Schwächen heutiger Kunstübung, insbesondere die in vielen Fällen nicht zu leugnenden Mißerfolge historischer Stilanwendung zum guten Teile auf diese älteren Zeiten nicht bekannte Arbeitsweise zurückführen zu müssen. Um so mehr liegt es uns ob, am Schlusse unserer Erörterungen auf das unbefangene persönliche Studium der alten Werke, als die unerschöpfliche Quelle frischer künstlerischer Anregung, hinzuweisen. Es ist ein überaus reiches und fesselndes Gebiet, das gerade in den Werken des mittelalterlichen Wohnbaues noch zum guten Teile als Neuland vor uns liegt; niemand wird ohne Genuß und ohne künstlerische und wissenschaftliche Förderung sich mit ihm beschäftigen. Eine Einführung in die dabei für das Verständnis des Zusammenhanges grundlegenden Hauptzüge, nicht die Vorführung bequemer Vorbilder zur Nachahmung, das ist es, was die vorstehende Arbeit zu geben beabsichtigt.

Und so sei zum Schlusse die Hoffnung ausgesprochen, daß unsere Darlegungen so Manchem den Anstoß geben möchten zu regerer Anteilnahme an so vielen noch des weiteren Ausbaues bedürftigen Fragen künstlerischer, technischer und wissenschaftlicher Art, welche sich bei der Betrachtung mittelalterlichen Wohnbaues allenthalben aufdrängen.

Berichtigungen und Zufätze.

Zu S. 11, Abfatz 2 ift zu bemerken, daß die Bezeichnung des Kaminmantels mit dem Worte „Schornftein“ fich in Norddeutfchland landfchaftlich bis in neuere Zeit erhalten hat.

S. 88, Zeile 2 v. u.: Statt „Unterhaltungsquelle“ zu lefen „Unterhaltsquelle“.

S. 96, unter Fig. 88 u. 89: Statt „bei Klaufen“ zu lefen „bei Sterzing“.

S. 170, Zeile 9 v. u.: Statt „Fig. 189“ zu lefen „Fig. 187“.

Zu S. 229 bis 231: Die im Text gebrauchten Ausdrücke „Zinnober“, „Azurblau“, „Ultramarin“ follen nur die lebhafte Art der Tönung bezeichnen, nicht aber befagen, daß man diefe Farben, wie fie gerade waren, ungemifcht aufgetragen hätte. Diefe allerdings weitverbreitete Anficht entfpringt nur einer fehr oberflächlichen Kenntnis der alten Denkmäler; fie hat bei Wiederherftellungen und Neufchöpfungen fchon vieles verdorben. Gründliche Prüfung von unberührten alten Stücken lehrt, daß die alten Meifter auch in diefen Dingen ein fehr feines Gefühl gezeigt und den Glanz der Naturfarben zwar nicht gebrochen, diefe aber — vor allem das giftige Ultramarin — durch leichte Zufätze forgfältig zueinander geftimmt haben.

S. 244, unter Fig. 287: Statt „Neuftädter“ zu lefen „Altftädter“.

Zu S. 264, Schluß von Art. 247: Die Fenfter des Backfteinbaugebietes wurden, wenn man nicht für Verfammlungsfäle u. ä. fefte Verglafung verwendete, zur Aufnahme von Glasflügeln hergerichtet, indem man ein rechteckiges, verzimmertes Gerüft von Holzpfoften und Querriegeln fo in die Bogenöffnung einbaute, daß die Ausmauerung des meift flachbogigen Bogenfeldes auf deffen oberem Rähm aufruhte. Diefes hölzerne Pfoftenwerk von etwa 10 cm Breite und 12 cm Tiefe ift in der Regel fchlicht behandelt; doch finden fich gelegentlich auch reichprofilierte, mit Sockel- und Kapitellausbildung aufwändig gefchnitzte Beifpiele.

S. 324, S. 4 v. u.: Statt „zeitiger“ zu lefen „zeitlicher“.

Namen- und Sachverzeichnis.

(Die beigefügten Ziffern geben die Seitenzahlen an.)

E.

F.

G.

H.

I, J.

K.

N.

O.

P.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Verzeichnis der Textabbildungen.

DRITTER TEIL.

DIE HOCHBAUKONSTRUKTIONEN.

1. Band: **Konstruktionselemente** in Stein, Holz und Eisen. Von Geh. Regierungrat Prof. G. BARKHAUSEN, Hannover, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. HEINZERLING, Aachen und Geh. Baurat Prof. † E. MARX, Darmstadt. – **Fundamente.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Dritte Auflage. Preis: 15 Mark, in Halbfranz gebunden 18 Mark.

2. Band: **Raumbegrenzende Konstruktionen.**

Heft 1: **Wände und Wandöffnungen.** Von Geh. Baurat Prof. † E. MARX, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: 24 Mark, in Halbfranz gebunden 27 Mark.

Heft 2: **Einfriedigungen, Brüstungen und Geländer; Balkone, Altane und Erker.** Von Prof. † E. EWERBECK, Aachen und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. — **Gesimse.** Von Prof. † A. GÖLLER, Stuttgart. Zweite Auflage. Preis: 20 M., in Halbfranz geb. 23 M.

Heft 3, a: **Balkendecken.** Von Geh. Regierungsrat Prof. G. BARKHAUSEN, Hannover. Zweite Auflage. Preis: 15 Mark, in Halbfranz gebunden 18 Mark.

Heft 3, b: **Gewölbte Decken; verglaste Decken und Deckenlichter.** Von Geh. Hofrat Prof. C. KÖRNER, Braunschweig, Bau- und Betriebs-Inspektor A. SCHACHT, Celle und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Zweite Aufl. Preis: 24 Mark, in Halbfranz gebunden 27 Mark.

Heft 4: **Dächer;** Dachformen. Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. — Dachstuhlkonstruktionen. Von Geh. Baurat Prof. TH. LANDSBERG, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

Heft 5: **Dachdeckungen;** verglaste Dächer und Dachlichter; massive Steindächer, Nebenanlagen der Dächer. Von Geh. Baurat Prof. H. KOCH, Berlin, Geh. Baurat Prof. † E. MARX, Darmstadt und Geh. Oberbaurat L. SCHWERING, St. Johann a. d. Saar. Zweite Auflage. Preis: 26 Mark, in Halbfranz gebunden 29 Mark.

3. Band, Heft 1: **Fenster, Türen** und andere bewegliche Wandverschlüsse. Von Geh. Baurat Prof. H. KOCH, Berlin. Zweite Auflage.
Preis: 21 Mark, in Halbfranz gebunden 24 Mark.

Heft 2: **Anlagen zur Vermittelung des Verkehrs in den Gebäuden** (Treppen und innere Rampen; Aufzüge; Sprachrohre, Haus- und Zimmer-Telegraphen). Von Direktor † J. KRÄMER, Frankenhausen Kaiserl. Rat PH. MAYER, Wien, Baugewerkschullehrer O. SCHMIDT, Posen und Geh. Baurat Prof. Dr E. SCHMITT, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: 14 Mark, in Halbfranz gebunden 17 Mark.

Heft 3: **Ausbildung der Fußboden-, Wand- und Deckenflächen.** Von Geh. Baurat Prof. H. KOCH, Berlin. Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

4. Band: **Anlagen zur Versorgung der Gebäude mit Licht und Luft, Wärme und Wasser.** Versorgung der Gebäude mit Sonnenlicht und Sonnenwärme. Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. — Künstliche Beleuchtung der Räume. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. FISCHER, Hannover, Prof. Dr. F. FISCHER, Göttingen, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. KOHLRAUSCH, Hannover und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. — Heizung und Lüftung der Räume. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. H. FISCHER, Hannover. — Wasserversorgung der Gebäude. Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Dritte Auflage. Preis: 24 Mark, in Halbfranz gebunden 27 Mark.

5. Band, Heft 1: **Einrichtungen für Koch- und Wärmzwecke, Warmwasserbereitung und Heizung vom Küchenherd aus.** Von Architekt F. R. VOGEL, Hannover. Dritte Auflage.
Preis: 12 Mark, in Halbfranz gebunden 15 Mark.

Heft 2: **Entwässerung und Reinigung der Gebäude.** Einrichtungen hierzu. Einrichtungen zum Reinigen der Geräte, der Haushaltungen und der Wäsche, sowie des menschlichen Körpers. Aborte und Pissoire. Fortschaffung der menschlichen Ausscheidungen und der trockenen Auswurfstoffe der Haushaltungen aus den Gebäuden. Von Architekt F. R. VOGEL, Hannover und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Dritte Auflage. Preis: 32 Mark, in Halbfranz gebunden 35 Mark.

6. Band: **Sicherungen gegen Einbruch.** Von Geh. Baurat Prof. † E. MARX, Darmstadt und Geh. Baurat Prof. H. KOCH, Berlin. — **Anlagen zur Erzielung einer guten Akustik.** Von Stadtbaurat A. STURMHOEFEL, Berlin. — **Glockenstühle.** Von Geh. Rat Dr. C. KÖPCKE, Dresden. — **Sicherungen gegen Feuer, Blitzschlag, Bodensenkungen und Erderschütterungen; Stützmauern.** Von Baurat E. SPILLNER, Essen. — **Terrassen und Perrons, Freitreppen und äußere Rampen.** Von Prof. † E. EWERBECK, Aachen. — **Vordächer.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. — **Eisbehälter und Kühlanlagen mit künstlicher Kälteerzeugung.** Von Oberingenieur E. BRÜCKNER, Moskau und Baurat E. SPILLNER, Essen. Dritte Auflage. Preis: 14 Mark, in Halbfranz gebunden 17 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

HANDBUCH DER ARCHITEKTUR

VIERTER TEIL.

ENTWERFEN, ANLAGE UND EINRICHTUNG DER GEBÄUDE.

1. Halbband: **Architektonische Komposition.** Allgemeine Grundzüge Von Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt. — Proportionen in der Architektur. Von Prof. A. THIERSCH, München. — Anlage des Gebäudes. Von Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt. — Gestaltung der äußeren und inneren Architektur. Von Prof. J. BÜHLMANN, München. — Vorräume, Treppen-, Hof- und Saal-Anlagen. Von Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt und Stadtbaurat A. STURMHOEFEL, Berlin. Dritte Auflage.
Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

2. Halbband: **Gebäude für die Zwecke des Wohnens, des Handels und Verkehrs.**

Heft 1: **Wohnhäuser.** Von Geh. Hofrat Prof. † C. WEISSBACH, Dresden.
Preis: 21 Mark, in Halbfranz gebunden 24 Mark.

Heft 2: **Gebäude für Geschäfts- und Handelszwecke** (Geschäfts-, Kauf- und Warenhäuser, Gebäude für Banken und andere Geldinstitute, Passagen oder Galerien, Börsengebäude). Von Prof. † Dr. H. AUER, Bern, Architekt P. KICK, Berlin, Prof. K. ZAAR, Berlin und Dozent A. L. ZAAR, Berlin. Preis: 16 Mark, in Halbfranz gebunden 19 Mark.

Heft 3: **Gebäude für den Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst.** Von Geh. Baurat R. NEUMANN, Erfurt. Zweite Auflage. Preis: 10 Mark, in Halbfranz gebunden 13 Mark.

Heft 4: **Eisenbahnhochbauten.** Von Geh. Baurat A. RÜDELL, Berlin. In Vorbereitung.

3. Halbband: **Gebäude für die Zwecke der Landwirtschaft und der Lebensmittel-Versorgung.**

Heft 1: **Landwirtschaftliche Gebäude und verwandte Anlagen.** Von Prof. A. SCHUBERT, Kassel und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Zweite Auflage.
Preis: 12 Mark, in Halbfranz gebunden 15 Mark.

Heft 2: **Gebäude für Lebensmittel-Versorgung** (Schlachthöfe und Viehmärkte, Märkte für Lebensmittel; Märkte für Getreide; Märkte für Pferde und Hornvieh). Von Stadtbaurat † G. OSTHOFF, Berlin und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: In Halbfranz gebunden 19 Mark.

4. Halbband: **Gebäude für Erholungs-, Beherbergungs- und Vereinszwecke.**

Heft 1: **Schankstätten und Speisewirtschaften, Kaffeehäuser und Restaurants.** Von Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt und Geh. Baurat Prof. H. KOCH, Berlin. — **Volksküchen und Speiseanstalten für Arbeiter; Volkskaffeehäuser.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. — **Öffentliche Vergnügungsstätten.** Von Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt und Geh. Baurat Prof. H. KOCH, Berlin. — **Festhallen.** Von Geh.-Rat Prof. Dr. J. DURM, Karlsruhe. — **Gasthöfe höheren Ranges.** Von Geh. Baurat H. V. D. HUDE, Berlin. — **Gasthöfe niederen Ranges, Schlaf- und Herbergshäuser.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Dritte Auflage.
Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

Heft 2: **Baulichkeiten für Kur- und Badeorte.** Von Architekt † J. MYLIUS, Frankfurt a. M. und Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt. **Gebäude für Gesellschaften und Vereine.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT und Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt. — **Baulichkeiten für den Sport. Sonstige Baulichkeiten für Vergnügen und Erholung.** Von Geh.-Rat Prof. Dr. J. DURM, Karlsruhe, Architekt † J. LIEBLEIN, Frankfurt a. M., Oberbaurat Prof. R. V. REINHARDT, Stuttgart und Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt. Dritte Auflage. Preis: 15 Mark, in Halbfranz gebunden 18 Mark.

5. Halbband: **Gebäude für Heil- und sonstige Wohlfahrts-Anstalten.**

Heft 1: **Krankenhäuser.** Von Prof. F. O. KUHN, Berlin. Zweite Auflage.
Preis: 32 Mark, in Halbfranz gebunden 35 Mark.

Heft 2: **Verschiedene Heil- und Pflegeanstalten** (Irrenanstalten, Entbindungsanstalten, Heimstätten für Wöchnerinnen und für Schwangere, Sanatorien, Lungenheilstätten, Heimstätten für Genesende); **Versorgungs-, Pflege- und Zufluchtshäuser.** Von Geh. Baurat G. BEHNKE, Frankfurt a. M., Prof. K. HENRICI, Aachen, Architekt F. SANDER, Frankfurt a. M., Geh. Baurat W. VOIGES, Wiesbaden, Baurat H. WAGNER, Darmstadt, Geh. Oberbaurat V. V WELTZIEN, Darmstadt und Stadtbaurat Dr. K. WOLFF, Hannover. Zweite Auflage. Preis: 15 Mark, in Halbfranz gebunden 18 Mark.

Heft 3: **Bade- und Schwimm-Anstalten.** Von Geh. Hofbaurat Prof. F. GENZMER, Berlin.
Preis: In Halbfranz gebunden 18 Mark.

Heft 4: **Wasch- und Desinfektions-Anstalten.** Von Geh. Hofbaurat Prof. F. GENZMER, Berlin.
Preis: 9 Mark, in Halbfranz gebunden 12 Mark.

6. Halbband: **Gebäude für Erziehung, Wissenschaft und Kunst.**

Heft 1: **Niedere und höhere Schulen** (Schulbauwesen im allgemeinen; Volksschulen und andere niedere Schulen; niedere techn. Lehranstalten und gewerbl. Fachschulen; Gymnasien und Reallehranstalten, mittlere technische Lehranstalten, höhere Mädchenschulen, sonstige höhere Lehranstalten; Pensionate und Alumnate, Lehrer- und Lehrerinnenseminare, Turnanstalten). Von Geh. Baurat G. BEHNKE, Frankfurt a. M., Prof. K. HINTRÄGER, Gries, Oberbaurat Prof. † H. LANG, Karlsruhe, Architekt † O. LINDHEIMER, Frankfurt a. M., Geh. Bauräten Prof. Dr. E. SCHMITT und † Dr. H. WAGNER, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

Heft 2, a: **Hochschulen I** (Universitäten und Technische Hochschulen; Naturwissenschaftliche Institute). Von Geh. Oberbaurat H. EGGERT, Berlin, Baurat C. JUNK, Berlin, Geh. Hofrat Prof. C. KÖRNER, Braunschweig und Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: 24 Mark, in Halbfranz gebunden 27 Mark.

Heft 2, b: **Hochschulen II** (Universitäts-Kliniken, Technische Laboratorien; Sternwarten und andere Observatorien). Von Landbauinspektor P. MÜSSIGBRODT, Berlin, Oberbaudirektor † Dr. P. SPIEKER, Berlin und Geh. Regierungsrat † L. v. TIEDEMANN, Potsdam. Zweite Auflage. Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

Heft 3: **Künstler-Ateliers, Kunstakademien und Kunstgewerbeschulen; Konzerthäuser und Saalbauten.** Von Reg.-Baumeister C. SCHAUPERT, Nürnberg, Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt und Prof. C. WALTHER, Nürnberg. Preis: 15 Mark, in Halbfranz gebunden 18 Mark.

Heft 4: **Gebäude für Sammlungen und Ausstellungen** (Archive; Bibliotheken; Museen; Pflanzenhäuser; Aquarien; Ausstellungsbauten). Von Baurat F. JAFFÉ, Berlin, Baurat A. KORTÜM, Halle, Architekt † O. LINDHEIMER, Frankfurt a. M., Baurat R. OPFERMANN, Mainz, Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT und Baurat H. WAGNER, Darmstadt. Zweite Auflage. Preis: 32 Mark, in Halbfranz gebunden 35 Mark.

Heft 5: **Theater.** Von Baurat M. SEMPER, Hamburg. Preis: 27 Mark, in Halbfranz gebunden 30 Mark.

Heft 6: **Zirkus- und Hippodromgebäude.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt. Preis: 6 Mark, in Halbfranz gebunden 9 Mark.

7. Halbband: **Gebäude für Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung; Militärbauten.**

Heft 1: **Gebäude für Verwaltung und Rechtspflege** (Stadt- und Rathäuser; Gebäude für Ministerien, Botschaften und Gesandtschaften; Geschäftshäuser für Provinz- und Kreisbehörden; Geschäftshäuser für sonstige öffentliche und private Verwaltungen; Leichenschauhäuser; Gerichtshäuser; Straf- und Besserungsanstalten). Von Prof. F. BLUNTSCHLI, Zürich, Baurat A. KORTÜM, Halle, Prof. G. LASIUS, Zürich, Stadtbaurat † G. OSTHOFF, Berlin, Geh. Baurat Prof. Dr. E. SCHMITT, Darmstadt, Baurat F. SCHWECHTEN, Berlin, Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt und Baudirektor † TH. v. LANDAUER, Stuttgart. Zweite Auflage. Preis: 27 Mark, in Halbfranz gebunden 30 Mark.

Heft 2: **Parlaments- und Ständehäuser; Gebäude für militärische Zwecke.** Von Geh. Baurat Prof. Dr. P. WALLOT, Dresden, Geh. Baurat Prof. † Dr. H. WAGNER, Darmstadt und Oberstleutnant F. RICHTER, Dresden. Zweite Auflage. Preis: 12 Mark, in Halbfranz gebunden 15 Mark.

8. Halbband: **Kirchen, Denkmäler und Bestattungsanlagen.**

Heft 1: **Kirchen.** Von Geh. Hofrat Prof. Dr. C. GURLITT, Dresden. Preis: 32 Mark, in Halbfranz gebunden 35 Mark.

Heft 2, a: **Denkmäler I.** (Geschichte des Denkmales.) Von Architekt A. HOFMANN, Berlin. Preis: 15 Mark, in Halbfranz gebunden 18 Mark.

Heft 2, b: **Denkmäler II.** (Architektonische Denkmäler.) Von Architekt A. HOFMANN, Berlin. Preis: 24 Mark, in Halbfranz gebunden 27 Mark.

Heft 2, c: **Denkmäler III.** (Brunnen-Denkmäler. Figürliche Denkmäler. Einzelfragen der Denkmalkunst.) Von Architekt A. HOFMANN, Berlin. In Vorbereitung.

Heft 3: **Bestattungsanlagen.** Von Dr. techn. S. FAYANS, Wien. Preis: 18 Mark, in Halbfranz gebunden 21 Mark.

9. Halbband: **Der Städtebau.** Von Ober- und Geh. Baurat Dr. J. STÜBBEN, Berlin. Zweite Auflage. Preis: 32 Mark, in Halbfranz gebunden 35 Mark.

10. Halbband: **Die Garten-Architektur.** Von Baurat A. LAMBERT und Architekt E. STAHL, Stuttgart. Preis: 8 Mark, in Halbfranz gebunden 11 Mark.

Das »Handbuch der Architektur« ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen, welche auf Verlangen auch einzelne Bände zur Ansicht vorlegen. Die meisten Buchhandlungen liefern das »Handbuch der Architektur« auf Verlangen sofort vollständig, soweit erschienen, oder eine beliebige Auswahl von Bänden, Halbbänden und Heften auch gegen monatliche Teilzahlungen. Die Verlagshandlung ist auf Wunsch bereit, solche Handlungen nachzuweisen.

Leipzig, im April 1908. Alfred Kröner Verlag.

Handbuch der Architektur

Alphabetisches Sachregister.

HANDBUCH DER ARCHITEKTUR

HANDBUCH DER ARCHITEKTUR

HANDBUCH DER ARCHITEKTUR

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

12